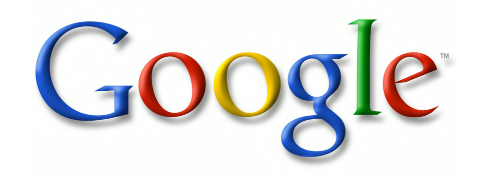
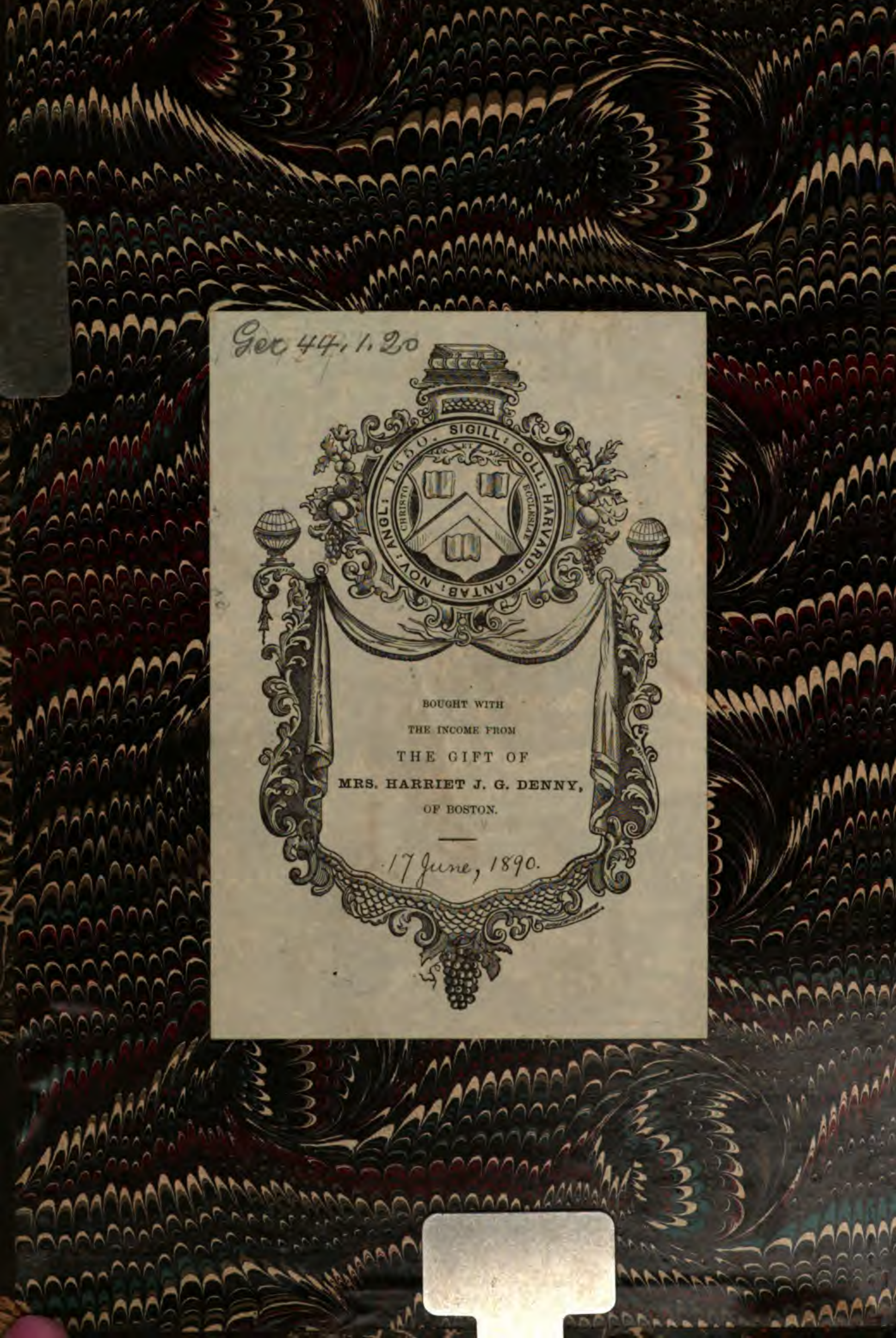








Geo 44.1.20
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXXXVII.

MIT 6 TAFELN UND 13 ABBILDUNGEN IM TEXT.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1889.

# Inhalts-Verzeichniss.

## I. Geschichte und Denkmäler.



## II. Litteratur.

Seite

## III. Berichte.



## IV. Miscellen.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## 1. Asklepios und die Eleusinischen Gottheiten.

Von

**Heinrich Ludwig Urlichs.**

Mit Tafeln I und II.

Die Cultvereinigung der Demeter und Kore mit Asklepios am Südfusse der Akropolis zu Athen, die ihre Begründung in dem jenen Gottheiten gemeinsamen Feste der Epidaurien findet, hat U. Koehler[1]) erörtert und zugleich einen monumentalen Beleg gegeben[2]). Ein zweites Relief dieser Gattung wird hier zum ersten Male auf Taf. I veröffentlicht. Die Zeichnung desselben wird Fr. Studniczka verdankt. Das Relief setzt sich zusammen aus Sybel, Katalog der Skulpturen von Athen Nr. 4010 und 4026, endlich aus einem Bruchstücke, das bei Sybel nicht erwähnt zu sein scheint. Die zwei letzten Stücke hat Wolters hinzugefügt. Das Relief ist 0,95 m breit[3]). Der wichtigste Theil[4]) bildet den Rest eines Tempels, die eine Ante links ist beinahe unversehrt erhalten, rechts vorn das Bruchtheil einer Säule, endlich rechts unten im Hintergrunde das einer zweiten Ante, rechts oben der Rest eines Antencapitels und der Giebelschräge. Es lässt sich daraus der kleine Tempel wieder herstellen. Die Höhe desselben beträgt 0,65 m, die Breite der linken Nebenseite[5]) 0,23 m, diese trägt wieder einen Giebel. Endlich die Rückseite des ganzen Reliefs ist glatt, nur das Gebälk ist oben herumgeführt.

---

1) Athenische Mittheilungen II. S. 242 ff.

2) a. a. O. Taf. XVIII.

3) Die folgenden Bemerkungen werden der freundlichen Mittheilung von Fr. Studniczka verdankt.

4) Sybel Nr. 4010.

5) Taf. I links.

Bedeutend niedriger ist der an den Tempel sich anschliessende Theil des Reliefs (h. 0,485 m), desgleichen von geringerer Tiefe. Es ist eine Art Stoa mit Gebälk und Stirnziegel von einer Ante abgeschlossen. Die rechte Nebenseite (br. 0,11) ist auf Taf. I rechts abgebildet. Auf der Vorderseite des Reliefs erkennt man links eine Vereinigung von drei Gestalten, eine weibliche Gestalt sitzt auf einem Sessel und hält mit beiden Händen einen runden Gegenstand auf den Knieen. Im Hintergrunde ist die bekannte Gruppe des Asklepios und der Hygieia, unten sieht man durch den Mörtel[1]) die Schlange, die sich wohl sicher an dem jetzt nicht mehr sichtbaren Stabe des Heilgottes aufwickelte. Die sitzende Göttin ist Demeter, der Gegenstand in ihren Händen sicher keine Schale, denn die Stellung der Hände deutet an, dass er einen Deckel hat, auch scheint die Schwere desselben eine Stütze durch zwei Hände veranlasst zu haben. Nachträglich sehe ich, dass bereits Furtwängler, Sammlung Sabouroff zu Taf. XXXII der Annahme, dass der Gegenstand eine Schale sei, widersprochen hat, er erkennt den nämlichen Gegenstand, den man bisher Kornmaass nannte. Auch hierin bin ich mit ihm zusammengetroffen. Der dankenswerthe Hinweis auf O. Jahn's Abhandlung über die Cista Mystica[2]) belehrt darüber, dass dieses angebliche Kornmaass eben eine im Dienste der Demeter gebrauchte *κίστη* ist. Wir haben auf dem vorliegenden Relief zwei Kisten, die eine im Besitze der Gottheit, aus der anderen werden ihr gerade Gaben gebracht. Es mag dies seltsam erscheinen, erklärt sich aber daraus, dass die Kiste ein für Demeter typisches Attribut war, und deshalb konnte der Steinmetz eine zweite, ebenfalls typische Gestalt auf dem Relief anbringen.

Merkwürdig ist die Gruppirung der Götter, Demeter hat den Hauptgott der Cultstätte gleichsam aus der Herrschaft verdrängt, indem sie den ersten Platz einnimmt[3]). Für den Erfinder der Darstellung werden künstlerische Rücksichten maassgebend gewesen sein.

Kore fehlt. Der Steinmetz konnte sie nicht unterbringen, oder er brauchte für die Nebenseite eine Gestalt. Hier erscheint die Göttin in Flachrelief mit zwei Fackeln ähnlich wie bei Schoene, Griech. Reliefs Nr. 119, und wie die Fackelträgerin auf den archaeol. Zeitung

1) Derselbe sitzt an mehreren Stellen des Reliefs und konnte nicht entfernt werden; die Stellen sind durch Schraffirung bezeichnet.

2) Hermes 3. S. 317 ff. und besonders S. 327 ff.

3) Darnach ist die Darstellung Koehler's a. a. O. S. 244 zu berichtigen.

1880 Taf. 1 ff. veröffentlichten Reliefs. Die Darstellung der Göttin ist der besten Zeit der griechischen Kunst würdig, sie ist im Stile verwandt mit der Eirene des Kephisodot und den Karyatiden vom Erechtheion zu Athen[1]). Leider reicht das Material nicht aus, diese Darstellung der Göttin auf ein bekanntes statuarisches Werk zurückzuführen.

Durch die Darstellung der Kore auf der Nebenseite wird der Vermuthung, dass in der Vorderseite Demeter sitzt, eine Stütze gegeben.

Die rechte Nebenseite trägt, ebenfalls in Flachrelief, eine Pansherme. Diese dekorative Verzierung ist mehr als ein blosser Zufall: Die enge Cultvereinigung aller jener Gottheiten ist bekannt[2]), sie hat ihre Begründung in der gemeinsamen Bedeutung derselben als Götter der Fruchtbarkeit und der heilenden Kraft. Doch auf dem vorstehenden Relief lässt sich die Vereinigung noch einfacher erklären. Pan und die Nymphen wurden gleichfalls am Südfusse der Akropolis verehrt[3]). Dadurch gewinnen wir zugleich ein Beispiel dafür, dass Gottheiten, deren Cult an einem gemeinsamen Orte gefeiert wurde, auch dann auf Denkmälern gemeinsam dargestellt wurden, wenn sie auch nicht unmittelbar durch eine Feier alle zusammen verehrt wurden. Denn man muss daran festhalten, dass die Darstellung der Eleusinischen Gottheiten mit Asklepios durch das Fest der Epidaurien begründet war. Freilich wird wohl eine solche vereinte Darstellung mehrerer im Culte nicht unmittelbar verbundenen Gottheiten erst dann möglich sein, wenn die Bedeutung und der ursprüngliche Zusammenhang mehrerer Gottheiten an einer gemeinsamen Cultstätte nicht mehr lebendig waren.

Die Gottheiten erwarten in ihrem Tempel die Sterblichen, die betend und Gaben bringend herantreten. Es ist eine zahlreiche Familie, welche ihren Dank für die Genesung eines Angehörigen abstattet, eingerahmt von typischen Gestalten. Vorn schleppt ein Opferknabe ein Schwein herbei, hier sehr zerstört, aber auf anderen Dar-

---

1) Aehnlich ist die Haltung der Fackeln auf Darstellungen, welche die Hekate zeigen, so Arch. epigr. Mittheil. aus Oesterr. 4. Taf. III.

2) Michaelis Annali des Instituts 1863 S. 318. Koerte, Athen. Mittheil. III. S. 389, Milchhoefer ebenda V. S. 216, L. Gurlitt, Arch. Zeit. 1880 S. 187 Taf. 18.

3) Vgl. Milchhoefer a. a. O. V. S. 206 ff.

stellungen besser erhalten, so dass man die ungemein lebendige und naturgetreue Erfindung der Gruppe bewundern kann. Das Thier ist widerspänstig und muss deshalb geschoben werden. Es ist leider nicht möglich, die Entwicklung des Motivs in der Kunst zu verfolgen, da die Kenntniss der Kunst des 5. Jahrhunderts und vor Allem der attischen Kunst bis zur ersten Blüthe bis jetzt noch nicht ausgefüllte Lücken zeigt. Auf dem hocharchaischen attischen Relief[1]) trabt das Schwein noch ohne Begleiter. Erst eine reifere Kunst konnte die Darstellung jener lebendigen Gruppe versuchen, so vollkommen wie auf der Masse der späteren Reliefs nur die gereifte Kunst zum Ausdrucke bringen. Am liebsten möchte man dem Kreise der Künstler, die Myron nahe standen, die Erfindung der Gruppe zuschreiben[2]).

Ein anderer Typus läuft nebenher, das Schwein ist durchgegangen und der Opferknabe muss willenlos mitlaufen, um es festzuhalten[3]). Endlich eine dritte Darstellung ist auf dem Relief bei Michaelis, Parthenon Atlas Taf. 15 Nr. 17: Die Sterblichen sind am Altare angekommen und der Opferknabe legt die Gaben auf dem Altar nieder, das Thier springt eilig davon. Aehnlich ist die Darstellung auf dem Relief bei Clarac, Musée de sculpture II. pl. 212 Nr. 257, nur mit dem Unterschiede, dass das Opferthier am Altare stille steht.

Beschlossen wird der Zug durch das kastentragende Mädchen, eine Gestalt, die sich auf manchen Reliefs findet[4]).

Zu der nämlichen Classe von attischen Reliefs gehört vielleicht Sybel Nr. 7123 (vgl. Nachtrag S. XXIV), wenn die Vermuthung von Sybel das Richtige trifft. Ebenso muss man Zweifel hegen bei dem Relief in Würzburg, Akademische Kunstsammlungen, das hier Taf. II gleichfalls zum ersten Male veröffentlicht wird[5]). Es stammt aus der Sammlung des bayerischen Legationsraths v. Faber in Athen und zwar nach der Angabe in einem lithographirten Kataloge der Sammlung aus Athen selbst. Nach der Angabe ebenda ist der Stein ein grobkörniger weisser Marmor, nach der Bestimmung des Herrn Professor Dr. v. Sandberger „dürfte der Marmor aus Naxos sein".

---

1) Ephemeris archaiologike 1886 Taf. 9.

2) In Rundfiguren kommt die Gruppe vor in der Bronze Antichità di Ercolano V. Bronzi I. S. 213.

3) Furtwängler, Sammlung Sabouroff. Taf. 33.

4) Zum Beispiel Sybel Nr. 342.

5) Urlichs, Verzeichniss der Antikensammlung der Universität Würzburg I. Heft. A. Nr. 39. S. 7.

Da nun der Marmor sicher kein pentelischer ist, so wird die Angabe der Herkunft zweifelhaft, weil man für die Zeit, in die das Relief gehört, schwerlich anderen Marmor als einheimischen verwendet haben würde[1]). Hierdurch wird auch die Zugehörigkeit zu der oben erörterten Monumentenclasse unsicher. Die grösste Höhe beträgt 0,42 m, die eine Seite a ist etwa 0,20 m, die andere b etwa 0,15 m breit. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Seiten in der jetzigen Zerstörung beläuft sich auf etwa 0,09 m. Die Rückseite ist glatt ohne Spur einer Darstellung. Die auf beiden Seiten dargestellten Figuren stossen auf dieser Rückseite mit dem Rücken aneinander. An die Figur auf Taf. I a schliesst sich rechts vom Beschauer ein rechter herunterhängender Arm an, er gehörte sicher zu einer dritten Figur, die ihren Platz an der jetzt zerstörten Stelle Taf. I b hatte.

Eine Bestimmung des Denkmals lässt sich nicht errathen, es ist möglich, dass es an der Wand stand, möglich auch, dass es als Schluss einer architektonischen Masse diente. Auf b steht eine kräftige männliche Gestalt, mit Himation halb nach links vom Beschauer gewendet, rechtes Standbein, linkes Spielbein, die rechte Hand ist nicht sichtbar, die linke gesenkt. Die Gewandung unter dem linken Arm ist nur verständlich, wenn die Gestalt einen Stab unter dem Arm hatte, auf den sie sich stützte. Der Stab war vermuthlich gar nicht vorhanden oder doch nur durch Bemalung angedeutet. Kopf und ein Theil der Beine sind abgebrochen, doch zeigt der Ansatz des Halses, dass der Kopf nach links vom Beschauer gerichtet war. Auf a sieht man eine weibliche Gestalt, ebenso zerstört wie die erstere, mit genesteltem Aermelchiton und Himation bekleidet, die linke Hand ist in dieses hineingewickelt, aber zum Theil zerstört; die rechte Hand hält quer über die Brust eine Fackel, die nicht frei aus dem Marmorblock herausgehauen ist, sondern mit der Brust zusammenhängt. Der Kopf scheint ein wenig nach rechts gewendet gewesen zu sein. Die Gestalt selbst steht fast genau in Vorderansicht. Das rechte Bein war gebogen, wie der Ansatz erkennen lässt, das linke gerade, wie die Steiffalten an der noch erhaltenen Gewandung zeigen. So hatte die Gestalt linkes Stütz- und rechtes Spielbein. Die Arbeit ist fein, die Gewandung vortrefflich und Werken aus dem 4. Jhrh. v. Chr. würdig. Die Reliefeerhebung ist so stark, dass die Gestalt an die Grenze zwischen Relief und Rundwerk gehört.

---

1) Auf diesen Umstand hat mich Herr Prof. v. Duhn aufmerksam gemacht.

Eng an diese Gestalt hat sich eine dritte angeschlossen; ausser dem Untertheil des rechten Armes und der Hand ist noch ein kleines Stück des Gewandes erhalten, das sich an der rechten Körperseite der männlichen Gestalt ansetzt (auf b). Die Haltung des rechten Armes kann man deutlich erkennen, wenn man die Abbildung von a umkehrt, die Hand scheint etwas gehalten zu haben, ein tiefes Bohrloch lässt vermuthen, dass der Gegenstand eigens befestigt war, jedenfalls war er leicht, da der Arm schlaff herabhängt.

Aus den erhaltenen Resten kann man wenigstens soviel zunächst feststellen, dass die Gestalt dieselbe Grösse wie die anderen gehabt hat. Das zeigen die Gewandreste und der Umstand, dass der Arm ebenso lang war wie jener der Fackelträgerin. Der kleine Unterschied gleicht sich dadurch aus, dass der rechte Arm der weiblichen Gestalt mehr gebogen ist als der erhaltene rechte Arm der beinahe vollständig abgebrochenen Figur.

Die Deutung muss von der männlichen Gestalt ausgehen. Es ist Asklepios, der Heilgott, wie er auf vielen attischen Reliefs erscheint in bequemer Stellung, wie sie die Ruhe und die Stütze des Stabes ungezwungen schaffen, Asklepios, der in diesem Typus nicht besser aussieht, als der attische Bürger des 5. Jahrh., wie er beispielsweise am Cellafriese des Parthenon abgebildet ist[1]). Man hat vermuthet[2]), dass bei der Feststellung dieses Typus der am Krankenlager beobachtende Arzt vorgeschwebt hätte, allein weit einfacher ist die Annahme, dass die zahlreichen Votivreliefs, auf denen Sterbliche anbetend dem Gotte ihre Gaben bringen, diesen Typus geschaffen haben: Der Gott sieht nach abwärts auf die Menschen herab, gerade wie auf Heroenreliefs der Heros in derselben Stellung erscheint[3]).

Der Stab ist auf dem Würzburger Relief nicht sichtbar, jedenfalls aber gedacht. Dieser Stab hat in der Kunst seine Wandlungen durchgemacht; ursprünglich hatte er einen Zweck, der Gott stützte sich darauf, es war ein Knotenstab, wie ihn die attischen Bürger trugen. Schon unpassend ist es, wenn sich an diesem Stocke die Schlange aufwirbelt[4]). Künstlerische Rücksichten haben einen Wi-

---

1) Michaelis, Atlas zum Parthenon Taf. 14 Nr. 22 u. Nr. 43 ff.

2) Stark, arch. Zeit. 1861 S. 314, Koehler, a. a. O. S. 244.

3) Z. B. Theseus auf dem Relief im Louvre Clarac pl. 224 A Nr. 250 A, Schoene, Griech. Reliefs Nr. 114.

4) Vgl. E. Loewe, De Aesculapi figura S. 22 f. Strassburg. Dissert. 1887.

derspruch mit der Wirklichkeit veranlasst, die Schlange suchte man passend unterzubringen und fand einen Platz am Stock. Vollends unkenntlich ist die ursprüngliche Bedeutung des Stabes, wenn er wie eine Art Scepter ein ständiges Attribut des Heilgottes wird[1]).

Die Fackelträgerin kann Hekate sein. Denn die Göttin hat nicht immer zwei Fackeln[2]). So ist die Benennung der Dienerin der Kybele auf dem von Conze, Arch. Zeit. 1880 Taf. 1 herausgegebenen Relief unzweifelhaft richtig, es ist Hekate und zwar hält sie nur eine Fackel. Doch ist dies eine Ausnahme. In der Regel hat Hekate die zwei Fackeln, so auf der von Conze a. a. O. S. 1 ff. behandelten Denkmälerklasse regelmässig u. a. m. Dazu kommt, dass die Seite, in der auf dem Würzburger Relief die fackeltragende Göttin erscheint, durch die vortreffliche Ausführung im Gegensatze zu dem flüchtig gearbeiteten Asklepios entschieden als Haupt- oder doch wenigstens als eine der Hauptseiten gekennzeichnet wird. Es würde also dieses Denkmal allein eine Cultvereinigung darthun, in der Hekate neben anderen Gottheiten als Hauptgöttin verehrt wird.

Aus diesen Gründen, die freilich nicht beweisend sind, wird man bei einer Deutung jener Gestalt auf Demeter oder Kore kommen. Es lässt sich nicht entscheiden, welche der beiden Eleusinischen Göttinnen hier dargestellt ist. Die Körperformen sind nicht bestimmt genug und, wenn sie es wären, nicht entscheidend. Freilich wird Demeter oft als Mutter[3]) dargestellt und Kore im Gegensatze dazu als Jungfrau; doch gleich das berühmte Relief aus Eleusis[4]) beweist, dass eine Regel nicht festzustellen ist. Beide Gestalten zeigen entwickelte weibliche Formen und die Deutung schwankte zwischen Demeter und Kore hin und her. Doch spricht ein Umstand dafür, auf dem Würzburger Relief Demeter zu erkennen. Die Hauptgöttin wird schwerlich auf dem Relief gefehlt haben und für eine zweite weibliche Gestalt ist, soweit wir aus dem Erhaltenen schliessen können, kein Platz mehr.

Die dritte Gestalt war männlich, denn der erhaltene Arm rührte, wie wiederholte Betrachtung des Originales bestätigt, von einem Manne her. Welcher Gott es war, ist nicht auszumachen. Der erhaltene

---

1) Z. B. Bonner Jahrbücher 14. Taf. I.

2) Dies hat Petersen, Arch. epigr. Mitthlgn. aus Oesterreich 4. S. 142 behauptet.

3) So auf dem Relief, Athenische Mitthlgn. II. Taf. XVIII.

4) Friederichs-Wolters, Berliner Abgüsse Nr. 1182. vgl. Flasch, Zum Parthenonfries, S. 36 u. bes. Anm. 2.

Arm hängt schlaff herab und hatte einen leichten Gegenstand zwischen Daumen und Zeigefinger. Vielleicht war es ein gesenktes Kerykeion und das würde auf Hermes deuten, vielleicht ein Krug. Sehr ähnlich ist die Haltung des Armes bei dem Diener der Kybele, von Conze Hermes genannt, auf dem soeben in den Athenischen Mitthlgn. 1888 Taf. V herausgegebenen Thonreliefbruchstück.

Wie bereits erwähnt, lässt sich nicht beweisen, ob das Würzburger Reliefbruchstück wirklich von der Akropolis zu Athen stammt und die Darstellung den Götterverein, welchen das Fest der Epidaurien zu Athen geschaffen hat, umfasste. Die Angaben des Katalogs sind sonst nicht unzuverlässig[1]). Möglich ist aber auch, dass der frühere Besitzer von Faber das Stück in Athen im Kunsthandel erworben hat, nachdem es vielleicht von einer Insel dorthin gebracht worden war. Ein glücklicher Fund kann einmal Aufschluss geben. Wenn das Reliefbruchstück nicht aus Athen stammt, so giebt es einen neuen Beweis für die Verbreitung des Cultus, in dem der Heilgott mit den Gottheiten der Fruchtbarkeit gemeinsam verehrt wurde. Bereits im Corpus inscr. Graecarum Nr. 1198 ist eine Inschrift aus Hermione abgedruckt, die ein Zeugniss der gemeinsamen Verehrung jener Gottheiten abgiebt. Seitdem ist eine griechische Inschrift aus Kuestendsche, jetzt im Museum zu Bukarest, bekannt gemacht worden[2]) und endlich finden wir auf dem in der Arch. Zeit. 1880 Taf. 18 herausgegebenen Relief aus Tanagra wahrscheinlich ebenfalls Asklepios mit Demeter vereinigt. Und gerade dieses Relief muss uns abhalten, anzunehmen, dass diese weite Verbreitung des Cultus von dem Feste der Epidaurien zu Athen ausging. Denn das Relief aus Tanagra gehört dem Stile nach wohl noch in das 5. Jahrb. und umschliesst auch andere Götter, die mit jenem Feste nichts zu thun hatten.

---

1) Ein Asklepioskopf der Faber'schen Sammlung (Urlichs a. a. O. A. Nr. 46. S. 8) stammt nach der Angabe des lithogr. Katalogs von der Akropolis zu Athen. Ueber andere Asklepiosdenkmäler, die vor den grossen Ausgrabungen am Südfusse der Akropolis zu Athen in verschiedenen Sammlungen vorhanden waren, vgl. das Verzeichniss von Duhn's in der Arch. Zeit. 1877 S. 172 ff.

2) Arch. epigr. Mitthlgn. aus Oesterreich 8. S. 11 Nr. 25.

## 2. Die Via Aurelia.

Von

**J. Schneider.**

Seit einer Reihe von Jahren hat der Verfasser wiederholt die Behauptung ausgesprochen und durch Beispiele zu erweisen gesucht, dass sowohl die Peutinger'sche Tafel wie das Ant. Itinerarium im Allgemeinen nicht Strassen, sondern Reiserouten enthalten, die manchmal auf drei und vier verschiedenen Strassen, von der einen zur anderen, laufen. Eine Ausnahme schienen die direkt von Rom ausgehenden Richtungen zu machen, insofern diese in der Peut. Tafel als „viae" bezeichnet sind, und ebenso in dem Ant. Itinerar ausdrücklich als „viae", Strassen, von den „itinera", Routen, unterschieden sind. Indem unsere Auffassung für die in den römischen Provinzen ausserhalb Italiens laufenden Marschlinien bis jetzt keinen Widerspruch, vielmehr hier und da entschiedene Billigung gefunden, wird es bei der Wichtigkeit des Gegenstandes von Interesse sein, auch die direkt von Rom ausgehenden, in den Itinerarien als „viae" bezeichneten Richtungen einer Prüfung zu unterziehen, wozu wir zunächst die in dem Ant. Itinerar als „Via Aurelia" bezeichnete Linie in's Auge fassen wollen.

Das Itinerar enthält in der Ausgabe von Parthey und Pinder p. 139 ff. folgende Angaben:

Via Aurelia.

A Roma per Tusciam et Alpes maritimas Arelatum usque mpm DCCXCVI sic.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Loria | mpm XII | Pisae | mpm XII |
| Ad Turres | mpm X | Papiriana | mpm XI |
| Pyrgos | mpm XII | Lune | mpm XXIIII |
| Castro novo | mpm VIII | Boaceas | mpm XII |
| Centum cellis | mpm VIII | Bodetia | mpm XXVII |
| Martha | mpm X | Tegulata | mpm XII |
| Forum Aureli | mpm XXIIII | Delphinis | mpm XXI |
| Cosam | mpm XXV | Genua | mpm XII |
| Ad lacum Aprilem | mpm XXII | Libarium | mpm XXXVI |
| Salebrone | mpm XII | Dertona | mpm XXXV |
| Manliana | mpm VIIII | Aquis | mpm XXVIII |
| Populonio | mpm XII | Crixia | mpm XXX |
| Vadis Volaterranis | mpm XXV | Canalico | mpm X |
| Ad Herculem | mpm XVIII | Vadis Sabatis | mpm XII |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Pullopice. . . . . . | mpm XII | Albintimilio . . . . | mpm XVI |
| Albingauno . . . . . | mpm VIII | Lumone . . . . . . . | mpm X |
| Luco Bormani. . . . | mpm XV | Alpe summa . . . . | mpm VI |
| Costa Balenae . . . . | mpm XVI | | |
| (huc usque Italia, abhinc Gallia) | | | |
| Cemenelo . . . . . | mpm VIIII | Ad Turrem . . . . | mpm XIIII |
| Varum flumen. . . . | mpm VI | Tegulata . . . . . | mpm XVI |
| Antipoli. . . . . . | mpm X | Aquis Sextis. . . . | mpm XVI |
| Ad Horrea. . . . . | mpm XII | Massilia . . . . . | mpm XVIII |
| Forum Juli . . . . | mpm XVIII | Calcaria . . . . . . | mpm XIIII |
| Forum Voconi . . . | mpm XII | Fossis Marianis. . . | mpm XXXIIII |
| Matavonio . . . . . | mpm XII | Arelate . . . . . | mpm XXXIII[1] |

Von Rom, von der Porta Aurelia, der jetzigen Porta S. Pancrazio, läuft eine alte Strasse, jetzt Chaussee, zur Meeresküste nach Civita Vecchia, dann der Küste entlang, nur selten, wo es die physische Beschaffenheit der Gegend erheischt, eine kurze Strecke von derselben abweichend, über Orbitello, Pisa, Carrara nach Genua. Von hier geht die Strasse immer wieder der Küste entlang, bald durch die Ebene, bald über vorspringende Höhen bis Mentone, von wo sie unter dem Namen „Route de la Corniche" auf der Südseite der Meeralpen hinzieht bis Nizza. Dann folgt sie wiederum der Meeresküste über Antibes, Cannes, Frejus und Toulon bis Marseille, und führt von da in's Rhonethal nach Arles. Es ist dies der kürzeste Landweg von Rom bis Arles und wird gemeinlich als die in dem Itinerar aufgeführte Via Aurelia angesehen und benannt. Sehen wir zu, in wie fern die in dem Itinerarium verzeichnete Linie mit dem Laufe unserer Strasse übereinstimmt, oder mit anderen Worten, ob die Linie des Itinerars überhaupt eine Strasse, oder vielmehr eine Route ist.

Die Entfernung von Rom bis Civita Vecchia (Centum cellae) beträgt auf der alten Landstrasse 10 Meilen, und die Enfernungsangabe des Itinerar von Rom bis Centum cellae beträgt XII+X+XII+VIII+VIII=50 Milien, was genau 10 Meilen ausmacht; somit fällt in dieser Strecke die Linie des Itinerars mit dem Laufe der Strasse zusammen. Aber von Centum cellis geht das Itinerar auf eine andere Strasse über, die von der Küstenstrasse ab und 10 Milien landeinwärts nach Martha führt, kehrt dann über Forum Aureli zur Küste zurück und

1) Die Kollektivzahl, 796 Milien, stimmt mit der Summe der einzelnen Entfernungszahlen genau überein, woraus im Allgemeinen auf die Richtigkeit der letzteren geschlossen werden darf.

zieht nach Cosa (b. Orbitello.) Die Entfernung von Civita Vecchia bis Orbitello beträgt auf unserer Strasse 20 Milien, das Itinerar aber gibt als Entfernung zwischen beiden Orten X+XXIIII+XXV = 59 Milien, mithin macht die Linie des Itinerars, indem sie von der bisherigen Landstrasse auf andere Strassen übergeht, einen Umweg von 39 Milien. In dem ferneren Laufe fällt die Marschlinie des Itinerars mit unserer Küstenstrasse zusammen, wie aus der Lage der Ortschaften und den Entfernungen hervorgeht. Aber bei Genua geht die Linie des Itinerars wiederum von der Strasse ab und läuft über das Gebirge landeinwärts bis Tortona[1]) (Dertona), von wo sie dann über Acqui (Aquis) und Cairo (Crixia) in der Nähe von Savona wieder an der Küste eintrifft. Man könnte glauben, dass, da in der genannten Strecke das Gebirge nahe an das Meeresufer tritt, dieser Umweg nothwendig geworden, um die Hindernisse des Terrains zu vermeiden, wie dies an einer anderen Stelle, wie wir sogleich sehen werden, wirklich der Fall war. Allein die alte Landstrasse läuft noch jetzt neben der Eisenbahn, die sich freilich durch mehrere Tunnels behelfen muss, bequem einher, und jeder Zweifel, dass die Strasse auch zur Römerzeit sich stets am Meeresufer gehalten, wird durch die Peut. Tafel gehoben, worin dieselbe von Genua bis Vadis Sabatis der Küste entlang gezeichnet ist. Das Itinerar geht also zum zweiten Male und ohne irgend einen Zwang von der angeblichen Via Aurelia ab, um auf anderen Strassen andere, weit entlegene Orte zu berühren. Hierauf läuft die Linie des Itinerars mit der Uferstrasse weiter bis Albintimilio (Ventimiglia) und von da nach Mentone. Hier beginnt die weitberühmte, von Augustus mit bewundernswerther Geschicklichkeit angelegte Strasse über die Seealpen: da von hier bis Nizza das Gebirge meist dicht bis an das Meeresufer tritt, so musste die Strasse in zahlreichen Windungen und Steigungen über das Gebirge gelegt werden[2]). Sie zieht von Mentone alsbald die Höhe hinan, an dem Felsennest Roccabruna vorbei um die Berghänge her bis La Turbia; das Itinerar

1) Die Route des Itinerar läuft von Genua bis Tortona auf der von dem Verfasser beschriebenen Strasse von Genua bis zur Elbemündung. S. die alten Heer- und Handelswege etc. 6. Heft.

2) Die alte sehr zerfallene Römerstrasse ist von Napoleon I. zu einer bequemen Chaussee erneuert worden, die an einzelnen Stellen von der Römerstrasse abweicht und etwas tiefer gelegt ist, und man kann noch an einigen Stellen die alte Strasse deutlich erkennen, während sie an anderen durch herabrollendes Gestein verschüttet worden ist.

aber geht zum dritten Male von der Strasse ab nach Sospello[1]) (Lumone) und kehrt dann wieder auf dieselbe nach La Turbia zurück. An diesem Orte befindet sich das kolossale, freilich sehr zerstörte Tropäum des Augustus, das der Kaiser nach seinem Siege über die Ligurer im J. 13 n. Chr. errichten liess und wovon uns Plinius die Inschrift bewahrt hat[2]). Das Itinerar nennt diese Station „Alpe summa", und giebt dieselbe als Grenzstation zwischen Italien und Gallien an; hiernach scheint, während sonst gemeinlich der Fluss Varus (Var) als diese Grenze angenommen wurde, der etwas östlich fliessende Paglione als solche angenommen zu sein. Die fernere Route des Itinerars geht nach Cemenelo (Cimièz)[3]); die Strasse läuft quer durch das Thal des Paglione ebenfalls nach diesem Orte und lässt Nizza (Nicia) 1 km links liegen, daher wird dieser Ort von dem Itinerar übergangen; wir finden ihn aber als „plagia" in dem Itinerarium maritimum. Von Cimièz läuft die Römerstrasse in südlicher Richtung wieder an's Meer, dann über den Var (Varus) nach Antibes (Antipolis) und Frejus (Forum Juli), welchen Weg auch das Itinerar hat. Von hier aber geht dasselbe nach Aquis Sextis (Aix) und wiederum auf einer anderen Strasse bis

---

1) Der Ort liegt an der grossen von Nizza nach der Rheinmündung führenden Strasse. S. die alten Heer- und Handelswege etc. 3—6. Heft.

2) Es ist auffallend, dass zur Erhaltung dieses Denkmals, das zu den bedeutendsten des Alterthums gehört, noch nichts geschehen ist. Der Beschauer kann sich nur mit Mühe über die hohen Trümmerhaufen hinweghelfen, welche die noch immer kolossale, weit emporragende thurmartige Mauermasse umgeben. Bei einer Vergleichung dieses Baues mit dem Tourmagne in Nimes, dem Eigelstein zu Mainz und dem Denkmal auf dem Franzenknüppchen bei Trier ist dem Verfasser die Vermuthung gekommen, dass diese drei Monumente, über deren Bestimmung man noch im Ungewissen ist, nichts anders als Siegesdenkmäler gleich dem in La Turbia sind, was näher zu prüfen sein wird.

3) Von der geringen Beachtung der bedeutenden hier noch vorhandenen Alterthümer spricht schon Deycks in diesen Jahrbüchern XXXII. Nur das Amphitheater liegt einigermaassen zu Tage, und in einer wahrscheinlich einem öffentlichen Gebäude angehörigen Ruine hat man vor längerer Zeit Heiz- und Badevorrichtungen blossgelegt. Dagegen sind die hohen Mauern eines anderen öffentlichen Gebäudes, deren vortreffliche Konstruction dieselbe ist wie an dem Kaiserpalaste zu Trier, zu einem Bauernhause verwendet und nach dem Kloster hin ragt kolossales Mauerwerk aus dem Boden hervor, das der Ausgrabung harrt. Man muss sich wundern, dass die Municipalität von Nizza, bei der grossen Zahl von Fremden, welche die Gegend besuchen, diesen Ruinen so wenig Aufmerksamkeit schenkt.

Marseille (Massilia); zuletzt gehen von da das Itinerar und die Römerstrasse zusammen bis Arles (Arelate).

Wir sehen aus dieser kurzen Darlegung, dass es wenig gerechtfertigt ist, wenn die Bezeichnung „Via Aurelia“ mit durchschossenen Buchstaben in die Mitte als Aufschrift für die nachfolgenden Positionen gesetzt wird, indem diese keine einheitliche Strasse, sondern eine Route darstellen, die öfters von der Strasse abgehend über entfernt liegende Ortschaften läuft und wieder darauf zurückkehrt, in gleicher Art, wie es z. B. für die Routen des Itinerar auf der Rheinstrasse nachgewiesen ist, wo dieselben bald auf der Ufer-, bald auf der Bergstrasse laufen und dann wieder auf die Hauptstrasse zurückkehren.

Werfen wir noch einen Blick auf die übrigen mit der Ueberschrift von Strassen versehenen Linien des Itinerars: dasselbe enthält noch folgende sieben von Rom ausgehende Strassen: Praenestina—Lavicana—Latina—Salaria—Valeria—Flaminia—Clodia.

Praenestina. Ab Urbe Benevento usque e. c.

(Nun folgen die einzelnen Stationen.)

Wir haben hier eine Strasse von Rom bis Benevent, von welcher das Itinerar, so viel uns bekannt, nicht abweicht, und für welche die Ueberschrift gerechtfertigt erscheint.

Lavicana. Ab Urbe Benevento usque e. c.

Diese Linie führt gleich der vorigen von Rom nach Benevent und zwar auf einem Wege, der nur in den drei ersten Stationen von dem vorigen verschieden ist, in den zehn übrigen aber mit demselben zusammenfällt. Die Ueberschrift passt also nicht, indem die V. Lavicana jenseits Präneste in die V. Praenestina einläuft. Wir haben eine Route vor uns, die zuerst auf der V. Lavicana und dann auf der V. Praenestina läuft.

Latina. Diese Linie unterscheidet sich von der vorigen nur in den zwei ersten Stationen und geht dann in die vorige Strasse über. Es ist eine Strasse von nur 45 Milien = 9 Meilen Länge.

Salaria. Ab Urbe Hadriae usque e. c.

Die Strasse geht von Rom bis an's Meer an der Mündung des Trentino, dann auf einer anderen Strasse der Küste entlang bis Hadria. Wir haben also auch hier eine Route, die auf zwei verschiedenen Strassen läuft, womit die Ueberschrift nicht stimmt.

Valeria. Ab Urbe Hadriae usque e. c.

Diese Linie führt auf einem anderen Wege nach Hadria, als die vorige, und läuft in ihrem östlichen Theile dem Pescaraflusse entlang bis an's Meeresufer bei Pescara. Bei der Station Thate geht aber eine Seitenstrasse über den Fluss ab nach Hadria, welcher die Route des Itinerars folgt.

Flaminia. Ab Urbe per Picenum Anconam et inde Brundisium.

Schon aus der vorstehenden Kollektivangabe „von Rom nach Ancona und von da nach Brundisium" geht hervor, dass die Ueberschrift nicht für die Gesammtheit der darunter befindlichen Positionen gelten kann, und wirklich geht die Strasse an's Meer bis Ancona und dann auf einer anderen Strasse der Küste entlang bis Brundisium. Wir haben also auch hier deutlich eine Route, die auf zwei verschiedenen Strassen läuft.

Via Clodia. Item a Luca Romam per Clodiam.

Wenn die Bezeichnung „Via Clodia", wie insgemein angenommen wird, als Ueberschrift für die folgenden Positionen gelten soll, so muss es auffallen, dass in der folgenden Zeile der Lauf der Route wiederum durch „per viam Clodiam", angezeigt wird, was dann überflüssig wäre.

Wir sehen hiernach, dass unter den im Itinerar mit Ueberschriften von Strassen versehenen Linien sich nur sehr wenige finden, die als einheitliche Strassen gelten können, während alle übrigen sich als Routen darstellen. Auch bleibt es auffallend, dass die als wirkliche Strasse bekannte „Via Appia" nicht wie die übrigen unter dieser Ueberschrift aufgeführt ist und wir die Kollektivangabe finden: „Item ab Urbe Appia via recto itinere ad Columnam." Aber auch dies ist eine Route: die via Appia geht nämlich gerade aus nach dem Meere bei Terracina und nach Capua und ist später von der West- nach der Ostküste bis Brundisium weitergeführt worden. Das Itinerar geht aber von Capua der Westküste entlang auf einer anderen Strasse weiter bis Columnam. Es ergiebt sich also hieraus, wie aus allem Vorhergehenden, dass die mit der Aufschrift von Strassen versehenen Linien des Itinerars nur in ihren Anfängen die jedesmal namhaft gemachten Strassen darstellen, in dem weiteren Verlaufe aber ebenso zu Marschrouten werden, wie es von anderen, nicht von Rom ausgehen-

den Linien nachgewiesen ist. Und somit hat auch der Name „Via Aurelia“ von Rom aus nur eine mässige Strecke weit Gültigkeit, während der ganze übrige Theil eine Route bildet, welcher dieser Name nicht mehr zukömmt.

Gehen wir zur Peutinger'schen Tafel über, wo wir ganz entsprechende Verhältnisse finden[1]). Hier treffen wir den Namen „Via Aurelia“ an demjenigen Theile der Strassenlinien angeschrieben, der unmittelbar vor Rom liegt, und es ist kein Grund vorhanden, diesen Namen auf die eine oder andere Strassenlinie auszudehnen, mit welcher jene Linie alsbald zusammentrifft. Unbefangen kann man nur annehmen, dass der Name „Via Aurelia“ sich von Rom aus bloss auf eine mässige Strecke ausgedehnt hat. Die in der Tafel zunächst folgende „Via triumfalis“ geht sogar von Rom nur bis zur Peterskirche, wo sie gänzlich aufhört. Betrachtet man die Tafel auch nur flüchtig, so sieht man, dass fast alle mit Strassennamen von Rom ausgehenden Linien nur einen kurzen Lauf haben, und von manchen ist es nachweisbar, dass sie den Namen von einer nicht weit von Rom gelegenen Ortschaft haben, z. B. die Via Praenestina von der nur 23 Milien entfernten Stadt Pränesta, die Via Lavicana von dem 18 Milien entfernten Lavicum; ja manche dieser Strassen führen schon innerhalb der Stadt ihren Namen, der sich dann auch noch eine Strecke ausserhalb der Stadt fortsetzt, z. B. die Via Flaminia, die aus der Nähe des Kapitols, jetzt unter dem Namen „Corso“ durch die Porta Flaminia (jetzt Porta del Popolo) in's Freie führt[2]). Wir kommen zu dem Resultate, dass die Peutinger'sche Tafel noch weniger als das Itinerar einen Grund dafür abgiebt, dass die Namen der von Rom ausgehenden Strassen sich auf die weite Erstreckung ausgedehnt, die man ihnen bisher gegeben, und dies um so weniger, als die betreffenden Linien nicht einmal Strassen, sondern Routen darstellen, und die Peutinger'sche Tafel überhaupt keine „Strassenkarte“, wie sie gemeinlich

---

1) S. die neueste Ausgabe von Professor Dr. Miller: Die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel, Ravensburg 1888.

2) Mit den antiken Strassen von Rom verhält es sich, wie noch heutzutage bei Strassen anderer Städte: von Düsseldorf z. B. führt eine Grafenberger Strasse zu dem nahe gelegenen Dorfe Grafenberg, eine Ellerstrasse, die nach dem nahen Dorfe Eller geht, eine Ratingerstrasse, die nach Ratingen geht u. s. f. Alle solche Strassen führen ihren Namen theils schon in der Stadt, theils nur bis zu mässiger Entfernung.

noch bis in die letzte Zeit gegolten, sondern, entsprechend dem Itinerar, als eine „Routenkarte“ zu bezeichnen ist[1]).

Ueber die augenscheinliche Wichtigkeit dieser Auffassungsweise für die Herstellung eines richtigen Kommentars zu dem Ant. Itinerar sowohl wie zu der Peutinger'schen Tafel enthalten wir hier uns jeder weiteren Andeutung und bemerken bloss, dass ein solcher vollständiger Kommentar vor allem die örtliche Erforschung aller antiken Strassen im ehemaligen römischen Reiche voraussetzt, die freilich niemals erfolgen wird, aber bei einer ausgedehnten Betheiligung an der Erforschung der Römerstrassen im deutschen Reiche für die dortigen ehemaligen römischen Provinzen wohl erreichbar ist.

1) Eine Widerlegung unserer in aller Kürze vorgetragenen Ansichten ist immerhin noch aus Inschriften und den alten Schriftstellern, in einzelnen Theilen wenigstens, ja wohl möglich: möchten daher Diejenigen, denen die Befähigung in dieser Richtung weit mehr als dem Verfasser zusteht, das bisherige Schweigen über den beregten Gegenstand brechen, und ihre etwa abweichenden Auffassungen im Interesse der Wahrheit, die allein für den Verfasser maassgebend ist, nicht vorenthalten. Nur wünschen wir nicht, dass wie so manchmal geschehen, auch diesmal zutrifft, was Goethe sagt: „Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was wir ihnen überliefern; und dann geberden sie sich, als wenn ihnen Alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.“

## 3. Die Funde von Cobern-Gondorf a. d. Mosel.

Von

**Dr. Richard Arnoldi.**

Hierzu Tafel III.

In den letzten 4 Jahren sind in Cobern-Gondorf a. d. Mosel Reg.-Bez. Coblenz von Privaten Ausgrabungen gemacht und die Gräberfelder der alten „Coverna“ und „Contrua“ geöffnet worden [1]). Dieselben haben Funde geliefert aus 3 Perioden der rheinischen Geschichte: einer vorrömischen, einer provinzialrömischen und einer fränkischen Periode. Ein grosser Theil der wichtigsten Funde wurde von mir zu einer Sammlung vereinigt, aus welcher einiges hier Erwähnung finden möge. Die beigefügten Nummern sind diejenigen, welche die Gegenstände in meiner Sammlung tragen.

I.

Von einer vorrömischen Bevölkerung wurden Reste in Cobern, District „Oberer Gaispfad“ in Leichenbrandgräbern gefunden mit gallischen Münzen des Münzgebietes der Belgen. Ein auffallend dicker Kupferschrötling (Taf. III, Fig. 1) mit dem Avers: „Ross der Aeduer“, Revers: „vierblättrige Blume“, nach John Evans aus Apollo mit dem Lorbeerkranz entstanden, fand sich bei einer „Couteau-hâche“ (Taf. III, Fig. 4) Nr. 156 der „Tragula“ Cäsars (de bello gall. I. 26), einer interessanten Waffe der Vorzeit, welche ich in dem „Tullmesser“ (Tulmeser) der Gemsjäger in Hans Burgkmair's Triumphzug Maximilans I. wiedererkennen möchte. Neben der Tragula fand sich auch Nr. 157 die „Mataris“ (Cäsar I. 26) (Taf. III, Fig. 3) das gallische Wurfbeil. Bei einer zweiten Mataris Nr. 157 a lag eine schöne Silbermünze, (Taf. III, Fig. 2) Avers: „Sonnenross rückwärts blickend“, Revers: „Sonnengott mit Bogen und Pfeil in laufender Bewegung rückwärts blickend.“

Von Metallsachen fand sich Gürtel Nr. 161 a vom Hallstatttypus mit erhaben getriebenen Buckelornamenten und Punkten verziert, eine schöne grosse La Tène-Fibula aus einem Broncedraht kunstvoll gebogen und noch federnd, 2 schlankere und eine kleinere aus Eisen. Nahe dabei fand ich Nr. 6 a Spiralarmring, Bauge aus Bronce, sowie Nr. 6 b

1) Vgl. Jahrb. LXXXIV S. 238 und 240.

Broncearmringe (8 Stück) von der Form, wie Lindenschmit Band I, Heft X, Taf. 1, Nr. 6 und Vouga: Les Helvètes à la Tène pl XX, Fig. 8 und 9 sie abbilden.

## II.

Von einer provinzialrömischen Bevölkerung wurden bedeutende Reste in demselben Leichenbrandgräberfelde am „obern Gaispfad“ in Cobern aufgedeckt.

Zur Datirung dienen zahlreiche wohlerhaltene Broncemünzen: Julius Cäsar (14 Mittelerze), Augustus (nur 1 Kleinerz), Tiberius, Germanicus, Claudius, Otho, Vespasian, Domitian, Nerva, Hadrian, Sabina, Antoninus Pius, Faustina, Mark Aurel.

Ueber das Leben der alten Coberner giebt der „obere Gaispfad“ manche culturgeschichtliche Aufschlüsse. Dass schon vor Probus der Weinbau an der Mosel gedieh, bewiesen schon die Neumagener Funde und beweisen auch die Funde von Cobern; zunächst die Winzermesser (Taf. III, Fig. 5, 6 und 7) Nr. 129, 143, 143 a von derselben Form, wie sie jetzt nach anderthalb Jahrtausenden der moderne Winzer von Cobern und Winningen unter dem Namen „Schlimm-mess“ =Krummmesser und „Häp“=Hippe noch führt. Zum Vergleich folge hier: Taf. III, Fig. 14 Römisches Winzermesser nach Reifferscheid Annal. Inst. 1866 in Baumeister Denkmäler des klass. Alterth. Taf. III, Fig. 15 „Häp“; Taf. III, Fig. 13 „Schlimm-mess“ des modernen Moselwinzers. Dabei sind die antiken Formen entschieden geschmackvoller wie die modernen.

Es fand sich ferner der „Dächsel“ der Küfer und Böttcher Nr. 154, mittels dessen die Dauben der Fässer an der Innenfläche geglättet werden, genau von der Form wie er jetzt noch gebräuchlich, sodass er sofort von den Arbeitern als „Dächsel“ erkannt wurde. Schliesslich können die Trinkgeschirre in Thon und Glas nur für Wein gedient haben. Von Spitzamphoren, in denen die Südweine über die Alpen importirt wurden, fand sich nur eine, Nr. 11, von der edelsten Form und so schönen Verhältnissen, dass Höhe = Umfang = 92,0 cm ist. Amphoren mit plattem Boden zum stellen, zwei- und einhenkelig, Krüge mit und ohne Henkel, Trink-Becher und -Schalen aus Thon und Terra sigillata und nigra in allen Formen in Unmassen, Flaschen, Becher und Schalen aus Glas in grosser Schönheit und Mannigfaltigkeit.

Von Thongefässen mit Inschrift bezeichnete Professor Zangemeister aus Heidelberg bei seiner Besichtigung der Sammlung

als ein Unicum von höchstem Interesse (Taf. III, Fig. 8) Nr. 8, einen 28 cm hohen schwarzen, weissbemalten Trinkbecher (oder Krug) mit Weihinschrift, ein Weihgeschenk an die Göttin Diana. Rings um den Bauch ziehen sich 2 Reihen Rillen und eine Zeile Inschrift nebst Wellen- und Spiral-Linien, Rosetten und Bäumchen:

DEDIANE V·S·L·M

De(ae) Dian(a)e V(otum) S(olvi) L(ibens) M(erito).

Als interessant bezeichnete Zangemeister ferner Nr. 7 einen ähnlichen Thonbecher von 32 cm Höhe, mit 2 Zeilen Inschrift und reicherer Bemalung:

V·I·V·A·M·V·S·

V:I:T:A:: F:E:L:X:S:

Vivamus vita felix!

sowie Nr. 10 a kleiner schwarzer weissbemalter Thonbecher mit sehr schöner deutlicher Inschrift:

V·I·V·S· (Vivas!).

Sodann 2 grössere erhaben in Barbotin bemalte Becher mit: „imple me" und „misce"; und ausser vielen Terra sigillata und nigra-Tellern und Bechern mit Stempeln (z. Th. 3) eine dunkelrothe Terra sigillata-Schüssel mit erhabenem Henkel, Fuss und Stempel:

SECVRI

gef. mit Mittelbronce von Salvius Otho.

Bei einigen Thonlampen finden sich Stempel: „Eucarpi" und „Sattonis".

Nr. 55. Eine Terra sigillata-Schüssel mit Speiseresten gestattet einen Blick in die Speisekarte der alten Coverna. Es fand sich Auster, Salm, Rind, Hase, Wildschwein, Edelhirsch, Reh, Dachs, zahmes Schwein, Pferd, Hühnerei.

In zahlreichen Tuffsteinsärgen fanden sich wie auch im Leichenbrand schöne Gläser: grosse Henkelflaschen von edelster Formenschöne mit spiralig aufgelegten Glasfäden verziert, Nr. 64 von 30 cm und Nr. 65 von 25 cm Höhe; eine kleine Henkelflasche von dunkelblauem durchsichtigem Glase mit einem Henkel aus opakem meergrünem Glase und meergrünen Spiralfäden an Hals, Bauch und Boden: eine grosse Henkelflasche Nr. 243 in einer die Tannenholzmaserung nachahmenden Weise gravirt und bemalt sowie ausser anderen grossen Glasbechern mit Fuss Nr. 80 mit ähnlicher Gravirung und Holzmaserung. Die übrigen Gläser der Sammlung sind in Gondorf gefunden; davon weiter unten.

Von den zahlreichen Gewandspangen sei hier nur Nr. 116, eine schöne emaillirte Bügelfibula mit Schlangenkopf und Kette aus Bronce erwähnt, deren rhombische Platte mit gravirten Arabesken verziert ist, welche, mit blauem und weissem Email gefüllt, einen vierstrahligen Stern aus blauem Schmelz umgeben; sowie eine grosse Militärfibel Nr. 106, deren zerbrochene Nadel durch einen mit Draht befestigten Eisennagel ersetzt ist. Von Siegelringen und Gemmen ragen hervor Nr. 123, eiserner Siegelring mit schön geschnittenem Sardonyx: „weiblicher Kopf mit wohlfrisirtem Haar", und Nr. 125 schöngeschnittene Gemme aus Heliotrop mit „Marskopf". Von reichlich gefundenem Hausgeräth ist von Interesse: Broncesieb Nr. 135, mit wunderschöner Löcherung (wie die aus Pompeji), im Leichenbrand verbogen und noch mit Knochen verbacken, Nr. 158 Bronceseihlöffel, Nr. 159 schön verzierte Broncestrigilis und Nr. 252 schön verzierter Stylus, halb Bronce halb Eisen, 15 cm lang, gefunden mit Eisenschlüssel von 21 cm Länge.

In der späteren Kaiserzeit tritt Cobern zurück gegen Gondorf, wo sich im Districte „Olk" und „Profelles" neben dem jetzigen Kirchhof hunderte von Gräbern fanden. Besonders reich waren die Steinsargfunde an Gläsern. So wurden zusammen in einem Tuffsteinsarg gefunden Nr. 68, eine 12,5 cm hohe Henkelflasche von edler Gestalt mit spiralig aufgelegten Glasfäden ganz umsponnen, Nr. 69 11,1 cm hohe Fassflasche mit schöner Patina, Nr. 76 eine 11 cm hohe Ampulla mit sehr weitem Halse mit noch 7 anderen Gläsern, welche an Herrn Wolff in Köln kamen. Von Interesse ist (Taf. III, Fig. 9) Nr. 66 eine 24,5 cm hohe Henkelflasche mit reicher chromatischer Behandlung, indem auf der alten Patina geometrische Figuren, Rauten, Linien und Punkte aufgemalt sind, ferner Glasteller mit eingeschliffener Verzierung oder umgebogenem Rande, schliesslich Glashumpen, wie unsere Maiweinhümpchen, mit und ohne Henkel von Glasfäden reifenartig umsponnen, wie bei Nr. 11 der Sammlung von Merkens in Köln.

## III. Die Merovingerzeit.

Wie schon in der späteren römischen Kaiserzeit, so tritt vollends in der Merovingerzeit Cobern gegen Gondorf zurück, und bietet ausser dem Prunkgefäss (Taf. III, Fig. 11) Nr. 67 (siehe unten) und dem Grabfund eines Edelings mit Spatha, Framea, Messer und Bartzängchen nur Reste einer ärmlichen Landbevölkerung in dürftigen Reihengräbern am „untern Gaispfad". Gondorf dagegen zeigt in die blühende spätrömische Ansiedelung hinein eine Einwanderung fränkischer Eroberer

und eine Blüthezeit unter den Merovingern, wie Contrua (Contrava, Gondcreva im Mittelalter) ja der einzige Ort ist, den Venantius zwischen Trier und Andernach rühmend erwähnt. Da finden sich nun im „Olk und Profelles" neben den Römergräbern und oft tiefer als diese in oft lehmgemauerten Plattengräbern oder Holzsärgen z. Th. riesenhafte Skelette mit Francisca, Scramasaxus, Framea und vereinzeltem Ango mit groben, auffallend grossen Thonbechern mit Fingereindrücken, Reste der gemeinfreien Franken, seltener des Edelings mit Spatha, Framea, Messer, silberner Gürtelschnalle, (Taf. III, Fig. 12) Nr. 162 Glasbecher (sogenanntem Tummler) und schwarzer verzierter Urne, ähnlich Nr. 4, Taf. III, H. LXXXIV der Jahrb. d. V. v. A. neben der Edelfrau mit rothblonder Haarflechte Nr. 206 b, schöner Broncebügelfibula mit halbkreisförmigem Kopfschild, Thierkopf und Flechtwerkornament, Silberamulet (Taf. III, Fig. 20) Nr. 206 d mit Almandin und Filigran wie (Taf. III, Fig. 22) Nr. 256 Goldamulet mit Filigran (aus Naunheim-Münstermaifeld), Perlenhalskette aus Bernstein und Glasfluss, Pincette und Schmuckkästchen aus Bronce. Vergleiche (Taf. III, Fig. 28) Nr. 260 Casette aus Holz mit reichen Beschlägen aus Silber (z. Th. vergoldet), Bronce und Eisen mit Hakenschlüssel (aus Naunheim-Münstermaifeld).

Ein formenschöner Gürtelbeschlag aus Bronce aus 62 grossen und kleinen Doppelknöpfen meist von der Form der Amazonenpelta erinnert an den Fund von Sacrau, und wurde gefunden mit Bronceschlüssel Nr. 133 von 17,5 cm Durchmesser und 3,5 cm Höhe. Von hervorragendem Interesse ist (Taf. III, Fig. 17) Nr. 163 eine prächtige Gürtelschnalle aus Bronce von durchbrochener Arbeit mit 8 Drachenköpfen und sich verschlingenden schuppigen Lindwurmleibern, wie auf der altburgundischen Schnalle bei Lindenschmit, nur deutlicher; auf der dazu gehörigen rechteckigen durchbrochenen Zierplatte Taf. III, Fig. 21 ist dasselbe Lindwurmmotiv durchgeführt. Aehnlich kehrt das Lindwurmmotiv auch bei der grossen Broncezierscheibe Nr. 210 wieder. Die eigenthümlich schnörkelhaft abwärts geschwungenen Unterkiefer des Drachen sind auch beim sogenannten „irischen Ornament" vorhanden. Die irischen Bekehrer fanden eben bei unseren Franken die Wiege der Sage vom Siegfried, dem Lindwurmerleger. Wie verschiedengestaltig sich aber die Volksphantasie den Lindwurm vorstellte, davon giebt (Taf. III, Fig. 23) Nr. 255 eine lehrreiche Probe: das ist „der Tazzelwurm", vorn Löwe mit Tatzen und Mähne, hinten aber Drache mit gerolltem Schweif.

Prof. Schaaffhausen hat in seinem Aufsatze: über germanische Grabstätten am Rhein, Jahrb. XLIV S. 152, verschiedene Funde von Zierscheiben mit der Darstellung von sich durcheinander windenden Schlangen aus fränkischen Gräbern zusammengestellt, sie kommen noch mit christlichen Symbolen zugleich vor. Eine in Meckenheim gefundene Broncescheibe, die dort auf Taf. VI Fig. 5 abgebildet ist, stimmt mit der hier unten abgebildeten überein. Die Longobarden verehrten ein simulacum viperae und der h. Bonifacius ermahnt den Bischof Cudbertus von Canterbury, dass er die in dem Saume der Kleider angebrachten Schlangenverzierungen als eine Ueberlieferung des Antichrist mit allem Nachdrucke verbiete; vgl. Lindenschmit, die vaterl. Alterhümer S. 70 und Handb. d. deutschen Alterthsk. I 1889 Taf. XXVII und S. 512.

Von Interesse ist neben der schon erwähnten Drachenschnalle Nr. 163 und dem Tazzelwurm Nr. 255 die durchbrochene runde Scheibenfibula aus Bronce mit dem Lindwurmmotiv Nr. 264 meiner Sammlung: vier sich verschlingende Drachen, und einer Eisennadel, die noch mit



den Resten des Leinengewandes bedeckt und an der Spitze abgebrochen ist. An der Rückseite des rautenförmigen Mittelstückes der Bronceplatte von 55 mm Durchmesser, 1 mm Dicke, sind die Lindwurmleiber ausgeführt, an der Vorderseite nicht. An der Rückseite stehen Stifte 4 mm lang vor zur Befestigung einer Unterlage von anderem Stoffe, welcher der durchbrochenen Scheibe als Folie gedient hat, von der sich die goldglänzenden ehernen Drachen wirksam abhoben. Nach Ansicht des Prof. Schaaffhausen ist hier eine germanische Zierschrift später zur Spange umgearbeitet worden. Die Gruppirung der Drachen ist nicht wie bei Nr. 163 angeordnet, wo sich die acht Drachen paarweise im Nacken fassen, sondern sie zeigen die gähnenden Rachen hintereinander im Kreise gereiht und verschlingen sich centralwärts mit

den Leibern, wie auch an der Phalera Nr. 210, einer grossen runden Broncezierscheibe von durchbrochener Arbeit, an welcher sich die Lindwurmleiber zu einem lockeren Knäuel verschlingen. Diese Darstellung ist auf beiden Seiten — links roher — ausgeführt. Durchmesser 95 mm, Dicke 1,8 mm, Erhaltung vorzüglich.

Wie schwer aber noch dem germanischen Schmied die Gestaltung des Stoffes ward, beweist (Taf. III, Figur 16 und 19) Nr. 247[1]), ein merkwürdiger Gürtelbeschlag aus Eisen mit Silber- und Goldplattirung und Thierfiguren, in denen ich den Elephanten erkenne[2]). Das Elephantenmotiv kommt sonst noch vor auf einer Zierscheibe bei Lindenschmit und auf den Bronceschildknöpfen aus Erbenheim im Museum zu Wiesbaden, nach denen der dortige restaurirte Frankenschild bemalt ist. Den imponirenden Elephanten zu kennen, hatten die Franken bei Römern, Ostgothen, Vandalen u. s. w. Gelegenheit genug. Hervorragend unter den Gürtelschnallen ist (Taf. III, Fig. 12) Nr. 162 (siehe oben) aus Silber 21 cm lang und 6 cm breit von schöner Arbeit mit zierlichem Flechtwerkornament, gut erhalten bis auf eine Spitze und damals wegen Bruches genietet. Bemerkenswerth ferner unter den Fibeln ist Nr. 204 a aus Silber Bügelfibula von 10 cm Länge und halbkreisförmigem Kopfschild, Strichornamenten und Thierkopf 9,3 cm lang und ebenfalls damals genietet wegen Bruches.

Von Schmuck sei weiter genannt neben den Amuleten Nr. 206 d, (Taf. III, Fig. 20) und 256 (22) das schöne Ephippium (Pferdesattel) (24) Nr. 249 aus Bronce von der Form wie das des aufgeschirrten Rosses vor der germanischen Leibwache auf der Trajanssäule sowie der interessante Doppelphallos (Fig. 27) Nr. 227 aus sehr geringem Gold von 3,2 cm Länge mit Aufhänger, ferner ein Fingerring Nr. 257 aus Silber mit Filigranverzierung und dunkelblauem Stein (Lapis lazuli?), sowie „Slavische Schläfenringe“ Nr. 258 aus Silber (vgl. Jahrb. d. V. v. A. i. Rh. LXXX, S. 224 und Zeitschr. f. Ethnologie XVI, S. 224).

Von fränkischen Gläsern fanden sich viele, darunter auch einige seltene. Als erstes von allen ist zu nennen, das prächtige Prunkgefäss Nr. 67 (Fig. 11). An einer vierhenkeligen Ampulla mit Fuss aus smaragdgrünem krystallreinem Glase von 31 cm Höhe und einem Umfang, der

1) Nr. 247 ausser obigen 3 Thierfiguren aus der eigentlichen Schnalle, einer rechteckigen Zierscheibe und einem schönen Sprungring (also aus 6 Stücken) bestehend.

2) Prof. Schaaffhausen bezweifelt diese Deutung, er sieht in Nr. 19 einen Vogelkopf.

2 mal die Höhe = 62 cm misst, finden sich reiche Verzierungen von zweierlei Art, und zwar ist einmal am cylindrischen Halse von 13 cm Höhe ein parallelgestellter Doppelring von als Netzwerk gearbeitetem Smaragdglase angegossen, zwischen welchem ein dicker dunkelblauer Glasfaden sich hohl aufgelegt zickzackförmig hin und herwindet wie an den Gondorfer Gläsern Nr. 19, 21, 23 der Sammlung von Merkens in Köln. Dann ziehen sich um den schön gerundeten Bauch 10 grüne und 10 blaue ringförmige rundovale Nuppen, die nach innenwärts gegen einen centralen Buckel hin mit Einkerbungen verziert erscheinen. Die ovalen Nuppen steigen, je eine grüne mit einer blauen abwechselnd, in schräger Richtung aufwärts, indem sie prächtig gemmenartig aus der Glaswand vorspringen. Die Henkel, von denen einer fehlt, sind schön gewulstet und hochgeschwungen, der kräftige Fuss ist wie der mächtige Hals mit feinem Netzwerk verziert. An zweiter Stelle muss genannt werden Nr. 87 (Fig. 10) ein schönes Taschenglas mit 6 Taschen von 15 cm Höhe, glockenförmiger Gestalt und prachtvoller Patina. 3 grössere Taschen von 6 cm Länge und 3 kleinere von 5 cm Länge und schlanker Füllhornform setzen sich mit muschelförmiger Verbreiterung platt an, während die unteren Theile der Taschen elegant vorspringen. Dann sei erwähnt Nr. 85 und 245 hellgrüne Becher von 10 cm Höhe und 12 cm oberem Durchmesser mit blaugrünen und gelbbraunen Nuppen und eingeschliffenem Streifenbande verziert, sowie Nr. 86 ein bauchiger Becher, welcher von einem Netzwerk aufgelegter Glasfäden umsponnen ist, von 11 cm Höhe und silberweisser perlmutterglänzender Patina. Die rautenförmige Netzmaschen bildenden dicken Glasfäden sind nach dem Fertigblasen aufgelegt und springen vollständig in haut-relief aus der Glaswand vor, sind nicht wie bei Merkens Nr. 7 eingesunken und auf der Innenseite fühlbar; auch ist der Bauch runder und der Hals schlanker wie bei Merkens Nr. 7. Von den besseren Gläsern nenne ich noch ein schönes Glockenglas mit Fuss von 9 cm Höhe und einen gerippten grünpatinirten Merovingerbecher Nr. 89.

Von den sieben Langschwertern, die ich in Cobern-Gondorf ausgraben sah, ist Nr. 190 (Fig. 18) das schönste und wegen seiner seltenen nach unten anschwellenden, auf dem Querschnitt ovalen Griffbekleidung aus Elfenbein interessant. Der Griff ist 12 cm, die Klinge 79 cm lang und 6,8 cm breit. Diese gute Waffe fand sich mit oben gezeichneter silberner Gürtelschnalle (Fig. 12) Nr. 162 und Urne Nr. 40 im lehmgemauerten Plattengrabe des Gondorfer Edelings. In einem eben solchen Grabe lag unter anderem die Messerspitze (Fig. 26) Nr. 196

noch wie neu mit naturfarbenem Leder bedeckt, welche in selten schön erhaltener Weise noch mit Bronceband und Nieten gehalten ist: ein sehr lehrreiches Beispiel für fränkische Lederscheiden.

Wie gut sich gelegentlich Leder aus der Merovingerzeit bis auf uns erhalten hat, zeigt (Fig. 29) Nr. 211 eine schöne Bronce-Bulla von 3,5 cm Durchmesser mit Halskette von 22 cm Länge aus achterförmig gebogenem Broncedraht. Diese Bulla, welche mit Kreuz-, Kreis- und Strichornamenten verziert ist und aus 2 concaven, im Charnier beweglichen, mittels Schnalle verschliessbaren Hälften besteht, enthält ein Säckchen (Fig. 29 a) aus weissem Wildleder, welches mit Leinenfaden zugeschnürt ist. Auch in Meckenheim wurde eine kleine Bronce-Kapsel gefunden, mit einem Hackenkreuz verziert, in der ein Stückchen grobe Leinwand zu einem Säckchen zusammengefalten und mit einem leinenen Faden zugebunden war. Vgl. Jahrb. XLIV, S. 148 und Taf. VI, 3.

Datirt werden obige fränkische Funde durch folgende Münzen: Tetricus (2), zahlreiche Constantine, Constantius und Constans, Magnentius (1), Arcadius (1); durch eine Bronce-Scheibenfibula mit dem roh eingeritzten Bilde des Childerich I von derselben Form wie auf seinem Siegelring aus Tournay; durch einen Silberdenar des Chlothar I. und einen ostgothischen Silberdenar des Theodahad. Von Interesse sind ferner ein gallisch-griechischer Silberdenar mit Männerkopf und Revers: Eule mit Torques, sowie 2 Falschstücke aus dem VI. Jahrhundert n. Chr.: ein halber Solidus und ein Triens von Byzanz mit Goldplattirung, anima von Kupfer und von barbarischer Mache[1]).

---

1) Im letzterschienenen Heft Nr. 86 der Jahrbücher ist Taf. VIII. 18, Seite 177, 53 bezeichnet als: „Geräth, Eisen, keilförmig, an die Form der einfachen Flachcelte erinnernd; vielleicht als Falzbein verwendet.“ Ich erkenne darin ein Rasiermesser wie Nr. 145, 144, 145 b und c meiner Sammlung von gleicher Form, welche in Cobern auf dem obern Gaispfade im Leichenbrand der ersten Kaiserzeit gefunden sind; ebenso erkenne ich in Taf. VIII, 16 ein Winzermesser wie die Winzermesser Nr. 143 a, 129, 143, (Fig. 13—5) welche oben erwähnt wurden. Schliesslich möchte ich noch zur Berichtigung bemerken, dass der in Heft 85 Seite 157 erwähnte Katalog den grössten Theil meiner Funde von Cobern-Gondorf umfässt, nicht die des Herrn Baron von Liebieg.

## Erklärung der Tafel III.

Fig. 1. Gallische Kupfermünze. Av.: Ross der Aeduer; Rev.: vierblättrige Blume.
„ 2. Gallischer Silberdenar. Av.: Sonnenross; Rev.: Sonnengott mit Bogen.
„ 3. Mataris, das gallische Wurfbeil.
„ 4. Tragula, das „Tüllmesser".
„ 5. Winzermesser.
„ 6. Desgl.
„ 7. Desgl. vgl. römisches Winzermesser Nr. 14; modernes „Schlimm-mess" Nr. 13 und „Häp" Nr. 15.
„ 8. Grosser schwarzer weissbemalter Thonbecher: Deae Dianae. V. S. L. M.
„ 9. Grosse Henkelflasche mit chromatischer Behandlung in geometrischen Figuren.
„ 10. Grosses Taschenglas mit 6 Taschen und aufgelegter Glasfädenverzierung.
„ 11. Prunkgefäss, vierhenkelige Ampulla mit Glasfäden- und Nuppenverzierung.
„ 12 Gürtelschnalle aus Silber mit Flechtwerkornament.
„ 13. Modernes Winzermesser = „Schlimm-mess".
„ 14. Römisches Winzermesser vgl. Nr. 5—7.
„ 15. Modernes Winzermesser „Häp" = Hippe; vgl. Nr. 5—7.
„ 16. Gürtelbeschlag aus silberplattirtem Eisen mit dem Elephantenmotiv; vgl. Nr. 19.
„ 17. Gürtelschnalle, durchbrochene Arbeit aus Bronce mit dem Drachenmotiv; vgl. Nr. 21.
„ 18. Langschwert mit Griffbekleidung von Elfenbein, seltene Form.
„ 19. Gürtelbeschlag mit dem Elephantenmotiv, zu Nr. 16 gehörig.
„ 20. Amulet aus Silber mit Filigran und Almandin.
„ 21. Gürtelbeschlag mit dem Drachenmotiv, zu Nr. 17 gehörig.
„ 22. Amulet aus feinem Gold mit Filigran.
„ 23. Drachenmotiv „Tazzelwurm" = vorn Löwe, hinten Drache mit gerolltem Schweif; Bronce.
„ 24. Ephippium als Amulet, Pferdesattel mit Aufhänger; Bronce.
„ 25. Eiserner Hakenschlüssel zu Cassette Nr. 28 gehörig.
„ 26. Spitze eines Sax mit wohl erhaltener Lederscheide, Bronce-Band u. Nägeln.
„ 27. Doppelphallus mit Aufhänger aus geringem Golde als Apotropaion.
„ 28. Cassette mit Beschlägen aus Silber, silbervergoldetem Eisen und Bronce, dazu Nr. 25.
„ 29. Bulla mit Halskette aus Bronce nebst Schnalle und Charnier, sie enthielt
„ 29a. ein weisses Ledersäckchen mit Leinenfaden zugebunden.

## 4. Broncestatuette des Mars.

Von

Max Ihm.

---

Die hier in Originalgrösse abgebildete Broncestatuette wurde in der ersten Woche des Monats März 1888 in Witterschlick (bei Bonn)



bei Ausschachtung eines Kellers in mässiger Tiefe ausgegraben und gelangte gleich nach der Auffindung in den Besitz von Herrn Julius R. Haarhaus in Bonn[1]).

1) Von demselben rührt auch die Zeichnung her.

Die leidlich erhaltene Statuette ist von geringer Arbeit. Abgebrochen ist die rechte Hand und die Füsse. Die Höhe des erhaltenen ist 9½ cm, die ursprüngliche Länge mag 11 cm betragen haben, mit dem Helmbusch, welcher fehlt, noch etwas mehr. Die Figur ist vollrund gegossen, in der Mitte etwas flach gedrückt; der Gürtelumfang beträgt 6 cm. Einige Theile sind stark mit Patina überzogen und haben hier und da durch die Reinigungsversuche der Finder gelitten. Die Bekleidung ist mit ziemlicher Deutlichkeit zu erkennen. Dargestellt ist ein Krieger. Den Kopf bedeckt ein Helm mit maskenartigem Visir. Von dem Helmbusch, welcher nach Analogie anderer Statuetten vermuthlich ziemlich hoch war, ist nur der hintere Ansatz erhalten. Die beiden Löcher, die man oben zu beiden Seiten der Mittelnaht sieht, dienten zur weiteren Befestigung des Busches. Das Gesicht hat am meisten gelitten. Bemerkenswerth sind die tiefen Augenhöhlen und der geöffnete Mund. In ersteren finden sich noch Spuren eines helleren Metalls (Silber?), die Augen waren also eingesetzt. Den Oberkörper umhüllt ein Rock, welcher vom Hals bis zum Gürtel von einem Panzer bedeckt ist. Deutlich erkennbar sind die Schulterblätter des letzteren, die sich von der Mitte der Brust bis zur Mitte des Rückens hinziehen. Auf den Schultern sind sie am breitesten, vorn und hinten zeigen sie in der Höhe der Achselhöhlen rechtwinklige Ausbuchtungen. Der Gürtel besteht aus einem anderen, dunkleren Metalle (Rothkupfer?). Die runde Gürtelschnalle zeigt die Schnallennadel und das durchgezogene Gürtelende. Die weitere Bewaffnung besteht aus Beinschienen, welche ziemlich hoch hinaufreichen, und einem runden mit spitzem Buckel versehenen Schild, welchen der herabhängende linke Arm hält. Ein Theil desselben ist abgebrochen, immerhin aber ist es eine Seltenheit, dass noch soviel davon erhalten ist. Die erhobene Rechte hielt wahrscheinlich die auf den Boden gestützte Lanze, kein Schwert. Schwerlich ist an eine zum Wurf bereit gehaltene Lanze zu denken.

Die Figur stellt wohl nichts anderes dar als den Kriegsgott. Die





Marsdarstellungen auf Münzen sind ganz analog. Die obenstehenden Münzabbildungen sind deshalb beigefügt, weil dieselben ebenfalls aus Witterschlick stammen und ganz in der Nähe der Statuette gefunden sein sollen[1]). Die eine, im Jahre 164 geschlagene, zeigt uns den Gott bärtig, nach rechts gewendet, mit Helm und Panzer bekleidet. Die Rechte fasst den auf den Boden gestützten Speer, die Linke ruht auf dem Schildrand. Die Umschrift lautete TR · POT · XVIII · IMP · II ·COS · III · Die Vorderseite zeigt den lorbeerbekränzten Kopf des Kaisers mit der Umschrift M · AVREL · ANTONINVS · AVG · ARMENIACVS P M[2]). Die andere Münze ist unter dem Kaiser Gallienus geprägt[3]). Mars steht in ähnlicher Haltung nach links gewendet in einem von vier Säulen getragenen Tempel. Die Umschrift lautet DEO MARTI.

Statuetten des Kriegsgottes gehören im Rheinlande nicht zu den Seltenheiten. Fast jedes Museum hat einige aufzuweisen, ganz zu schweigen von denen, welche im Privatbesitz sind. Zahlreiche Inschriften geben Kunde von der Verehrung, welche der Gott seitens der rheinischen Bevölkerung und der hier stationirten Legionen genoss. Bald erscheint sein Name allein auf den Inschriften, bald im Verein mit anderen verwandten Gottheiten[4]). Beinamen sind nicht selten (Mars Camulus, Leucetius, Caturix, militaris, victor u. s. w.)[5]). Dem Mars Camulus errichten die cives Remi bei Cleve ein templum (C. I. Rh. 164). In Bonn liess im Jahre 295 der praefectus legionis primae Minerviae einen Tempel des Mars militaris wiederherstellen[6]). Ueber eine verlorene Statue des Mars victor mit Inschrift an der Basis berichtet Smetius (C. I. Rh. 138): 'supersunt adhuc pedes statuae olim impositae, sed postea confractae'.

Eine zusammenfassende Behandlung der Darstellungen des Kriegsgottes steht noch aus und ist bei der grossen Zerstreuung des Materials nicht gerade leicht. Die Deutung mancher Darstellungen ist

---

1) Sie sind gleichfalls im Besitz von Herrn Haarhaus.

2) Cohen, Méd. imp. VII p. 179 n. 83.

3) Cohen, Méd. imp. IV p. 363 n. 101.

4) Mars und Victoria Bramb. C. I. Rh. 1412. 1735. Mars und Nemetona (keltische Göttin) 1790.

5) Vgl. C. I. Rh. 164. 929. 930. 1588. 467. 773 etc. Ein deus Mars armiger oder armatus auf der Mainzer Inschrift 996 (aus dem Jahre 223).

6) C. I. Rh. 467. Der Stein ist im Kölner Museum (Düntzer, Catalog II 19).

noch unsicher. In einer Reihe von Statuen und Büsten, welche Stark auf den Gott bezogen hat, wollte Urlichs Darstellungen des Achill erkennen[1]). Diese beiden sind es hauptsächlich, zwischen denen die Deutungen schwanken[2]). Die bekannte Marmorstatue im Louvre (Clarac, Musée de sculpture pl. 263, 2073), gewöhnlich Ares Borghese genannt, ist gleichfalls auf Achill gedeutet worden. Winkelmann's Behauptung, dass die Kunst keinen bärtigen Ares kenne, ist nicht haltbar[3]). Auf den römischen Familienmünzen erscheint der Gott unbärtig und behelmt[4]). Charakteristisch ist auf manchen der vor und unter den Ohren keimende Backenbart[5]). Dieser jugendliche, unbärtige Typus ist in der alten Kunst der geläufigste gewesen. K. Dilthey hat in seinem schönen Aufsatz in den Bonner Jahrbüchern 53/54 (mit 12 Tafeln) eine Reihe solcher Aresdarstellungen besprochen. Es sind Büsten und Statuetten, welche uns den Gott jugendlich, nackt und behelmt zeigen. Seine sonstigen Attribute, Lanze, Schwert und Schild, sind fast nirgends erhalten. Viel seltener sind Statuetten, welche ihn im Panzer darstellen. Besonders charakteristisch ist der Helm, dessen Busch meist ziemlich hoch ist. Die Gestalt soll dadurch grösser und kriegerischer erscheinen[6]). Das Mainzer Museum besitzt eine Reihe solcher Broncen (darunter eine Büste mit hohem Helm). Drei derselben weisen dieselbe Haltung der Arme auf, wie unsere Statuette: die herabhängende Linke hielt den Schild, die erhobene Rechte Lanze oder Schwert. Die Haltung einer anderen Figur (Geschenk des Pfarrers Oswald, Oberolm) erinnert an die des Doryphoros; das Haar ist lockig, der Helm weniger hoch. Nur eine der Mainzer Figuren zeigt

---

1) Dilthey, Bonner Jahrb. 53/54 p. 2.

2) Als dritter kam früher noch Alexander der Grösse in Betracht, in den meisten Fällen ohne Berechtigung. W. Christ deutete zweifelnd eine Büste des Münchener Antiquariums (abgeb. Bonn. Jahrb. 53/54 Taf. V und VI) auf Alexander, während Dilthey a. a. O. p. 13 darin wohl mit Recht einen Ares sieht.

3) Visconti Museo P. Cl. II zu tav. 49. Dilthey a. a. O. p. 1 flg. Auf dem Sarkophagrelief n. 47 der antiken Bildw. des Lateran. Museums von Benndorf-Schöne ist Mars bärtig dargestellt; er trägt Helm, Lanze, Schild und ist mit einer Chlamys bekleidet.

4) Preller, Röm. Myth. I³ p. 349.

5) Dilthey, a. a. O. p. 12 (Abb.) und p. 36 flg.

6) Vgl. Livius IX 40 'galeae cristatae, quae speciem magnitudini corporum adderent' etc. Preller, Röm. Myth. I³ p. 349.

uns den Gott im Panzer, in ganz ähnlicher Weise wie die Statuette von Witterschlick. Der Schild, den die herabhängende Linke hielt, ist abgebrochen. An der erhobenen rechten Hand bemerkt man ein Loch, das zur Befestigung der Lanze diente. Erhalten ist der Helm mit dem hohen oben gegabelten Busch. Die übrige Rüstung besteht aus Panzer und hohen Beinschienen. Quer über die Brust läuft von der rechten Schulter das Wehrgehenk. Die Arbeit ist roh. Reicher verziert sind Panzer und Beinschienen einer in Marren (Oldenburg) entdeckten Marsstatuette[1]) mit hohem Helmbusch. Eine zweite ebendort gefundene Figur zeigt den Gott in seiner geläufigen Erscheinung, jugendlich, nackt, mit dem Helm auf dem Kopfe. Ueber eine andere gut gearbeitete Statuette aus Nymegen berichtet Janssen Bonner. Jahrb. 7 p. 66: der Gott sei dargestellt mit Panzer, Helm und Kriegsmantel, die rechte Hand sei emporgehoben, mit derselben habe er wahrscheinlich eine Lanze gehalten. Eine $8^1/_4$ Zoll hohe Erzstatuette des Mars wurde in Cambridge gefunden und gelangte in das Britische Museum. Der Helm ist der übliche korinthische, aber etwas zu klein gerathen. Die weitere Bewaffnung besteht aus den Beinschienen und dem Brustharnisch, dessen Ornamente (Gorgoneion und Blätterschmuck) von eingelegtem Silber sind. Die Attribute (Speer und Schild) fehlen[2]). Häufiger finden sich Berichte über Statuetten des jugendlichen, unbekleideten Mars. Ich erwähne folgende. Prof. Schaaffhausen berichtet Bonner Jahrb. 53/54 p. 333, dass in einer alten Halde der Bleierzgruben am Tanzberge bei Call 'ein schreitender Mars mit Schild und Speer' gefunden wurde. Prof. Klein legte am Winkelmannsfeste 1885 in Bonn die Broncefigur eines jugendlichen Mars aus Pommern a. d. Mosel vor. Im Trierer Museum befindet sich die Statuette eines nackten, nur mit dem Helm bekleideten Mars; Fundort 'Stumpfer Thurm' (Bonner Jahrb. 4 p. 207). Eine in Mainzweiler ausgegrabene sehr schön gearbeitete, 5 Zoll hohe Figur stellt ihn als unbärtigen Jüngling dar (Bonner Jahrb. 10 p. 31). Das Museum zu Speyer besitzt gleichfalls einen nackten, nur mit dem hohen Helm geschmückten Mars[3]). Mau registrirt in der Archäol. Zeitung 35 (1877) p. 85 eine

1) Abbild. Bonner Jahrb. 57 Taf. III.

2) Proceedings of the Society of antiquaries of London. 2. Serie IV p. 498. Vgl. Hübner, Archäol. Zeitung 29 (1871) p. 173.

3) Einen Gypsabguss sah ich im Mainzer Centralmuseum. An der linken Seite sieht man noch einen Rest des Schildes.

Broncestatuette mit den Worten: 'Mars; nackt mit Helm; die Attribute in den Händen fehlen'.

Ich schliesse diese kurze Zusammenstellung, welche natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, mit dem Wunsche, dass die Museumsdirektionen sich doch mehr als es bisher geschehen ist, die Publikation und Katalogisirung solcher Gegenstände (Broncestatuetten, -Büsten etc.), welche ein archäologisches Interesse verdienen, angelegen sein lassen möchten. Ein weiterer Wunsch, den gewiss manche mit mir theilen, dass Privatleute, anstatt eigene Sammlungen anzulegen, solche Gegenstände lieber öffentlichen Sammlungen zuweisen möchten, um sie so der Wissenschaft zugänglicher zu machen, wird wohl ein pium desiderium bleiben.

---

## 5. Römischer Isiscult an der Mosel.

Von

**Richard Arnoldi.**

---

Im uralten Heilbade Bertrich an der Mosel (Station Bullay-Alf) waren seit langer Zeit Alterthümer gefunden worden, welche die welterobernden Römer während ihrer fast halbtausendjährigen Herrschaft hier im Lande im Boden hinterlassen hatten[1]), wie es ja wohl zu erwarten war bei Bertrichs günstiger Lage mitten zwischen den blühenden Römerstädten Colonia-Agrippina, Moguntia und Augusta Treverorum, inmitten der lebendig pulsirenden hohen Cultur, wie sie in den herrlichen Funden von Neumagen vor unseren Augen wieder erstanden ist. Wie nun in Wiesbaden an den Aquae Mattiacae die Sirona und der Apollo Tutiorix als lokale gallische Heilgottheiten nachgewiesen sind, so waren in Bertrich bisher neben Minerva und Diana die einheimischen Heilgöttinnen Devercāna[2]) und Meduna[3]) von dem Votivalter des L. Taccitus[4]) bekannt.

Auf Veranlassung des Verfassers wurden nun im Jahre 1886 daselbst in der Kuhheck und am Palmberg Ausgrabungen gemacht in meist ungestörtem Boden, welcher aus der Verwitterung unserer rheinischen Grauwacke entstanden, in $1^1/_2$ bis $4^1/_2$ Fuss Tiefe neben zahlreichen gewöhnlichen Thongefässen in Leichenbrandgräbern der ersten Jahrhunderte nach Chr. die Amphore Nr. 17a und die Maskenlampe aus Thon Nr. 62a meiner Sammlung geliefert hat.

Letztere hat mich nun durch ihre eigenthümlich orientalische Form zu weiteren Grabungen veranlasst. Das Resultat war denn auch ein sehr erfreuliches, indem ägyptische Funde von der grössten Bedeutung aus der Erde gehoben wurden. — Die Grabungen haben näm-

---

1) Vgl. Bonner Jahrb. 85. S. 6 ff.

2) Vgl. Vercanu (Bonner Jahrb. 50 S. 172), welches nicht einem keltischen femininen Nominativ Vercanos entspricht, sondern einer deutschen Vércāna, einer „Wirkenden Göttin"; zu der Silbe De in Devercana vgl. nämlich Nr. 8 meiner Sammlung in Bonner Jahrb. 87 S. 19 DEDIANE. V. S. L. M. = DEae DIANaE.

3) Meduna wohl vom Stamme Med: „die Heilende".

4) Bonner Jahrb. 29. S. 170, 172 ff.

lich den Götterkreis von Bertrich um eine Isis-Sphinx und zwei Isisstatuetten aus Bronce bereichert, seltene südliche Gäste, welche auf dem quellendurchwärmten Boden des milden Bertricher Thales eingekehrt waren, wo der immer grüne Buxbaum („Palm" genannt) wild wächst[1]. Aegyptische Funde am Rhein sind bis jetzt selten; die von Bertrich aber sind die ersten im Rheinlande, dessen Fundort sicher feststeht. Die älteren ägyptischen Funde sind von Herrn G.-R. Schaaffhausen in einer grundlegenden Arbeit „über den römischen Isisdienst am Rhein" behandelt worden[2].

Die ägyptischen Funde von Bertrich (Nr. 272—4) sind bestimmt worden durch Herrn Dr. Wiedemann, wofür und für die freundliche Ueberlassung der ägyptologischen Notizen hiermit herzlicher Dank gesagt sei! Die Funde sind datirt durch ein Grosserz des Hadrian von messingartiger Legirung, welches so abgegriffen ist, dass man nur den Kopf noch erkennen kann, sowie durch ein ziemlich wohlerhaltenes Mittelerz der Diva Faustina, Revers: aeternitas. Von Hadrian — wohl dem interessantesten aller römischen Cäsaren — ist es bekannt, dass er die fremden Culte begünstigte. Denn er war der nimmermüde Wandrer, welcher die Weiten seines Weltreichs durchpilgerte, um jedes Volk und — zweifelnd an den alten Göttern des Griechenhimmels, unbefriedigt und mit suchender Seele — jeden Cult an seiner Quelle in seiner Eigenart studiren zu können.

Unter diesem kunstsinnigen Kaiser nahm auch die Bildhauerkunst einen eigenartigen Aufschwung: es wurde auf die archaïsche Kunst zurückgegangen, es entstand für die Cultbilder eine archaïsirende Kunstweise, welche in strengerer herberer Formgebung den alterthümlichen Typus nachahmte, bald aber wieder mit freierer Behandlung einzelner Theile verband. Aber für den Isisdienst holte man auch original-ägyptische Arbeiten direct aus Aegypten her. So unsere Nr. 273 und 274.

Verlässt man die Alf-Lutzerather Strasse hinter Bertrich und schlägt den alten Römerweg nach Rödelheck zu ein, so fand sich kurz jenseits der Bonsbeurer Brücke links von der Strasse die Emailfibel der Villa Concordia, nicht weit davon lagen die Diana des Berliner Museums und dann der Votivaltar der Devércana und Meduna. Noch weiter am nördlichen Terrassenhang des Heinzenbergs „in der Kuhheck"

---

1) Wirtgen, Rhein. Reise-Flora II. S. 124.

2) Vgl. Bonner Jahrb. 76 S. 31 ff., 78 S. 88 ff. 83 S. 247 ff.

nahe dem westlichen Punkte der Strasse entdeckte man Nr. 271, 273 272, 274, 275 meiner Sammlung; unmittelbar daneben etwas südlicher Nr. 278, 277, 280—2; endlich noch etwas weiter nach Süden Nr. 62a und 17a. Neben diesem Funde lag nördlich Nr. 279, westlich 276.

Nr. 273 Kopf einer Sphinx aus Bronce, 5 cm hoch, original-ägyptische Arbeit. Das menschliche Gesicht der Sphinx ist breit und fleischig, bartlos, also als weiblich gedacht, wie dies auch die stark prononcirten weiblichen Brüste zeigen, die sich unmittelbar unter den auf die Brust herabreichenden Streifen des Kopftuches [1]) befinden. Dieses Tuch endet nach hinten kurz hinter dem Armansatze in einer geraden Linie, besitzt aber nicht den häufigen zopfartigen Fortsatz in der Mitte dieses Endes. Ueber der Stirn befindet sich die Uraeusschlange, das Zeichen der königlichen Würde, und darüber auf dem Haupte eine Krone, deren Untersatz aus an der Spitze umgebogenen Blättern gebildet wird, während der Obertheil, den wohl die eine Sonnenscheibe einschliessenden Kuhhörner bildeten, abgebrochen ist. Die Arme zeigen nahe der Schulter mehrere Streifen, Andeutungen eines verzierten Gewandes. Der Thierleib, von dem nur das Vorderstück erhalten blieb, ist mit Verzierungen versehen, die aus Gruppen von je zwei parallel den Rücken entlang laufenden Linien bestehen, zwischen je zwei Gruppen zeigen sich sich kreuzende kurze Linien. Unterhalb des Halses, zwischen den herabhängenden Streifen des Kopftuches und den beiden Brüsten scheint die Bronce nicht abgebrochen zu sein, es befand sich hier vielmehr von Anfang an eine Oeffnung, welche mit einem Einsatz aus edlem Metall, der auch die Dedicationsinschrift getragen haben wird, geschlossen war. Das ganze Stück ist gegossen, der Kopf voll, der Körper um einen jetzt verschwundenen Kern aus Thon. Der Styl der Arbeit ist der der 26. Dynastie (circa 600 vor Chr.)



Die ägyptische Sphinx (ägyptisch: „hu = die Schreckliche", „seschep = die Glänzende") hat mit der griechischen nichts als den

1) Dieses Tuch in der Form des heutigen „Keffiye" entsprechend, hiess ägyptisch „nemes". Der von Champollion eingeführte Name klaft beruht auf dem koptischen Worte klaft „die Mönchskaputze", welches auf ein altägyptisches Wort klf-t „Segel, Segeltuch zum Einwickeln, Sack" zurückgeht.

Namen gemeinsam. Als die griechischen Reisenden das Nilthal betraten, fanden sie vor den Tempeln und sonst vielfach Bildwerke, die einen aus Thier- und Menschentheilen zusammengesetzten Körper besassen; es erinnerten sie diese Mischbilder an die berühmte Sphinx, welche Oedipus ihre Räthsel aufgab, und so übertrugen sie deren Namen auf die ägyptischen Gestalten.

Die griechische Sphinx, entstanden aus der Sphinx der Assyrer und Kleinasiaten, ist weiblichen Geschlechtes, ein geflügelter Löwenkörper mit Kopf und Brust einer Jungfrau, erscheint zuerst bei den Griechen in den Gräbern von Mykene und Sparta als kleine Relieffigur, später auch als Rundfigur[1]) als Würgengel (σφίγγω = strangulo), ein Bild des grausamen Geschickes, welches das Leben in seiner schönsten Blüthe zerstört. Aber selbst die räthselaufgebende Würgerin der thebanischen Oedipussage wurde nie als ein grässliches Ungeheuer gebildet, vielmehr schuf die spätere gefällige Kunst aus der Sphinx eine ihrer anmuthigsten Gestalten mit dem Begriffe eines Wesens von verführerischer Schönheit. In der Komödie werden die Hetären sehr häufig Sphinxe genannt, um die räthelhafte und zugleich launenhafte Natur des Weibes zu bezeichnen. Vergl. die wunderbar schöne Broncesphinx aus Pompeji (Mus. Borb. XII. 42). Ausserdem erscheint die Sphinx bei den Griechen als Wappen auf Münzen von Chios, Gergis in Troas und auf dem sehr alten Metopenrelief von Assos. Phidias setzte ihr Bild auf den Helm der Athene Parthenos (Pausanias I. 24. 5, wo eine spätere Erläuterung in Aussicht gestellt wird, die aber fehlt)[2]).

Schon Herodot (II. 175) hat gesehen, dass es sich bei der griechischen Sphinx um ein ganz anderes Wesen handle als bei der ägyptischen, und die Sphinxe des Amasis in Sais ausdrücklich als „Androsphinxe = männliche Sphinxe" bezeichnet. Trotz dieser früh gewonnenen Einsicht wurden beide Wesen fort und fort verwechselt und z. B. behauptet, die ägyptische Sphinx stelle die geheimnissvolle Weisheit der Götterlehre dar (Clemens, Str. V. 5. p. 664 Pott.; Plut. de Is. 9) oder sie sei ein Sinnbild der Vereinigung des Guten, an Stärke ein Thier, an Weisheit ein Mensch (Synes. de prov. I. 11; cf. Clemens, Str. V. 7. p. 671 Pott.). Der echtägyptischen Anschauung sind solche Gedanken fremd. — Im Nilthale finden sich die Sphinxe mit Vorliebe, wie schon Strabo (XVII. 805) hervorhob, zu beiden Seiten

1) Milchhöfer, Athen. Mittheil. IV. 64 ff.

2) Baumeister, Denkmäler d. klass. Alterthums. S. 168 ff.

der zu den Tempeln führenden heiligen Strassen aufgestellt. Sie galten hier als Wächter des Heiligthumes und erfüllten denselben Zweck, wie die geflügelte Sonnenscheibe über dem Tempeleingang, welche die Bösen am Betreten des Heiligthumes verhindern sollte. Die gleiche Rolle waren die Sphinxe, die in Gräbern Aufstellung fanden, zu spielen berufen; und so legt die Inschrift einer Sphinx aus der 26. Dynastie (Aeg. Zeitschr. 1880 p. 50) dem Thier die Worte in den Mund: „O Apries (Eigenname des Verstorbenen), ich beschütze deine Grabkapelle, ich bewache deine Grabkammer, ich wehre ab den Eindringling von Aussen, ich werfe zu Boden die Feinde mit ihren Messern, ich vertreibe das Böse von deiner Grabkapelle, ich vernichte deine Widersacher in ihrem Schlupfwinkel, ich verschliesse denselben, nicht kommen sie aus ihm heraus."

Die Sphinx ist hierbei nicht etwa ein Fabelwesen, sondern sie stellt ein Thier dar, das nach ägyptischer Anschauung in der Wüste lebte und den Körper eines Löwen mit einem Menschenkopfe verband. Auch das klassische Alterthum hat lange an die Existenz des Wesens geglaubt (cf. Strabo XVI. 775; Diod. III. 167; Plin. VI. 89. VIII. 21; X. 72; Mela III. 9. — Aelian nat. an. XII. 7 erklärt es für eine Fabel). Es lebte zusammen mit dem geflügelten Löwen mit Adlerkopf, der geflügelten Gazelle, der Löwin mit Sperberkopf, deren Schwanz in eine Lotosblume endete u. a. m. Wie fest der Aegypter an die Realität solcher Thiere glaubte, zeigt am besten ein Relief des mittlern Reiches zu Benihassan, in welchem ein Würdenträger bei seiner Jagd in der Wüste neben anderem Wild auch einen Panther antrifft, an dessen Rücken zwei Flügel und ein Menschenkopf herauswachsen (Leps. Denkm. II. 131; cf. Maspero, Guide p. 9, 169; Erman, Aeg. p. 329) und ein demotischer moralischer Papyrus zu Leyden (J. 384), der, um den Vernichtungskampf der Thiere untereinander anschaulich zu machen, auf den serref, den Vogel Greif, hinweist, der alle anderen zerreisse.

Vor dem Tempel aufgestellt, entspricht die Sphinx vollständig den oft gleichfalls fälschlich Sphinx genannten Bildern von liegenden Widdern, wie sie besonders in Theben häufig sind. Aber, wie diese und die ihnen verwandten Gestalten nicht nur durch sich selbst eine abschreckende Wirkung erzielen, sondern vor allem dadurch, dass sie die Incorporationsform des Tempelgottes — in Theben also des Ammon-Ra, der in Widdergestalt im Tempel lebte, darstellten, so hat auch die Sphinx eine ähnliche Bedeutung. Sie bildet eine Incorporationsform der Sonnengottheit in ihren Formen als Ra-Harmachis, Ho-

rus und Horus-Ra (Champ. Panth. 24 E.) Am bekanntesten ist nach dieser Richtung hin die erste, von den Griechen (C. I. Gr. III. 4961 und sonst) Ἁρμαΐς genannte Gestalt dadurch geworden, dass sie bez. ihre Nebenform Cheper (Leps. Denkm. III. 68) durch die grosse Sphinx von Gizeh dargestellt ist. Dieses imposante ca. 20 m hohe Felsenbild stammt aus der fernsten Vorzeit, schon zur Zeit des Erbauers der grössten Pyramide stand es vollendet da. Mehrfach ward es in der Folgezeit vom Flugsande fast ganz verschüttet, aber immer wieder ausgegraben; von dem ersten derartigen Unternehmen zur Zeit des Königs Thutmes IV. legt noch jetzt eine zwischen den Pfoten der Sphinx errichtete grosse Stele Zeugniss ab. Sonst ist aus dem alten Reiche nur eine datirte Sphinx mit dem Namen des Königs Ra-mer-en (6. Dynastie); desselben, dessen Mumie sich vor einigen Jahren in einer Pyramide bei Saqqarah wohlerhalten vorgefunden hat, nachgewiesen worden (Sammlung Larking in Alexandrien; cit. Wilkinson zu Rawlinson's Herodot II. p. 263). Mehrere Exemplare datiren aus der 12. Dynastie, häufiger werden die Monumente jedoch erst im neuen Reiche, in welchem sie bis in die Ptolemäerzeit hinein beliebt blieben. — Der Kopf der Sphinx zeigt regelmässig die Züge des Herrschers, der sie weihen liess, gerade so wie in Statuen und Reliefs die menschlichen Köpfe der Götter stets den Weihenden portraitiren. Da die Weihenden meist Könige waren und da die Sphinx zudem gewöhnlich Götter repräsentirt, so sind auch fast alle Sphinxe männlich. Daneben finden sich jedoch, falls Königinnen weihend auftreten, auch Sphinxe mit Frauenköpfen (Lepsius, Aeg. Zeitschr. 1882. p. 117. ff.; Wilkinson III. 310); und können dieselben, wenn sie gleichzeitig die Incorporationsform einer Göttin vorführen, auch weibliche Brüste haben. Letzteres kommt besonders im späteren Isisculte vor und es haben sich mehrfach Terracottenreliefs gefunden, welche die Isis in der Gestalt einer weiblichen Sphinx vorführen neben einer zweiten, die bald männlich als Repräsentant der Serapis, dessen Sphinxe vor dem Serapeum zu Memphis alle männlich waren (Bilder z. B. bei Ebers, Aeg. I. 179), bald weiblich als Form der Göttin Nephthys, der Schwester der Isis, erscheint. (cf. Lafaye, Hist. du culte des div. d'Alex. p. 292.)

Dieser Serapis von Memphis ist nicht zu verwechseln mit dem späteren Typus des Serapis der berühmten unter Ptolemaios Philadelphos vom Athener Bryaxis — dem Genossen des Skopas am Mausoleum — geschaffenen Goldelfenbeinstatue der Serapis, dem Hauptcultbilde im Serapeum zu Alexandrien, welches als eines der sieben Weltwunder des

Alterthums gepriesen wurde, von dem uns ein schwacher Abglanz erhalten ist in der Colossalbüste des Serapis aus weissem Marmor in der Rotunde des Vatikans. Overbeck sagt von dieser: der Charakter des Kopfes ist nicht minder edel als derjenige der besten Zeusköpfe, aber an die Stelle der imposanten Kraft und der himmlich heiteren Klarheit der Zeusphysiognomie ist eine eigenthümliche, fast zur Schwermuth neigende Milde getreten, eine unnachahmliche Sanftmuth vereinigt mit Würde und dem Ausdruck eines grossen Gedankens. Müller nennt diesen hellenisirten Serapis: ein undurchdringliches Gemisch von anziehender Milde und geheimnissvoll schreckender Gewalt, der Serapis, welcher der Gott der Sonne und der Unterwelt zugleich ist[1]).

Die Sphinxe erscheinen vor dem Serapeum zu Memphis als die Wächter einer Form des Osiris; eben dieser Wächterrolle verdankt auch Isis die Möglichkeit sich in einer Sphinx zu incorporiren; nahm doch sogar der wichtigste aller Wächter, der Gott Aker, der Wächter der Unterwelt, der Schützer des Sonnengottes Ra, der in dessen Auftrag die Bösen vernichtet, in dieser seiner Hauptfunktion mit Vorliebe die Gestalt einer Löwensphinx an (vgl. Rec. de trav. rel. à l'Eg. VI. 150 f.)

Mit Flügeln ward die Sphinx in Aegypten erst unter asiatischem Einfluss versehen; erst seit der 18. Dynastie zeigt sie sich in dieser Form zuerst mit geknicktem (Prisse II. Sphinx 4), dann auch mit abgerundetem Flügelumriss. Im Allgemeinen blieb aber die Gestalt selten und spielt nur in dem von zahlreichen semitischen Elementen bewohnten Delta eine Rolle, wobei ihre Exemplare in Relief wie in Bronce meist auch in Attributen, Gesichtsschnitt u. s. w. einen orientalischen Character zeigen (z. B. Petrie, Tanis, Frontispice). In noch späterer Zeit tritt dann auch die griechische Sphinx in Unterägyten auf; auf den hier fabricirten griechischen Vasen wird Oedipus mit der Sphinx abgebildet (Petrie, Daphnae pl. 30) und bildet die Sphinx allein ein gern verwendetes Motiv (Petrie l. c. pl. 26, 31; Naucratis pl. 5. 39). In den echt ägyptischen Cult hat weder die asiatische noch die hellenische Form Eingang gefunden.

Im Allgemeinen liegt die Sphinx in ruhender Stellung auf ihren vier Pfoten, daneben aber erscheint sie in Reliefs mit zwei menschlichen Armen statt der Vorderpfoten, und hält zwischen den Händen allerhand Gaben und Symbole (Leps. Denkm. III. 64 a, 131 a, 148 c u. s. w.;

---

1) Baumeister, Denkm. d. klass. Alterth. S. 1548.

Perrot. Aeg. p. 667 aus der Zeit des Apries); auch Broncen, welche diese freien Arme zeigen, haben sich mehrfach gefunden und datiren dieselben z. B. aus der Zeit des Smendes (c. 900), Taharka (690—664), Apries (589—564). In den Händen halten dieselben Altäre, Töpfe u. dgl. Ein Exemplar (Louvre, S. hist. 268) ist dabei bartlos, aber mit männlicher Brust, sonst ähnelt es der Bertricher Bronce sehr; denn auch bei dieser sprechen die scharf vortretenden Oberarme für eine Darstellung mit freien, einen Votivgegenstand haltenden Armen. Bei ihr beweisen die Brüste, dass es sich um ein Isis-Sphinx handelt, wie dies bei einem dem Isisculte geweihten Gegenstande sehr begreiflich erscheint. Angebracht war das Thier ursprünglich wohl vor einem kleinen Naos, der das ehrwürdige Symbol des Cultus, die heilige Urne enthielt. Als Pendant hätte dann eine zweite Sphinx gedient, da einzelstehende Sphinxe im Princip in Aegypten nicht vorkommen. Auf diese Weise entstand eine ähnliche Gruppe, wie sie ein Fresko zu Herculanum (Helbig 1111; cf. Lafaye l. c. p. 329) abgebildet zeigt. Das Ganze wird dann einem dem Isisculte Ergebenen als Hausaltärchen gedient haben.



Neben der eben beschriebenen Isis-Sphinx Nr. 273 lag Nr. 272 meiner Sammlung (siehe weiter unten), durch eine umgestürzte Steinplatte mit dem Nachbargrabe vereinigt und vermischt, $^1/_2$ Fuss davon mit einem Häufchen Knochenasche und den Nr. 271, 275, 277, 278, 280, 281, 282, 283.

Nr. 274 Broncestatuette der thronenden Isis mit dem Horuskinde. Ganze Höhe 14 cm, Höhe des Oberkörpers 7,5 cm; Gewicht 285 gr. Das wohlgebildete Gesicht von ägyptischem Typus ist umrahmt von der Keffîye, welche Kopf und Nacken bedeckt und mit zwei breiten Bandstreifen auf die stark entwickelten Brüste herabfällt und gekrönt ist von einem oben die Ansätze der Kuhhörner mit der Sonnenscheibe zeigenden Aufsatz, und an der Stirn den Geierkopf angebracht hat. Die ganze etwas — ägyptisch — überschlanke, aber edelgeformte weibliche Gestalt — welche bis zu den Knöcheln engverhüllt ist von der Kalasiris — hält mit der

linken Hand auf ihrem Schoosse das Horuskind, während ihre rechte Hand die linke Brust zum Säugen bietet; der rechte Arm ist abgebrochen. Horus wohlgebildet, nackt, hat auf dem Kopfe eine festanschliessende Mütze, vorn die Uraeusschlange, deren Körper sich nicht wie gewöhnlich um den Kopf schlingt, sondern wulstartig wie ein Kamm mitten über denselben läuft; hinter dem rechten Ohr befindet sich die sogenannte „Jugendlocke"; seine beiden Füsse fehlen. Die Füsse der Isis stehen auf einer viereckigen centimeterhohen Basis, welche auf der Unterseite einen Ansatz zum Befestigen auf einer Unterlage hat, der vermuthlich aus Holz gearbeitete Schemel, auf dem die Isis sass, fehlt wie fast regelmässig bei diesen Statuetten.

Die Technik der Ausführung ist nicht ganz so formenschön und sorgfältig wie bei der Isis-Sphinx; gefertigt ist dies Monument vermuthlich während der Ptolemäerzeit als Copie eines vielverbreiteten und in zahlreichen Reproductionen uns überkommenen Typus.

Die Göttin Isis (Hest, Ast) spielt in der ägyptischen Mythologie keine grössere Rolle, obwohl sie unzählige Male in den Texten genannt und auf den Denkmälern abgebildet erscheint. Sie theilt diese Unbedeutendheit mit fast allen weiblichen Gottheiten, die den Zweck hatten als Göttin bezw. Mutter männlichen Gottheiten zu dienen, um die Fortpflanzung des Göttergeschlechtes zu ermöglichen. Denn der Gott hatte an und für sich keine Unsterblichkeit, er alterte wie der Mensch, wenn auch langsamer, und starb, um dann im Jenseits wieder aufzuleben, nachdem er vorher einen sich gleichen Sohn erzeugt, der seine Functionen aufzunehmen bestimmt war. So ist auch Isis das Mittel, durch das Osiris seine irdische Existenz zu einer dauernden macht; sie gebiert ihm Horus, der seine Stelle auf dem Thron in dieser Welt einnimmt, während er den des Jenseits besteigt. In ihrem Verhältniss zu Osiris ist Isis Gattin und Schwester, ist aber bei seinen Lebzeiten nicht hervorgetreten, erst nach seinem Tode hat sie für ihn gesorgt, die von Set zerstreuten Theile seines Leichnams gesammelt und bestattet und vor Allem, vereint mit ihrer Schwester Nephthys, für ihn die Todtenklage angestimmt. Hier ist sie für alle Zeiten vorbildlich gewesen und wie jeder Mensch das Schicksal des Osiris, seinen Tod und seine Auferstehung theilte, so sollte auch jedem eine Isis und eine Nephthys die Todtenklage sprechen, um ihn auf diese Weise vor Fährlichkeiten zu schützen, die der Seele drohen konnten, und mitzuhelfen seine Unsterblichkeit zu verbürgen.

Für ihren Sohn Horus war sie eine treue Mutter. Sie schützte

ihn gegen die Nachstellungen des mörderischen Set, und trägt daher mit Vorliebe an der Stirn den Kopf eines Geiers, das Symbol des mütterlichen bezw. göttlichen Schutzes. Sie nährt und bewahrt das Kind, bis es stark genug ist in den Kampf gegen Set zu ziehen, um den Vater zu rächen. Dieser nährenden Thätigkeit wegen gilt die Kuh als ihr heiliges Thier, ähnlich wie der Stier als besonders zeugungskräftig den männlichen Gottheiten eignet. Sie erscheint daher dargestellt bald als liegende Kuh, bald als Frau mit Kuhkopf, am häufigsten aber als Frau mit Kuhhörnern als Krone; die Sonnenscheibe, die sich zwischen diesen zu befinden pflegt, ist dabei kein Beweis einer specifisch solaren Bedeutung der Gestalt, dieselbe eignet ihr so gut, wie allen ägyptischen Gottheiten.

Horus tritt besonders in zwei Stellungen im Osirismythus auf, als Rächer seines Vaters und als hülfsbedürftiges Kind, als welches er den Namen Har-pe-chrut „Horus das Kind“, Harpocrates zu führen pflegt. Nur diese Form kommt für den römischen Isiscult in Betracht. Dargestellt wird er als verhältnissmässig älteres Kind, auch wenn ihm Isis die Brust reicht, was sich daraus erklärt, dass die ägyptischen Kinder bis zum Alter von drei Jahren gesäugt wurden (Pap. Bulaq I. 20. 17 f.). Seine Jugend wird characterisirt durch die Locke an der linken Kopfseite, welche auch Prinzen und Prinzessinnen bis zur Mannbarkeit (Leps. Denkm. II. 11, 23, 72; III 86, 106, 106a, 128), ja zuweilen noch als Erwachsene (L. D. III. 166) zu tragen pflegten; sogar der regierende König Ra-mer-en hat dieselbe bis zu seinem Tode getragen, wie dies an seiner vor einigen Jahren bei Saqqarah entdeckten Mumie constatirt worden ist. In späterer Zeit trugen die ägyptischen Freigeborenen im Gegensatz zu den athenischen, bis sie mannbar wurden, die Haare in einen Zopf zurückgeflochten (Lucian. § 3), und die griechischen Portraits aus dem Fayûm beweisen, dass die Sitte eine solche Locke zu tragen bis in's II. Jahrhundert nach Chr. in Aegypten sehr verbreitet war. Darstellungen der den Harpocrates nährenden Isis in Bronce und glasirtem Thon sind, besonders aus der späteren Zeit des Aegypterthumes, in dem der Osiriscult einen immer grösseren Umfang gewann, häufig; auch im römischen Isiscult haben sie Verwendung gefunden; ein dem Bertricher Exemplar analoges Stück aus glasirtem Thon ward z. B. in Patrica an der Küste von Latium gefunden (Bull. dell' Inst. di Corr. arch. di Rome 1878 p. 68 f.).

Nicht Original-, sondern pseudo-ägyptische Arbeit d. h. römische Imitation eines ägyptischen Musters ist:

Nr. 272, stehende Isisstatuette als Griff eines Broncedolches von 23,3 cm Länge; Länge des Griffs 9 cm; Länge der Klinge 14,10 cm,



Breite derselben 2,1 cm, welche vierkantig ist. Der Dolch ist seiner Form nach ägyptisch, besonders trägt die hörnerartig nach vorn gebogene Parirstange diesen Character, wenn auch die gewöhnliche Form des ägyptischen Dolches eine andere ist. Dieselbe ähnelt einer Lanzenspitze mit einer eckigen, zuweilen aber auch runden Verdickung unmittelbar vor dem kurzen Griff (Leps. Denkm. III 145c, 155, 166, 92); während eine eigentliche Parirstange meist fehlt. Zuweilen kommt jedoch eine wagerechte Stange vor und wird eine Art Schutz für die Hand durch den über die Klinge hinausgreifenden Fortsatz des Griffs gebildet (Dolch in Berlin bei Wilk. M. e. C. I. 320), eine andere Schutzvorrichtung bildet eine Art Korb aus Metall, in welchem die Hand die Klinge hielt (Perrot, Aeg. 764).

Unsere Form findet sich wieder bei dem Dolche des Königs Amasis der 18. Dynastie (ca. 1800 vor Chr.) in Bulaq (Bild bei Maspero Arch. 310), nur dass die Parirstange bei dieser nur zum Schmuck bestimmten Waffe ebenso wie der Griff aus mit Gold und Edelsteinen belegtem Holze besteht, während die Scheide aus mit Gold ausgelegter schwarzer Bronce gearbeitet ist. Ferner tritt sie auf bei einem in Daphnae gefundenen kurzen, nicht ganz 40 cm langen Eisenschwerte eines um 600 vor Chr. in Aegypten dieneuden griechischen Söldners, nur dass hier die beiden Hälften der Parirstangen in gerader Linie verlaufen und sich in spitzem Winkel in der Mitte der Scheide treffen (Petrie, Tell Defeneh pl. 37 Nr. 7). Der Griff in Gestalt einer nackten weiblichen Figur entspricht gleichfalls dem ägyptischen Styl, in dem Holzlöffel ebenso wie Broncegeräthe ähnliche Handhaben zu zeigen pflegen. Die Ausführung der Gestalt dagegen ist, wenn auch der Künstler ihr durch steife Haltung ägyptischen Typus zu geben versucht hat, durchaus unägyptisch. Die Lage der Hand auf dem Unterleib, der Apfel (?) in der Linken kommen in Aegypten nie vor; als Modell hat wohl eine Aphrodite vorgeschwebt. Langes aufgelöstes Haar trägt zwar auch die ägyptische Isis in ihrer Rolle als Klageweib, und auch die römische Isis pflegt reichen Haarwuchs zu besitzen, das Herabfallen in den Rücken in dreieckiger Form entspricht jedoch ebensowenig dem ägyptischen Styl, wie

das Blatt, das von hinten als Stütze der Beine zu dienen bestimmt ist — der Aegypter verwendet zu diesem Zwecke viereckige Pfeiler. Diese Motive sind aber auch nicht klassisch, so das man eher an einen provinzialen Künstler denken wird, der zu einem bereits vorhandenen echtägyptischen Dolche ein Pendant zu arbeiten hatte, seine Vorlage aber bei dieser Gelegenheit durch eigene Zuthaten zu variiren für gut fand. Auf der Rückseite der Stütze ist ein Fruchtkorb noch eben zu erkennen. Die Anmuth und Weichheit der anatomisch correkten Modellirung des weiblichen Körpers deuten auf die Zeit Hadrians hin, wo ein archaïsirender Kunstgeschmack Mode war.

Aber wie unter dem kunstsinnigen Kaiser Hadrian die Bildhauerkunst, so erlebte auch die Steinschneidekunst einen neuen Aufschwung. Aus dieser Zeit stammt auch die bei den Broncen gefundene, vollständig wohlerhaltene Nr. 271, Isisgemme aus schönem hellrothen Carneol, stellt in flotter Formgebung eine unbekleidete weibliche Figur dar, welche eine Schleierbinde mantillenartig um die Arme gehängt hat, die linke Hand auf eine eckige Säule gestützt, in der rechten das Füllhorn, dessen Ueberfluss zur Erde triefend aus dem Boden Getreidehalme sprossen lässt, Getreide „das Mark der Männer". So ist sie das Bild der Allmutter Isis, der Allernährerin Nerthus-Jördh-Erda[1]), einer der germanischen Muttergottheiten.

Unter dem durch den Einsturz der trennenden Steinplatte gemischten Inhalt zweier Nachbargräber kommt dann: Nr. 278. Rossfigur-Fibula aus Bronce mit dunklem Grubenemail. Die 5 cm lange Rossfigur ist gegossen in barbarisirendem Geschmacke — wie die Kinder Pferdchen zeichnen — mit zwei nebeneinander stehenden Ohren, obgleich es die Seitenansicht sein soll, wellig-gerieftem Mähnen- und Schweifhaar, aber deutlich modellirtem Maul, Nüstern, Huf und Fesselgelenk. Der dunkle Email, welcher in eine Kopf und ganzen Rumpf einnehmende Grube gefüllt ist, muss von der goldglänzenden Bronce sich mit guter Wirkung abgehoben haben. Die an Ohren und Hinterleib befestigt gewesene Nadel sowie der Vorderhuf fehlen, sonst Erhaltung sehr gut. Das Ross zu treffen als Schmuck im Lande der durch ihre treffliche Reiterei von altersher berühmten Treverer ist nicht verwunderlich.

In demselben Doppelgrabe lag folgendes hervorragende Stück: Nr. 275. Runde schildförmige Scheibenfibula aus Bronce mit Zellen-

1) Tacitus Germ. 40, 45 und A. Holtzmann. S. 69.

(Gruben-)email von 40 mm Durchmesser mit einem quadratischen Aufsatze einer 2 mm hohen Zelle von 22 mm Seitenfläche, welche den dreifarbigen Email enthält, in blauweisen Quadraten von 5 mm Seitenfläche angeordnet, welche auf hellrothem Grunde blauweisse klein gewürfelte schachbrettartig gestellte Felder zeigen. Der Email ist nur zum Theil erhalten, aber auf der Bruchfläche in sehr instructiver Weise in seinen Schichten zu erkennen. Die Farbenwirkung muss eine künstlerisch vollendete gewesen sein.

Neben der emailirten Rossfibula lag die Glasamphora Nr. 277 von weissem crystallreinen Glase, von aufgelegten Glasfäden ganz umsponnen, 6 cm hoch, die Glashenkel sind in elegante Schleifen gelegt. Dies zierliche Glasamphörchen ist dadurch von Interesse, dass es meines Wissens das erste Glas mit aufgelegten Glasfäden ist, welches in rheinischen Gräbern so früher Zeit — also spätestens der Mitte des II. Jahrhunderts nach Chr. — gefunden ist; in der constantinischen Periode werden sie ja in Skelettgräbern angetroffen. Möglicherweise ist es gleichen Ursprungs wie die dabei gefundenen Broncen Nr. 273 und 274, nämlich aus Aegypten und hervorgegangen aus den berühmten Glashütten Alexandrias, welche damals noch an der Spitze der Glasindustrie standen, ehe die römischen und etruskischen Glashütten sich zu gleicher Leistungsfähigkeit emporschwangen.

Von grossem Interesse ist auch aus demselben Doppelgrabe die viereckige Glashenkelflasche Nr. 280 von smaragdgrünem crystallreinen Glase mit 5 cm breitem schöngerippten Henkel 13,5 cm hoch mit 4,5 cm hohem cylindrischen Halse. — Auf dem Boden der formenschönen Flasche sind aussen erhabene concentrische Kreise, Buckel und Leistchen aufgegossen. Daneben lag, von der Gluth des Scheiterhaufens verbogen, das Glaskörbchen Nr. 281 mit Broncehenkel, leider zu fast unförmlicher Masse verschmolzen. Ferner lag dabei ein weiteres Kinderspielzeug, die Spielkugel aus Stein Nr. 282, welche ganz den „Klickern, Murmeln, Würweln“ der modernen Kinder gleicht. Vgl. die Spielkugel Nr. 267 meiner Sammlung aus einem Leichenbrandgrab des I. Jahrhunderts aus Langentrog a. d. Nette. Dabei lag schliesslich noch Gefässscherbe Nr. 283 von echter samischer Terrasigillata mit schönen Figurenreliefs von Vögeln, Palmetten, Guirlanden und Eierstäben geschmackvoll verziert, vgl. die reizvollen samischen Sachen in Speyer und Trier.

Dies eben beschriebene reichhaltige Doppelgrab ist datirt sowohl durch das oben erwähnte abgegriffene Grosserz des Hadrian als durch

das wohlerhaltene Mittelerz der Diva Faustina (gest. 141 n. Chr.), welches noch jetzt nach gründlicher Reinigung dieselbe schwarz-rothe Masse zeigt, mit welcher auch die Statuette der Isis mit Horus in dicken Klumpen umbacken war.

Bei tieferem Graben stiess man hier auf c. 1 Fuss tieferliegende Gräber mit 2 Mittelerzen des Vespasian in zertrümmerten Urnen, rechts und links in gleicher Höhe des Doppelgrabes aber auf Gräber mit Plattensetzungen und den Emailfibeln Nr. 276 und 279, welche durch Münzen des Hadrian cos. III und Antoninus Pius, Rev. Apotheosis, genügend datirt sind. Von den Emailfibeln siehe weiter unter.

Nahe dieser Stelle wurde auch 1886 ausgegraben: Nr. 62a, die Maskenlampe aus gelbgrauem Thon, 9 cm lang. Dieselbe ist wohlerhalten und zeigt ein sehr gut modellirtes Gesicht von orientalischem Typus, schief gestellten vorquellenden Augen und vorstehenden Backenknochen, von der Stirn fällt auf die Wurzel der starkgebogenen Habichtsnase mit hohem Rücken ein schlangenartig gekrümmter Gegenstand (Uraeusschlange?) herab; die Nasolabialfalte ist stark ausgeprägt, fast wie zu einem Grinsen verzogen; zwischen den bärtigen Lippen wird die Zungenspitze ein wenig — und zwar nach links — vorgestreckt; der Kinnbart hat in der Mittellinie einen sorgfältig gekämmten Scheitel, welcher sich unten zum Dochtloch erweitert. Mit dem Mittelerz des Hadrian ist: Nr. 276 gefunden, wie oben erwähnt, runde schildförmige Scheibenfibula aus Bronce mit zweifarbigem Grubenschmelz. Dieselbe hat 50 mm im Durchmesser und ist von guter Erhaltung; sie ähnelt sehr der Bonner Jahrb. 86 Taf. IV. 13. abgebildeten Emailfibel. Auch bei meiner Fibula ist der Rand verziert durch Kreisbögen, deren Gruben mit hell-rothem und -grünem Email erhaben gefüllt sind, während zwei innere Zonen mit radiärgestellten Streifen geschmückt sind, welche in rother und grüner Farbe abwechseln, und in deren Mitte sich eine knopfförmige gestielte Platte erhebt, deren Grube mit hellrother Farbe und centralem grünem Punkt gefüllt ist. Die Farbenwirkung ist jetzt noch eine reizvolle. Nr. 279, Runde schildförmige Scheibenfibula aus Bronce, mit vierfarbigem Grubenemail, gef. mit Mittelerz des Antoninus Pius, Revers Apotheosis, links vom Doppelgrab. Dieselbe ist von 50 mm Durchmesser und guter Erhaltung und gleicht der Nr. 276. Die äusserste Zone ist mit blau- und weissgewürfelten, schachbrettähnlich gestellten Rechtecken verziert; die zwei innern Zonen mit radiärgestellten Mustern in leuchtend rothem, saftgrünem, weissem und blauem Email; die Grube der gestielten knopf-

förmigen Mittelplatte ist mit blauem und weissem Email ausgefüllt. Dieser äusserst geschmackvolle Wechsel leuchtender Farben muss von wundervoll farbenprächtiger Wirkung gewesen sein.

Bei den Grabungen in der Kuhheck fand sich zunächst an der Oberfläche eine Schicht dunkler Erde, die oben am Berge $1^1/_2$—$4^1/_2$ Fuss, unten im Thale an der Bonsbeurer Brücke aber 14 Fuss Mächtigkeit zeigte und früher jedenfalls gleichmässiger vertheilt war. Dann folgt eine dünne Uebergangsschicht braunrother Ackererde und schliesslich der gewachsene Boden von eisenhaltiger rothgelber Farbe. Die Gräber, deren bis jetzt — Ende Februar — c. 240 aufgedeckt sind, lagen zu je sechs bis acht im Kreise oder Viereck um die den Verbrennungsplatz bezeichnende c. 1 Fuss mächtige, 8—9 Fuss im Durchmesser haltende Aschenschicht herum, und waren fast alle mit Steinplattensetzungen aus dem Grauwackenthonschiefer des Berges — selten Ziegeln oder Jurakalk — umstellt. Diese Plattensetzungen waren wegen ihrer allmählig immer oberflächlicher werdenden Lage durch den Pflug, welcher über anderthalbtausend Jahre über sie hinweggegangen, häufig verworfen, die Thongefässe von sehr schlechter Brennung oft bis fast auf den Boden scharf abgeschnitten. In den Urnen, von denen noch viele wohlerhalten in Bertrich aufgestellt sind, fand sich nichts werthvolles ausser den Münzen: Vespasian 2 Mittelerze, Nerva 1 Mittelerz; Trajan 1 Gross- und 1 Mittelerz; Hadrian 1 Gross- und 3 Mittelerze; Aelius Caesar 1 Mittelerz; Antoninus Pius 3 Mittelerze; Diva Faustina 1 Mittelerz. Die werthvollen Funde lagen in Plattengräbern mit Aschen- und Knochenresten ohne nachweisbare Spuren von Urnen. Es scheint, dass die einheimische Bevölkerung — der geographischen Lage nach zum Stamme der den Cimbern verwandten Treverer gehörig — wie die späteren Germanen der Völkerwanderung am Rhein, Plattengräber bevorzugten. Einmal fand sich ein flaches Gefäss für die Aschenreste in roher Weise aus der rothgelben Erde geknetet und gestrichen, aber ungebrannt, welches durchaus keine ärmlichen Beigaben, sondern einen Glas- und einen schönen leider zerbrochenen Sigillata-Teller enthielt.

Zwar behauptet ein Artikel über Bertrich (Coblenzer Zeitung Nr. 44), dass „nur Gräber einer ärmeren Bevölkerung gefunden würden" — vielleicht der wunderschönen alten Legende zu Gefallen, nach welcher „in Bertrich wohl ärmere aber niemals wohlhabende Leute sterben." Auch konnte der Schreiber des Artikels kaum wissen, dass die werthvollen Stücke alle ohne viel Aufsehn aus den Händen meines in mehreren Grabungs-Campagnen bewährten Ausgrabers in meinen Besitz

übergingen. Ueber weitere Funde später zu berichten, möchte ich mir vorbehalten.

Den Römischen Isiscultus an der Mosel anzutreffen, ist nicht wunderbar bei der weiten Verbreitung — nach Juvenals Satire XII v. 28 lebten zu Anfang des II. Jahrhunderts nach Chr. alle Maler in Rom von der Isis — und bei dem langen Bestande desselben: in Aegypten dauerte der Isiscult vier und ein halbes Jahrtausend, da schon zu Anfang des IV. Jahrtausends vor Chr. ein Isistempel bei Memphis bestand und erst etwa im Jahre 577 nach Chr. der letzte Isistempel zu Philae von Bischof Theodoros dem heil. Stephan geweiht worden ist.

Ob nun der Isisverehrer, dem die Bertricher Broncen mit in's Grab gegeben wurden, ein Aegypter mit Kind[1]), dessen Osiris man nicht genug mit in's Grab geben zu können glaubte, als: Pferdchenbrosche, Spielkugel, Glaskörbchen und Glasamphörchen u. s. w., war, wie solche sicher mit den römischen Heeren an den Rhein gekommen sind, z. B. mit der XXII. Legion, welche zwischen Strassburg, Mainz und Wiesbaden ihre Spuren hinterlassen hat[2]), oder ein einheimischer Germane, von denen Tacitus den Isiscult bezeugt, ist zweifelhaft.

Dass aber der Isiscultus mit der Verehrung der „Mütter" verwandt, wenn nicht identisch ist, beweist einmal ein Weihestein (Düntzer, Katalog S. 27) mit einer Inschrift aus dem II. Jahrhundert n. Chr., der den „Matres paternae" gewidmet 1643 in der goldnen Kammer der Ursulakirche ausgegraben wurde (wie auch die berühmte Bildsäule „Iside invicte") — dann macht aber auch das Studium der Culturgeschichte die genetische Gleichheit der Isis- und „Mütter"-Verehrung zur Evidenz klar.

Nach J. Lippert[3]) nämlich bestand das verknüpfende Band in der urältesten Form der Familie, in welcher es einen Ehebund irgend welcher Art noch nicht gab[4]), in der Gemeinsamkeit ein und derselben Mutter, beziehungsweise Urmutter, wenn die Erinnerung weiter hinauszureichen begann. Diese „Blutsverwandschaftsfamilie" der Urzeit, in welcher, wie Herodot (IV. 104) von dem Skythenvolke der Agathyrsen sagt, „alle einander Brüder und Blutsverwandte waren", und in wel-

---

1) Vgl. A. Wiedemann: Die Unsterblichkeit der Seele nach altägyptischer Lehre (Jahrb. 86. 42 ff.).

2) B. Jahrb. 76 S. 60 f.

3) Jul. Lippert, Kulturgeschichte d. Menschheit II. 1 ff.

4) J. Lippert a. a. O. I. S. 70 ff.

cher nach Ephorus und Posidonius bei Strabo (VII, p. 302 u. 300) „alles, sogar Frauen, Kinder und die ganze Verwandtschaft gemeinschaftlich sind", diese Blutverwandschaftsfamilie ist diejenige älteste Phase der Menschheitsgeschichte, welche durch das „Mutterrecht" [1]) gekennzeichnet ist, die aber aus der wissenschaftlichen Erinnerung fast völlig getilgt war, bis in Bachofen ihr Schliemann erstand. Man hat sich dann durch den etwas hochtrabenden Namen „Gynaekokratie" verleiten lassen, ein Herrschen des Weibes in höhern Staatsorganisationen zu verstehen, während es sich nur um ein Hervortreten desselben innerhalb der alten Blutsverwandschaftsfamilie handeln kann. Wenn Aristoteles [2]) behauptet „die meisten kriegerischen und streitbaren Völkerstämme ständen unter Frauenherrschaft", so ist es ungeschichtlich, allein nach dieser Richtung hin das kriegerische Wesen der Völker unter Frauenherrschaft erklären zu wollen, aber diese Ungeschichtlichkeit wurde ein fruchtbares Motiv der Amazonen-Sage und Dichtungen. In Wirklichkeit liegt der Grund des Kriegsruhmes so vieler Völker unter Frauenherrschaft in der vollendeten Arbeitstheilung, in der völligen Befreiung des Mannes von den Sorgen um die Organisation und Leitung des Hauses, und in dem Rückhalte, den er in dieser Reserve seines Glückes doch immer finden kann: in den Händen der Frau liegt der Landbau, in denen des Mannes das Waffenhandwerk als Jagd und Krieg. Mit dem Fortschritte des Mannes zur Viehzucht erst gewann sein Erwerbstand eine relative Ueberlegenheit über den des Weibes, und es entwickelt sich allmählig aus einer Combination mütterlicher Verwandtschaftsfolge und männlicher Schutzgewalt das sogenannte „Neffenrecht", das die Lücke zwischen dem alten Mutterrecht und dem spätern historischen „Vaterrecht" ausfüllt. Aegyptens altehrwürdige Cult-Urkunden geben Zeugniss für die Hochschätzung der Mutter in ihrer socialen Stellung. Während im Todtenbuche der Verstorbene durch Beifügung des Namens seiner Mutter gekennzeichnet wird, ist der des Vaters seltener zu finden [3]). Rechtsurkunden belehren uns ferner, dass diese Sitte auch im gewöhnlichen Leben bis in die Zeit der griechischen Herrschaft hinein gilt und der Muttername erst unter griechischem Einfluss dem Vaternamen wich. Selbst das Motiv [4])

---

1) Bachofen, Mutterrecht.

2) Aristoteles, Polit. 2, 6.

3) Lepsius, Todtenbuch S. 3.

4) Lieblein, Aegypt. Denkmäler in St. Peterburg u. s. w. S. 28 ff.

das einzelne Steininschriften für diesen Brauch anzugeben scheinen: „mein Herz ist von meiner Mutter“, entspricht noch ganz der alten Auffassung des Mutterrechts, nach welchem auch die Isis als Schwester des Osiris dessen Gemahlin sein konnte. Dass das Mutterrecht geherrscht und das Geschlecht mit dem Namen der Mutter bezeichnet wurde, bezeugen alte Schriftsteller von vielen Völkern, z. B. von den Lykiern Herodot (I, 173), von den Xanthiern Plutarch (De virtut. mulier. c. 9), den Lokrern Polybius (12, 5), von den Etruskern alte Grabinschriften, von den Pikten des Nordens Beda venerabilis (Hist. Eccles. I. 1). Bei den Athenern beruht das Gesetz des Solon, welches die Ehe mit einer Schwester väterlicherseits gestattete, auf dem Mutterrecht (vgl. Lippert a. a. O.). Vom Mutterrecht zum Neffenrecht liegt der Fortschritt nahe: solange eine Verwandschaft des Erzeugers mit dem Kinde nicht erkannt wird, ist in der That der Mutter Bruder dessen nächster männlicher Verwandter in der Generationsschicht der Väter[1]). Nur vereinzelte Culturvölker haben sich über das Neffenrecht, diesen letzten Rest der Mutterrechtsauffassung, und manche erst in historischer Zeit erhoben; bei den dunkleren Rassen herrscht es noch jetzt ziemlich ausnahmslos, z. B. in Afrika nach den Zeugnissen von Bastian[2]) und Bachofen[3]). Und diese scheinbar vorsintfluthliche Einrichtung bildete in Aegypten — wenn wir uns auch hier auf Brugsch[4]) verlassen können — den Grundpfeiler jenes Staatswesens, das sich als der erste aus einer geschichtslosen Zeit in's Geschichtsleben erhob, und die staunende Nachwelt ebenso durch die Grossartigkeit neuer Organisationsformen hinter sich liess wie es wieder jüngern Völkern ein Bild erstarrten Alterthums schien. Das Nomarchenamt nämlich (Nomen = Gauverbände) ging, soweit es erblich war, nicht vom Vater auf den Sohn, sondern „nach altägyptischem Gesetze vom Vater mütterlicherseits auf den ältesten Enkel.“ Bei den keltischen Pikten ist „bis zum Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr. kein einziges Mal ein Sohn seinem Vater gefolgt“[5]). Ein werthvolles Zeugniss[6]) bekundet uns

1) Lippert a. a. O. S. 55 und vgl. Lubbock, Verwandtschaftstabelle S. 123 ff.

2) Bastian, Deutsche Expedition I, 198 f.

3) Bachofen, Mutterrecht S. 108.

4) Brugsch, Geschichte Aegypt. S. 19.

5) Crania Brittannica bei Lubbock a. a. O. 124.

6) Tac. Germ. 20.

ferner, dass die Germanen am Beginne unsrer Zeitrechnung in einem Uebergange sich befanden; dieser Umschwung bildete sich wahrscheinlich nach Massgabe der Berührung mit den Römern von West nach Ost und von Süd nach Nord. Im äussersten Osten kennt Tacitus noch Völker mit Mutterrecht; an der Ostseeküste herrscht noch der Cultus einer urmütterlichen Stammesgottheit (Isis-Nerthus-Mutter Erde) und bildet den Staatscult; innerhalb des römischen Gesichtskreises aber kennt der Germane schon das Vaterrecht, es folgt das Kind dem Vater in Würden und Besitz; nur das Neffenrecht galt noch: „einige der Germanen halten das Band des Blutes zwischen Mutterbruder und Neffen für heiliger und enger" als zwischen Vater und Sohn und gingen bei Aushebung von Geisseln von diesem Grundsatze aus. — Aber die vergängliche Zeit des Mutterrechtes hat, sagt Lippert[1]), ihr unvergängliches Spiegelbild auf die Gestaltungen des Cults geworfen. Sie haben hier als bildende Motive ohne Aufhören fortgewirkt und auf einem seltsamen Umwege dazu beigetragen, als Retter aus einer idealen Welt die unter dem logischen Zwange einer jüngern Organisation in Knechtschaft gesunkene Frau wieder emporzuheben. Gleicherweise wie als Gegenstand des Cultus hat die Frau der Mutterrechtszeit die Grundlagen zu dieser Stellung gelegt; sie hat als eine gänzlich entthronte Verwalterin der häuslichen Sacra jenen specifisch religiösen Zug in ihr Wesen aufgenommen, welcher nach Tacitus die Frauen noch in der Auffassung der wilden Germanen auszeichnete, eine Auffassung, die schliesslich im organisirten Kampfe gegen das Alte umbog und ausklang in jenem barbarischen Glauben an unheimliche Zauberkräfte und unheiligen Zaubersinn des Frauengeschlechtes. Als Gegenstand des Cults blieb die Frau für alle Zeit in glückbedeutender Erinnerung. Immer wieder, seitdem ein Mannesscepter über den verschiedenen Olympen schwebte, ist das Frauenbild als Mittelpunkt eines oft geheimen, scheinbar fremdhergebrachten, immer erlösenden und in Liebe beglückenden Cultus wieder aufgetaucht. Wie eine Fata Morgana überschwebte diese Culterinnerung das Leben, als den Ausklängen des Mutterrechtes zeitlich noch ziemlich nahestehende Traditionen die Organisationsformen der altklassischen Cultur ausfüllten. Zwischen diesem Spiegelbilde und dem barbarischen Walten des Kriegers auf der Erde schwebt der Widerspruch der Romantik des mittelalterlichen Frauendienstes.

---

1) Lippert a. a. O.

Im Lichte dieser culturgeschichtlich-genetischen Auffassung wird uns Modernen der Cult der Isis und Mütter menschlich näher gebracht und leichter verständlich, auch wenn man nicht, wie ich persönlich, an den heiligen Quellen der heimischen Mütter — matres paternae — Devercăna, Meduna, Minerva, Diana und Isis-Nerthus Heilung gesucht und gefunden.

---

## 6. Der Tag der Varusschlacht.

Von

Dr. Aug. Deppe.

---

Wenn irgend Jemand in jüngster Zeit die Untersuchung über den Hergang der Varusschlacht gefördert hat, so ist es Prof. Zangemeister in Heidelberg durch die Berechnung des Schlachttages auf den 2. August des Jahres 9 nach Chr. (Westd. Zeitschr. Trier 1887, S. 239—243).

Im Antiatischen Kalender nämlich steht neben dem 3. August: „Tiberius Augustus hat in Illyrien gesiegt“ [1]), was sich nur auf das Ende des pannonischen und dalmatischen Krieges 9 nach Chr. beziehen kann. Nachdem damals die Festungen Andetrium und Arduba gefallen waren, auch der Führer Bato sich dem Tiberius ausgeliefert hatte, wie Dio LVI, 12—17 erzählt, brachte Germanicus selbst die Siegesbotschaft nach Rom, wo er von Salona her etwa am Abend des 6. August ankam, so dass am folgenden Morgen des 7. August sich der Senat versammeln und die Siegesehren und Festlichkeiten beschliessen konnte. Schon war man mit den Vorbereitungen im Gange, als die furchtbare Botschaft von der Niederlage des Varus dazwischen fuhr. Bestimmter noch sagt Vellejus II, 117: „Nur eben die letzte Hand hatte Tiberius an den pannonischen und dalmatischen Krieg gelegt, als noch am fünften Tage nach beendigtem Werke schreckliche Briefe den Tod des Varus sammt dem Untergange dreier Legionen, ebenso vieler Reiterflügel und sechs Kohorten meldeten“. Die Trauerkunde langte also am Abend des 8. August an.

Nun aber gebrauchte die römische Eilpost damals von Köln bis Rom fünf Tage, das ist für jede deutsche Meile eine halbe Stunde (vgl. Stephan in Raumer's hist. Taschenbuch 1868, S. 125; dazu Val. Max. V, 5, 3; und Tac. Hist. I, 12. 18. 56); und ebenso viel auch von Köln auf der geradesten und zu jener Zeit schon offenen Militärstrasse über Mainz, Miltenberg, Günzburg, Augsburg, Innsbruck, Trient,

---

1) Corp. Inscript. Lat. I p. 398: „Ti. Augustus Inlyrico vicit.“

Aquileja nach Salona[1]). Es wäre somit die Meldung der Varianischen Niederlage am Nachmittage des 3. August von Köln abgesandt. Nach dort wieder konnte von Aliso, dem jetzigen Neuhaus an der oberen Lippe, die Botschaft über Wesel in 18 Stunden gebracht werden. Demnach sind am Abend des 2. August die ersten Flüchtigen vom Römerheere aus dem Teutoburger Walde in Neuhaus angekommen; und hiermit haben wir schliesslich das Datum der Varusschlacht.

Nach Sueton. II, 23 hielt Augustus fortan diesen Tag alljährlich als traurigen Unglückstag. Desungeachtet finden wir denselben in keinem der uns erhaltenen römischen Kalender mit „clades Variana" oder „dies Teutoburgiensis" bezeichnet, einestheils wohl, um den Ruhm des Augustus nicht zu schmälern, anderntheils hauptsächlich, weil der 2. August seit dem Jahre 216 vor Chr. schon ein „schwarzer" war, nämlich „dies Cannensis"[2]). Hier kömmt uns als Bestätigung der Richtigkeit obiger Berechnung die Stelle im Flor. II, 30 entgegen: „Varus — ach Unglückstag — folgte wie Paulus dem Tage von Cannä mit gleichem Schicksal und Entschluss". Freilich sind die Worte „ach Unglückstag" nicht sicher; in den beiden Heidelberger Handschriften Palat. Lat. 894 und 1568 (saec. IX und XI) steht „perditasres" und „pditasres", in der Bamberger „perdicastra", was beweist, dass die Abschreiber etwa neun vorliegende Buchstaben „pdiesatra" nicht verstanden haben, indem sie die Abkürzung p als per lasen, obgleich dieselbe mit einer kleinen Strichveränderung auch für pro steht[3]). Prof. Zangemeister hat scharfsinnig und glücklich „pro

1) Flor. II, 30 ed. Halm: „Invisum atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit" (Drusus).

2) Macrob, Saturn. I, 16: „Q. Claudius Annalium quinto cladem illam vastissimam pugnae Cannensis factam refert ante diem quartum Nonas Sextiles".

3) Der eine veränderte in „pdiesatra" ein a in s, und erhielt durch Umstellung „pditasres"; der andere e in c, und setzte daraus zusammen „pdicastra". J. Asbach in seiner gründlichen Abhandlung über „die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus" in den Bonner Jahrb. Heft 85 S. 14—54 möchte statt „pro dies atra" lieber „pro dira astra" lesen, was jedoch einen Buchstaben zu viel hat und keinen rechten Sinn gibt; denn mit dem nachfolgenden „fato" sagt Florus schon, dass Varus durch ein böses Verhängniss in sein Verderben gerathen sei. „Cannensem diem" ist gemeinschaftliches zu „secutus est" gehörendes Objekt, sowohl für „Varus" als auch für „Paulus"; und der Geschichtschreiber will sagen, dass Varus ebenso, wie Paulus einst, dem

dies atra“ wieder heraus gefunden, was allein dem ganzen Satze einen richtigen Sinn gibt, also: „Cum ille — o securitas! — ad tribunal citaret, undique invadunt; castra rapiuntur, tres legiones opprimuntur. Varus — pro dies atra! — eodem quo Cannensem diem Paulus et fato est et animo secutus.“

Im Weiteren möchte ich selbst noch zwei Stellen beifügen, welche das Zutreffende der vorstehenden Auseinandersetzung darthun. Zuerst Tac. Ann. I, 55: „Segestes hatte öfter anderswo, und noch beim letzten Gastmahle, nach welchem man unter die Waffen trat, eröffnet, eine Empörung sei im Werke; er rieth dem Varus, ihn und Arminius und die übrigen Häupter zu fesseln: seien die Fürsten entfernt, so werde das Volk nichts wagen, er selbst aber Zeit gewinnen, Schuldige und Unschuldige zu unterscheiden. Dem Schlachtage ging also unmittelbar ein Gastmahl voran. — Dann weiter Tac. Ann. I, 58, wo Segestes in seiner Anrede an Germanicus sagt: „Den Arminius, den Räuber meiner Tochter, der das Bündniss mit euch gebrochen hat, habe ich bei Varus, welcher damals dem Heere vorstand, angeklagt. Hingehalten durch die Trägheit des Führers, weil die Gesetze wenig Schutz verliehen, habe ich dringend gebeten, dass er mich und Arminius und die Mitschuldigen in Fesseln lege. Zeuge ist jene Nacht; wäre sie doch für mich die letzte gewesen! Was folgte, ist mehr zu beweinen, als zu entschuldigen. Uebrigens habe ich den Arminius in Ketten gelegt, und von seinem Anhange Ketten erduldet.“ Das Gastgelage bei Varus dehnte sich also auch durch die dem

---

2. August mit einer gänzlichen Niederlage und freiwilligem Tode folgte (vgl. Liv. XXII, 44—52). Wir haben in diesem und dem vorhergehenden Satze eine doppelte Gegenstellung; nämlich dem eingeschalteten Ausrufe „o securitas!“ im ersten wird als Folge dieser übermüthigen Sicherheit im zweiten der gleichfalls eingeschaltete Ausruf „pro dies atra!“ also der schreckliche Unglückstag; ferner dem Konsul „Varus“, weil an demselben Jahrestage, das ist am 2. August geschlagen, der Konsul „Paulus“ gegenüber gestellt. In beiden Fällen aber endigte die Niederlage mit dem folgenden 3. August, daher „secutus est.“ Solche Gegenstellungen kennzeichnen den Florus als Dichter, und entsprechen der in seiner Vorrede ausgesprochenen Absicht: „Faciam quod solent, qui terrarum situs pingunt: in brevi quasi tabella totam ejus imaginem amplectar“. Theod. Mommsen trifft also genau das Richtige, wenn er in seiner Röm. Gesch. V. S. 41 die Darstellung des Florus „ein dramatisches Zusammenrücken der Motive, ein aus der Ueberlieferung verfertigtes Tableau“ nennt, was jedoch die geschichtlichen Angaben des Florus nicht gerade in Frage stellt.

Schlachttage vorhergehende Nacht aus. Es müsste somit die Festlichkeit im Sommerlager am 1. August und durch die Nacht auf den 2. August hin stattgefunden haben.

Dies nun stimmt auffallend; denn seit dem Jahre 8 vor Chr. hatte der römische Senat, weil Augustus damals mit der Eroberung Deutschlands im Reinen zu sein glaubte, den Monat Sextilis nach dem kaiserlichen Ehrentitel „Augustus" genannt (Dio LV, 6); und den 1. August feierte man seitdem in Rom und im Reiche, und bei dem Militär in allen Lagern, als den Kaisertag mit dem grössten Aufwande[1]). In der Hauptstadt traten die von Augustus 7 vor Chr. eingeführten Vorsteher der 265 Stadttheile mit diesem Festtage ihr Amt an (Dio LV, 8), und in den ebenso vielen von ihm gestifteten Kapellen der beiden Wegschutzgeister war allgemeine Stadtfeier[2]). Ovid in den Fast. V, 145 sagt: „Tausend Kapellen der Laren und des fürstlichen Geistes, der sie einst stiftete, hat jetzt die Stadt, und jeder Stadttheil verehret die Drei. Jedoch ich greife schon vor; denn erst im Augustusmonat darf dies ich besingen." Bei den Soldaten ging an diesem 1. August vor toller Freude erst recht Alles aus Rand und Band, und es scheint im Sommerlager des Varus sich schon am Morgen dieses Kaiserfestes die Soldatenlust beim Umzuge um die Adler durch eine Prügelei etwas Luft gemacht zu haben[3]), worauf das eigentliche Vergnügen des Tages und der kommenden Nacht noch folgte. Der Feldherr selbst hatte auf dieses Fest alle verbündeten Fürsten der Germanen (der Cherusken, der Amsibaren und Angrivaren) eingeladen, und entfaltete vor ihren Augen die ganze Herrlichkeit der rö-

---

1) Macrob. Saturn. I, 12: „Augustus mensis est, qui Sextilis ante vocatus est, donec honori Augusti daretur ex Senatusconsultu, cuius verba subieci: 'Cum Imperator Caesar Augustus mense Sextili et primum consulatum inierit et triumphos tres in urbem intulerit et ex Ianiculo legiones deductae secutaeque sint eius auspicia ac fidem sed et Aegyptus hoc mense in potestatem populi romani redacta sit finisque hoc mense bellis civilibus impositus sit atque ob has causas hic mensis huic imperio felicissimus sit ac fuerit placere senatui ut hic mensis Augustus appelletur'.

2) Sueton. Octav. 30: „Spatium urbis in regiones vicosque divisit: instituitque ut illas annui magistratus sortito tuerentur, hos magistri e plebe cuiusque vicinae lecti".

3) Dio LVI, 24: '*Καί ποτε καὶ περὶ τοὺς ἀετοὺς τοὺς ἐν τοῖς στρατοπέδοις, ὡς καὶ τῶν βαρβάρων ἐπ' αὐτοὺς ἐσπεπτωκότων, μάχη καὶ ἀγωνισμὸς τῶν στρατιωτῶν διὰ κενῆς ἐγένετο.*'

mischen Macht, des römischen Reichthums und Genusses. Diesen fröhlichen Tag wollte er sich und seinen Soldaten im Lager noch gönnen; für den kommenden Morgen war der Abmarsch gegen den Feind befohlen, der weiter entfernt sich zu empören gewagt hatte (wahrscheinlich die Chatten und Chattuaren im heutigen Hessen und Waldeck).

Arminius aber, der diesen römischen Jubeltag von Tiberius her aus den Jahren 4 und 5 nach Chr. wohl kannte, hatte schlau auf den folgenden 2. August den Ausbruch des Aufstandes festgesetzt. Vell. II, 118 berichtet: „Arminius benutzte die Lässigkeit des Feldherrn zur Ausführung eines Frevels, indem er klug berechnete, dass Niemand schneller überwältigt werde, als derjenige, welcher nichts fürchtet, und dass die Sicherheit am häufigsten der Anfang des Unglücks sei. Zuerst macht er daher wenige, bald mehrere zu Genossen seines Planes; er sagt ihnen, die Römer könnten vernichtet werden, und überzeugt sie; von Beschlüssen schreitet er zur That, und setzt die Zeit des Angriffes fest."

Auf diese Verschwörung hatte Segestes den Varus bereits aufmerksam gemacht, aber keinen Glauben gefunden, vielleicht, weil man seine Tochter, um die Arminius warb, und die er selbst einem Andern zudachte, für den Anlass der Verdächtigung hielt, oder auch, weil diejenigen Fürsten, welche an der Verbindung betheiligt sein sollten, sich vor dem römischen Richterstuhle, um die Sache zu vertuschen, fortwährend unter einander verklagten (Vell. II, 118). Varus erwiederte also dem Segestes: „Er könne sich nicht davon überzeugen; jedoch wisse er den Beweis des Wohlwollens gegen ihn nach Verdienst zu schätzen." „Und nicht weiter", so schliesst Vellejus, „fand nach dieser ersten Anzeige eine zweite bei ihm Gehör"[1]). Es half Segestes auch fernerhin nichts, dass er durch Andere dem Feldherrn anrieth,

1) Vell. II, 118: „Negat itaque se credere, speciemque in se benevolentiae ex merito existimare profitetur. Nec diutius post primum indicem secundo relictus locus." Die letzten Worte sind bisher so übersetzt und verstanden worden, als sei „für eine zweite Anzeige keine Zeit mehr gewesen", obgleich Tac. Ann. I, 55 sagt: „Segestes parari rebellionem saepe alias et supremo convivio, post quod in arma itum, aperuit." Wir haben hier wieder ein Beispiel, wie durch das Missverständniss der Quellen eben jene vermeintlichen Widersprüche in denselben entstehen. Vellejus will nicht sagen, dass eine weitere Anzeige nach der ersten nicht stattgefunden, sondern vielmehr, dass Varus allen weiteren Anzeigen keinen Raum gegeben habe.

wachsam auf den Vorgang zu sein; diesen entgegnete Varus: „Man möge sich doch nicht ohne Ursache ängstigen, und auf Verleumdung hören“[1]).

Zuletzt am 1. August, als im Sommerlager alle germanischen Fürsten jener Gegend um Varus versammelt waren, trat Segestes, noch ehe die Gäste sich in der Nacht entfernten, zu den höheren Offizieren, und bat dringend, man möge sich jetzt der Verschworenen versichern. Was für ein Aufsehn im Lager entstand, als plötzlich die germanischen Fürsten gefesselt wurden, welch ein Misston durch die Festfreude, lässt sich denken. Arminius verwahrt sich gegen eine solche Behandlung, beruft sich auf das ihm von Augustus geschenkte Bürgerrecht, weist auf seine Verdienste unter Tiberius und seine Ritterwürde hin, und verlangt eine Entscheidung von Seiten des Feldherrn. Varus, der es übel vermerkt, dass man ohne sein Wissen und ohne seinen Befehl gehandelt hat, schilt im Zorn das eigenmächtige dazu ungesetzliche Vorgehen[2]). Er droht mit schweren Strafen (Vell. II, 119 „castigatis etiam quibusdam gravi poena, quia Romanis et armis et animis usi fuissent“); er will diesen Ehrentag des Augustus durchaus nicht gestört wissen, aber am andern Morgen die Sache vom Tribunale aus untersuchen (Flor. II, 30 „cum ille — o securitas! — ad tribunal citaret“); bis dahin jedoch sollen alle Gäste ungekränkt im Lager bei einander bleiben. So hat der Festtaumel auch diesen Zwischenfall überwunden, und rauscht weiter durch die Sommernacht dahin.

Am andern Morgen nun besteigt der Feldherr seinen Richterstuhl, und die Verhandlung „Segestes gegen Arminius“ beginnt. Dabei weiss sich Letzter so meisterlich zu vertheidigen, dass Varus die germanischen Fürsten bescheidet, nach Hause zu gehen, und unverzüglich mit ihrem Zuzuge zum römischen Heere zu stossen. Dementsprechend heisst es bei Dio LVI, 19: „Als er ausrückte, liessen sie ihn voran ziehen, als wollten sie Truppen anwerben, und ihm damit

---

1) Dio LVI, 19: *‘Θαρσοῦντος οὖν αὐτοῦ, καὶ μήτε τι δεινὸν προσδεχομένου, καὶ πᾶσι τοῖς τό τε γιγνόμενον ὑποτοποῦσι καὶ φυλάττεσθαι οἱ παραινοῦσιν οὐχ ὅπως ἀπιστοῦντος ἀλλὰ καὶ ἐπιτιμῶντος ὡς μάτην αὐτοῖς τε ταραττομένοις καὶ ἐκείνους διαβάλλουσιν’.*

2) Vgl. Liv. Per. 61: „L. Opimius accusatus apud populum a Q. Decio trib. plebis, quod indemnatos cives in carcerem coniecisset“. — Dazu Act. Apost. XVI, 35—39. XX, 23—30. — Dahin gehören auch die Worte in Tac. Ann. I, 58: „Dilatus segnitia ducis, quia parum praesidii in legibus erat“.

möglichst schnell zu Hülfe kommen." In Bezug auf obige Verhandlung und die früheren Scheinprozesse gebraucht Vell. II, 118 die Worte: Aber Jener (was Einer nur glaubt, wenn er es selbst erfahren hat) bei grösster Wildheit die Verschlagensten, ein zum Lug geborenes Geschlecht!" Und Strabo p. 291 sagt: „Gegen solche ist Misstrauen von grossem Nutzen; denn diejenigen, denen man traute, haben den grössten Schaden angerichtet."

Nach sothaner Verbescheidung der Fürsten lässt Varus zum Aufbruch blasen, und allmählich zieht sich der Marsch in langem Zuge durch den Wald zwischen den Bergen hin. Noch befindet sich die Nachhut als Wache im Lager unter den Präfekten L. Eggius und C. Ejonius, als plötzlich ringsum Feldgeschrei entsteht. Die Germanen dringen von allen Seiten hinein, wobei Eggius tapfer streitend fällt, Ejonius die Uebergabe anbietet, aber keine Gnade findet (Vell. II, 119). Zu gleicher Zeit fängt entlang dem ganzen Zuge des Varus seitens der Germanen die Plänkelei an. Florus II, 30 sagt kurz: „Undique invadunt, castra rapiuntur", und weiter im Hinblick auf den Zug: „Nihil illa caede per paludes perque silvas cruentius". Diesen Zug beschreibt dann Dio LVI, 19 ausführlich, indem er beginnt: „Nachdem die Fürsten ihre Mannschaften, die irgendwo in Bereitschaft standen, herbeigeholt, auch die bei ihnen befindlichen Soldaten, die ein Jeder sich früher erbeten, getödtet hatten, rückten sie auf ihn los, als er schon in Wäldern steckte, aus denen schwer zu entkommen war. Und da auf einmal zeigten sie, dass sie Feinde, nicht Untergebene seien, und vollbrachten des Schrecklichen viel".

So begann die Varusschlacht, deren weiteren Verlauf ich hier nicht beschreiben, sondern vielmehr zeigen wollte, welches neue Licht die endliche sichere Berechnung des Schlachttages auf den 2. August des Jahres 9 nach Chr. über den ganzen Vorgang verbreitet. Das Räthsel, wie eine 18000 Mann starke römische Armee von ungeordneten germanischen Heerhaufen vernichtet werden konnte, ist damit zu gleicher Zeit von Prof. Zangemeister gelöst. Die Soldaten waren an diesem Tage noch festkrank, nicht geordnet, überhaupt unvorbereitet, entsprechend der Angabe des Tacitus, der sie in den Ann. II, 46 nennt: „Tres vacuas legiones et ducem fraudis ignarum".

## 7. Die kleineren inschriftlichen Denkmäler des Bonner Provinzialmuseums.

Von

**Josef Klein.**

Im Folgenden beabsichtige ich die sämmtlichen kleineren Denkmäler des Bonner Provinzialmuseums, so weit sie mit Inschriften versehen sind, zusammenzustellen und nach dem Material, aus dem sie gefertigt sind, geordnet zu beschreiben. Es sind dies Thongeschirre, Lampen, Legionsziegel, Glasgefässe, Schmucksachen aus Edelmetallen und Gagat, sowie Geräthschaften des alltäglichen Lebens aus Kupfer, Eisen, Blei und Knochen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben ist zwar durch die Verzeichnisse der Privatsammlungen, aus denen sie in das Provinzialmuseum gelangt sind, und durch vereinzelte Publikationen bereits anderweitig bekannt geworden. Dennoch mag es bei dem stetigen Wechsel, welchem nun einmal der Bestand dieser Sammlungen unterworfen ist, nicht unnütz sein, diese hier ebenfalls zu verzeichnen.

### I. Thongefässe mit aufgemalten Aufschriften.

Dieselben gehören ausschliesslich den Rheinlanden an und sind ein spezifisches Erzeugniss der rheinischen Thonwaarenindustrie. Sie zerfallen in mehrere Classen, je nach der Beschaffenheit und der Farbe des Thones, aus dem sie gemacht sind. Die weitaus zahlreichste Gruppe besteht aus Trinkbechern von verschiedener Grösse mit weit ausgeschweiftem Bauche, langem weitem Halse und schmalem Fusse aus dunkelbraunem oder vielmehr röthlichem Thone, der mit einem matten schwarzbraunen, zuweilen ein bronzefarbiges Aussehen annehmenden Firniss überzogen ist, sowie aus ebensolchen Trinkkrügen mit einem Henkel und mit einem durchweg engen Halse und aus kleinen Näpfen. Die zweite Klasse von Gefässen ist aus einem hellrothen Thon gemacht und umfasst einhenkelige Krüge und Näpfe, dagegen fehlen in ihr bis jetzt die Trinkbecher ganz. Die dritte Gruppe enthält Gefässe von Terra sigillata. Es sind meistens humpenartige Mischkrüge,

deren Wandung mit Barbotinranken verziert sind, über denen am oberen Rande eine Inschrift weiss aufgemalt ist. Endlich die vierte Kategorie begreift die Gefässe von weissem Thon in sich, auf dessen lichtem Grund in heller braunrother Farbe ausser Bäumchen, Zweigen und Blumen Inschriften aufgemalt sind.

### 1. Gefässe von röthlichem schwarz gefirnisstem Thon mit weissen Aufschriften.

a) Trinkbecher:

970*). Trinkbecher, $9^1/_2$ cm hoch, schön glänzend glasirt. Zwischen zwei Wellenlinien auf dem Bauche die Umschrift:

A M A M E Y

Punkte fehlen. Die einzelnen Buchstaben scheinen in neuerer Zeit aufgefrischt worden zu sein. Aus der Sammlung von F. H. Wolff. Fundort wahrscheinlich Köln. Bonn. Jahrb. LXI S. 126, 214.

971. Trinkbecher, schlank, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei aus Punkten gebildeten Linien die Aufschrift:

Λ·M·M·Λ·..·

Die Aufschrift gibt so keinen rechten Sinn. Vielleicht ist sie ein verschriebenes AMAME. Aus der Sammlung von F. H. Wolff. Fundort: unbekannt. Bonn. Jahrb. a. a. O. S. 126, 216.

4418. Trinkbecher, schlank, $11^1/_2$ cm hoch. Auf dem Bauche sind zwei concentrische aus schrägen Strichen ////////////// gebildete Kreise eingebrannt. Daneben zwei aus Punkten gebildete Linien aufgemalt, zwischen denen die Aufschrift:

A·M·M·E·

von deren einzelnen Buchstaben nur noch schwache Umrisse erkennbar sind. Auch diese Aufschrift scheint ein missglücktes AMAME zu sein. Aus dem Gräberfelde zu Remagen.

24. Trinkbecher mit zehn länglichen, zum Anfassen bestimmten Eindrücken, 14 cm hoch, geflickt. Oben reliefartig aufgemalte Wellenlinie, unten ein Ornamentband von Ranken und Blüthen, welches eine punktirte Linie abschliesst; dazwischen die Aufschrift:

[illegible]Λ M R I S

*) Die vorgesetzten blossen Zahlen bezeichnen die Inventarnummern des Provinzialmuseums; ein vor der Zahl stehendes A. V. diejenigen des Vereins von Alterthumsfreunden.

Sollte vielleicht AMaRIS heissen. Fundort: Köln, St. Gereon. Kamp, Die epigr. Anticaglien in Köln Nr. 204.

26. Trinkbecher, bauchig mit schöner Glasur, 12½ cm hoch. Um die Wandung zwei eingeritzte Linien von Schrägstrichen. Oben in Relief eine Wellenlinie und eine zweite aus horizontalen keilförmigen Strichen gebildete Linie, darunter Ranken mit zweimal je 4 und einmal je 3 weissen Blüthen, von einer punktirten Linie eingefasst. Dazwischen die Inschrift:

AMASME ∵

Fundort: Bonn. Sammlung Herstatt. Kamp a. a. O. Nr. 205.

29. Trinkbecher, bauchig, 14 cm hoch. Oben Wellenlinie, unten reiches Rankenwerk mit gelben Blumen, von einer punktirten Linie begrenzt, dazwischen die Aufschrift:

AMOTE ∵

Fundort: Nieukerk. Sammlung Herstatt.

73. Trinkbecher, 9½ cm hoch. Zwischen 2 einfachen umlaufenden Linien die Inschrift:

A·M·O·T·E·X

Fundort: Deutz. Sammlung Herstatt.

84. Trinkbecher, 10½ cm hoch. Zwischen 2 einfachen Linien die sehr verblasste Inschrift:

A·M·O·T·E·

Fundort: Köln, an St. Gereon. Sammlung Herstatt.

977. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen 2 einfachen Linien die Inschrift:

A·M·O·T·E:·

Aus der Sammlung von F. H. Wolff. Bonn. Jahrb. LXI, S. 126, 215.

3558. Trinkbecher, 11 cm hoch. Hals lädirt. Zwischen 2 Wellenlinien die Inschrift:

Λ·M·O·T·E·≷·

Fundort: Köln, vor dem Weyerthor.

43. Trinkbecher mit ausladendem Hals, 14 cm hoch. Reich verziert oberwärts mit abwechselnd gelben und weissen Blüthen, unten ein Band von Ranken mit gelben Rosetten; dazwischen die Inschrift mit flüchtigen theilweise verblichenen Zügen:

A 9 V A III S Γ A R C E

Fundort: Bonn. Aus der Sammlung Herstatt.

18. Trinkhumpen, 25 cm hoch; geflickt; mit der stark verblichenen Inschrift:

A·V·E·C·O·P·O:·:

Darunter ein abwechselnd aus je drei senkrecht über einander gestellten kleinen Punkten und Bäumchen zusammengesetztes Ornamentband. Fundort: Dormagen. Aus der Sammlung Herstatt.

28. Trinkbecher, bauchig, 14 cm hoch. Zwischen einer geraden Linie und einem breiten Band von dreimal sich wiederholendem Rankenwerk mit je 4 Blüthen, welches oben von keilförmigen Strichen, unten von Punkten eingeschlossen ist, die Inschrift:

A V E V I T A ⁝

Fundort: Köln, Severinstrasse. Aus der Sammlung Herstatt.

44. Trinkbecher, 18 cm hoch. Um den stark ausgeschweiften Bauch drei Kreise eingerissener Schrägstriche. Dann zwischen einer Wellenlinie und einer solchen aus keilförmigen Strichen, unter denen ein Ornamentband von Ranken mit gelben Blüthenbüscheln sich herzieht, die sehr verwischte Inschrift:

A V E V I T A ∴

Fundort: Bonn. Aus der Sammlung Herstatt.

25. Trinkbecher, 14 cm hoch. Zwischen einer Wellenlinie und Rankenwerk mit gelben Blumen, das oben durch keilförmige Striche, unten durch Punkte eingerahmt wird, die Inschrift:

A V E T E ∵

Fundort: Bonn. Aus der Sammlung Herstatt.

965. Trinkbecher, bräunlich gefirnisst, 15 cm hoch. Zwischen einer Wellenlinie und Ranken mit 2 mal je 4 und einmal je 3 Blüthen die Inschrift:

A V E T E ∵

Aus der Sammlung F. H. Wolff. Bonn. Jahrb. LXI, S. 126, 222.

19. Trinkbecher, 22 cm hoch. Im Bauche drei concentrische Ringe eingerissener Schrägstriche, dann zwischen drei Ringen von Punkten die auf zwei Zeilen so vertheilte Inschrift, dass der erste Buchstabe des Wortes der 2. Zeile unter dem ersten Punkte nach dem Schluss-E des Wortes AVETE der 1. Zeile steht:

A ·V·E·T·E· · ·<br>
F·E·L·I·C·E·S· · ·

Fundort: Dormagen. Aus der Sammlung Delhoven, dann Herstatt. Kamp a. a. O. Nr. 150.

968. Trinkbecher, Urnenform mit ziemlich weiter Oeffnung, 10 cm hoch. Oben eine Linie dicker Punkte, dann die Inschrift:

B I B A M V S ⁝ ,

darunter durch eine Linie aus kleinen Strichen von der Inschrift getrennt Ranken mit dreimal je 4 und einmal je 3 Blüthen. Aus der Sammlung Wolff.

67. Trinkbecher, bauchig, 11 cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien die Inschrift:

B·I·B·E.ψ·∴

Fundort: Köln, Alteburg. Aus der Sammlung Herstatt.

72. Trinkbecher, 9 cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien:

B·I·B·E·∴

Fundort: Deutz. Aus der Sammlung Herstatt.

4335. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien die Inschrift:

B·I·B·E·ψ·∴·

Fundort: Köln, Aachener Strasse.

20. Trinkhumpen, $16^1/_2$ cm hoch. Auf der Wandung zunächst zwei concentrische Ringe eingerissener Schrägstriche, oben in zwei, unten in drei Reihen. Dazwischen umzieht den Gefässmantel von Wellenlinien eingefasst die in Punkten aufgemalte Inschrift:

B I B E Vogel Λ M E ::

Darunter Arabesken. Fundort: Köln, St. Gereon. Aus der Sammlung Herstatt.

966. Trinkbecher, oberer Hals abgebrochen und ergänzt, 17 cm hoch. Am Halsansatz abwechselnd braune und gelbe starke Punkte zwischen je zwei kleineren. Auf den 10 Einbauchungen im Gefässmantel vertheilt die Inschrift:

B I B I T E

Darunter auf den Zwischenräumen der Eindrücke in Relief abwechselnd Ornamente in weisser und gelber Farbe. Aus der Sammlung Wolff.

33. Trinkbecher, 15 cm hoch. Oberwärts eine einfache Linie, dann die Inschrift:

C·A·L·O:

Darunter ein von zwei Linien eingerahmtes Ornamentband von drei Reihen einzelner kleiner Striche. Fundort: Frechen. Aus

der Sammlung Herstatt. Ueber die verschiedenen Deutungen dieser Aufschrift vgl. Jahn, Bonn. Jahrb. XIII S. 112. Düntzer B. Jahrb. XLII S. 182.

69. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen zwei Wellenlinien die Aufschrift:

C·A·L·O··I··

Fundort: Köln, an St. Pantaleon. Aus der Sammlung Herstatt.

1084. Trinkbecher, bronzirt, geflickt; $14^1/_2$ cm hoch. Zwischen einer einfachen und einer punktirten Linie die Inschrift:

D A,' \ E R V M ·/·

Den Abschluss bildet unterwärts Rankenwerk mit dreimal 4 Blüthenbüscheln, von denen einer jetzt ausgebrochen ist. Fundort: Bonn, im röm. Castrum. Vgl. Das röm. Lager in Bonn. Winkelmannsprogr. 1888 S. 40, 14.

11. Trinkbecher, $8^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei gewundenen Linien die Aufschrift:

D A M I ·;·

Fundort: Bonn, am Rheindorfer Weg.

64. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch, oben Wellen-, unten punktirte Linie, dazwischen

D·A·M·I· ⌣ ·:·

Fundort: Köln, Alteburg. Aus der Sammlung Herstatt.

74. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien:

D·A·M·I·

A ziemlich verblichen. Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp a. a. O. Nr. 156.

78. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwei einfache Linien, dazwischen

D·A·M·I·⁝

Fundort: Köln, Alteburg. Aus der Sammlung Herstatt.

82. Trinkbecher, $9^3/_4$ cm hoch. Oben gewundene, unten einfache Linie, dazwischen:

D·A·M·I· ∴ .

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 156.

85. Trinkbecher, 10 cm hoch. Gleiche Einfassung, dann:

D·A·M·I· ·:· ·

Fundort: Köln, Eintrachtstrasse. Aus der Sammlung Herstatt.

102. Trinkbecher, $10^1/_4$ cm hoch. Zwischen einfachen Linien die stark verblasste Inschrift:

D·A·M·I·∴·

Fundort wie Nr. 82. Aus der Sammlung Herstatt.

5155. Trinkbecher, $9^{1}/_{2}$ cm hoch. Zwischen zwei Wellenlinien:

D A M I

Fundort: Kreuznach.

63. Trinkbecher, $10^{1}/_{4}$ cm hoch. Zwei Wellenlinien, dazwischen:

D·I·S·C·E·⋅⋅

Fundort: Köln, Josephstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 158.

90. Trinkbecher, $9^{1}/_{2}$ cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien:

D·I·S·C·E·∴·

Fundort: Köln, Paulstrasse. Aus der Sammlung Herstatt.

972. Trinkbecher, 10 cm hoch. Oben punktirte, unten gewundene Linie, dazwischen:

D·I·S·C·E·

Aus der Sammlung Wolff. Dütschke, Bonn. Jahrb. LXI S. 126, 221.

32. Trinkbecher, $11^{1}/_{2}$ cm hoch. Gleiche Einfassung, dazwischen:

E·M·E·.✢.·

Fundort: Bonn. Sammlung Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 159.

CXVI. Trinkbecher, $10^{1}/_{4}$ cm hoch. Zwischen zwei Wellenlinien die Inschrift:

EϑMϑEϑSϑ

Fundort: Bonn, Provinzial-Irrenanstalt.

CCXVIII. Trinkbecher, 9 cm hoch. Zwischen zwei Wellenlinien die Inschrift:

E·M·O·K·

Fundort: Köln, Zülpicher Chaussée.

31. Trinkbecher, 11 cm hoch. Oben gewellte, unten einfache Linie, dazwischen:

F·E·L·I·X·∴·

Fundort: Bingen. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 160.

38. Trinkbecher, mit kurzem trichterförmigem Halse, $14^{1}/_{2}$ cm hoch. Zwischen zwei gewundenen Linien:

F·E·L·I·X·

Fundort: Düsseldorf. Aus der Sammlung Herstatt.

91. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen einfachen Linien die stark verblasste Inschrift:

F·E·L·I·X⁝:

Fundort: Deutz. Aus der Sammlung Herstatt.

1359. Trinkbecher, 12 cm hoch. Hals beschädigt. Zwischen zwei einfachen Linien:

F·E·L·I·X·⁝

Fundort: Andernach am Kirchberg.

4096. Trinkbecher, $11^1/_2$ cm hoch. Mit der fast ganz verblassten Inschrift:

F·E·L·I·X·S·

Fundort: Remagen.

A. V. 787. Trinkbecher, 10 cm hoch. Oben gewundene, unten punktirte Linie, dazwischen:

F V T V V I O S P I T A ⁙

Fundort: Bonn, vor dem Kölnthor. T. B(ergk), B. Jahrb. LVII, 207.

61. Trinkbecher, $9^1/_2$ cm hoch mit sechs runden Einbauchungen, in denen von Wellenlinien begrenzt die Inschrift aufgemalt ist:

G·A·V·D·I·O·

Fundort: wahrscheinlich Köln. Aus der Sammlung Merlo, dann Herstatt.

30. Trinkhumpen, $12^1/_2$ cm hoch. Auf der Wandung durch dreimal je 2 Ringe eingerissener kleiner Striche verziert. Dazwischen ist in Relief unterwärts durch Ranken mit gelben Blüthen eingefasst die Inschrift aufgemalt:

I M P L E °₀°°

Die Buchstaben der Inschrift haben ein modernes Aussehen und scheinen aufgefrischt zu sein. Der Becher selbst ist mehrfach restaurirt. Fundort: Dormagen. Aus der Sammlung Herstatt.

2865. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch, mit länglichen Eindrücken im Bauche. Oben Wellenlinie, unten punktirte Linie, dazwischen die zum Theil verblichene Inschrift:

I M P L E .:.

Fundort: Köln.

4092. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen punktirter und einfacher Linie die Inschrift:

I·N·P·L·E·⁝·

Fundort: Remagen.

2397. Trinkbecher, 30 cm hoch. Zwischen einer oben doppelten aus Punkten und Wellen, unten aus Arabesken gebildeten Linie die auf zwei durch Punkte getrennte Zeilen vertheilte Inschrift:

I·N·P·L·E·M· E·⸙·:§:·⁝·
·⸙·C·O·P·O·V·I·N·I·⸙·:§:

Fundort: Andernach, Martinsberg. Abgeb. B. Jahrb. LXXXVI Taf. X, 56.

68. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien mit $2^1/_2$ cm hohen Buchstaben die Aufschrift:

L V D E ⸙

Sammlung Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 166.

76. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen zwei gewundenen Linien die Inschrift, deren einzelne Buchstaben durch hübsche Traubenblattverzierungen getrennt sind:

L ∽∘°∘V ∽ D ∽ E ·.·

Fundort Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

978. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen zwei Linien länglicher Punkte:

L V D E ⁝·

Sammlung Wolff. Dütschke, B. Jahrb. LXI S. 126, 213.

980. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwei einfache Linien, dazwischen:

L·V·D·E·≋·

Sammlung Wolff.

976. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei punktirten Linien:

M·E·⸙·⸙·⸙·

Sammlung Wolff. Dütschke, B. Jahrb. LXI S. 126, 219.

375. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien:

M·I·A·S·⸙·

Fundort: Andernach.

27. Trinkbecher, 12 cm hoch. Zwischen zwei punktirten Linien:

M·I·S·E·⸙· sic!!

Jedenfalls M I S c E. Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

35. Trinkbecher, 15 cm hoch. Zwischen zwei Wellenlinien:

M·I·S·C·E·⁝

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 167.

37. Trinkbecher, mit ausladendem theilweise abgebrochenem Halse,

15 cm. Am Halsansatze starke weisse Punkte, darunter zwischen zwei Wellenlinien:

M · I · S · C · Y ·

Verschrieben für MISCe. Fundort: Düsseldorf. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 167.

39. Trinkbecher, bauchig, 11 cm hoch. Oben Wellenlinie, unten einfache Linie, dazwischen:

M · I · S · C · E · ⁝ ·

Fundort: Düsseldorf. Aus der Sammlung Herstatt.

42. Trinkbecher, 14 cm hoch. Zwischen einer Wellenlinie und einer zweiten aus kleinen Strichen die Inschrift:

M I S C E ∵

Darunter schönes Rankenwerk mit gelben Blüthenbüscheln. Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

45. Trinkbecher, 16 cm hoch. Oben Wellenlinie, unten einfache Linie, dazwischen:

M · I · S · C · E ·

Fundort: Köln, Spiesergasse. Sammlung Herstatt.

66. Trinkbecher, stark ausgebaucht mit ausladendem Hals, 12 cm hoch. Am Halsansatz weisse Punkte, dann zwischen einfachen Linien:

M · I · S · C · E · ξ ·

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 167.

79. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei punktirten Linien:

M I S C E Y

Fundort: Köln, Alteburg. Sammlung Herstatt.

86. Trinkbecher, $9^3/_4$ cm hoch. Oben Wellenlinie, unten punktirte Linie; dazwischen:

M · I · S · C · E ·

Fundort: Köln, Spiesergasse. Sammlung Herstatt.

88. Trinkbecher, 10 cm hoch. Oben punktirte, unten einfache Linie, dazwischen:

M · I · S · C · E · ⁝ ·

Fundort: Dormagen. Sammlung Herstatt. C. I. Rh. 289 a.

89. Trinkbecher, stark ausgebaucht mit trichterförmigem Halse, $11^1/_2$ cm hoch. Um den Halsansatz Punkte, dann die Inschrift:

M · I · S · C · E ·

Darunter einfache Linie. Fundort: Dormagen. Sammlung Herstatt. C. I. Rh. 289a.

969. Trinkbecher, $12^1/_2$ cm hoch. Um die Wandung ein eingerissenes dreifaches gestricheltes Band; darüber zwischen zwei Wellenlinien, deren obere mit übergesetzten Punkten verziert ist, die Inschrift:

M·I·S·C·E·

Fundort: Köln? Sammlung Wolff.

1423. Trinkbecher, 11 cm hoch. Oben Wellenlinie, unten einfache Linie, dazwischen:

M////·I·S·C·E·

E hat die Form eines F. Fundort: Andernach. B. Jahrb. LXXXVI S. 192 Taf. X, 48. Ungenau B. Jahrb. LXXII, 95, wo CENIS gelesen wird.

XLVII. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien:

M·I·S·C·E·S·

Linien und Inschrift sind sehr verblasst. M und E kaum mehr erkennbar. Fundort: Winningen an der Mosel.

A.V. 378. Trinkbecher, Hals beschädigt. $9^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei einfachen Linien:

M·I·S·C·E·

Fundort: Dormagen. Aus der Sammlung Delhoven.

A.V. 788. Trinkbecher, $21^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei gewundenen Linien, von denen die untere von einer zweiten punktirten Linie begrenzt wird:

·////I·I·S·C·✦·✦·

Der vordere Theil von M ganz zerstört. E am Ende des Wortes fehlt, ähnlich wie S. 69 bei Nr. 37. Fundort: Ehrang.

A.V. 796. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei reliefirten Wellenlinien:

PETE ·;·

Fundort: Bonn.

58. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen zwei gewundenen Linien:

P·I·E·⁝·

Fundort: Köln, Alteburg. Aus der Sammlung Herstatt.

963. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei Reihen starker Punkte:

P·I·E·✦·

I und E nur noch schwach erkennbar. Aus der Sammlung Wolff.

A. V. 795. Trinkbecher, 11 cm hoch. Mit der Inschrift:

R.E.P.L.E.M.E·x·

Darunter eine aus kleinen Strichen und Punkten abwechselnd gebildete Abschlusslinie. Die Punkte stehen am Fusse der Buchstaben. Die Buchstaben haben ein modernes Aussehen; die Inschrift scheint entweder gefälscht oder in neuerer Zeit nach verblichenen Zügen aufgefrischt zu sein. Fundort: angeblich Bonn.

975. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

S·I·T·I·O ∴

Aus der Sammlung Wolff. Dütschke, B. Jahrb. LXI S. 126, 218.

A. V. 792. Trinkbecher, Hals beschädigt, $9^1/_2$ cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

S I T I O ∴

Fundort: Bonn.

55. Trinkbecher, 12 cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

S·I·T·I·S·=/·

Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 172.

A. V. 799. Trinkbecher, mit trichterförmigem, theilweise abgebrochenem Ausguss, um den Halsansatz eine gewundene Linie, darunter von einer punktirten Linie unterwärts begrenzt:

T·E·N·E· ∴

Fundort: Bonn.

23. Trinkbecher, stark ausgebaucht, 14 cm hoch mit der Inschrift:

T E N E M E ⁘

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 173.

57. Trinkbecher, starkbauchig, 11 cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

T.E.N.E.M.E.

Fundort: Köln, an St. Marien.

967. Trinkbecher, hübsch glasirt, 12 cm hoch mit 6 Einbauchungen im Mantel. Oben weisse Stachelpunkte, dann die Inschrift:

T.E.N.E.M.E.

Darunter zwischen kleinen Strichen ein Kranz von 6 Blättern. Die Punkte stehen am Fusse der Buchstaben. Aus der Sammlung Wolff.

21. Trinkbecher, 17 cm hoch, geflickt. Oben gewundene, unten punktirte Doppellinie. Dazwischen:

V T I F R V I ·:·

Fundort: Bonn. Aus der Sammlung Herstatt.

60. Trinkbecher, 10 cm hoch mit 6 runden Einbauchungen, zwischen Wellenlinien, die über eingerissenen Schrägstrischen aufgetragen sind, die Inschrift:

V A L E

Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

70. Trinkbecher, 9 cm hoch. Zwischen zwei Linien:

V·A·S·C·E···

Fundort: Köln, Jacordenstrasse. Schon Kamp Nr. 174 hat darin ein verunglücktes MISCE erkannt.

A. V. 797. Trinkbecher, $15^3/_4$ cm hoch. Ohne Einfassung die Inschrift:

V I C T I·M·A·E·O·

Ob alt? Fundort: Bonn.

41. Trinkbecher, 15 cm hoch. Zwischen Arabesken:

V I N V M ··‚„"

Fundort: Nieukerk. Aus der Sammlung Herstatt.

92. Trinkbecher, $11^1/_2$ cm hoch. Zwischen zwei Linien:

V·I·N·V·M·

Schrift etwas verblasst. Ausserdem oben, unten und in der Mitte ein Ornamentband eingedrückter kleiner Striche. Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 175.

36. Trinkbecher, 12 cm hoch, glänzend schwarz überstrichen. Zwischen Blumen und Arabesken:

V I R E S

Fundort: Bonn. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 176.

65. Trinkbecher, 9 cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

V I T A ·!·

Die Inschrift scheint von moderner Hand aufgefrischt zu sein. Fundort: Köln, Ursulagartengasse. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 177.

75. Trinkbecher, 9 cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

V I T A ·;·

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 177.

77. Trinkbecher, 11 cm hoch. Wellenlinien, dazwischen:

V·I·T·A·♥·

Stark verblichen. Fundort: Alteburg. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 177.

93. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

V·I·T·A·∴

Fundort: Dormagen. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 177.

974. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

V·I·T·A∴

Sammlung Wolff. Dütschke, B. Jahrb. LXI S. 126, 212.

99. Trinkbecher, 6 cm hoch. Der Hals scheint schon in alter Zeit abgebrochen und beigeschliffen worden zu sein. Oben Zickzacklinie, unten Wellenlinie, dazwischen:

V·I·V·A·

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 181.

A.V.340. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

V·I·V·Λ·♥·

Das erste V kaum mehr erkennbar. Fundort: Sievernich.

2398. Trinkbecher, stark ausgebaucht, mit trichterförmigem beschädigtem Ausguss, 15 cm hoch. Am Halsansatz weisse Punkte. Dann zwischen einer auf beiden Seiten von Punkten eingefassten Wellenlinie und einer zweiten einfachen die Inschrift:

V·I·V·A·V·S·V·S·

Fundort: Andernach, Martinsberg. B. Jahrb. LXXI S. 114, 5.

17. Trinkhumpen, 32 cm hoch. Zwischen Wellenlinien die Inschrift:

V·I·V·A·M·V·S·♥·

Darunter ein von einer aus kleinen Strichen gebildeten Linie begrenztes Ornamentband, welches abwechselnd aus vier senkrecht über einander stehenden Ringen und einer Schneckenrolle besteht. Fundort: Köln, St. Mauritius. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 179.

80. Trinkbecher, $10^1/_2$ cm hoch. Oben Wellenlinie, unten punktirte Linie, dazwischen:

V·I·V·A·M·V·S·♥·

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 179.

34. Trinkbecher, $15^1/_2$ cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

V·I·V·Λ·S·⁝·

Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 180.

56. Trinkbecher, $11\frac{1}{2}$ cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

V · I · V · A · S · ⁝ ·

Gleichen Fundortes. Aus der Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 180.

62. Trinkbecher mit 6 runden Eindrücken; 9 cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

V · I · V · A · S · H–$\frac{I}{V}$–H

Die Inschrift ist so über den Gefässmantel vertheilt, dass die Punkte in den Eindrücken, die Buchstaben auf den herausstehenden Rippen stehen. Fundort: Köln. Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 180.

71. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

V - I - V - A - S - ⁝ -

Fundort: Köln. Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 180.

81. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen verwaschenen Linien:

V · I · V · A · S ·

S kaum mehr erkennbar. Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Herstatt. Kamp Nr. 180.

87. Trinkbecher mit nach oben sich verengendem Hals, $10\frac{3}{4}$ cm hoch. Zwischen punktirten Linien:

V · I · V · A · S · ⁝ ·

Fundort: Dormagen. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 180.

964. Trinkbecher mit 6 Einbauchungen im Mantel, $15\frac{1}{2}$ cm hoch. Oben Wellenlinie, unten ein Ornamentband von je 3 gelben grossen Beeren zwischen abwechsend weissen und gelben Arabesken; darunter die Inschrift:

V ⁝ I ⁝ V ⁝ A ⁝ S ⁝ ⁝

Unbekannten Fundortes. Sammlung Wolff. Dütschke, B. Jahrb. LXI S. 126, 223.

973. Trinkbecher, $10\frac{1}{4}$ cm hoch. Oben gewundene, unten einfache Linie, dazwischen:

V · I · V · A · S · ⁝ ·

Unbekannten Fundortes. Sammlung Wolff. Dütschke, a. a. O. S. 126, 217.

CCXVII. Trinkbecher, $9\frac{1}{2}$ cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

V · I · V · A · S · ⁝, ·

Fundort: Köln, Zülpicher Strasse.

3065. Becherfragment mit dem Inschriftrest:

. . . V·A·S

Jedenfalls v i V A S. Fundort: Köln.

83. Trinkbecher, 11 cm hoch. Zwischen Wellenlinien:

V·I·V·E·.:.·

Fundort: Dormagen. Sammlung Herstatt.

979. Trinkbecher, 10 cm hoch. Zwischen einfachen Linien:

λ·I·V·S·Y·:·

Vielleicht ein missglücktes P I V S, wie bereits Kamp zu Nr. 174 vermuthet hat. Fundort: unbekannt. Sammlung Wolff. Dütschke, B. Jahrb. LXI S. 126, 220 hat A I V S gelesen.

b) Näpfe:

47. Napf, $8^1/_2$ cm hoch, $10^1/_2$ cm Durchm. Oben Wellenlinie, unten einfache Linie, dazwischen:

A·M·O·T·E·.:.

Fundort: Köln, Bayenthurm.

2396. Napf, 9 cm hoch, $10^1/_2$ cm Durchm. Zwischen Wellenlinien:

I·N·P·L·E·❦·❦·

Fundort: Andernach, Martinsberg. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXII S. 95, 6.

98. Napf, 6 cm hoch und von gleichem Durchm. Zwischen einfachen Linien die sehr verblasste Inschrift:

M·I·S·C·E·

Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

A.V. 763. Napf, $5^1/_2$ cm hoch, $6^1/_2$ cm Durchm. Zwischen einfachen Linien:

M·I·S·C·E·.:.

Fundort: Bonn.

46. Napf, 10 cm hoch, 10 cm Durchm. Mit ziemlich abgeriebener Aufschrift:

S I T I O ⁝ (V)

Zwischen reicher Verzierung von Ranken mit gelben Blättern. Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

1339. Napf, 6 cm hoch, 8 cm Durchm. Oben Wellenlinie, unten Punkte; dazwischen:

S·I·T·I·O·.:.

Fundort: Andernach, Kirchberg. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 186 Taf. X, 28.

A.V. 793. Napf, $6^1/_2$ cm hoch, $6^1/_2$ cm Durchm. Zwischen gleichem Ornament die Inschrift:

VIVAMVSY

Einzelne Buchstaben von jüngerer Hand aufgefrischt. Fundort: Bonn.

40. Krug mit engem Halse, 14 cm hoch. Zwischen Linien aus Punkten und Wellen:

V·I·V·E·

Fundort: Köln.

c) Henkelkrüge:

54. Henkelkrug, 13 cm hoch. Oberwärts ein Ornamentband von dicken Punkten zwischen je drei senkrecht gestellten kleinen Punkten, darunter von einer einfachen Linie unterwärts begrenzt die Inschrift:

FELIX ✻

Fundort: Alteburg. Sammlung Herstatt.

51. Henkelkrug, 16 cm hoch. Auf dem Bauche drei concentrische Ringe eingeritzter Striche, dann oben weisse Punkte, darunter die Inschrift:

MISCEME

unter der sich ein Band von Ranken mit je 4 gelben Beeren hinzieht. Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

49. Henkelkrug, $24^1/_2$ cm hoch. Unter dem Ausguss eine punktirte Verzierung. Dann zwischen Wellenlinien die Inschrift in zwei durch eine punktirte Linie geschiedenen Zeilen:

R·E·P·L·E·M·E·:
C·O·P·O·M·E·R·I·:·

Fundort: Köln. Sammlung Merlo, dann Herstatt. Kamp Nr. 170.

1552. Henkelkrug, 23 cm hoch, mit metallisch glänzendem Ueberzug; Henkel abgebrochen. Oben Wellenlinie, dann die Inschrift:

VTIFRVI ·;·

Darunter durch eine Linie kleiner Striche getrennt Ranken mit gelben Blüthen. Fundort: Andernach, Kirchberg. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXII S. 95, 4. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 198 Taf. X, 13.

53. Henkelkrug, 18 cm hoch. Zwischen ganz gleichen Verzierungen die Inschrift:

VITA

Fundort: Köln, Lungengasse. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 177.

50. Henkelkrug, 20 cm hoch. Oben dicke Punkte zwischen je drei senkrecht gestellten kleinen Punkten, dann die Inschrift:

V·I·V·A·M·V·S·⁝

Darunter Arabesken unterwärts von einer punktirten Linie eingefasst. Fundort: Köln, Paulstrasse. Sammlung Herstatt.

4459. Henkelkrug mit abgebrochenem Hals. Zwischen punktirten Ornamenten und einer von Punkten begrenzten Wellenlinie die mit Ausnahme des ersten und dritten V fast ganz verwischte Inschrift:

V·I·V·A·M·V·S·

Fundort: Gräberfeld von Remagen.

4097. Henkelkrug, $21\frac{1}{2}$ cm hoch. Zwischen einer punktirten und einer gewundenen Linie die sehr verblasste Inschrift:

V·I·V·A·S·

Fundort: Remagen.

48. Henkelkrug, 25 cm hoch. Oberwärts eine Wellenlinie, darunter Arabesken mit drei senkrecht gestellten Punkten abwechselnd, dann die Inschrift:

V·I·V·I·T·E·⁝·

Fundort: Ehrenfeld bei Köln. Sammlung Herstatt.

52. Henkelkrug, $18\frac{1}{2}$ cm hoch. Zwischen Linien kleiner Striche die Inschrift:

ZESES⁝

Darunter unterwärts von einer punktirten Linie begrenzt Ranken mit gelben Blüthen. Fundort: Köln, St. Gereon. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 184?

2) Gefässe von rothem Thon mit weiss aufgemalten Inschriften:

a) Näpfe.

2401. Napf, 9 cm hoch, $8\frac{1}{2}$ cm Durchm. Zwischen Wellenlinien:

V:I:V:A: ⁂:

Fundort: Andernach, Martinsberg. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXI S. 114, 4.

b) Henkelkrüge:

2399. Henkelkrug, 26 cm hoch. Oben Wellenlinie, unten punktirte Linie; dazwischen:

A·V·E·T·E·♥·
F·E·L·I·C·E·S·♥·

Der Anfangsbuchstabe der zweiten Zeile steht unter dem

Punkte hinter dem Schluss-E von AVETE der ersten Zeile. Fundort: Andernach, Martinsberg. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXI S. 114, 2.

A.V. 1101. Henkelkrug, geflickt, 27 cm hoch. Zwischen Wellenlinien die Inschrift:

A · V · E · T · E · · ·
F · E · L · I · C · E · S · ⁝ ·

Auch hier sind die Worte in beiden Zeilen ähnlich wie bei dem vorhergehenden Exemplare vertheilt. Fundort: Boppard.

2400. Henkelkrug, 24 cm hoch. Zwischen einfachen Linien die Inschrift:

M · I · S · C · E · M · E ·

Fundort: Andernach, Martinsberg. Aus'm Weerth a. a. O. S. 114, 3.

1344. Henkelkrug, 24 cm hoch. Unter dem Ausguss ein concentrischer Ring weisser Punkte. Auf dem Bauche zwischen einer punktirten und einer doppelten Wellenlinie:

R · E · P · L · E · M · E · ⁝ · X ·

Fundort: Andernach, Kirchberg. Aus'm Weerth, a. a. O. LXXXII S. 94, 2. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI S. 186 Taf. X, 25.

2384. Henkelkrug, $18^1/_2$ cm hoch. Oben Wellenlinie, unten Schrägstriche, dazwischen:

R · E · P · L · E · ME · ✤ ∴

Fundort: Andernach, Kirchberg. Aus'm Weerth a. a. O. S. 95, 3.

3) Gefässe von weissem Thon mit aufgemalten Aufschriften:

1686. Blumengefäss bestehend aus einem Hohlringe von 18 cm Durchm., auf dem sich ehemals drei 9 cm hohe Blumenvasen befanden, deren zwei bis auf geringe Reste abgebrochen sind. Die Wandungen der Vasen sind in hellbrauner Farbe mit Bäumchen, Zweigen und Punkten bemalt. Der an der Innenseite gerundete, an der Aussenseite zweiseitig gebildete, oben und unten flache Ring trägt auf der Oberseite ebenfalls in brauner Farbe die nachstehende punktirte Inschrift, welche vorne und hinten von Zweigen eingefasst ist:

✤ IIXSVPIIRIA ✤✤✤ DONAVIT ✤ ✤ IVSTINII ✤

Auf der obern Fläche der Aussenseite, deren untere durch ein Ornamentband von liegenden Kreuzen ausgefüllt ist, steht in gleicher Farbe aufgemalt die zweite Inschrift:

✝ VTI FELIX SALVS TIBI DONAVIT VIVAT QVI FIICIT XXXXX ✝

Fundort: Köln, Rosengasse 1862. Sammlung Pepys, dann Wolff. Abgebildet und beschrieben von Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXI S. 114 ff. Taf. II, 1.

4) Gefässe von Terra sigillata mit weiss aufgemalten Inschriften:

1556. Grosse birnförmige Kanne mit einem Henkel, am Ausguss beschädigt, 29 cm hoch. Auf dem Bauche zwischen einfachen Linien:

B I B I T E ○—

Darunter als Abschluss Rankenwerk mit weisser Farbe aufgemalt. Fundort: Andernach, Kirchberg. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXII S. 94, 1.

3012. Mischkrug, $23^1/_2$ cm hoch. Am Hals ein Ornamentband von weiss aufgemalten Strichen, darunter die Inschrift:

I M P L E ) /////

während den Bauch des Gefässes Ranken mit Lotosblättern in aufgelegter Barbotin-Technik umziehen. Fundort: Andernach, Martinsberg.

4395. Mischkrug, $17^1/_4$ cm hoch. Hart unter dem Rande die weiss aufgemalte ziemlich verblasste Inschrift:

I M P L E

Darunter eine Verzierung von Ranken und Blüthen in Barbotintechnik. Fundort: Remagen.

A. V. 790. Mischkrug, 22 cm hoch. Auf dem oberen Theil des Bauches die weiss aufgemalte Inschrift:

C O P O I M P L E ⁝ ⁝ ⁝

Darunter eine Verzierung von Barbotinranken- und Blättern. Gefunden 1852 bei Grünthal an der von Xanten nach Rheinberg führenden Strasse. Fiedler, B. Jahrb. XXI S. 57 Taf. I.

22. Mischkrug, 17 cm hoch. Oben unter dem Hals des Gefässes zwischen 2 vertieften Linien die weiss aufgemalte Inschrift:

S I T I O S ∴

Um den Bauch ein Gewinde von Barbotinranken. Fundort: Köln, Ursulagartenstrasse. Aus der Sammlung Herstatt. Aus'm Weerth, B. Jahrb. LXXI S. 118. Taf. II, 2.

## II. Thongefässe mit eingekratzten Inschriften.

A.V.801. Kumpige Schale von roth überstrichenem Thon auf Fuss mit gerade aufsteigendem Rande, 15 cm Durchm., auf dem die Inschrift eingekratzt ist:

MACTEVIRTVE ·:·

Aus der Sammlung Merlo. Fundort unbekannt.

108. Flache Schale mit Lotusblättern auf dem Rande; 24 cm Durchm. Im Innern des Bodens ist die Inschrift tief eingeritzt:

VTERE FELIX

So ist nämlich zu lesen statt Rilicila wie Kamp a. a. O. Nr. 136, der dieselbe hat abbilden lassen, oder Utilis manux, wie Düntzer (B. Jahrb. XXXV S. 46, 5) vorgeschlagen hat. Sammlung Merlo, dann Herstatt.

813. Schale von Terra sigillata von 13 cm Durchm. mit doppeltem Rande, einem unteren übertragenden und einem oberen gerade aufsteigenden. Auf dem letzteren eingeritzt:

ILARI

Dieselbe Inschrift kehrt auch auf dem Körper der Schale in folgender Form wieder:

ILARI

Fundort: Bonn.

111. Schale von Terra sigillata, 14 cm Durchm., mit der auf dem Rande eingekratzten Inschrift:

P II R II G R I N II

An einer Stelle oben auf dem Rande fünf Einkerbungen IIIII, ferner unten in der Wandung

XV/III X

Fundort: Köln. Sammlung Herstatt. Kamp Nr. 133.

109. Schale von Terra sigillata mit senkrecht aufstehendem Rand, 14 cm Durchm. Unter dem Rand eingekratzt:

L VII·

1694. Guttus mit seitlichem Ausguss von gelbem Thon, 8 cm hoch. Auf dem oberen braun gestrichenen Theile des Gefässes die eingeritzte Inschrift:

U I I b LUXIMU

Fundort: unbekannt.

1794. Kleiner zweihenkeliger Krug von weissem Thon, 12 1/2 cm hoch. Auf dem Bauch eingeritzt:

IVQVNDA

Fundort: Köln. Katalog der Sammlung Disch Nr. 2170.

2521. Einhenkeliger stark ausgebauchter Krug von weissem Thon; Henkel abgebrochen. 25 cm hoch. Unter dem Halsansatz die eingekratzte Inschrift:

ΛLBΛNI

Fundort: Andernach, Martinsberg.

2403. Einhenkeliger stark ausgebauchter Krug von weissem Thon, 18 cm hoch. Auf dem Bauch eingeritzt:

LVCIVI(VI

Fundort: Andernach, Martinsberg.

1691. Urne von röthlichem Thon mit zwei kleinen Oesen zum Aufhängen, 33 cm hoch. Auf der Wandung die eingekratzte Aichung:

P VIIIſ

Fundort: Andernach.

1692. Urne von weissem Thon mit zwei kleinen Henkeln, 9 cm hoch. Unter dem einen der Henkel die Inschrift eingekratzt:

T P IIIſ

2522. Einhenkeliger Krug von weissem Thon, 21 cm hoch, mit der eingekratzten unverständlichen Inschrift:

NVBHOIMMI

Fundort: Andernach, Martinsberg.

2866. Trinkbecher von schwarzgefärbtem Thon, 14 1/2 cm hoch. Oben am Halse die Inschrift:

ZEſEIſ Λ DVCIOΛ

Fundort: Köln.

3708. Halsstück eines Trinkbechers von schwarzem Thon, darauf eingeritzt:

SECV

Secu[ndi] oder Secu[ndini]. Fundort: Andernach.

Die übrigen Graffiti auf Gefässen von Thon, auf welchen sich zugleich Stempelinschriften finden, werden bei diesen verzeichnet werden.

### III. Thonfiguren mit Inschriften.

2904. Viereckige Basis einer Figur, von der die beiden Füsse nebst dem Körper eines links neben ihr kauernden Thieres erhalten sind. Auf der Rückseite in rohen 1 cm hohen Buchstaben:

ΛLFIV
ʃ ΓE

Fundort: Köln, Hahnenthor. B. Jahrb. LXXIX, 196.

3257. Viereckige Basis einer Statuette, deren Füsse nur erhalten sind, mit der Inschrift auf der Rückseite:

SERVΛN
DVS·CCΛΛ
ΛDFORVM
HORDIΛ·FE

Die letzten Buchstaben der 4. Zeile sind nicht R I, wie B. Jahrb. a. a. O. S. 192 angegeben ist, sondern F E. Fundort: Köln, Hahnenthor.

3258. Viereckige Basis einer Figur mit gekreuzten Füssen und dem Untertheil eines viereckigen Pfeilers zur Seite. Auf der Rückseite die Inschrift:

///LRVΛΛI
DVSCCΛΛ
FECIT

Fundort: Köln, Hahnenthor. B. Jahrb. a. a. O. S. 192.

1413. Fragmentirte Figur einer sitzenden Fortuna mit Füllhorn in der Linken, $15^1/_2$ cm hoch. Hinterkopf, rechter Unterarm und Füsse fehlen. Auf der Seitenlehne des Stuhles mit erhabenen Schriftzeichen die Inschrift:

VICTOR

Fundort: Andernach, Martinsberg. Koenen, B. Jahrb. LXXXVI, S. 176, Taf. VI, 36.

2850. Sitzende Statuette der Fortuna mit anliegendem Gewande und dem Füllhorn in der Linken, $15^1/_2$ cm hoch. Auf der Rückseite des Sessels die Inschrift mit 12 mm hohen Buchstaben:

SERV
ΛNDVS
FECIT
CCΛΛ

Fundort: Köln, Hahnenthor. B. Jahrb. a. a. O. S. 192.

2898. Viereckige Basis einer Figur, von der die unter dem Gewande hervorkommenden Füsse, sowie zur Linken zwei kleinere Füsse einer anderen Figur erhalten sind. Auf der Rückseite die Inschrift:

VINDEX I//////
C·C·λ·ΛλDCλ
NTVNα S
NOV//Λ S

Fundort: Köln, Hahnenthor. B. Jahrb. a. a. O. S. 187.

2906. Rechteckige Basis mit den Resten einer Figur, von der der linke beschuhte Fuss, das rechte Bein bis zum Knie, nebst einem zur rechten Seite sitzenden zottigen Thiere ohne Kopf erhalten ist, das seine linke Pfote auf den rechten Fuss der Figur gesetzt hat. Auf der Rückseite der Basis die Inschrift mit erhabenen Buchstaben:

VINDEX· FE
ΛD·CΛNTVN
////// NOVΛSCC

Fundort: Köln, Hahnenthor. B. Jahrb. a. a. O. S. 188.

2905. Rechteckige Basis mit den Resten einer der vorhergehenden gleichen Darstellung. Auf der Rückseite mit erhabenen Schriftzügen:

VINDEX·F//L
ΛD·CΛN——

Die erhaltenen Buchstaben sind meist durch Abreiben verwischt. Fundort Köln, Hahnenthor. B. Jahrb. a. a. O. S. 188.

4349. Viereckige Basis mit den Resten einer mit einem langen Gewande bekleideten Figur, zu deren linken Seite unten eine Taube (?) dargestellt ist. Auf der Rückseite die Inschrift:

. . . . . . .
·ECITΛI///
·ΛNTUN//S
. . . ·VΛS

Fundort: Köln, Hahnenthor.

2900. Fragmentirte Figur einer Victoria mit einer Trophäe in der Linken. Auf dem Rücken neben den Flügeln die Inschrift:

IECTTI

Fundort: Köln.

224. (Garthe 34.) Figur der Minerva von rothem Thon, 27 cm hoch, das Gorgoneion auf der Brust, mit der erhobenen Rechten oben den Speer erfassend, mit der Linken den neben ihr auf einem Opferaltar stehenden Schild haltend. Auf der linken Schulter eine sitzende Eule. Auf dem Opferaltar die Inschrift:

SILVANI
PETEO
SERVS
FIRACI
EXVOTO

Die Inschrift gibt keinen Sinn und die ganze Figur scheint ein modernes Machwerk zu sein. Fundort unbekannt.

4528. Rechte Hälfte einer kreisrunden Form von 11 cm Durchm. zur Herstellung von Medaillonbildern von röthlichem schwarzbraun gefirnisstem Thon. Auf dem erhaltenen Theile ist Leda aufrecht stehend n. l. dargestellt, wie sie den Schwan liebkosend empfängt. Das Thier hat eben seine Füsse auf das vorgesetzte linke Bein gesetzt, während Leda den ihr entgegengestreckten Hals mit der Rechten umfasst. Zu ihren Füssen der geflügelte Cupido, welcher auf Leda zueilt. Unterhalb der Flügel wird der Rest der Inschrift sichtbar: ···PIDO. Der schmale freie Raum hinter dem Rücken der Figur ist mit der folgenden Inschrift ausgefüllt:

PIMIANVS FECIT

welche also den Namen des Verfertigers enthält. Die Lesung ist im Ganzen sicher, mit Ausschluss des ersten Buchstabens, der nicht sehr deutlich zum Ausdruck gelangt ist. Er kann sowohl ein P als auch ein R sein, oder gar ein mit R ligirtes P. Denn es ist unzweifelhaft, dass der Fabrikant PRIMIANVS geheissen hat; er hat also denselben Namen geführt wie derjenige, welcher die von Muellenbach im Rhein. Museum N. F. XLI, 319 f beschriebene, ebenfalls aus Köln stammende Medaillonform gemacht hat, wofern nicht beide mit einander identisch sind. Die bildliche Darstellung des ganzen Medaillons wird von einem 10 mm breiten Rande eingefasst, auf dem ursprünglich eine auf die Darstellung bezügliche Inschrift eingeprägt war. Von derselben sind auf dem erhaltenen Theile noch die nachstehenden Worte zu lesen:

···········M LEDA IVNX SIT AMOREM

Die Umschrift war metrisch. Denn unschwer erkennt man in den vor dem Untergange geretteten Worten die zweite Hälfte eines Hexameters. Fundort Köln, Aachener Strasse.

3254. Kreisrunde Platte von weissem Thon, in zwei Hälften zerbrochen, $12^1/_2$ cm Durchmesser. Auf derselben erblickt man in Flachrelief links im Hintergrund ein Thor mit zwei hohen




gewölbten Eingängen, davor einen Mann stehend auf einem niedrigen, von zwei Pferden gezogenen Triumphwagen, die ein

Diener führt; zur Seite der Pferde ein dieselben anbellender Hund. Hinter dem Wagen schreitet eine Person mit langem, bis auf die Füsse reichenden, flatternden Gewande einher, in der hoch erhobenen Rechten einen Kranz haltend, um ihn dem Triumphirenden aufs Haupt zu setzen. In dem unter der Darstellung befindlichen Abschnitt steht eine sehr undeutlich zum Vorschein gekommene Inschrift, von welcher nur die Worte im Anfange der beiden Zeilen mit einiger Sicherheit zu ermitteln sind:

FELIX·VIEN··· | DEIVSFI···
FCΛSI···· | E·A·V ·

Die Deutung dieser Worte mögen Kundigere versuchen. Fundort: Köln, vor dem Hahnenthor.

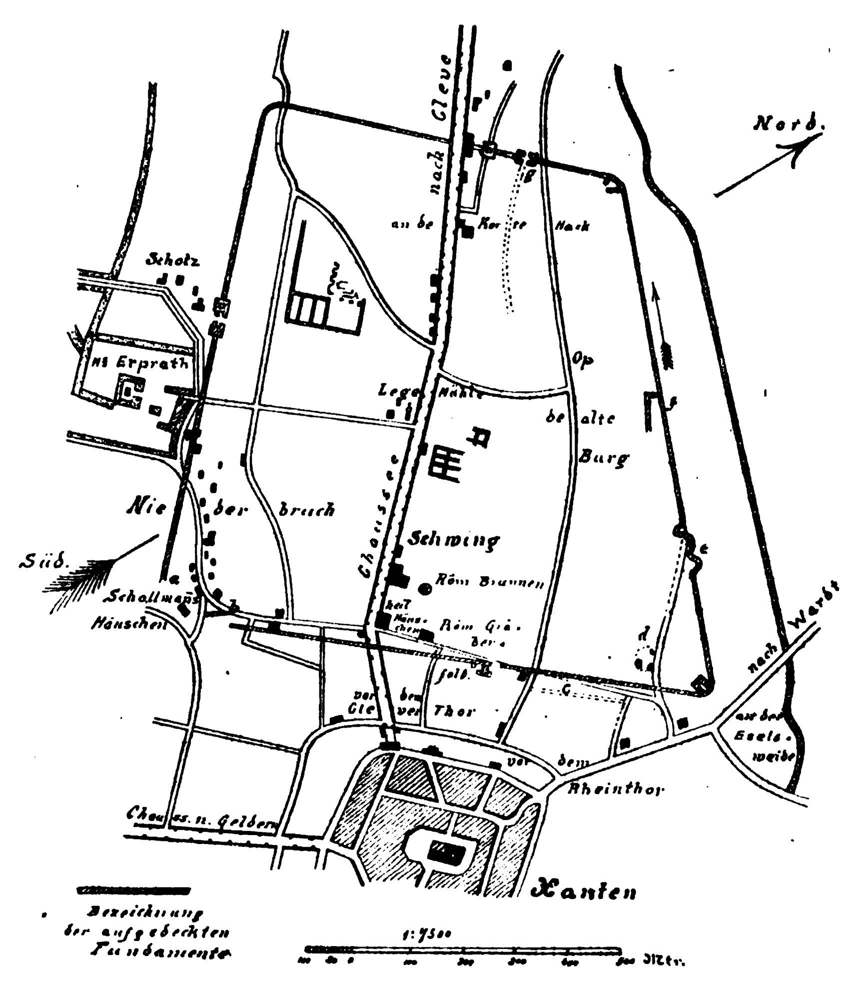
## 8. Das Trümmerfeld vor dem Clever Thore der Stadt Xanten.

Von

Dr. J. Steiner.

Vor dem nordwestlichen Thore der Stadt Xanten durchschneidet die von hier aus nach Cleve führende Landstrasse ein grosses römisches Begräbniss- und Trümmerfeld. Es ist die Stelle, wo der Notar Houben in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts seine Nachgrabungen hauptsächlich nach Grabfunden angestellt hat; nebenbei hat er auch einiges Mauerwerk aufgedeckt, wie die seinem Werke: „Denkmäler von castra vetera und colonia Trajana, Xanten 1839“ beigefügte Karte lehrt. Einige hundert Schritte vor diesem Clever Thor sieht man rechts von der Strasse noch Mauerwerke zu Tage liegen, im Volksmund von jeher „die alte Burg“ genannt. Hiernach hat die Flur auf der rechten Seite der Landstrasse die Bezeichnung „op de alte Burg“ erhalten. Auf dieser Flur, sowie auf derjenigen links von der Landstrasse sind seit undenklicher Zeit Bruchstücke von altem Mauerwerk, besonders auch römische Ziegel, sowie Kleinalterthümer jeder Art gefunden worden. Auch ein Brunnen, aus glatt gehauenen Tuffsteinen gebaut, mit einem Durchmesser von 3′ und einer Tiefe von 20′ befindet sich hier, welcher im Jahre 1822 in einem Garten, der zu dem Wirthshause „Schwing“ gehört, entdeckt wurde. Unmittelbar vor dem Stadtthor liegt jener ausgedehnte Begräbnissplatz mit Gräbern aus dem 1. Jahrhundert nach Christus, welche Houben wohl zum grössten Theil seiner Zeit ausgebeutet hat. An verschiedenen Stellen auf obengenannter Flur stiess man beim Ackern und Graben seit Menschengedenken auf Spuren von Mauern. Dass dieses ausgedehnte Ruinenfeld eine zusammenhängende Umfassung gehabt haben musste, daran scheint früher Niemand gedacht zu haben, wenigstens ist weder in dem Houben'schen Werke, noch in dem früher geschriebenen Spenrath-Mooren'schen (Alterthümliche Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihrer Umgebung. 1. Theil. Crefeld 1837), welches über in dieser Gegend gemachte Funde berichtet, irgend etwas davon zu lesen. Im Jahre 1880, als der niederrheinische Alterthumsverein zu Xanten die grossen Gebäudereste links von der Landstrasse hinter der „legen Mühle“ aufdeckte,

worüber in diesen Jahrbüchern Heft 69 p. 68 und Heft 74 p. 76 nachzusehen ist, gelang es südwestlich von diesen die Substruktionen einer Mauer aufzufinden. Nachdem nun dieselben als solche einer Umfassungsmauer sich herausstellten, machte der Alterthumsverein es sich




Das Trümmerfeld vor dem Clever Thore der Stadt Xanten, gezeichnet von L. Ueberhorst, Pr.-Ltn. a. D.

zur Aufgabe, dem Lauf derselben genau nachzuforschen. Entsprechend seinen Mitteln und nach Massgabe der ihm jeweilig zum Zwecke der Nachgrabung zur Verfügung gestellten Ackerstücke vollendete er allmählich im Laufe der letzten 8 Jahre die Aufdeckung der ganzen Um-

fassungsmauer. Erst heute sind wir demnach in der Lage, über das thatsächlich Aufgefundene nachstehenden Bericht zu veröffentlichen.

Die zuerst aufgedeckte südwestliche Seitenmauer ist in ihren Resten durchschnittlich 1,80—2 m stark und hat eine Länge von rund 1000 m. Im Bereiche derselben und zwar 140 m von der südlichen Ecke des oben erwähnten Gebäudes, welches 107 m im Quadrat gross ist, entfernt, wurde eine gewaltige Thoranlage gefunden, deren Mauerwerk eine Länge von 28,65 m aufweist. Der eigentliche Ausgang ist 2,05 m breit. Von diesem Thore anfangend lässt sich eine alte Strasse verfolgen, welche von dem dort liegenden Hofe Schotz aus um den sumpfigen „Heerdekamp" herum den Lauf der heutigen Grünstrasse verfolgt und sich vor dem Wirthshaus „zum Röschen" mit einer Römerstrasse verbindet, welche von Xanten kommend über Sonsbeck, Capellen, Pont bis zur Maas geht, wo sie in die Römerstrasse mündet, welche von Nymwegen bis nach Mastricht führt. Es ist dies die Strasse, welche Oberstlieutenant Schmidt, Jahrbuch 31, p. 111 und Prof. Schneider, Jahrbuch 25, p. 1 als römische Militärstrasse vom Rhein nach der Maas näher beschrieben haben.

Nach Südosten hin liegt die südwestliche Umfassungsmauer noch heute zu Tage in der Nähe von Schollmannshäuschen (bei a der Karte). Am entgegengesetzten nordwestlichen Ende wendet sie sich in der Nähe des Weges, der oberhalb der „legen Mühle" links von der Landstrasse abbiegt, mit einer abgerundeten Ecke nach NO. Die nordwestliche Mauer erstreckt sich 650 m lang bis zur nördlichen Ecke, welche ebenfalls abgerundet ist. In der Rundung befinden sich zwei unzusammenhängende Fundamente von 12 bez. 2,50 m Länge und 1,50 m Breite. Auf dieser Seite sind die Substruktionen sehr gut erhalten, 1,50 m unter dem Erdboden bei einer Breite von 2 m.

In dem nördlichen Theil der Flur „op de alde Burg" erstreckt sich von der Ackerkrume c. 45 cm bedeckt ein 4,70 m breiter alter, regelrecht angelegter Kiesweg. An der Stelle, wo derselbe auf die nordwestliche Mauer stösst (bei g der Karte), fand sich ein Ausbau in der Mauer, welcher 3,50 m nach innen sich erstreckt und nach der Aussenseite 0,50 m die Mauer überragt und dabei eine Breite von 5,60 m hat. Dieser Ausbau umschliesst in seinem Innern einen leeren Raum von 3,50 zu 2,50 m. Genau in der Mitte, auf welche der eben erwähnte Weg zuläuft, ist in einer Breite von 1 m alles Gestein ausgebrochen, sodass dadurch ein 1 m breiter Zugang zu dem innern Raum und ein ebenso grosser Ausgang durch die Umfassungsmauer gebildet

wird. Alles Mauerwerk ist bis auf die Sohle desselben, nachdem es errichtet war, ausgebrochen, wie die unregelmässig gezackten Seitenflächen darthun, im Gegensatz dazu sind die übrigen Theile der Mauer ganz glatt bearbeitet. Jedenfalls wird in einer spätern Zeit eine Ausgangspforte auf diese Weise angelegt sein.

Einige 100 m westlich von diesem eben beschriebenen Ausbau stiess man wiederum auf einen solchen und zwar in der Nähe der Stelle, wo die alte Römerstrasse von Köln nach Nymwegen sich hinziehen soll und wo wir eine Thoranlage vermutheten. Oberstlieutenant Schmidt nämlich führt im Jahrb. 31, p. 111 an, dass an der Stelle, wo die noch sichtbare Römerstrasse eine Wendung nach links macht, auf beiden Seiten derselben grosse quadratförmige Steinmassen im Sommer 1828 ausgegraben sind, die das Fundament des nördlichen Ausgangsthores gebildet zu haben scheinen. Es ist dies der Punkt, welcher auf der oben erwähnten Houben'schen Karte, indess örtlich nicht genau, mit „porta" bezeichnet ist. Die Umfassungsmauer, welche hier 2,50 m breit ist, fanden wir von einem Mauerviereck unterbrochen, dessen äussere Seite 1,60 m vorspringt, während der nach innen ragende Theil 5 m Länge hat bei 6 m Breite. Der hiervon eingeschlossene Raum ist hohl und zeigt nach zwei Seiten eine sich abrundende Verdickung. In dem so entstandenen Winkel ist ein 2 m im Durchmesser grosser Kreis entstanden, dessen genau gemauerten Wände drei Nuten aufwiesen, deren Zweck nicht ersichtlich erschien. Sehr zu bedauern ist, dass wir in der Richtung nach der Landstrasse zu nicht weiter nachgraben konnten, da der mit Bäumen besetzte Hofplatz eines an der Landstrasse liegenden Hauses es unmöglich machte. Bei Bau dieses Gebäudes vor zehn Jahren ist man auf die Fundamente der Umfassungsmauer gestossen. Es darf nun wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, dass das von uns hier aufgedeckte Mauerwerk die Grundlage eines Seitenflügels des nördlichen Thores bildet, während der andere in dem leider nicht zugänglichen Hausplatz sich vorfinden wird, der auch von der Römerstrasse durchschnitten wird.

Was nun den weiteren Lauf der südwestlichen Mauer anbelangt, so muss sich dieselbe mit der südöstlichen vereinigen auf dem Ackerstück, wo das sogenannte Schollmannshäuschen, heute ein kleines Bauerngehöft, steht. Desshalb konnten hier genauere Nachgrabungen nicht stattfinden. Soweit wie möglich haben wir hier nachgegraben, und dabei hat sich ergeben, dass die südöstliche Mauer mit einem Male abbricht. Zugleich fand sich eine zweite stärkere Mauer (bei b

der Karte), welche die Verlängerung der ersteren schneiden muss. Vorläufig hinderten die Wege, die das Ackerstück umschliessen, die weitere Aufdeckung derselben, so dass über ihren Verlauf und Bedeutung keine Vermuthungen aufgestellt werden können.

Die südöstlichen Substruktionen nun wurden vollständig nachgegraben. In stets gerader Linie erstrecken sie sich weiter mitten durch das an der rechten Seite von der Clever Landstrasse befindliche römische Gräberfeld, durchschneiden sodann einen von dem Heiligen-Häuschen rechts abführenden Fahrweg. Die Durchgrabung dieses Weges liess uns 130 m von der Landstrasse entfernt einen Ausgang in der Mauer entdecken, welcher 1,80 m breit ist. Die Mauer selbst ist an dieser Stelle 1,65 m stark. Die Sohle des Ausganges bildeten zwei 0,23 m dicke Steinplatten, welche zusammen eine Länge von 3,6 m hatten. An ihren beiden äussersten Punkten fanden sich zwei aufrechtstehende Tuffsteinblöcke, von denen der rechtsseitige ganz zerbröckelte. Der linke bildet einen Kreisausschnitt, dessen Bogen 72 cm gross ist, bei einer Höhe von 55 und einer Breite von 45 cm. In einer der Sohlenplatten war noch die Klaue von Eisen vorhanden, worin der Schubriegel des Thores aufgenommen wurde. Rechts von dieser Ausgangspforte war ein 1,30 m breiter und 0,70 m dicker Pfeiler der Mauer angebaut, links war auf c. 5 m alles Gemäuer weggebrochen. Ueberhaupt sind die Substruktionen an dieser Stelle von sehr schlechter Erhaltung.

Die weitere Aufdeckung der südöstlichen Mauer ergab, dass deren Reste immer in gerader Linie weiterlaufen. Ungefähr 120 m von der erwähnten Ausgangspforte ab fand sich 45 cm von der äusseren Seite der Mauer entfernt ein römisches Grab. Dasselbe enthielt

1) Eine Urne, 25 cm hoch, in der sich verbrannte Knochenreste nebst 3 Balsamfläschchen, je eines von blauem, weissem und grünem Glas befanden.

2) Eine Urne, 15 cm hoch. Eine Seite derselben war abgebrochen, hier lag eine kleinere Urne mit einigen wenigen Knochen darin umgestülpt.

3) Eine Urne mit Henkel, 11 cm hoch, mit Sand angefüllt.

4) Ein Thonkrug, 14 cm hoch.

5) Eine Thonlampe.

Das Begräbniss lag frei im Sande, dabei fand sich eine Aschenschicht, in der noch Scherben von mehreren Thongefässen, eine solche eines Napfes von feiner schwarzer Erde mit Stempel Atejus, sowie

einige eiserne Nägel lagen. Eine Münze fand sich nicht vor. Die Art der Thongeräthe lässt annehmen, dass sie aus einer spätern Zeit stammen. Was ist nun zuerst entstanden, die Mauer oder das Grab? War letzteres bei Errichtung der Mauer schon vorhanden, so ist auffallend, dass es so gut erhalten blieb, während umgekehrt es ebenso merkwürdig ist, dass ein Begräbniss so nahe der Umwallungsmauer ist angelegt worden.

Genau parallel der Umfassung, 12 m von derselben entfernt, fand sich in einem Ackerstück eine 4 m breite Strasse (bei c der Karte), deren oberste feste Schicht 20 cm dick aus grobem Kies bestand, dann folgt eine Lage von 30 cm feinerem Kies, dann 30 cm Kies mit Ziegelbrocken, darunter eine 20 cm starke Lehmschicht. Der Anfang und das Ende dieses Weges konnte nicht festgestellt werden. Nach Aussage verschiedener Grundeigenthümer erstreckt er sich indess nach beiden Richtungen noch weiter.

In einer nicht grossen Entfernung von dem vom Rheinthore aus nach dem Dorfe Wardt führenden Wege vereinigt sich die südöstliche Mauer mit der nordöstlichen in einer bogenförmigen Ecke. Innerhalb der Bogenkrümmung befinden sich die Fundamente eines Thurmes von 6 m Länge und 6,50 m Breite.

Die Flur „op de alte Burg“ flacht sich auf der NO.-Seite allmählich ab nach einem Wasserlaufe, der heute sogenannten Pisley. Hier hat früher jedenfalls einmal der Rhein seinen Lauf gehabt. Dass dies noch zur Römerzeit der Fall gewesen, ist nicht wohl anzunehmen. Denn wäre damals hier noch das Bett des Rheines verlaufen, so würden die Todten in dem Ueberschwemmungsgebiet des Flusses bestattet worden sein. Die früher erwähnte Strasse selbst, zu deren Seiten sich nach NO. weithin die Gräber erstrecken, wäre stets der Gefahr der Ueberschwemmung ausgesetzt gewesen und auch die ganze Niederlassung hätte dasselbe Schicksal erleiden können. Die Mauerreste, welche, wie ein Blick auf die Karte zeigt, stets parallel der Pisley sich hinziehen, liegen heute nur c. 100 m von derselben entfernt. Prof. Schneider führt auch noch an (Neue Beiträge zur alten Geschichte der Rheinlande I. Seite 93), dass die Benennung jenes Gewässers zu berücksichtigen sei. Er leitet nämlich den Namen aus dem Keltischen her, wo pis Wasser und ley Bach bedeute.

Von der östlichen Ecke nach innen hin stark 150 m entfernt fanden sich bei einer gelegentlichen Nachgrabung Mauern vor, welche, wenn sie erst in den uns bis jetzt noch nicht zur Verfügung gestan-

denen Grundstücken vollständig nachgegraben sind, ein Oval von 85 m Längendurchmesser bilden werden. Vergl. d der Karte. Die Reste sind aus demselben Material, wie die Umfassung, aus Thonschiefer gebaut und 1—1,45 m stark. Anscheinend befand sich hier ein Hippodrom oder Aehnliches.

In ihrem weiteren Verlauf hat die nordöstliche Mauer drei Ausbuchtungen, wie auf der Karte bei e ersichtlich ist. Eine Ausgangsöffnung ist auf dieser Seite nicht entdeckt worden. Weiterhin bei f der Karte ergab sich, dass die Grundmauer auf, 30 cm von einander entfernt, eingerammten Pfählen ruht, auf welchen die unterste Lage aus grossen Thonschieferblöcken aufgemauert ist. Die Mauer befindet sich an dieser Stelle heute 100 m von der Pisley entfernt, wie schon oben erwähnt, und es stehen die Pfähle im Grundwasser. Sechs Stück derselben wurden herausbefördert, deren Längenmass zwischen 2,30 und 1,90 m wechselt, der Durchmesser zwischen 19 und 27 cm. Sie sind aus rohem Eichenrundholz und gehen in sorgfältig gerundete Spitzen von 70 cm bis 1 m Länge über.

Von der inneren Kante der Hauptmauer, genau der Thoranlage in der südwestlichen Mauer gegenüber, geht ein starker Ausbau ab von 7 m Länge und 3,5 m Breite. Von ihm zweigt sich wieder eine Mauer von 1,30 m Stärke schrägwärts ab. Das Ende derselben konnte indess noch nicht festgestellt werden, weil die Ackergrundstücke uns noch nicht zur Verfügung standen. Bei weiterer Aufdeckung der Hauptmauer hören die Rammpfähle auf und die Errichtung des Fundaments ist nun folgende. Als unterste Lage zeigen sich aufrecht gestellte Basaltblöcke, auf denen die Aufmauerung von unregelmässigen Steinen erfolgt ist, welche höher sich dann regelmässiger gestaltet. Im weiteren Verlauf hört auch diese Art des Aufbaues auf. Einfach auf dem Kies sind grössere Steinblöcke in Lehm gelagert, auf denen dann weiter gemauert ist. So verhält es sich bis zu der oben beschriebenen nördlichen Ecke. Die Länge der NO.-Mauer beträgt 950 m.

Was nun das Material betrifft, aus welchem das gesammte Mauerwerk erbaut ist, so besteht dasselbe allenthalben aus meistentheils sehr unregelmässig behauenen, verschieden grossen Stücken von Thonschiefer und Grauwacke. Nirgendwo sind Ziegelsteine dazwischen verarbeitet worden. Ebenso findet der Tuffstein sich nicht vor. Nur an der eben erwähnten Stelle fanden wir in einer Tiefe von 1,8 m als unterste Grundlage Basalt. Das Mauerwerk ist durch Guss mit grobsandigem Kalkmörtel hergestellt. An einigen Stellen ist der letztere

noch sehr fest, an vielen indess mehr oder weniger verwittert. Die Stärke der Mauer wechselt sehr je nach dem Grade ihrer Erhaltung. Folgendes sind die genau verzeichneten Breitenmasse: 85 cm, 1,10—1,35—1,50—1,60—1,70—1,85—2—2,20—2,30—2,40—3—3,25 m. Ebenso verschieden ist die Höhe der noch vorhandenen Reste, welche stellenweise kaum 40 cm hoch mit Humus bedeckt sind, stellenweise aber 2 m hoch bei gleichbleibender Höhe des Geländes.

Die Substruktionen nehmen an Ausdehnung ab, je näher sie der heutigen Stadt zu liegen. So ist ein Theil der SO.-Seite seines noch irgendwie brauchbaren Materiales beraubt; denn es fand sich hier eine mehr oder weniger dicke Schicht von kleinen Bruchstücken auf Sand liegend vor, theils mit Lehm eingefasst, theils wieder an eine Sandschicht anstossend. Im Laufe der Jahrhunderte werden die Einwohner Xantens die Steine zum Bauen ihrer Häuser benutzt haben. Bei mehreren Gebäuden und Mauern der Stadt kann man dieselben heute noch eingemauert sehen. Wahrscheinlich mögen sie auch zur Errichtung der verschiedenen Kirchen, welche im Laufe der Jahrhunderte entstanden und vergingen, verwandt worden sein. Spenrath führt in seinem Werke §. 172 ausdrücklich an, dass aus der römischen Zeit herrührende Steine in dem jetzigen Dom eingemauert gesehen worden sind, einer sogar mit dem Reste einer Inschrift. Billigeres und besseres Baumaterial war ja nirgends zu haben, als gerade bei den so nahe liegenden Ruinen.

An mehreren Stellen sieht man die äusseren Verblendsteine noch regelmässig behauen eingesetzt, an den meisten sind auch diese ausgebrochen.

Im Folgenden theile ich eine Uebersicht der Einzelfunde mit, welche bei Aufdeckung der Mauer gemacht wurden.

Von dem oben erwähnten Grabfund abgesehen wurden an Thongeräthen vielfach Krüge, Schüsseln, Urnen, Lampen von weissem, gelbem, grauem und schwarzem Thon aufgefunden, ebenso eine Unmasse Scherben solcher Gefässe, ebenso von Amphoren, besonders auch Hals und Henkel von solchen, einer mit Stempel

QIMENI

ein Henkel mit Stempel

IC
FEL||///I

und darunter eingeritzt VIII.

Scherben von terra sigillata fanden sich stellenweise so zahlreich vor, dass man an eine Ablagerungsstätte von solchen glauben musste. Dieselben sind zum grössten Theil mit den auch sonst vorkommenden Reliefzeichnungen versehen. Mehrfach konnten aus den Bruchstücken einzelne Gefässe wiederhergestellt werden, ganz erhaltene Sachen kamen weniger zu Tage. Die Stempel rühren von mehr als 120 verschiedenen Fabrikanten her. Auch mehrere Bruchstücke von feinem schwarzen Thon mit Stempeln sind zu erwähnen.

Bruchstücke von Dachziegeln fanden sich allenthalben, auch ganze, sowohl imbrices, als tegulae. Bemerkenswerth ist, dass der Stempel stets LEGXV ist, einmal LEXV. Ich glaube ausdrücklich hervorheben zu sollen, dass der Stempel der Leg. XXXVV bei den Ausgrabungen vor dem Clever Thor kein einziges Mal vorgekommen ist.

Andere Stempel sind

EXGERINF

als Rundstempel VEXEXGER, dann ein Hakenkreuz inmitten eines inwendig mit Zahnornamenten versehenen Kreises.

Ein Ziegelbruchstück mit Rundstempel, in der äusseren Linie:

TRAS · REN · O · ////EGRIN

in der unteren Linie:

MI< CHO; TASTVR!

Ein ebensolches mit

//// HVIBR

Von Thon wurde noch gefunden eine Figur 16½ cm hoch, von weisslicher Farbe, eine sitzende Matrone mit Haarwulst, auf dem Schosse einen Hund haltend.

Eine Büste von rothem Thon, deren Untertheil abgebrochen, mit lächelndem Gesichtsausdruck, eine Kinderrassel darstellend.

Ferner von Thon Webegewichte und Spinnwirtel, auch 3 Stück Falschmünzerstempel.

Der Fund an Glassachen hat nur Scherben von Flaschen und Gläsern aufzuweisen, daneben viele Spielsteine und Korallen von Glasfluss. Von Broncefundstücken sind eine ziemliche Menge zu verzeichnen. Eine sehr grosse Anzahl von Gewandnadeln in mannigfaltiger Form, sonstige Nadeln, Ringe, Krampen, Schmuckknöpfe, Nägel, Schreibgriffel, Schlüssel, Henkel, Griffe und Beschläge in verschiedener Gestalt, Glöckchen, eine Lampe und das Bruchstück eines Gefässes von

Bronce. Als besonderer Fund verdient erwähnt zu werden ein massiver silberner Ring mit einem schöngeschnittenen Carneol Intaglio, Kopf des Apollo, 18 mm im Durchmesser, der inmitten einer Menge Sigillatascherben lag.

Die Gegenstände aus Eisen hatten meist durch Oxydation stark gelitten. Nägel in jeder Länge kamen zahlreich vor, Handwerkszeug und Gebrauchsgegenstände als Meissel, Hammer, Schlüssel, Hufeisen, Hacken, Gabel und dergleichen.

Zahlreich sind die Münzen, welche gefunden wurden, sowohl silberne als broncene. Die bestimmbaren — es sind viele unkenntliche vorhanden — umfassen die Zeit der Republik bis nach Constantin. Daneben fanden sich auch vereinzelt, namentlich in der Nähe der Stadt, neuere Münzen von Cleve, Jülich und Berg.

Von Sandstein kamen mehrere bearbeitete Architekturstücke zu Tage, so eine vollständig erhaltene Säulenbasis, vereinzelt auch bearbeitete Marmorbruchstücke. Auch mehrere Schieferplatten mit Nagelloch, welche anscheinend zu einer Dachbekleidung gedient haben.

Von Bein fand man Schreibgriffel, Haarnadeln, Spielsteine, rund, auf der obern Seite leicht vertieft und mit kreisförmigen Ringen verziert, einen glatt bearbeiteten platten Knochen mit einer Oese am obern Ende, 13 cm lang und $3^1/_2$ cm breit, vielleicht benutzt, um die Schrift auf der Wachstafel zu löschen.

Schliesslich ist die auffallend grosse Menge von Thierknochen zu erwähnen, welche in der Nähe der Mauer stellenweise förmlich aufgehäuft lagen. Es sind Knochen jeder Art von Pferd, Wiederkäuern, Schwein, besonders viele Hauer von Wildschwein, Nagethieren, Geflügel. Geweihstücke von Hirsch, auch einzelne bearbeitete Knochen kamen vor.

Der Alterthumsverein rechnet es sich zum Verdienst an, durch Feststellung dieser Umfassung schon viel dazu beigetragen zu haben, die dunkle, noch sehr ihrer Lösung harrende Frage nach dem, was für eine Niederlassung sich hier befand, in etwa aufzuklären. Nur die weiter fortzusetzenden Nachgrabungen in dem mit Trümmern angefüllten innern Raum, welcher über 80 Hektar umfasst, vermögen die Sache zur endgültigen Entscheidung zu bringen.

---

## 9. Der Stephans-Kelch des Mainzer Domes.

Ein rheinisches Goldschmiede- und Email-Werk des XIV. Jahrhunderts.

Von

**Dr. Friedrich Schneider.**

---

Mit Taf. IV—VI.

---

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn nahm im Jahre 1887 die Gelegenheit wahr, bei einer von P. Hanstein daselbst angesetzten Versteigerung eine Folge von Federzeichnungen und farbigen Blättern zu erwerben, welche aus dem Nachlass des Kölner Miniatur-Malers Georg Fuchs stammten. Die mit feiner Empfindung für mittelalterliche Kunstweise und zudem mit unvergleichlicher Sorgfalt behandelten Farbenblätter mussten um so mehr die Aufmerksamkeit erregen, als sie der Wiedergabe eines der köstlichsten Erzeugnisse rheinischer Goldschmiede- und Emaillir-Kunst gewidmet waren. Die Erwerbung dieser so werthvollen Blätter sicherte zunächst deren Besitz dem Rheinlande; sie gab aber weiterhin auch Anlass, die Verwerthung der so trefflichen Vorarbeiten zum Nutzen der kunstwissenschaftlichen Forschung in's Auge zu fassen. War doch die ganze Aufnahme mit ihren prächtigen Einzelheiten offenbar im Hinblick auf eine Veröffentlichung unternommen und mit ungewöhnlicher Sorge zu Ende gebracht worden. Offenbar fehlte es zur Zeit an der Hand, welche die Sache durchzuführen vermochte; ein noch grösseres Hinderniss lag aber gewiss in den mit der Herausgabe verbundenen Kosten. So mögen denn die reizenden Aufnahmen gegen 25 Jahre geruht haben, bis der Verein, nach deren Erwerbung, alsbald auch die Einleitungen zu ihrer Veröffentlichung traf. Diese Entschliessung muss mit um so grösserer Freude begrüsst werden, als das herrliche Werk, dessen Abbild hier geboten wird, bislang in keiner deutschen Veröffentlichung, dem heutigen Stande der Kunstwissenschaft genügend, behandelt worden ist. Da die vervielfältigenden Verfahren der Neuzeit den wichtigsten Theil der Ausstattung, den Schmuck der mehrfarbigen Emaileinlagen, nicht zu geben vermögen, so war die Wiedergabe unter allen Umständen an die Betheiligung von Künstlerhand gewiesen. Eine fachmännische Zeitschrift in England, Architectural Association

Scetch Book (London 1870 fol.)[1]) hat allerdings eine Aufnahme in Naturgrösse mit Einzelheiten in Federzeichnung gebracht, welcher eine äusserst sorgfältige Arbeit von S. Salter aus dem Januar 1850 zu Grunde liegt. Also auch hier dauerte es zwei Jahrzehnte bis die Arbeit an's Licht kam. Es verdient erwähnt zu werden, dass diese Aufnahme von trefflichem Verständniss zeugt, und die geschickte Art der Wiedergabe, trotz des einzigen Sepia-Tones, die farbige Wirkung des Vorbildes bis zu einem gewissen Grade veranschaulicht. Wo aber liess überhaupt die Hand sich finden, welche einer Aufgabe, gleich der hier vorliegenden, gewachsen war? Zufällige Umstände führten den Miniaturmaler Georg Fuchs in Köln mit dem Stück zusammen. Als der Kelch auf Wunsch des Bischofs von Mainz, Wilhelm Emmanuel, Freiherrn von Ketteler bei hochfestlichen Gelegenheiten wieder in Gebrauch genommen werden sollte, bedurfte das Prachtgefäss einer sorglichen Reinigung und in einzelnen Theilen auch der Herstellung. Gabriel Hermeling in Köln wurde damit betraut. Da Fuchs mit Hermeling verkehrte, sah er das Stück in dessen Werkstätte des öfteren, und seine Neigung für Wiedergabe farbengeschmückter Goldschmiede-Arbeiten führte ihn dann auch diesmal dazu, die mühevolle Aufnahme des Mainzer Kelches aus eigenem Antriebe zu unternehmen. Mag Fuchs dabei wohl an eine Verwerthung seiner Arbeit gedacht haben, so zeigte sich in der Folge, dass er dabei weniger seinen Vortheil fand, als schliesslich vielmehr der Wissenschaft nützte. Längst hat das Grab sich über ihm geschlossen[2]), indess die Frucht seiner Kunstfertigkeit

1) In der Fachlitteratur hat auffallender Weise unser Kelch bis dahin kaum Beachtung gefunden. Otte kennt ihn nicht; Bucher, Technische Künste, II. Goldschmiedekunst, erwähnt ihn weder da, noch in I. Email, wiewohl schon Lotz, Kunst-Topographie Deutschlands, 1863, II. S. 263, denselben treffend charakterisirt hatte. Lotz irrt dabei allerdings in der Annahme von acht Passionsscenen (genau sieben und das Martyrium des heil. Stephanus); auch die symbolischen Bilder an den Pasten nennt er nicht. Dagegen deutet er den hervorragenden Werth des Stückes an und setzt seine Entstehung in den Anfang des XIV. Jahrhunderts. Die Verweisung auf Bock, wohl die kleine Arbeit, „Die Goldschmiedekunst des M. A. auf der Höhe ihrer ästhetischen und technischen Ausbildung", Köln, 1855 (unvollendet geblieben) S. 13, trifft allerdings nicht zu, da hier von einem ganz anderen Kelch des Mainzer Domes die Rede ist, der danach bei Otte, Kunst-Archäologie, 5. Aufl. I. S. 228, richtig angeführt wird. Auch neuestens bei Luthmer, Gold und Silber, fehlt das Stück.

2) Georg Fuchs war am 26. Juni 1835 zu Köln geboren und starb daselbst am 30. Januar 1885.

in die weitesten Kreise getragen wird. Ich selbst habe das in sich gekehrte Männchen mit seinem missgestalteten Körper wohl gekannt und gar manche Probe seiner geschickten und fleissigen Hand bewundert. Eine einzelne Miniatur von unserem Kelche besass ich zur Zeit von ihm; allein ich ahnte nicht, dass er eine umfassende Aufnahme davon gemacht hatte. Die Erwerbung der ganzen Folge durch den Vorstand des Vereins und der daran sich knüpfende Antrag auf deren Veröffentlichung konnte niemand willkommener sein als mir, nachdem das Vorbild selbst, das Prachtstück des Mainzer Domes, meiner Hut vertraut ist. Gleichzeitig erachte ich es als besondere Pflicht an dieser Stelle dem Vorstande die wärmste Anerkennung dafür auszusprechen, dass die Herausgabe der prächtigen Farbenblätter, ungeachtet der beträchtlichen Kosten, in's Werk gesetzt wurde: es ist damit ein werthvoller Beitrag zur Kenntniss mittelalterlicher Kunst des Rheinlandes gestiftet worden, wofür der Dank der weitesten Kreise dem Verein und seinen Leitern sicher ist.

---

Der in Rede stehende Kelch gehört nicht zu den alten Beständen des Mainzer Domschatzes; aus diesen hat sich in Mainz selbst nichts erhalten, nachdem alle Werthsachen des Domes vor Uebergabe der Stadt an die Franzosen 1792, bezw. 1797 geflüchtet und nach Zertrümmerung des alten Erzstiftes nach Mainz nicht mehr zurückgeliefert wurden. Die Vernichtung des Domschatzes von Mainz durch die Franzosen ist eine Fabel, die aber ganz wohl geeignet war, von den Spur abzulenken, wohin diese unvergleichliche Fülle alter Pracht und Herrlichkeit von Aschaffenburg aus thatsächlich gewandert ist. Reste verschiedener Art in der Schlosskirche zu Aschaffenburg[1], wie auch in der Reichen-Kapelle zu München beweisen, dass die einstigen Hüter der Schätze ihrer Pflicht genügten und sie vor dem Andringen der Franzosen zeitig in Sicherheit gebracht hatten: die Schuld an ihrem Untergang trifft nicht das alte Domkapitel.

Der Kelch gehörte vielmehr einst dem vom grossen Kanzler und Erzbischof Willigis (975—1011) gegründeten Stephansstift zu Mainz. Ob ältere Schatzverzeichnisse von dem Stück Erwähnung thun, lässt sich

1) Vgl. Dr. F. Falk, Die Heiligthümer in der Schlosskapelle zu Aschaffenburg in Katholik, 1880, II. S. 191 ff.

bei dem Mangel an Archivalien zur Zeit nicht darthun; dagegen wird dasselbe von dem gelehrten Jesuiten Gamans[1]) (geb. 1606, gest. 1670?) in seinen Aufzeichnungen, welche sich theilweise auf der Universitätsbibliothek zu Würzburg befinden, (unter den Stiftssachen Bl. 170 S. Willigisi A. E. monumenta in S. Stephano reliqua) also beschrieben[2]): 3. Calix palmo altus, amplo pede ac cupa, in pede encaustico opere exhibet per circulatos arcolos Christi passionem, dein in postrema lapidationem s. Stephani. Nodus infra cupam grandis elegantissime crispo opere factus in octo eminentibus circum arcolis et opere encaustico exhibet quatuor Evangelistarum symbola: aquilam, leonem, vitulum, vel bovem et angelum. Idem in aliis quatuor: monocerotem in sinu virginis, pelicanum tundentem pectus, phoenicem in flamma rubra, leonem leunculos rugitu excitantem. Grösse und Ausstattung des Kelches lassen vermuthen, dass man seinen Besitz in dem Stifte vollkommen zu schätzen wusste. Die Annahme ist um so gewisser, als an ein anderes kostbares Gefäss aus dem Mittelalter, das sich jetzt gleichfalls im Domschatz befindet, merkwürdige Erinnerungen knüpfen, die beweisen, wie hoch bei den Chorherren die Ueberlieferungen des Stiftes[3]) gehalten wurden. Jedenfalls wachte das Auge eines Stiftsherrn, des nachmaligen

1) [Dr. F. Falk] Der Geschichtsforscher J. Gamans im Katholik, 1878, II. Bd. S. 300 ff.

2) Vgl. [Dr. F. Falk] Willigis-Alterthümer in Kirchenschmuck von Laib und Schwarz, Bd. XXVI, 1869, III. Heft, S. 11 ff.

3) Dr. F. Falk, Die s. g. Willigiskelche im Mainzer Dome und ihre wahre Bedeutung in Kirchenschmuck, a. a. O. Bd. XXIII, Heft 1, S. 14. Wenn ich dem Vorgang meines Freundes Dr. F. Falk nicht folge, sondern statt „Willigis-Kelch" die Bezeichnung „Stephans-Kelch" gewählt habe, so leitete mich der Gedanke, eine Benennung in Vorschlag zu bringen, welche in erster Linie Missverständnisse ausschliesst. Da der Kelch nicht von Willigis gestiftet wurde, noch auch der Zeit desselben angehört, so sollte meines Erachtens ein Name vermieden werden, der unmittelbar die Vorstellung erweckt, als handle es sich um ein Kunstwerk aus ottonischer Zeit. Dass der Kelch dem von Willigis gegründeten Stift angehörte, ist eine zu weitläufige Beziehung, um danach einen mehr als drei Jahrhunderte zurückliegenden Namen damit zu verbinden. Ueberdies fehlt jede inschriftliche Verknüpfung, während nach der anderen Seite die Darstellung der Steinigung des heil. Stephanus in der Reihe der Emailbilder ein hervortretendes Merkmal ist. Durch die Benennung nach dem heil. Stephan wird gleichzeitig das einstige Eigenthumsverhältniss dem Gedächtniss bewahrt, und mit dem Nachweis seiner Herkunft aus St. Stephan ist endlich mittelbar die Erinnerung an Willigis einbezogen.

Domdekans Dr. Franz Werner[1]) (geb. 1770, gest. 1842) über seinem Schicksal, als durch das Decret vom 9. Juli 1802 alle Klöster und Stifter aufgehoben und sämmtliches Kirchenvermögen eingezogen wurde. Was durch sinnlose Verschleuderung bei dieser Gelegenheit an kostbaren Denkmalen der Geschichte und Kunstwerken zu Grunde ging, lässt sich nicht beschreiben. In wie weit die mündlich überlieferte Erzählung richtig ist, dass der mit der Einziehung der Kirchengutes beauftragte französische Beamte unseren Kelch, nebst dem vorerwähnten anderen Gefäss, eigennütziger Weise an sich gebracht habe, mag dahin gestellt bleiben: seine Beute sei ihm dann um einige Louisd'or feil gewesen, wird hinzugefügt. Gewiss ist, dass Kanonikus Werner die beiden Stücke erwarb und sie dem Dom überwies. Wann und unter welchen Umständen dies geschah, liess sich nicht näher ermitteln. Nur findet sich der Kelch bereits eingetragen in dem Inventar der Domkirche „aufgenommen durch Franz Werner, Domkapitular an der Kathedralkirche zu Mainz im März 1807", wo es heisst. „S. 2. An Kelchen. Ein grosser silberner vergoldeter Becher mit Email, einer grossen Patene und Löffelchen in einem Futteral, vom hl. Willigisio, aus der Stephanskirche." Viele Jahre noch bestand von da an mit der Stephanskirche ein Leih-Verhältniss, wonach diese Stücke jährlich am Tage des hl. Willigis durch den Pfarrer von St. Stephan aus dem Dome dahin verbracht und, gleich der Kasel des Stifters, die daselbst zur Stunde noch verwahrt wird, beim Festgottesdienst gebraucht wurden. Seit dem Jahre 1857 ist der eine wie der andere Brauch eingegangen. Heute dient der Kelch im Dom dem Bischof beim Hochamt oder seinem Stellvertreter bei bischöflichen Aemtern.

---

Der Kelch selbst ist aus vergoldetem Silber gefertigt und fällt zunächst durch seine wuchtige Grösse auf; die Patene steht in entsprechendem Verhältniss. Im einzelnen betragen die Maassverhältnisse: Höhe 210 mm, Durchmesser des Fusses 160 mm, der Kuppe 149 mm, des Knaufs 94 mm, des Schaftes 29 mm; der Durchmesser der Patene beträgt 209 mm.

In der Gesammthaltung ist das Gefäss noch nicht von dem rein

1) Biogr. Notizen bei Schaab, Gesch. von Mainz, I. p. XXVIII.

architektonischen Bildungsgesetze beherrscht, wie es die fortgeschrittene Gothik allen Geräthen nach und nach aufnöthigte; es liegt vielmehr die herkömmliche, durch den Gebrauch entwickelte Form zu Grunde, die eben darum mit den Kelchen der vorausgegangenen Kunstentwicklung, der romanischen Zeit in den Hauptbedingnissen in naher Beziehung [1]) steht: der Fuss ist noch kreisrund und der Schaft glatt und rund behandelt; die Trinkschale ist, wenn auch nicht mehr im Kugelschnitt gebildet, so doch noch sehr weit und nach unten frei gerundet. Der Knauf steht am meisten unter den Einflüssen der gothischen Bildungen, indem auf den eiförmigen Kern Stollen mit verzogenen Vierpässen aufgesetzt sind, nicht eben zum Vortheil des Gebrauchs: die Pasten machen den Knauf äusserst umfangreich, und das frei aufgelegte Laubwerk dazwischen ist von störender Schärfe. Allerdings sind Einzelheiten aus dem Gebiete der Bauverzierungen in dem Vierpass-Fries des Fusses und Maasswerk-Motive beim Uebergang zum Ständer vertreten, in letzterem Fall freilich in freier ornamentaler Weise in Verbindung mit Laubverzierungen und in einer geeigneten Ausführung, nämlich in Gravirung. Den Hauptschmuck verleihen dem Kelch die figürlichen und ornamentalen Verzierungen in farbigem Schmelz, welche sich über Fuss, Ständer, Knauf und das Mittel der Patene verbreiten. In der Vertheilung der Verzierung knüpft unser Kelch gleichfalls an die Gewohnheit der vorausgegangenen Zeit an, übertrifft sie jedoch in so fern, als die Ausbildung des vielfarbigen und zwar durchleuchtenden Schmelzwerks zur Zeit seiner Anfertigung grosse Fortschritte gemacht hatte und sogar in gewisser Beziehung den Höhepunkt erreichte. In dieser Hinsicht nimmt das Stück eine ganz hervorragende Stelle ein, ja es werden nur sehr wenige Beispiele sein, welche überhaupt in Vergleich treten können.

Da bezüglich der Entstehung des Kelches nach Zeit und Ort Angaben nicht vorliegen, so ist die Bestimmung nur annähernd aus verschiedenen Merkmalen und Vergleichungen abzuleiten. Im Allgemeinen gehört die Arbeit der Zeit der Hochgothik an. Die Gesammtform wie die architektonischen Glieder sprechen unverkennbar dafür; die vorgezogene Form der Vierpässe an den Stollen des Knaufs können nicht dagegen angerufen werden, dass der Kelch noch dem XIV. Jahrhundert angehört. Die breite Behandlung des Blattwerks, der frei aufge-

1) Eine Reihe von Vergleichen bietet Ch. Cahier in Nouveaux Mélanges d'Archéologie. Décoration d'églises, p. 248—262.

legten, wie der gravirten Theile sprechen entschieden dafür. Die reizend gezeichneten und dem Raum so geschickt angepassten Thier-Unholde auf dem Fusse des Kelches klingen an jene schnurrigen Darstellungen an, die einerseits an den Chorschranken des Kölner Domes[1]) (um 1355), anderseits in Bilderhandschriften des ausgehenden XIV. Jahrhunderts z. B. in Stuttgart[2]) sich finden. Eigenthümlichkeiten der Tracht sprechen für die gleiche Zeit. So sitzt Pilatus bei der Verurtheilung Christi noch nach frühmittelalterlichem Brauch mit übergeschlagenem Bein zu Gericht, wie der Gewaltherr sitzen soll „als ein grisgrimmender Löwe, den rechten Fuss über den linken schlagen" [3]). Krone, Liliensceptor, Zaddelkragen und Gewandung kennzeichnen die Tracht der Vornehmen des XIV. Jahrhunderts, während die Schergen mit ihren schräg umwickelten Beinkleidern und Leibröcken, mit den Ringkragen, dem offenen Helm (Bassinet), der Lanze und dem Schwert das Bild der nichtritterlichen Bewaffneten des XIV. Jahrhunderts zeigen. Finden sich auch in den figürlichen Darstellungen vielleicht alterthümliche Züge, so entspricht dies der allgemein verbreiteten Erscheinung, dass die Kleinkünste den stilistischen Fortschritten gewissermaassen in der Nachhut folgen. Wo gar eine schwierige Technik, wie hier, in Betracht kommt, wird ein unmittelbarer Vergleich mit den zeichnenden Künsten der Zeit nur mit dieser Beschränkung zulässig sein. Immerhin ist es beachtenswerth, wie in manchen Einzelheiten, z. B. dem seine Jungen anhauchenden Löwen, eine erstaunliche Naturwahrheit zu Tage tritt, und der Goldschmied darin hinter den besten Buchmalereien der Zeit nicht zurückbleibt. Somit dürfte die Zeit der Entstehung des Kelches nicht vor die Mitte des XIV. Jahrhunderts zu setzen sein.

Die figürlichen Darstellungen an dem Kelch wie auf der Patene weisen auf den Zusammenhang zwischen dem blutigen Opfertode Christi und der unblutigen Erinnerung desselben im Altarsakrament; vorgebildet ist dieses Geheimniss der Gnade im Reiche der Schöpfung in der Thierfabel (Einhorn, Pelikan, Phönix, der Löwe mit seinen Jungen) und bezeugt durch die Evangelien. Die Wirkung der Erlösungsgnade wird im jüngsten Gerichte erprobt; insbesondere wird die Theilnahme

---

1) Abb. bei Schnaase, Gesch. d. bild. Künste, Bd. VI, S. 387.

2) Abb. bei Kugler, kl. Schr. I. S. 63; ferner bei Lübke, Grundriss, 8. Aufl. Fig. 414; auch in dessen Gesch. d. Deutschen Kunst, 1888. S. 417 Fig. 359.

3) Grimm, Rechts-Alterth. S. 763.

am Sakrament den einen zum Fluch, den anderen zur Beseligung: darum das Bild des Weltrichters auf der Patene, worauf das Brod des Lebens gebrochen wird, ein Gedanke, der in der liturgischen Dichtung des heil. Thomas von Aquino (1224—1274) „Lauda Sion" einen ebenso plastischen, als vielbekannten Ausdruck gefunden hat. Die Strophe:

| | |
|---|---|
| „Sumunt boni, sumunt mali, | „Gute, Böse ihn geniessen, |
| Sorte tamen inaequali | Doch verschieden unter diesen |
| Vitae vel interitus. | Sind die Loose, — Leben, Tod: |
| Mors est malis, vita bonis: | Tod den Bösen, Guten Leben, |
| Vide, paris sumptionis | Sieh', ungleiches End' erstreben, |
| Quam sit dispar exitus." | Die geniessen gleiches Brod" |

kann geradezu als Unterlage und Deutung des Bildes vom Weltgerichte auf der Patene gelten.

In der Darstellung des Weltrichters ist beachtenswerth, dass aus dessen Mund zwei Schwerter hervorgehen. Das Schwert im Zusammenhang mit dem Richterspruch kommt im Bilde [1]) seit Beginn des XIII. Jahrhunderts vor; im späteren Mittelalter tritt die Lilie hinzu. Das zweifache Schwert erscheint mit dem Beginn des XIV. Jahrhunderts, so in den Gewölbemalereien von Ramersdorf [2]); im Ganzen dürfte diese Darstellungsweise nicht eben häufig sein. In den übrigen Merkmalen, wie Christus die Wundmale zeigt, dass Maria und Johannes der Täufer [3]) als Fürbitter erscheinen, wie die Engel mit Posaunen vom Himmel her nahen und die Todten aus Kistengräbern sich erheben, tritt das Bild nicht aus dem Rahmen der im XIV. Jahrhundert giltigen Vorstellungen heraus und bietet kaum Anhaltspunkte, um seine Entstehung einer Landschaft mit Bestimmtheit zuzutheilen.

Wenn auf dem Fuss des Kelches in die Reihe der Bilder aus dem Leiden des Herrn die Steinigung des heil. Stephanus eingefügt ward, so erklärt sich dies aus dem Umstand, dass der Kelch offenbar für das Stift des heil. Stephanus in Mainz angefertigt wurde. Der

1) Vgl. P. Jessen, Die Darstellung des Weltgerichtes. S. 33.

2) Jessen, a. a. O. S. 34. Vgl. E. aus'm Werth, Wandmalereien d. M. A. in den Rheinlanden.

3) Dass hier der Täufer zur Linken des Herrn gemeint sei, unterliegt keinem Zweifel: der Bart und die Andeutung des härenen Gewandes mit zottigem Saum sprechen dies auf's deutlichste aus. In manchen Fällen scheint es nicht klar, ob Johannes der Täufer oder der Evangelist dargestellt werden wollte. Vgl. Jessen, a. a. O. S. 26. — A. Springer, Das jüngste Gericht im Repertor. f. Kunstwsch. VII. S. 393 ff.

erste Blutzeuge des Christenthums, der Protomartyr, wie sein Ehrenname lautet, durfte füglich auf dem Leidenswege dargestellt werden, welchen der Jünger dem Meister nachgewandelt ist.

Die Zeichnung und Gravirung des Ornamentes wie des Figürlichen bekundet ebenso viel feinen, künstlerischen Sinn als flotte, sichere Hand. Das Ornament ist breit und frei behandelt. Die figurenreichen Gruppen sind voll Leben und Bewegung, dabei mit Verständniss dem beschränkten Raum angepasst und in der Modellirung von vollendeter Durchbildung. In dem Bild vom Gerichte weht entschieden ein grosser Zug.

Am meisten Aehnlichkeit nach Gesammtform und Ausstattungsweise besitzt der in dem Fürstl. Hohenzollern'schen Museum zu Sigmaringen befindliche Kelch sammt Patene (Verzeichniss der Emailwerke, 1872, Nr. 26 S. 10. Vgl. Hefner-Alteneck, Kunstkammer, 1867. S. 11, Taf. 13, 14, 15). Seine Maasse sind zwar beträchtlich geringer (Höhe 0,205, Durchmesser 0,148, Durchmesser der Patene 0,16 m) und ist er den Einzelheiten nach etwas älter als der unsrige; allein die Verwandtschaft fällt doch beim ersten Blick auf[1]). Leider ist über dessen ursprüngliche Herkunft nichts bekannt; dass er zeitweise im Besitz des Bischofs von Konstanz, Franz I. von Prassberg (1645—1689) gewesen, liefert jedenfalls einen sicheren Beweis in dieser Richtung. Wenn der Sigmaringer Katalog a. a. O. S. 16 das Stück „Deutsch" nennt, so kann ich dieser Annahme nicht beipflichten. Wird doch durch die zeichnerische Behandlung der Email-Bilder, namentlich die markirte

1) Hofrath Dr. F. A. von Lehner beschreibt denselben im erwähnten „Verzeichniss" der Sammlung a. a. O. also: „Kelch mit Patene, Silber, vergoldet, mit Emaildarstellungen. Die konische Cupa ist neu. Unterhalb derselben ein Band von durchbrochenen Vierpässen mit Folie [?] von verschieden farbigem Email. Hierauf der sechsgliedrige Nodus, dessen einzelne Glieder mit gravirten und emaillirten Kniestücken der H. H. Johannes Bapt., Johannes Evang., Paulus, Petrus, Philippus, Bartholomäus, abschliessen. Zwischen diesen Gliedern oben Reliefmaasswerk, in der Mitte aufgenietete Rosetten, unten Pflanzenornament. Unter dem Nodus dasselbe Band, wie oben. Auf dem runden Fuss sechs Emaildarstellungen: Verkündigung, Geburt, Oelberg, Kreuztragung, Christus am Kreuz, Auferstehung. Zwischen den Emaildarstellungen oben und unten geflügelte Engelsgestalten en relief, die Flügel der unteren verschiedenfarbig emaillirt. — Die Patene glatt, in der Vertiefung in der Mitte das Bild des thronenden Salvator [? ist doch wohl Christus als Richter mit der erhobenen Rechten und dem aufgeschlagenen Buch (liber scriptus proferetur, in quo totum continetur. Sequenz, Dies irae) in der Linken] in Email . . . Deutsch, um 1800".

Durchbildung der Köpfe und der Haare insbesondere, unmittelbar die Erinnerung an italienische Goldschmiedezeichnungen jener Zeit wach gerufen. Auch verdient die auffallend antikisirende Behandlung der kriegerischen Tracht bei den Schergen am Grabe Christi (Hefner-Alteneck, a. a. O. Taf. 14, F.) Beachtung: sie zeugt gewiss dafür, dass der Urheber kein Deutscher gewesen. Der Katalog der Düsseldorfer Ausstellung kunstgewerblicher Alterthümer, 1880, S. 138 Nr. 575 liess die Frage des Ursprungs offen und nahm nur als Zeit der Entstehung „Ende des 13. Jahrhunderts" an; der Sigmaringer Katalog setzt die Zeit „um 1300": somit eine annähernd gleiche Datirung. Zu den Merkmalen, welche über seine Herkunft Licht verbreiten können, gehören noch die sowohl in den Gewändern des Weltrichters als auch der biblischen Darstellungen angebrachten Musterungen. B. Cellini giebt (vgl. Bucher, Techn. Künste, II. Email, S. 33) Anleitung, wie die Gewandung durch Einschlagen und Ueberschneidungen, welche Blümchen bilden, in der Weise von kostbarem Damast können verziert werden. Gerade dieser Eigenthümlichkeit begegnen wir auf dem Hohenzollern'schen Stück, so dass auch nach dieser Seite hin der Zusammenhang mit italienischen Einflüssen zu Tag tritt. Wie die Dinge liegen, bildete die südfranzösische Goldschmiedekunst die Brücke zur Verbreitung der neuen Schmelzkunst nach dem Herzen von Frankreich, wie nach Flandern hin. An dieser Zwischenstelle darf wohl der Ursprung des Sigmaringer Kelches gesucht werden. Trägt er noch die kenntlichen Spuren italienischer Beeinflussung, so prägen sich in der Gesammthaltung, wie namentlich in der Weiterbildung technischer Besonderheiten wie die Nicht-Emaillirung der Fleischtheile u. a. m. Unterschiede aus, welche die Arbeit von den italienischen Leistungen scheiden und sie französischen Emailkünstlern zuweisen.

Der Mainzer Kelch gehört nun gewiss einer etwas späteren Zeit an; mit der Hälfte des XIV. Jahrhunderts dürfte, wie oben bemerkt, seine Entstehungszeit wohl bezeichnet werden. Dass wir es hier aber mit einer Arbeit unzweifelhaft deutscher Herkunft zu thun haben, ist gewiss. Unentschieden bleibt freilich, wo wir deren Ursprung zu suchen haben: ob an der Stätte seiner Bestimmung in Mainz, ob am Rhein überhaupt; dafür fehlen Beweise im eigentlichen Sinn. Ausgeschlossen erscheint der Einfluss kölnischer und weiterhin flämischer oder burgundischer Kunstweise. Dagegen lässt der Zug lebhafter Bewegung und das Gefühl für Handlung, welches sich in den Passionsbildern ausspricht, viel eher an Einwirkungen vom Oberrhein her denken; von

bewährtester Seite wird mir geradezu die Gegend des Bodensee's genannt. Freilich fehlt der Nachweis für die Uebung der so hochentwickelten Emaillirkunst, wie sie an unserem Stück in so überraschender Weise hervortritt, für die Gegend, wenngleich es nicht zu bestreiten ist, dass eine derartige Kunstübung sehr wohl in einer bestimmten Werkstätte gepflegt werden konnte, ohne gerade Schule zu machen und in sehr zahlreichen Erzeugnissen vertreten zu sein. In wie weit Mainz selbst als Stätte der Anfertigung in Betracht kommen kann, mag füglich kurz erwogen werden. Durch die Steinigung des heil. Stephanus ist, wie vorher bemerkt, die Anfertigung für das Mainzer Stephans-Stift ausser Frage. Bei den regen Beziehungen, welche die handel- und gewerbetreibenden Städte des Rheins mit Italien, wie mit Flandern unterhielten, kann der Einzug fremder Goldschmiede, wie die Rückwanderung fahrender Gesellen nach der Heimath gleichmässig die Verpflanzung der Fortschritte in der Emaillirkunst bewirkt haben. Die Stadt war in der Mitte des XIV. Jahrhunderts bedeutend genug, um tüchtige Goldschmiede zu besitzen. War doch das Kunstleben seit dem Anfang des Jahrhunderts durch den Bau der Liebfrauenkirche unter Meister Heinrich von Böhmen lebhaft angeregt. An die Stelle der Beziehungen zu Köln, wie sie vordem bestanden hatten, waren die Bestrebungen einheimischer Kräfte getreten, die durch einen Meister der Prager Schule in vortheilhafter Weise verstärkt und weiter entwickelt wurden. Vollzählige Belege für die Leistungen jener Zeit besitzen wir freilich nicht mehr in Folge der unglaublichen Zerstörungen, welche über die Stadt gegangen sind. Dagegen liesse sich der bewegliche Zug in den Gruppenbildern am ehesten mit der Kunst des Mainzer Kreises vereinigen, welcher darin der am Oberrhein herrschenden Auffassungsweise entschieden nahe steht. Ob gewisse, in den stumpfen Kopfformen und den abgeplatteten Nasen hervortretende Eigenthümlichkeiten eine verwandtschaftliche Beziehung zu ähnlichen Erscheinungen bei plastischen Bildwerken der Mainzer Schule aus jener Zeit begründen, mag zweifelhaft bleiben; immerhin dürfte auch diese Eigenthümlichkeit in Betracht zu ziehen sein.

Nächst der formalen Beschaffenheit ist der Emailschmuck unseres Kelches nach der technologischen Seite einer Eröterung noch zu unterziehen. Ort und Ursprung des hier verwendeten Farbenschmelzes legen eine kurze Darlegung der einschlägigen Fragen nahe. Sämmtliche hier aufgeschmolzene Glasflüsse sind nämlich farbig und durchsichtig zugleich; bloss das Roth ist undurchsichtig. Die Durchsichtigkeit der

Schmelzfarben gestattete nicht nur in den Grund eingetragene Zeichnungen, wie das Ranken- und Gitter-Werk in dem blauen Grund, mit in Rechnung zu ziehen, sondern auch durch tiefgestochene Behandlung der Gewänder denselben die Wirkung von Modellirung unter der geschliffenen Oberfläche des Glassflusses zu verleihen. Hatte man längst schon die leuchtende Wirkung durchsichtigen, auf Edelmetall aufgeschmolzenen Emails gekannt und geschätzt, so brachte doch erst das auf der Höhe angekommene Mittelalter dessen künstleriche Verwerthung im Sinn des vorliegenden Falles zuwege. Die ersten Nachrichten darüber kommen uns aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts aus Italien[1]). Die Art des Verfahrens wird von B. Cellini[2]) umständlich beschrieben. Im wesentlichen läuft die Sache darauf hinaus dass die Zeichnung zuerst in Tiefschnitt (vgl. Beilage I. S. 113) im Metall ausgeführt wird, wobei die licht zu haltenden Stellen seichter, die Schattentheile tiefer eingegraben werden. In dem Maasse, als die Emailschicht dann dicker oder flacher in der Bettung aufgetragen wird, erscheint die Farbe dunkler oder heller. Cellini widerräth entschieden die Bearbeitung der Platte mit Punzen und Hammer, weil dabei die Emailfarben nicht haften, oder in der Wirkung rauh erscheinen. Es bedarf eben scharfer, sogar etwas unterstochener Ränder, um dem Glasfluss Halt zu gewähren, und in der Modellirung glatt ausgehobener Flächen, welche spiegelnd die Wirkung erhöhen. An Farben zählt Cellini Veilchenblau, Himmelblau, Grün, Grau, Lohbraun, Mönchskuttenbraun und Aquamarin auf. Wenn er auch der Fleischfarbe erwähnt, so ist damit wohl ein fast farbloser, in's grünliche oder violett spielender Fluss gemeint, da nur dieser, nicht aber die mit Weiss versetzte Schmelzfarbe, durchsichtig war. Er gedenkt zwar auch eines durchleuchtenden Roth, smalto roggio, das in Frankreich „rouge cler“ genannt wurde; allein die Herstellung scheint sehr misslich gewesen zu sein, indem es im Feuer sich leicht veränderte. Desshalb findet sich meist, wie auch bei unserem Kelch, nur ein undurchsichtiges Roth verwandt, das noch genug Schwierigkeiten bot. In der Behandlung der Fleischtheile begnügte man sich zumeist mit einem sehr einfachen Auskunftsmittel, das auch unser Kelch zeigt: man liess alle diese Theile der Platte hoch stehen und gravirte blos die erforderliche Zeichnung darin; diese

---

1) Vgl. Bucher, Techn. Künste. I. Bd. Email, S. 31. — F. Luthmer, Gold und Silber, S. 21.

2) Trattato dell' oreficeria. ed. Milan. 1811, p. 45 sqq.

wurde einfach mit dunklem Schmelz gefüllt. War die Platte geschliffen, so dass das stehen gebliebene Metall mit dem Email in einer Fläche lag, so wurden die offen liegenden Metall-Flächen vergoldet. So stehen die Fleischtheile überall, aber auch sonstige Theile der Zeichnung, unter anderem die sternartigen Ueberschneidungen in dem Gittermuster im Grund der Patene, in Goldton zu Tag.

In der Farbenbehandlung unserer Emailbilder zeigt sich eine reiche Folge von Farben, die sich mehrfach in verschiedenen Tönen abstufen. So werden in Blau ein Hellblau und ein Veilchenblau, in Braun ein heller (Loh-) und ein dunkler (Mönchskutten-) Ton angewandt; in Gelb haben wir Citron- und tiefe Gold-Farbe; in nur einem Ton kommen Grün, Grau, Asphalt und Purpur vor. Daneben ist durch geschickte Verbindung von Grün und Gelb ein goldfarbiger Mischton erzielt. Auf dem Weg der Neben- und Ineinander-Ordnung kleiner Farbenflecke ist damit eine vorzügliche Abstimmung hergestellt, die mit den einfachen Tönen nie zu erzielen war. Es ist dabei die Schwierigkeit des Verfahrens nicht zu vergessen, wonach das feine Emailpulver unter Anwendung eines leichten Bindemittels in Gestalt von Knötchen oder Bällchen sorgfältig nach den Abstufungen der verschiedenen Farben eingetragen und zu unterschiedenen Malen dem Feuer ausgesetzt wurde. Die spielende Wirkung dieses Verfahrens ist auch in den beigegebenen Farbentafeln gewahrt, so dass Herstellungsweise und Ergebnisse in der Stimmung daraus sich erkennen lassen.

Die Sicherheit, welche aus der ganzen Beschaffenheit der Arbeit spricht, zeugt dafür, dass wir es hier nicht mit einem Versuch, sondern mit einer Leistung zu thun haben, wie sie nur aus vollendeter Uebung hervorgehen kann. Die Angaben über das Auftreten dieser Kunstweise in Deutschland und namentlich in der Rheingegend[1]) sind zur Zeit noch äusserst ungenügend. Die Uebertragung von Italien nach Frankreich vollzog sich früh schon auf dem Weg der bestehenden Be-

1) Darcel, Coll. Basilewski. 1874 p. 69: Les Émaux translucides sur relief, bemerkt: „L'Allemagne adopta promptement la pratique des émaux de basse-taille, que nous trouvons employés avec abondance dans la décoration du reliquaire de Sainte Cunégonde ainsi que de la monstrance qui provient du trésor de la Cathédrale de Bâle ainsi que le précédent. Non-seulement les orfèvres allemands ont executé en ce genre des figures et des sujets, mais lorsque l'imitation de l'architecture s'introduisait dans l'orfévrerie, ils en emplirent les vides qu'ils ménageaient dans celle-ci afin d'y simuler des vitraux. On reconnait cette pratique sur les 2 pièces que nous venons de citer.“ Wenn Bucher,

ziehungen[1]). In erhöhtem Maasse trug die Uebersiedelung des päpstlichen Hofes nach Avignon[2]) dazu bei, die ebenso glänzende als vornehme Zier, in welcher sich der Reiz der Farbe mit der Bildnerkunst in dem Werk des Goldschmiedes[3]) vereinigte, in dem prunkvollen Leben der Grossen jener Zeit eine hervorragende Stelle einzuräumen. Auf der ganzen Linie von der Südküste nach dem Herzen Frankreichs, durch Burgund und Lothringen bis zu den Fürstensitzen in Flandern treffen wir in den Schatzverzeichnissen, Schenkungsurkunden und Ver-

---

Techn. Künste, a. a. O. S. 34 bemerkt (und wohl nach ihm Luthmer, Gold und Silber, S. 22), dass das Relief-Email in Deutschland erst in der Zeit der Renaissance eingeführt oder doch erst zur vollen Ausübung gebracht worden sei, so wird diese Annahme durch die Thatsache widerlegt, dass die Spätzeit Werke wie z. B. unseren Kelch überhaupt nicht mehr hervorzubringen im Stande war.

1) L. de Laborde, Notice des Émaux ... du Louvre, I. p. 110 sagt treffend: A cette époque, les rélations étaient donc, sinon aussi promptes, du moins aussi faciles, et plus fréquentes que de nos jours, car le commerce italien était non seulement le plus actif et le plus entreprenant, mais au moyen de ses comptoirs formés dans les principales villes, et de ses négotiants établis partout [de Lucques, de Gênes, de Milan, de Vénise etc, etablis dans les Flandres aux XIV et XV^e siècles], il enlaçait l'Europe. La voie de terre était la plus suivie, mais le bâtiments de Vénise passaient le detroit de Gibraltar et apportaient le long de nos côtes, et dans la Manche, des cargaisons de verreries et autres objets de leur ingenieuse fabrication. C'est par l'entremise de ces commis-voyageurs vénetiens et génois, que les joyaux italiens pénétrèrent parmi nous, et que le procédé des émaux en basse taille fut connu de nos orfèvres.

2) Darcel, Notice des Émaux et de l'Orfèvrerie bemerkt darüber: La colonie italienne qui dut suivre les papes dans leur exil à Avignon explique ce fait pour la France tandis que le courant commercial qui s'était établi le long du Rhin, entre le Nord et l'Italie l'explique pour Cologne.

3) L. de Laborde, Notice l. c. I. p. 107: Il fallait, en effet, à l'Italie, il fallait à la France, où l'orfèvrerie était si avancée, il fallut plus tard aux Flandres, pour satisfaire aux goûts de la somptueuse cour des ducs de Bourgogne, il fallut, enfin, à l'Europe entière, qui s'était éprise de ces bijoux, un procédé qui convint à la fois aux artistes et aux hommes de goût; aux artistes, s'il leur offrait le moyen d'exprimer librement leur pensée dans toute l'étendue de leur talent; aux gens de goût, s'ils pouvaient s'associer aux pierreries enchâssées, aux ciselures fines, des émaux qui fussent égaux aux unes et aux autres en pureté de travail, qui leur fussent supérieures en éclat de couleur, qui répondissent, enfin, à l'expression heureuse de Vasari: Une sorte de peinture associée à la sculpture. E specie di pittura mescolata con la scultura.

mächtnissen[1]) eine Fülle von Kostbarkeiten in Gold und Silber, die mit dem farbenprächtigen Schmuck des Emails dieser Art ausgestattet waren[2]).

Die Erzeugnisse der neuen Kunst fanden sofort Verwendung an Geräthen und Zierstücken des kirchlichen Gebrauchs. Insbesondere wurden Kelch und Patene mit glänzendem Reliefschmelz versehen. In dem Nachlass des Papstes Bonifaz VIII. wird bereits ein Stück der Art erwähnt, das gar mit seltsamen Thierfiguren in Email ausgestattet war" (1295) Unum Calicem de auro-cum vj rotulis de esmaltis azurinis in pomo, ad imaginem bahugniarum [babouins]" bei L. de La-

---

1) L. de Larborde bietet in der mehrfach erwähnten Notice in dem Glossaire et Répertoire II. p. 292 sqq. eine Fülle urkundlicher Belege aus französischen Quellen. Für Flandern sei auf das treffliche Werk von Dehaisnes, L'Art dans la Flandre, l'Artois et le Hainault avant le XV^e siècle, III. vol. 1886 verwiesen. Aus dem reichen Quellen-Material daselbst geht hervor, wie die Prachtliebe nicht nur an den Höfen der Grossen vertreten war, sondern auch die Besitzenden überhaupt erfasst hatte, so dass die glänzendsten Emailarbeiten sich auch in bürgerlichen Händen fanden und von da in Menge auf die Kirche übergingen. Es sei der Kürze halber hier nur verwiesen auf den zusammenfassenden Bd. I. p. 200, 203, 238, 436 und die überreichen Belege Bd. II. u. III. Documents, s. v. Emaux III. p. 949. Leider sind deutsche Quellen zur Zeit kaum der Kunstwissenschaft in dieser Richtung nutzbar gemacht. Vgl. Beilage II S. 114.

2) Von der vollendeten Durchbildung und dem hohen künstlerischen Werthe der emaillirten Prachtgeräthe jener Zeit, zugleich von der zum Theil phantastischen Ausstattung legen Beispiele, wie nachfolgend, Zeugniss ab. Im Inventar des Ludwig von Anjou C. 360—68 befanden sich: (vgl. L. de Laborde l. c. II. p. 5) Nr. 27. Deux baçins d'argent dorez, pareilz, et ont chascun un email on fons, fais en manière d'une rose, et a, ès feuilles d'icelles, hommes qui ont le corps de bestes sauvages, et en, l'esmail du milieu de la rose de l'un a une femme qui jeue d'un saltérion, et en l'autre a une femme qui jeue d'une vielle. — Ferner p. 13. Nr. 71. Un hanap couvert, sans piè, esmailliez, hanap et convecle à girons par quartiers, dont les uns sont esmailliez d'azur, semez d'estoilles d'or, et les autres quartiers sont vermaux, semez de rozetes d'or, desquelles le boutonnet est vert et les autres quartiers sont esmailliez de vert à petites marguerites, et est le hanap et le convecle par dedens dorez et ciselez à feuillages, et on fons dudit hanap a un esmail d'azur, et on dit esmail a un homme à cheval qui ist d'un chastel, et tient en sa main destre une espée une pour férir sur un homme sauvage, qui emporte une dame, et on convecle par dedens a un austre esmail azuré, au quel est une dame qui tient en sa main une chayenne (chaîne) dont un lyon est lejez, et sur ledit lyon, a un homme sauvage, et sur ledit convecle a un haut fretel à feuillages, duquel fretel ist un bouton mesaillié de la devise dessus dicte.

borde, l. c. Notice, II. p. 188.) Aus französischen Schatzverzeichnissen des XIV. Jahrhunderts mögen wenige Beispiele [1]) hier nach L. de Laborde l. c. p. 183 sqq. angeführt werden.

1372. Un calice avec le convercle d'argent doré à un esmail dessus, pesant ij marcs, iij onces, prisié xviij fr. d'or (Compte du testament de la Royne Johanne d'Evreux.)

1380. Le grand calice d'or que le Roy a faict faire, le quel est esmaillé en la couppe à apostres et est le pied et le pommeau à perrerie et la patenne esmaillié et garnie de balais et de saphirs à jour. (Invent. de Charles V.)

„ Le grand calice d'argent, emaillié, que l'evesque de Paris donna au Roy, pesant xxv marcs, iiij onces.

„ Un calice d'argent, doré, et la patenelle, et est esmaillié de plusieurs histoires de Dieu, de Nostre Dame, des apôtres et des iiij évangelistes, pesant iiij marcs, ij onces, xv est.

„ Un calice d'argent, tout esmaillié, à plusieurs ymages et a, en la patène par dedans, un Jugement, pesant iiij marcs.

---

Der Stephans-Kelch des Mainzer Domes schliesst sich, wie die vergleichende Betrachtung zeigt, den glänzenden Stücken ähnlicher Art an, die im XIV. Jahrhundert an den Pflegestätten der Kunst in den südlichen und westlichen Nachbargebieten entstanden sind. Grosser Reichthum seiner Ausstattung, vollendete Behandlung der Emailbilder und Fülle der Darstellungen reihen ihn unbedenklich den vorzüglichsten Werken seiner Art ein. Liegen auch zu seiner Entstehung urkundliche Belege nicht vor, aus welchen Zeit und Einzelheiten seiner Anfertigung entnommen werden könnten, so dürfte nach den vorausgegangenen Erörterungen nunmehr seine Stelle unter verwandten Stücken genügend bestimmt sein; jedenfalls aber ist uns der bessere Theil, der Besitz gewahrt [2]).

---

1) Vgl. bezügl. weiterer Belege Jul. Labarte, Description des Objects d'art qui composent la Coll. Debruge Dumenil. Emallerie sur métaux, p. 164 sqq.

2) Auch die alte Schutzhülle, eine nach oben erweiterte Büchse mit Deckel, aus schwerem Leder gefertigt und am Riemen zu tragen, hat sich mit dem Kelch selbst erhalten. Der schwarze Lederüberzug ist durch blind gepresste Linien der Höhe nach in schmale Streifen zerlegt, die in übersetzter Weise quer getheilt, in kleine Vierecke zerfallen. In diese ist mit scharfem Punzen in schrägen Linien ein Lilienmuster eingeschlagen. Die Lederbüchse ist sicher mit dem Kelch gleichzeitig.

## Beilage I.

Für die Bezeichnung des farbigen Schmelzes, welcher die in den Grund eingeschnittene Zeichnung durchleuchten lässt, hat B. Cellini den Ausdruck: lavoro di basso relievo (Trattato dell' oreficeria. ed. Milan. 1811 p.45), für dessen Alter weitere Nachweise zur Zeit nicht vorliegen. Die Franzosen gebrauchten in der neueren Zeit, wie z. B. Jules Labarte in seiner 1847 erschienenen meisterlichen Einleitung zur Coll. Debruge Dumenil p. 154 die Benennung: émail translucide sur relief, die jedoch, wie das von L. de Laborde bearbeitete bahnbrechende Verzeichniss der Emailwerke des Louvre von 1853 zeigt, nicht in den Sprachgebrauch überging, sondern durch émaux de basse taille ersetzt wurde; nur zum Verständniss wurde die ältere Ausdrucksweise noch hinzugefügt (Notice des Émaux, I. p. 106, Basse taille émaillée. Émaux dits translucides). Man knüpfte mit dieser Bezeichnung an die im Anfang des XVI. Jahrhunderts nachweisbare Benennung an, welche damals zur Unterscheidung von neueren Verfahren der Schmelzkunst mit den Leistungen früherer Art verbunden wurde. Soviel ersichtlich, kommt der Ausdruck urkundlich zuerst vor in Compte des menus plaisirs du roi f°. 23 v°. 1528. — A Renault Damet, orfèvre, demourant à Paris (328 liv. t.), pour son payement d'un petit coffre d'argent doré, taillé en esmaille de basse taille, lequel le Roy N. S. a prins de luy pour en faire et disposer à son plaisir et voulloir. (Notice l. c. I. p. 294 GG). Die Bezeichnung steht offenbar der gleichzeitigen der italienischen Goldschmiede nahe, ohne sich ganz mit derselben zu decken: die Sache ist die gleiche, nur lässt die französische Ausdrucksweise das Verfahren in nicht misszuverstehender Weise hervortreten, während die italienische Bezeichnung nur den thatsächlichen Zustand des auszuschmelzenden Grundes andeutet. Die französischen Inventare der Frühzeit, da diese Kunst neu war, bieten für den älteren Sprachgebrauch sehr werthvolle Anhaltspunkte. Das Verfahren wurde im Anfang des XIV. Jahrhunderts als émail de haute entaille bezeichnet. So heisst es im Inv. d'Edouard III. 1338. — Nr. 105. Une coupe od le pomel de mazonerie, garni d'aymalx gravé de haute entaill et des ymages, pois 116 s. 8 d., pris 14 l. 11 s. 8 d. — Nr. 108. Une coupe engravé et aymellé de haute entaille de 4 demye compas pointé, et le hanap poinceoné dedeinz, pois 108 s.

4 d., pris 18 l. 5 s. 7 d. (Vict. Gay, Glossaire archéol. I. p. 620). Augenscheinlich diente diese Bezeichnung nur so lange, als die Kunstweise neu und nicht allgemein verbreitet war. Der Ausdruck fasste die Eigenthümlichkeit scharf ins Auge, dass in dem ausgehobenen Grunde einzelne Theile der Zeichnung höher stehen blieben als andere; daher die Benennung: Hochschnitt. In der Folge verliert sich das Wort; wenigstens erscheint es von der Mitte des XIV. Jahrhunderts nicht mehr in den Inventarien. Nur eine Art von Schmelz war damals gangbar, und als Besonderheit wird dabei bloss das durchsichtige Roth, „rouge cler“ aufgeführt, (Vgl. Vict. Gay, Glossaire, l. c. I. p. 620, s. a. 1380). Im Deutschen war vorübergehend in unserer Zeit die ungenügende Benennung „durchsichtiges Email“ angewandt worden. Neuerdings ist das Wort „Reliefschmelz“ (bei Bucher, ob nach dessen Vorgang? Luthmer u. a.) in Aufnahme gekommen. Ob dasselbe Missverständnisse wirklich ausschliesst, muss dahin gestellt bleiben. „Schmelz in Tiefschnitt“ oder noch weiter gehend „Farbenschmelz in Tiefschnitt“ würde sich dem vorerwähnten Sprachgebrauch unserer westlichen Nachbarn jedenfalls mehr anschliessen und hätte den Vorzug, neben klarer Bezeichnung des handwerklichen Verfahrens, jeden Irrthum fern zu halten.

Gleichzeitig sei bemerkt, dass von Werken der gleichen Gattung in Deutschland hier in Frage kommen: ein Kelch in Wipperfürth, ein Hausaltärchen des Grafen Metternich, Bischofstab im Dom zu Köln, Kusstäfelchen des Cardinals Albrecht von Brandenburg ebendaselbst, verschiedene Reliquien-Monstranzen im Münster zu Aachen, ein Triptychon in der Reichen-Kapelle zu München, ein Pax des Erzbischofs Brendel von Homburg ebendaselbst und wohl noch gar manches andere Stück. Leider fehlt bis zur Stunde jede zusammenfassende Darstellung, und selbst Einzelbeschreibungen mit Abbildungen sind nicht oder kaum genügend vorhanden.

---

## Beilage II.

Wenn urkundliche Nachweise über das Vorkommen von Werken der Schmelzkunst der hier behandelten Art bis jetzt aus deutschen Quellen kaum beigebracht wurden, so liegt das keineswegs an dem Mangel an Angaben: es bedarf nur der Durchforschung der einschlägigen Belege, um auch für die Geschichte des deutschen Kunsthand-

werks die ausgiebigsten Nachweise zu beschaffen. Zum Beleg mögen einige Mittheilungen aus Mainzer Quellen hier Raum finden.

So befanden sich unter den 1428 vom Erzbischof Konrad III. von Mainz dem Rath von Köln verpfändeten Kleinodien (nach dem im Archiv der Stadt Köln vorfindlichen Original, Abdr. in Bd. XX d. hist. Ver. f. d. Niederrhein.): eyn schone vergulte koppe, oben uff dem deckel lijt eyn vergulte hirtze in lasure und steet uff dreen silbern burgen, der wiegt 8 mk. 14 loit.

item eyn schone vergulte becher, der hait uff dem deckell eyne silbern burg und steet uff dreen vergulten burgen und hait mitten herumb fonff blae blomen, der wiegt 7 mk. und $5^1/_2$ loit.

item zwo silbern fleschen, die sint gefast mit zweyn swartzen siden wapen und ycliche ist gewapent mit myns hern wapen und mentze und ygliche wiegt 11 mk. daz ist 22 mk.

item eyn schone zwefeldig unvergülte koppe, da ligen oben und unden zwene vergulte lewen in lasure, der wiegt 7 mk. 6 loit.

item eyn gulden wynt [Windspiel], der hait eynen saffire in der siten und steet uff eynem grunen wasen darynne eyn ligende dyamant mit eym balaste und perlin dabij versatzt.

item eyn gulden baum in eym grunen wasem und darynne steet eyn granatte und im baume eyne saffyre und perlin darumber.

item eyn ront ringelchin mit eym dymantchin, bait eyn grune beumchin.

item eyn ront ringelchin mit eym balaste ist hoe versatzt mit wisz roit und blae.

item eyn breit ringk mit eynem saffyre, ist mit blaen blomen gegraben.

item eyn ringk mit eym wissen saffyre hait wiess lasure und ist durch gegraben.

item eyn breit ringelchin mit eym roden hertzchin.

item eyn silbern kanne, oben uff dem lydde eyn blae lasuren knoppe und uff der hanthaben eyn vergulte lewe wyget 8 mk. 10 loit.

item eyn silbern kanne, steet an der hanthaben in blaem lasure eyn geychtz [Jagd] mit honden, wijget 3 mk. 6 loit.

item eyn zwefeldig silbern koppe, oben und unden mit heydenschen [fremdartigen] blomen in blaem lasure wijget 3 mk.

item eyn zwefeldig silbern koppe verwapent unden und oyven mit roden schilden und wyssen lylien und eyn swartzen striche, wijgt 2 mk. und 6 loit.

item eyn zwefeldig koppchin, oben und unden mit schilden mit halben roden lewen verwapent, wyget 1 mk. 10 loit.

item eyn silberin koppe mit eyner hanthaben und mit eym lydde und da oben eyn vergulte burg im grünen wasen, wigt 9 mk 9 loit.

item eyn silbern koppe mit eyner gewundenen hencken und uff dem lydde eyn vergulte burg im grunen wasen wyget 5 mk. 15 loit.

item eyn schuppecht silbern [koppe] oben uff dem lydde eyn swartze hirtze wiget 2 mk. 13 loit.

Unter den vom Cardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg 1540 dem Dom zu Mainz übergebenen Kostbarkeiten finden sich folgende mit Schmelzwerk verziert (nach dem Abdruck im Anzeiger des Germ. Museums Bd. II. S. 123 ff. Abschrift nach einer gleichzeitigen Handschrift des Domes in meinem Besitz):

45. [S. 136] Ein silbern vergult kleinot uff dreien thornen in der mitt am Corpus geschmeltz . . . zu oberst ein kriegman mit einem fenlein umbher perline klein rosslin [Staette, steinigter Platz].

48. Ein schon silbern vergult kleinot mit einem helfenbainener Crucifix und gedrengk [Volksmenge] uff gediegenem Ertz in der mit mit sechs geschmeltzter tefelin vom leiden Cristi, darüber die begrebnuss Cristi geschmeltz stehend uff gediegenem silber stehet uff drei silbern vergulte kugeln mit vile kostlichen steinen und grossen perlin sampt Jamahuen [Cameen] angesichten geschnitten von ertzbischoffs albrechts wapen dor in ist von der Cron cristi ein dorn ij stuck vom heiligenn Creutz.

52. [S. 137] Ein silbern vergult creutz stehet uff vier Tabernackeln im fuoss ein durchsichtig glas uff geschmelzter malerei, am corpus ein ubergulter hangender salvator mit Maria und Joannem umher mit steinen und geschmeltzten rosslin Hinden im corpus die vier Evangelistenn in der mit en viereckigt glaß.

61[1]. Ein silberner stehender zum theil vergulter sanct Georg mit einem vergulten silbern spies und fenlin uff einem seckseckigtenn nidern fuoss dorin unsers gnedigsten Hern wapen illuminirt.

81. [S. 141] Eyn silbern vergulte monstrancz mit geschmeltzten blumen zu oberst im tabernackel ein vergult Marien bildt mit eim zepter, vff eim hohen silbern vergulten fuoß darin Digitus sancti Viti zu oberst ein Crucifix.

96. [S. 143] Ein cristallen verdeckte scheuern mit einem silbern [ver-

1) Fehlt im Abdruck des Anz. d. Germ. Mus. a. a. O.

gulten] geschmeltzten fuos unden und obenn an beiden theil geschmelzte arbeit.

110. [S. 145] Ein cristallen reutticht [gerautet, facettirt] in vbergult silber gevasst uf einem hohen fuosslin oben umb den deckel ein silbern vergult kron zu oberst uff dem deckel, ein silbern vergult rosslin und darin ein blawer geschmeltzter kern.

132. [S. 149] Ein guldin schiffflin mit berlin edel gesteynen und geschmeltzte geziret. [S. 152] Ein grosser gantz guldener kelich mit einem weitten zugespitztem guldenen fuss, darin sein sechs gebranther [geschmelzter] wapen. Nemlich in einem schilt Magdenburg Mentz und Halberstadt und sunst zum theil Ertzbischoff albrechts angeborn wappen mit sampt einem guldenen pacem dar zu gehorig.

---

## Erklärung der Tafeln.

Taf. IV. Der Stephanskelch des Mainzer Domes, $^6/_7$ der wirkl. Grösse.
Taf. V. Emailschmuck des Fusses und des Ständers, wirkl. Grösse.
Taf. VI. Emailschmuck der Patena und des Knaufes, wirkl. Grösse.

---

Zur Herstellung der Taf. V und VI in Farbendruck durch Herrn H. Wallau in Mainz hat die Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf einen Beitrag von 300 Mark bewilligt.

## 10. Meister Eisenhuth.

Von

**J. B. Nordhoff.**

---

VI.

Ich kann nicht umhin, noch einmal mit ein paar Worten auf Eisenhuth zurückzukommen, da mein letzter Aufsatz eine Entgegnung erfahren hat [1]), worin zwar die hessischen Ofenkacheln mit den beiden Bildern Ignis und Aer als Werke unseres Meisters preisgegeben, die Seitenstücke dazu mit der Einrahmung sowie die Denkmünze Wilhelms IV. ihm von Neuem beigelegt werden.

Da mir für weitere Erörterungen bezüglich der fraglichen Kunstalterthümer die Zeit mangelt, muss ich die Leser der Jahrbücher bitten, meinen letzten Aufsatz mit jener Entgegnung zu vergleichen und sich mit der Erklärung zu begnügen, dass auch jetzt noch meines Erachtens Eisenhuth an keinem jener Stücke Antheil hat.

Wie früher der Artikel III [2]), dürfen mir auch wohl die obigen Zeilen zum Anlass dienen, einige neuentdeckte Aktenstücke [3]) über eine berühmte Künstlerfamilie der Oeffentlichkeit zu übergeben, der die Forschung auch an andern ebendort benannten Stellen die wohlverdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat. Gemeint ist die Familie Knop, ursprünglich sesshaft zu Münster, dann verzweigt nach Nürnberg und Augsburg. Jene Akten betreffen vornehmlich die Nürnberger Linie, welche sich, wie der Stamm zu Münster, in der Kunst der Goldschmiede hervorthat, und der Werth, den sie für die Aufhellung ihrer Lebensgeschichte und des frühern Betriebs der Goldschmiede beanspruchen, wird nach meinem Dafürhalten aufgewogen, wenn nicht übertroffen von den lehrreichen Streiflichtern, welche sie auf die damaligen Verkehrs-, Transport- und Geldverhältnisse werfen.

---

1) In Seemanns Kunstgewerbeblatte 1888 S. 107 ff.

2) Jahrbücher LXXVII, 157—165.

3) Im Stadtarchive zu Münster „Gold- und Silbersachen“; mir vom Stadtarchivar Herrn Assessor H. Geisberg freundlichst mitgetheilt.

Den Altersvorrang darunter hat ein Brief des Nürnberger Goldschmiedes David Knop von Frankfurt a. M., wo der Briefsteller augenscheinlich die Messe bezogen hatte, zugleich der Begleitschein einer kostbaren, von ihm aus Auftrag gefertigten Metallarbeit an den Bürgermeister der Stadt Münster in Westfalen. Es ist ein Papierblatt in Folio, einfach gefaltet und vom Schreiber mit einem kleinen Siegel in rothem Lack verschlossen. Die Adresse lautet:

> Dem Eddelen Ehrnvesthen und woll wysen Lambert Buck zu Sintterink[1]) meinem gepietenden lieben junckern und burgermeisteren der Stadt Münster.
>
> Münster.

darunter (von anderen Händen):

> Present(atum) 23. Septem(bris)[2]) anno (15)98.

und:

> Quitunge wegen des vergulden drinckgeschiers.

„Eddel Ehrnveste gunstiger leber juncker. Ich habe E. Edh. (Edelheit) jungst 2. Septembr[3]) stilo antiquo auss Nürmberg geschrieben und zwivele nicht, die selbe sulches woll empfangen haben. So thu ich ferner hirmiet dem junckern[4]) zu wissen, dass sulches[5]) silber vergultтes drunckschir ist verferttiget wurtten unnd hab es in ein gefirttes[6]) trulin ingemacht, und Frederich Stapelberch einem Cramer zu Münster verslossen uberantwurdt[7]), umb solches E. Edh. in nhamen Gottes zu behanden. Das slusselin zu gemeltten treulin wirdt sich in dissen schriebendt finden. Ich will verhoffen, es soll dem junckern gefallen. Es ist aber schwerer wurtten, wie ich am jungsten vermaindt hatte.

---

1) Ob Haus Sentmarink bei Münster?

2) Wie aus allem hervorgeht: stilo novo.

3) Dieser Brief findet sich zur Zeit nicht.

4) Adressat † 1604 laut dem schönen Epitaph der Servatiikirche.

5) Also im Auftrag des Adressaten für die Stadt Münster.

6) Viereckig.

7) Zum Transport nach seiner Heimath.

Diss gemeltte silber vergueltte drunckgeschir met dem deckhell wecht $15^1/_2$ marck silber, dhut achttehalff pfundt und ein fertell; habe die marck bair bezalt zu 16 gulden: zu wissen sechszehen gulden dhuit 248 gulden, den gulden zu 15 patzen Nurmberger wherung oder reichs muntz.

Mher vur dass trulin zu dem geschir zalt 6 patzen, summa in alles an reichsthalern 207, zu wissen zwohundert siben reichsthaler, die habe ich verstreckt; hett es anderswho gemacht wurtten, soltt es ein thaler oder 40 mher gekostet haben. Mit deinstlicher bith, der juncker, E. Edh., wollen verschaffen, dass sulche gemeltte zwo hundert siben reiches thaler durch gedachtten Frederich Stapelberch muchten bezalt wertten auf Ossenbrug an hern Deitterichen von Bibben und mir der selbe sulche gemelte 207 reichsthaler bie erster potschaff[1]) auf Nurmberg zalen wolle. Dar auch der juncker, E. Edh., mir etwas vur die verstreckung des geldes und sunst vur meine moie und reisen[2]) wess vur ehren wollen, wil ich E. Edh. hir mit heim gestaldt haben. So ich dem junckern met meinem geringen deinste weitter deinen kan, haben mich E. Edh. jeder zeidt neben godtlicher almacht empfellung zu gepieten. Ilentz am 22. Septembris stilo antiquo anno (15)98 Franckfurt.

E. Edelheitten
gehorzamer deinstwilliger
David Cnoipff."

Dann folgt die Quittung jenes Münsterischen Kramers Friedrich Stapelberg, welcher offenbar von der Frankfurter Messe das Gefäss und den Brief des Goldschmiedes an den Bestimmungsort überführt hatte. Er bekundet mit eigenhändiger Unterschrift d. d. Münster 1589 31/10., dass ihm Namens des Junkers Lambert Buck zu Syntterinck, Bürgermeisters zu Münster von dem Grüter (Grutherre)[3]) Herman Herden daselbst die Summe von 207 Reichsthalern baar und ein Reichsthaler Frachtgeld entrichtet sei und zwar die Hauptsumme auf eine Vollmacht des ehrachtbaren Davidt Knoip (zu Nürnberg), der ihm dafür ein „vergulden Trinkgeschirr" auf der Herbstmesse nach Münster mitgegeben habe.

1) Derselbe unterhielt also nach Nürnberg einen Botenverkehr für (Brief-? und) Geldsendungen. Pinkvos unbekannt im Postarchiv IX, 585.

2) Etwa zur Beschaffung des Materials oder der „Visierung" oder zur Besichtigung eines Vorbildes, oder zur Entgegennahme des Auftrages?

3) Vorsteher des städtischen Brauamts.

Das dritte Stück rührt wieder von dem Goldschmiede, ein Brief in gr. 4° einfach gefaltet und versiegelt mit seinem kleinen Siegel und adressirt an den Münsterischen Bürgermeister Lambert Buck fast mit denselben Worten, wie das erste Schreiben.

„Eddell Ehrnvesthe gunstiger leber juncker. Ich habe den 3/23. Novembris jungst leden die reichsthaler 207 in ganckbar müntz in Nurmberg empfangen[1]; wess aber von der zeidt der verstreckunge des geldes[2], als von 20. augusti bes 23. Novembris belangen thuidt, sindt bie 3 monat; wertten Ehur Edh. sich zu berichten wissen, dass mir von der zeidt geburdt interesse oder wechselgelt, wie hier gebreuchlich zu furdern; in sunderheit in der misse kan einer sein gelt zum hoigesten gebrauchen, wurtten sich bedragen die 3 monat 5 reichsthaler; dan leide ich noch von der bezalung in Nurmberg an der muntze an jedern thaler einen kreitzer: sümma sollte mir noch geburen (damit ich keinen schaden daran leide) reichsthaler 8. Wollte derhalben hirmit, Ehrnvesther juncker, Ehur Edh. gantz denstlich gepetten haben, das sulche gemelte reichsthaler 8 dem erbarn Frederich Stapelberch muchten zugestaldt wertten. Dar ich den Edlen Ehrnvesthen junckern und hern Burgermaistern witter dienen kan, haben mir die selbe jeder zeidt zu gepieten neben godtlicher almacht empfellung. Eilentz am 22. Februarij stilo novo Anno (15)99 in Nurmberg.

Ehur Edh.
deinstwilliger
David Cnoipff."

Hierunter bescheinigt der Kramer Friedrich Stapelberg den Empfang der 8 Reichsthaler von Herman Herde[3] (als städtischem Grutherrn) 1599 10/4.

Wir verzichten auf eine nähere Beleuchtung der kulturgeschichtlichen Elemente, welche die drei Aktenstücke auszeichnen, und bestätigen vorab, dass in ihnen das fragliche Goldschmiedegeschäft im Wesentlichen klargestellt wird — es ist nur schade, dass nicht daraus erhellt, ob bei der Bestellung des Gefässes bloss der Preis vorgeschrieben und die Form dem Metallkünstler allein überlassen ward, ob die Stadt Münster von dem Diensterbieten, womit Knop in keinem Briefe zurückhält, weiteren Gebrauch gemacht hat, — noch mehr schade,

1) Also durch den von Bippen'schen Boten zu Osnabrück.
2) d. h. seit Beginn der Arbeit.
3) Die Quittung Knop's findet sich nicht.

dass sich unter den Metallgeräthen der Stadt kein Stück mehr vorfindet, worauf die Akten passen. Auch für die Familiengeschichte des Künstlers fliesst daraus kaum mehr, als dass David, der berühmte Meister, selbst noch die Vaterstadt verlassen hat.

Wenn man erwägt, dass er uns zuerst im Gildenbuche und sicher nach 1550 entgegentritt[1]), dass dann der Anlass, dessen Notiz uns zuerst auf seine Spur führte, wohl zwanzig Jahre später spielt, dass nach 1599, dem Datum unseres jüngsten Aktenstückes, bisher nichts mehr von ihm laut wurde, so dürfen wir wohl auch die anderen Nachrichten aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nur auf ihn, also auf ein- und denselben Goldschmied David Knop beziehen. Jener Anlass war der Verbleib des kostbaren Siegelringes, welchen der Wiedertäuferkönig Johan von Leiden getragen. Derselbe wurde nach der Bezwingung der Wiedertäufer, wie wir längst wissen, vom Fürstbischof Franz von Waldeck an seinen Geheimschreiber Everhard von Elen verschenkt, von diesem auf dem Todesbette der Stadt vermacht; die Stadt verkaufte ihn an David Knop[2]), dieser (wie eine mir vorliegende Notiz eines E. B. in einem 1854 gedruckten Buche des hiesigen Alterthumsvereins E. 28 hinzufügt) an Cordt von Ketteler, Drosten zu Dülmen. Da Elen aber noch unter dem Bischofe Ketteler (1553—1557) die Kanzlei verwaltete[3]), dem Cordt Ketteler noch 1575 eine besondere Rangerhöhung zu Theil wurde[4]), so dürfte Knop um 1560 erst Besitzer jenes merkwürdigen Denkstückes geworden sein.

David war nach dem Wappenprivileg des Cardinallegaten zu Bologna 1589 noch Münsterischer Bürger, sein Abgang nach Nürnberg verzog sich also wahrscheinlich bis in die neunziger Jahre und von

---

1) Jahrbücher LXXVII, 161, 157. Meine in der Zeitschr. f. bild. Kunst XI, 222 geäusserte Vermuthung, die Knops wären im 15. Jahrhunderte aus den Niederlanden nach Westfalen übergesiedelt, widerlegt sich durch die Thatsache, dass Meister Kurd von Münster zum Rathhausbau in Bremen nach 1405 zu den mitgenommenen Werkleuten andere aus seiner Heimath nachholte, unter diesen auch einen Hinrik Knop (Ehmck und Schumacher im Bremischen Jahrbuche (1865) II, 291 ff., 394 ff., 340, 375, 419) — mit diesem Heinrich hebt vielleicht die Bremer Linie an. Vgl. Urk. des J. 1466 daselbst VII, 242. — Ein Didr. Knope ward 1451 Büchsenmeister in Höxter — ein Herm. Knoipp 1596 zu Lippstadt ins Bürgerbuch eingetragen.

2) Zeitschrift f. b. Kunst X, 85.

3) H. Hamelmann, Opera genealogica, Lemgoviae 1711, p. 204.

4) Fahne, Gesch. d. westfäl. Geschlechter 1858, S. 247.

hier benutzt er seine alten Verbindungen mit der Vaterstadt zum Besten seiner Kunstübung.

Seiner niederdeutschen Sprache, worein sich erst einige oberländische Wörter mischen, hört man an, dass er noch nicht lange Bürger oder Einsasse der fränkischen Kunststadt war, und da die Briefe in keiner Weise auf Anverwandte in Münster Bezug nehmen, können die Knop's, die hier zurückbleiben[1]), ihm nicht mehr nahe stehen, dagegen die beiden Knop's Heinrich[2]) und Caspar, die wir schon früher kurz nach 1600 in Bamberg, Nürnberg und Augsburg fanden, als Brüder oder Söhne angesehen werden; denn obgleich der Wappenbrief von 1589 nur einen Sohn, den Münsterischen Notar erwähnt, dessen Spur sich seitdem vollständig verliert, theilen sie mit David die Wanderlust, Heinrich auch das Kunstgewerbe und wenigstens einer von ihnen das Wappen, jener nämlich, der die süddeutsche Linie begründet hat — anscheinend Caspar. Das Wappen[3]) derselben, welches wir bisher nur nach einem Kupfer des 17. Jahrhunderts beschreiben konnten, entspricht genau jenem in den Siegeln der beiden Briefe Davids von 1589/99, nur dass dieser den Helmschmuck noch mit den beiden Initialen seines Namens D—C eingefasst hat, und die Beschreibung lässt sich dahin vervollständigen, dass auch die Krone der Mannsbüste im Schilde und Helme ebenso aus drei Flammen besteht, wie die Füllung der unteren Schildhälfte. Indem die Büste mit ausgebreiteten Armen den Faden so hält, dass er über der Fassung der Hände eine Schleife macht, als sollten die beiden Enden verknüpft werden, zielt das Wappen vielleicht auf den Namen (Knop), Knoip hin. Leider ist dies Siegel von nur 11½ mm Länge und 1 cm Breite bisher die einzige nachweisbare Metallarbeit Davids.




1) Zeitschrift f. b. Kunst XI, 221.

2) Heinrichs Herkunft von Münster bezeugen die Dresdener Urkunden, H. Hettner in d. Zeitschr. f. bild. Kunst VIII, 151 — Caspar's die Familienpapiere Jahrb. LXXVII, 164.

3) Sollte es sich nicht als Meisterzeichen auf der Dresdener Prachtrüstung Christians II., Heinrichs „ausgesuchter Goldschmiedearbeit", noch entdecken lassen?

## II. Studien zur altwestfälischen Malerei.

Von

J. B. Nordhoff.

II[1]).

(Soest, Münster, Dortmund — Idealisten, Realisten).

Wiederholt nahm ich auf Grund einzelner Schriftquellen Anlass, den altdeutschen Maler Johan Koerbecke aus Münster wieder zu Ehren zu bringen — zuerst 1873 in diesen Jahrbüchern[2]) mit Hülfe einer Chronik des reichen Cistercienser-Klosters Marienfeld, wonach er demselben unter dem Abte Arnold (1443—1480) eine Tafel mit den Bildern der Apostel Philippus und Jacobus fertigte. 1882 setzte mich[3]) ein etwas erweitertes Quellenmaterial, besonders der jüngere Chronist Pater Herman Hartmann († 1719) in den Stand, zum Jahre 1470 unter den früheren Kunstwerken des Klosters auch ein grosses Hängekreuz mit einem trefflichen Farbenbilde von ihm anzuführen und zum Jahre 1471 noch seine Wohnung zu Münster am Wegesende zu bezeichnen. Fussend auf diese Thatsachen und bestimmt von allerhand Umständen führte ich endlich 1886 in den Kunst- und Geschichts-Denkmälern des Kreises Warendorf[4]) zwei erhaltene Marienfelder Tafeln, die jetzt die Sammlung des westfälischen Kunstvereins zu Münster birgt[5]), und zwar Werke des erklärten Realismus auf seine Hand zurück. Damit verknüpfte sich die Bemerkung, dass von Koerbecke an seiner Wohnstätte selbst, wo sich vor ihm wohl Maler[6]), aber keine dort entstan-

1) I in diesen Jahrbüchern (1886) H. LXXXII, 122—126.

2) H. LIII, 45 mit derselben Stelle, wonach C. Becker den Meister mittelst eines Lesefehlers zum Jahre 1480 als Stoerbecke oder Stoenbecke in das Stuttgarter Kunstblatt 1843 Nr. 89 brachte.

3) Im Repertorium für Kunstwissenschaft V. 307 ff.

4) S. 147, 148 und darnach H. Janitschek in der Geschichte der deutschen Malerei S. 242.

5) Nr. 130, 131. Bilder dieser Sammlung werden im Folgenden noch häufig in Betracht gezogen und der schnelleren Orientirung wegen mit den Nummern ihrer Aufstellung angeführt.

6) Die im 15. Jahrhundert vor ihm hier ansässigen Meister beschränkten

n Gemälde[1]) nachweisen lassen, der Grund zu einer bedeutenderen
Imalerei gelegt sei, und weiterhin, dass er, da ältere Werke von
Stilweise jener Tafeln in Westfalen kaum bekannt oder nicht be-
gt sind, hier mit dem 1473er Meister zu Soest über vereinzelte
istische Ansätze[2]) der Landeskunst die volle niederländische Strö-
ig geleitet habe. Was mir damals aus Mangel an Raum nicht
lich war, soll hier nachgeholt werden — nämlich jene wichtigen
uptungen eingehender zu erläutern und zu beweisen. Wesentliche
iste leisten dabei verschiedene Notizen aus den städtischen und
ren Archivalien, insofern sie willkommene Nachrichten über das
en und Wirken des Meisters enthalten.

Darnach frischte schon 1435 ein Koerbecke das Wappen eines
ses am Wegesende auf — vielleicht ein Steinmetz und unstreitig
Vater oder ein naher Anverwandter des Malers Johan, dessen
hnung wir ebendort bereits oben antrafen. Der Maler Johan Koer-
ke und ein Herman Koerbecke, welcher seitdem in den Akten ver-
windet, treten in den städtischen Papieren von 1446—1456 auf
l[3]) 1485/86 bezieht Maler Johan[4]) nach den Kirchenrechnungen des
atsarchives Gelder für Wandmalereien im „alten", jetzt abgebroche-
n Dome. Johan war schon als Maler eine so bekannte Persönlich-
it, dass in die Rechnung sein Hausname nicht aufgenommen wurde,
s gleichzeitig bei dem Posten für einen Dekorationsmaler Johan
elleken) geschah. Johan beherrschte also die Wandmalerei wie die
felmalerei, doch nicht über 1491 hinaus, weil nun nach den städti-
en Papieren Else, die Wittwe Johan's Koerbecke, geheissen Maler,
das Haus am Wegesende an Themo van dem Berge veräusserte. Den
Verkauf bekräftigten die Gebrüder Heinrich und Herman Koerbecke,

---

ihre Thätigkeit jedenfalls auf Fahnen, Wandgemälde und Polychromie, so 1423 ein Herman Patinemeker, welcher am Wegesende neben mester Bernd de steynbicker wohnte (Martini-Copiar im Staatsarchive VII, 1016 p. 21) und 1443 ein Lubbert de meler unterm Bogen (dass. p. 60).

1) Sämmtliche hier und in der Umgegend gefundenen Bilder idealer Richtung vor ihm stammen, wie unten näher erörtert wird, aus der Soester Schule.

2) Nicht jene des sogen. Jarenus, sondern jene seines ältern Kunstgenossen Conrad von Soest; vgl. Jahrbücher LXVIII, 120ff.

3) Nach einer freundlichen Mittheilung des verstorbenen Archivars Dr. L. Ennen zu Köln erscheint in dortigen Archivalien 1485 ein Berndt van Münster meylre.

4) Schwerlich ist der unten benannte Johan von Soest gemeint.

offenbar die Kinder Johans, nur keine Maler mehr; dieser Herman Koerbecke erscheint noch 1531 in einer Privaturkunde als Ehegemahl einer Gertrud und als „Meister", ohne dass über seine Profession Weiteres verlautet.

Johan Koerbecke lässt sich also fast fünfzig Jahre auf seiner Künstlerbahn verfolgen — von 1446 bis 1491 wird er wiederholt in den Schriften erwähnt und zwar deutlich als der erste Maler in Münster; denn Kunstgenossen neben ihm kommen nur spät, und dann wohl nicht jedes Mal als Vertreter der höheren Malerei zum Vorschein: so 1477 ein Albert Maler[1]), 1485 der oben schon genannte Johan Telleken, 1487 ein Johan von Soest, über den wir unten Näheres erfahren, sodann ein Meister Martin[2]) in den Jahren 1488/89, als Koerbecke wohl schon den Pinsel ruhen liess. Martin war vermuthlich keine ausgedehnte Wirksamkeit beschieden, zunächst weil sein Name bis jetzt nur einmal in den Schriften auftaucht, dann weil im Stadtarchive schon 1505 von einem Meister Goddert (Gerd?) die Rede ist, es sei denn, dass dieser mehr der Dekorationsmalerei oblag.

Koerbecke hat also in der westfälischen Hauptstadt der Tafelmalerei[3]) einen so breiten Boden erobert, dass sich ihr auch allmählich jüngere Kräfte zuwandten. Es gab doch von seinem Ableben (1491) bis zum Auftreten der Familie To Ring verschiedene anscheinend fähige Meister, welche Bestellungen und Fortkommen fanden. Was ich

---

1) Eine städtische Urkunde dieses Jahres, betreffend eine Rente aus Westhues Erbe zu Greven, enthält als Zeugen Godeke Brokman und Albert maler.

2) Auf ihn geht ein bedeutender Posten in den Rechnungen des alten Domes: magistro Martino Pictori pro pictura conversionis s. Pauli . . . XXXII Mr. Das Wandgemälde kam beim Abbruche mit einem Bischofsbildnisse, andern Wandgemälden, Inschriften und Bibelsprüchen unter der Tünche hervor, wie man schreibt „künstlerisch ohne Bedeutung" (H. Geisberg in der westfäl. Zeitschrift 38 I, 32). Sollte davon auch nur eine Figur in charakteristischer Copie gerettet sein, so hätte man noch eine Handhabe, den Meister und seine etwa noch vorhandenen Werke kennen zu lernen und letztere aus den gleichzeitigen Malereien auszuscheiden. So werthvoll können Kunstwerke „ohne Kunstwerth" für die Zukunft und die Forschung werden.

3) Dagegen lässt sich hier die (figurale) Miniaturmalerei der Fraterherren bis 1425 zurückverfolgen, sie steht sicher erst seit 1479 unter realistischen, seit 1545 unter Renaissance-Einflüssen. Vgl. meine K. u. G. D. des Kreises Warendorf S. 69 ff. (mit Tafeln) 114, 165.

über letztere an anderer Stelle veröffentlicht habe[1]), darf hier wohl gleich mit einigen Nachträgen verbessert werden. So wird in den Stadtarchivalien zum Jahre 1529 noch ein Maler Herman Neiling angeführt und sein Zeit- und Kunstgenosse Kilian Weghewart, der uns dort in den Jahren 1523, 1530, 1541[2]) begegnete, wird von den Executoren des Domherrn Johan Morrien († 1562) als pictor jam senio confectus in die Rechnungen eingetragen; er wohnte nach den städtischen Akten 1530 in der Martini-Laischaft. Als Sohn oder Anverwandter lässt sich wohl der Meister Johan Kilian Maler ansehen, dessen Name uns von den Executoren des Domherrn Wilhelm Valcke († 1572) überliefert ist.

Ich komme nun auf Koerbecke zurück, um den Nachweis zu führen, dass jene beiden Marienfelder Tafeln aus keiner andern Kunststadt als Münster, und aus keiner andern Werkstätte hervorgegangen sind, als jener Koerbecke's.

Die Bilder stimmen der Zeit nach mit der Regierung des Abtes Arnold oder was dasselbe ist, mit der Schaffenszeit Koerbecke's — es sind westfälische Frühblüthen der flandrischen Kunstweise.

Sie von Osnabrück abzuleiten, wo das Kloster Marienfeld damals auch eine kleine Tafel bestellte[3]), ergeben sich weder in den Schriften Haltepunkte, noch in dem alten Gemäldebestande der Stadt und Umgegend, indem dieser weder mit den beiden Tafeln noch mit dem gesammten Bildnachlasse Marienfeld's einen Vergleich zulässt.

Was die Dortmunder Malerei anlangt, der sich nach 1500 ein weites Absatzgebiet aufthat, so mögen die lokalen Ansätze in der Mitte des 15. Jahrhunderts wurzeln[4]), — es lassen sich nur keine nennenswerthen Proben derselben entdecken.

---

1) In Prüfers Archiv f. kirchliche Kunst, Jahrg. IX u. X.

2) Um diese Zeit gewann zu Freckenhorst die Wiedertäuferei immer festeren Boden durch die Jünger des geschickten Glasmalers David Joris. K. u. G. D. des Kreises Warendorf, S. 102, 170. Vgl. Rauschenbusch, H. Hamelmann's Leben 1830, S. 136.

3) Vgl. den Beleg der älteren Chronik in den Jahrbüchern H. LIII, 45 u. K. u. G. D. des Kreises Warendorf S. 147.

4) Vgl. Jahrbücher H. LXVIII, 92. Laut Urkunde des Staats-Archivs, Marienborn Nr. 12, verkaufen 1467 6/10. vor dem Bochumer Freigrafen Johan Hakenberg der Meister Jacob meler und Pape Johan sein Vetter eine Kornrente aus dem Schelengute an das Beghinen-Haus zu Lütgen-Dortmund bei dem Freistuhle daselbst. Laut Inschrift war magister Theodorus de Tremonia

Dagegen fällt die berühmte Kunststätte an der Haar schwer in die Wagschale — allein in Soest gewährte der altgewohnte Idealismus dem Realismus nur erst einen geringen Spielraum und als dieser freier die Schwingen regt, zeigt er eine ganz andere Formenwelt, als das Marienfelder Tafelpaar. Das dortige Bild, was ihnen ähnlich sieht, ist jedenfalls auch Koerbeckes Werk.

Was Münster und Umgegend an idealen Malereien bewahrt haben von Freckenhorst (Marienfeld) bis Darup hin[1]), sind Arbeiten Conrad's von Soest — nach Soest und zwar auf den Meister des frühern Altares der Wiesenkirche[2]) oder dessen Lehrer weist auch die schöne, jenem Altare an Jahren etwas überlegene Tafel[3]) mit dem Bischofe Nicolaus und den vier Kirchenvätern, welche vor einigen Jahren der Fürst von Bentheim-Steinfurt aus der Althauser Kapelle zu Nordwalde dem Westfälischen Kunstvereine verehrt hat; das gleichartige nur jüngere Flügelpaar des Altares zu Amelsbüren ist offenkundig ein Erzeugniss der Schule des „Liesborner" Meisters[4]).

---

pictor huius (tabulae nämlich) der Urheber der Figuren einer älteren geschätzten Tafel der Hohnekirche zu Soest, J. Aldenkirchen, Mittelalterliche Kunst in Soest 1875, S. 19, 22. — 1508 wurden die Passionsbilder auf dem Kirchhofe (Kreuzgange?) der Dominikanerkirche zu Dortmund von Meister Heinrich aus Dortmund, dem Sohne, auf der Weddepütz gemalt, A. Fahne, die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund (Chroniken) I, 154. Nach derselben Quelle I, 167 war auch der 1521 zu Dortmund verstorbene Maler Reinold Dreyer, bis dahin Zeitgenosse der Gebrüder Dünwegge, ein hervorragender (?) Maler.

1) Jahrbücher H. LXVIII, 71 ff.

2) Nr. 99, 100 im Kunstverein mit dem Mittelstücke in Berlin lange fälschlich einem Soester Meister „Jarenus" 1450—1500 zugeschrieben, A. Woltmann im Repertorium f. Kunstwissenschaft II, 422 ff.

3) 1,62 m breit, 1,4 hoch, stellt das schöne Bild im alten, profilirten Rahmen die fünf Figuren nebeneinander in etwas mehr als halber Lebensgrösse vor; der Himmel ist golden, der Boden dicht mit Grün, kleinem Geblüm und einzelnen (grossen) Gartenblumen (Aquileja, Schwertlilie u. s. w.) bestanden. Die Figuren ähneln oder gleichen fast einander in der Haltung, Carnation und Gesichtsbildung, die letztere verbindet sie mit dem genannten Altare der Wiesenkirche, an dem indess der brüchige Auslauf des Kleidergefälts und einzelne Judengesichter den aufdämmernden Realismus und ein etwas jüngeres Alter bekunden. Der Meister des Altares hat also entweder bei dem Maler des Althauser Bildes gelernt oder dies in seinen früheren Jahren ausgeführt, etwa um 1450.

4) Nr. 81 des Kunstvereins. Vgl. Lübke a. a. O. S. 363, 372 und L.

Nun machen auch die Erbstücke des Klosters Vinnenberg bei Warendorf bezüglich ihres Geburtsortes keine Schwierigkeiten mehr; denn die 1852 verkaufte und verschollene Marter des h. Andreas[1]) erinnerte in ihrem besonders idealen Ausdrucke an die Schule des Liesborner Meisters, und was das Paar mit kleinen fast unschönen Apostelgestalten[2]) anlangt, so zieht sich davon zu dem sogen. Jarenus-Altare (99), dem ansehnlichen Bilde des Kunstvereins (Nr. 102) vom Jahre 1468, das zudem mit dem Vinnenberger Stücke den schwarzen sternbesäten Hintergrund theilt, sogar zu dem weit jüngeren Prachtwerke des Cappenberger Meisters, das zu Clarholz (Nr. 139) gefunden und zu Dortmund gemalt ist[3]), ein gemeinsamer Faden: gewisse viereckige Gesichtsformate mit runzeliger Augenlage oder struppigem Barte. Jedenfalls sind die Vinnenberger Tafeln nach der Klosterreform von 1465 angeschafft[4]), und da Vinnenberg dabei dem Abte von Liesborn unterstellt wurde, hat dieser gewiss die Anschaffung vermittelt und wahrscheinlich dort, wo auch das herrliche Liesborner Altarwerk entstanden war. Oder sollten die beiden Aposteltafeln schon zu Dortmund bestellt sein, dessen besten Meister mancherlei Berührungen mit der Soester Schule nicht verbergen können?

Der Ostsaum des Münsterlandes und die Nachbarzonen lagen im Kunstbereiche von Soest; von hier, nicht von Münster überkamen die Kirchen zu Enniger[5]) und Ennigerloh[6]) in romanischer Zeit ihre von der Münsterischen verschiedene Hallenform, Liesborn in der Frühgothik die Wandgemälde des Thurmes[7]), sodann Beckum die gestreckten Raumverhältnisse der hallenförmigen Pfarrkirche; die Tafel- und Flügelgemälde Konrad's von Soest zerstreuen sich von Freckenhorst über Münster hinweg bis Darup und das Werk eines Nachfolgers[8])

---

Scheibler's Recension in der westdeutschen Zeitschrift (1883) II. S. 300—304 über sämmtliche westfälische Tafelgemälde von 1450—1550 nach Stil und Herkunft.

1) Lübke a. a. O. S. 350.

2) Nr. 79, 80 des Kunstvereins. Vgl. Lübke a. a. O. S. 354.

3) Vgl. Scheibler, a. a. O. II. 303.

4) Kreis Warendorf, S. 80.

5) Vgl. Lübke, a. a. O. S. 164.

6) Vgl. meinen Holz- und Steinbau Westfalens 1873, S. 408.

7) Jahrbücher, H. LIII, 43.

8) Zu meinem Bedauern kann ich für eine Angabe Jahrbücher LIII, 14, ein Maler Gerhard von Soest sei 1442 gen Köln gezogen, den Beleg nicht

bis Nortwalde; und als seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Hauptstadt des Landes mit eigener Kunstübung den Soester Werken den Zugang nach Nordwesten sperrte, dringen diese — also die Schöpfungen des Liesborner Meisters und seiner Schule — um so massenhafter gen Norden auf den Ost- und Grenzsaum des Münsterlandes[1]) vor: Lippborg, Liesborn, Sünninghausen und Herzbrock[2]) sind ihre Hauptfundstätten. Gerade, dass die spätidealen Malereien sich radienförmig von Soest[3]), wo die Hohnekirche noch heute eine Perle davon besitzt, nach der Mark (Lünen), nach dem Münsterischen Nachbarrevier und durch Gert van Lon zu Gesecke nach dem Osten verbreiten, ist Beweis genug, dass sie dort ihren Heerd und eine möglichst unwandelbare Pflege hatten. Nun kann auch die Kunststätte der stilgleichen oder -verwandten Strandläufer und Museen-Stücke nicht mehr fraglich sein, und die Werkstätte der mit Suelnmeigr bezeichneten Bilder von Marienfeld ist jedenfalls ebenso im Süden der Lippe zu suchen, wie jene der Klarholzer Tafel.

Also Soester Werk ist alles, was sich an rein idealen Tafelbildern im eigentlichen Kunstbereiche von Münster vorfand — dann hat die Hauptstadt auch bis ins 15. Jahrhundert hinein einer belangreichen Tafelmalerei ermangelt, und diese erst seit 1446 anfachen sehen durch Koerbecke und zwar im Dienste der niederländischen Formenwelt. In der That wird Münster fortan ein blühender Sitz der Farbenkunst und geradezu der Mittelpunkt aller Fundstücke realen oder halbrealen Geschmackes[4]), wenn davon die Leistungen Gert's van Lon[5]), der Dortmunder Meister[6]) sowie die niederländischen Ausläufer der Alt-Eyck-

---

wiederfinden, geschweige etwas über seinen Antheil an der Soester Malerei um die Mitte des 15. Jahrhunderts beibringen.

1) So lange dies ausser Acht blieb, wurden die Gemälde dort mit Münster, nicht mit Soest in Verbindung gebracht und daher Sitz und Ausgang der beiden Malrichtungen verwechselt oder im Dunkel belassen. Vgl. Lübke a. a. O. S. 355, Scheibler S. 301, mein Kr. Warendorf S. 80.

2) Nr. 121 ff.; Scheibler a. a. O. II, 301, 302.

3) Ebenso die fast gleichzeitigen Werke des Soester Glockengiessers Herman Vogel (1492—1517), wovon das bedeutendste zu Harsewinkel bei Marienfeld hängt. Vgl. meinen Aufsatz in Prüfer's Archiv f. kirchl. Kunst (1884) VIII, Nr. 11.

4) Scheibler, a. a. O. II, 302, 303.

5) Zeitschrift f. bild. Kunst 1881, S. 297 ff., Jahrbücher H. 82, 122 ff.

6) Scheibler in d. Zeitschrift f. bildende Kunst 1882/83, S. 59 ff.

schen Weise[1]) abgezogen werden. Die äussersten Fundstücke sind der grosse Flügelaltar zu Schöppingen[2]) und die beiden Tafeln aus Marienfeld; dann kommen ausser den Werken Koerbeckes noch Funde von mittlerem Werthe in Betracht, wofür es ja vor und nach dem Jahre 1500 zu Münster Hände genug geben mochte.

Mit welchem Beifall und Glücke Koerbecke hier von Anfang an den Pinsel führte und seine Weise vertrat, bezeugten uns oben schon die Schriftquellen und die dort hervorgehobene Bereitwilligkeit, womit die Chronisten von Marienfeld gerade seiner Gemälde gedenken. Es fragt sich nur, warum sie nicht ausdrücklich auch unsere beregten Tafeln als Koerbecke's Arbeiten anerkennen.

Zunächst kam es den Chronisten nur auf die Kunstwerke und ihre richtige Vertheilung unter die kunstfördernden Aebte an — die Künstler werden nur vereinzelt vermerkt, vorab die Miniaturmaler, indem ihre Werke jedenfalls mit ihren Namen den Chronisten als leicht zugängliche Quellen vorlagen. Diese schweigen sonst so gut über die Maler und Bildner, aus deren Händen bis 1457 das grossartige Flügelwerk[3]) des Hochaltares hervorgegangen war, wie über die Künstler, welche kurz vor und nach dem Jahre 1500 dem Hochchore mit Bildwerken und dekorativen Architekturen ein ganz neues Gewand anlegten. Nur einmal erklärt sich der ältere Chronist über die Herkunft eines Gemäldes aus Osnabrück, und nur zweimal wird ein mittelalterlicher Maler erwähnt, — eben unser Koerbecke; — sein Name erschien also im Kloster der Erhaltung, der Kunde der Mit- und Nachwelt werth. Der spätere Chronist, Pater Hartmann zog seine Angabe über den figuralen Schmuck des Hängekreuzes aus Vermerken, die sich bei der Entfernung desselben 1675 vorfanden[4]), und der ältere Chronist, der uns das Kunstschaffen des Abtes Arnold und dabei unseren Meister vorführt, schrieb als Fortsetzer der lange unterbrochenen Klosterchronik erst unter dem Abte Thomdrecke (1537—1542)

1) Jahrbücher H. LXXXII, 129 ff.

2) Der jedoch eher in Dortmund als in Münster entstanden ist.

3) Die Aussenflügel wurden durch den Abt Herman Kolle (1603—1610), also erst im 17. Jahrhundert angefügt.

4) Vgl. über die Marienfelder Chroniken meinen Aufsatz: Churfürst Friedrich III erwirbt ein Tafelgemälde (aus Marienfeld) in der Zeitschrift f. Preussische Geschichte und Landeskunde (1881) XVIII, 576 und die Auszüge im Repertorium für Kunstwissenschaft V, 305 ff.

und da Arnolds Regierungsanfang über drei Menschenalter von ihm abstand, konnte er Einzelheiten und Künstlernachrichten, welch' letztere ja den alten Chronisten stets nur geringe Sorge machten, höchstens aus dessen spätern Jahren noch von einem alten Klosterbruder gewahr werden — darunter auch die Bestellung der Koerbecke'schen Tafel mit Philippus und Jacobus und die Anschaffung einer zur Zeit des Chronisten schon „alten" Orgel. Von den früheren Thaten des Abtes ist ihm nur Allgemeines mehr geläufig — offenbar weil sein Gewährsmann ihm mit Einzelheiten nicht mehr helfen konnte: so die Vollendung und Weihe des Hochaltars, der von Arnolds Vorgänger schon begonnen war, und der Preis von 1000 rh. Gulden für dessen (inneres) Tafelwerk und jene Orgel. Wie die Nachricht über das bemalte Kreuz findet sich die Schilderung des Altares erst bei Hartmann, der aus alten Notizen und besonders aus eigener Anschauung schöpfte. Es ist also ganz erklärlich und verzeihlich, wenn sein Vorgänger im 16. Jahrhunderte von den Meistern des Hochaltares überhaupt und namentlich von Koerbecke nichts mehr verlauten lässt, dessen Theilnahme an dem Altarwerke wohl keinem Zweifel unterliegen kann.

Denn wie Pater Hartmann ausführt[1]), zeigte das innere Flügelpaar des Hochaltars an beiden Seiten das ganze Geheimniss des Erlösungswerkes und was die Auffassung anlangt, eine ihm höchst „wunderbare" Erscheinung: Gesichter und Kleider des Erlösers, der h. Jungfrau und Apostel waren einander gleich oder vielmehr gleichartig — denn er schiebt die Bemerkung ein: Uebereinstimmung der Gesichter habe bei Christus und Jacobus als Brüdern stattgefunden — Gesichter und Anzug des Pilatus, Annas, Caiphas, der Juden und Kriegsknechte liessen sich an wie Copien (aus der Umgebung) in einer Scene, ja auch in andern. Die Gewänder und das Aussehen der Maria Magdalena, des Joseph von Arimathia und anderer dem Herrn befreundeter Personen haben dagegen für ihn nichts Auffallendes — wir werden erfahren,

---

1) Hanc vero primariam inauratamque tabulam (das sculptirte Mittelstück) ambiebant suisque temporibus, ut infra claudebant, binae tabulae collaterales eidemque affixae, elegantissimis mysteriorum vitae Christi picturis foris et intus insignes, in quibus picturis id apprime mirandum, nempe easdem omnino vestium facierumque effigies verbi gr. Christi Domini, b. Mariae V., apostolorum (inter quos et facies d(omini) Jacobi cum Christi facie conveniebat tamquam fratris Domini in evangelio dicti) Pilati, Annae, Caiphae, Judaeorum adeo et militum, quae in una pictura videbantur, instar controfectarum cernebantur et in aliis.

warum? Sind uns auch die Hauptscenen der Flügel, die dem Chronisten jene Auffassung oder vielmehr jene verschiedenartige Behandlung der Personen im Leidensdrama so grell in die Augen springen liessen, verloren gegangen, im Kleinen bestätigen seine Schilderungen schon unsere Tafeln[1]). Die eine mit der Verhöhnung spiegelt uns die Missethäter wieder mit Judengesichtern und den Kleidern aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ganz klar, nicht übertrieben.

Dagegen tragen auf der andern Tafel, welche die Grablegung enthält, Maria, Johannes und andere fromme Personen noch das ideale Gewand, und der charakteristische, nicht gerade unedle Gesichtstypus der beiden erstern kehrt beide Male bei Christus wieder — ein längliches Antlitz mit schmaler Stirn, langem Untergesichte und daran die kräftigen Kinnladen über die Schönheitslinie am Halse hinuntergezogen.

Das Gleichförmige in der Gesichtsbildung, was dem Meister zur Manier geworden, galt dem Chronisten für etwas Absichtliches oder auch Tiefsinniges, zumal dagegen die Missethäter und Juden mit Kleidern und Köpfen, wie man sie alle Tage sehen konnte, gewaltig abstachen.

Maria Magdalena aber hatte für ihn wohl deshalb nichts Bemerkenswerthes, weil sich ihre Auffassung ganz den übernatürlichen Vorgängen der Darstellung anpasste. Indem die Büsserin knieend am Grabe die Hand des Erlösers küsst, bietet sie dem Zuschauer nur ihre rechte Seite und zwar, mit idealer Kopfcontour, noch schmalen Schultern und einem lang herabwallenden Obergewande, woran die Falten unten in eckigen aber gemessenen Zügen brechen. Von Andacht und Hingebung durchdrungen erscheint sie als die einzige Idealfigur auf beiden Tafeln.

Kurzum die Bilder können mit den kraftvollen Früherscheinungen des Realismus, wohinein der Idealismus noch einmal leise nachklingt, schwerlich vor dem Jahre 1446, worin uns die erste Spur des Meisters aufgeht, entstanden sein — ebenso wenig in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts, weil damit die Tagescostüme, insbesondere die zugespitzten Schuhe nicht stimmen; die mittlere Zeit fällt ungefähr mit der Weihe des Marienfelder Hochaltares 1457 zusammen.

Als diesem um 1670 der Barockgeschmack das Todesurtheil sprach, zerstreuten sich die Theile und lösten sich die zahlreichen Bildfelder, so dass das Werk nicht vollständig mehr anderswohin versetzt werden

---

1) Vgl. die stilistische und inhaltliche Beschreibung bei Lübke a. a. O. S. 350, 351 und in d. K. u. G. D. des Kreises Warendorf S. 148.

konnte[1]); der Reliquienstock hing bald an einer Chorwand und die Tafeln wanderten wahrscheinlich in den Kreuzgang; hier hingen zur Zeit der Aufhebung des Klosters mehrere Bilder mit Passionsscenen[2]) und zwei davon fanden schliesslich Unterkommen beim Kunstverein, — es sind die Zielpunkte unserer Forschung, welche man nun wohl dem Münsterischen Maler Johan Koerbecke nicht mehr absprechen wird.

Dieselbe, nur etwas härter angelegte Hand erblicken wir im angeführten Mittelstücke des Altarwerkes von Amelsbüren, sodann in mehreren Passionsscenen des Pfarrhauses zu Langenhorst und vermuthlich auch, wie schon angedeutet, in einem altdeutschen Bilde zu Soest.

In der Kreuzigung des Soestischen Krankenhauses, welche der Mitte des 15. Jahrhunderts zugeschrieben wird, schlagen die etwas über halbe Lebensgrösse hinausgehenden Figuren, die schweren Faltenbrüche, die Physiognomie des Herrn und des Liebesjüngers und das kärglich bemessene Schamtuch deutlich in Koerbecke's Formenwelt, nur tritt dieselbe hier nicht so gedrängt und manierirt auf, wie in den Bildern kleineren Formats. Da jedoch der Hintergrund noch mit dem architektonischen Baldachin und der herkömmlichen Ausstattung, mit goldener Luft, mit Mauer und Felsenburg, der Boden mit hohen Blumen vorlieb nimmt, so wird das Werk zu den Erstlingen[3]) des Meisters zählen und wie im Stile, so auch im Alter das realistische Altarwerk der Wiesenkirche zu Soest von 1473 übertreffen. Für Soest nehmen sich die beiden Stücke als realistische[4]) Sonderlinge und Eindringlinge aus, insofern dort noch bei den Malern der altideale Zug den Ton angab und dem Realismus eine nur untergeordnete Rolle eingestand. Die Schule des „Liesborner Meisters“ war damals noch in voller Schaffenskraft; ihr Flügelwerk aus der Walburgiskirche (Kunstver. Nr. 75—77) führt die Jahreszahl 1489[5]) und vielleicht kündigt sich in den Figuren

1) Vere enimvero res dolenda, schreibt mit Zorn und Bedauern der jüngere Chronist in die Annalen, tam elegans, tam speciosum pretiosumque Campi (sc. s. Mariae) ac templi nostri cymmelion (quod adeo venerata ac demirata fuit tota retro antiquitas) ita destructum fuisse, ut non potius integrum alio transportatum fuerit.

2) Lübke a. a. O. S. 351.

3) Auf Nachbesserungen deutet schon das moderne INRI der Kreuzestafel.

4) Dem letztern ähnelt mehr die kleine Maria im Aehrenkleide mit zwei Figürchen, umrahmt von einem umwölbten Chore in der Wiesenkirche. Vgl. Scheibler a. a. O. II, 302.

5) Scheibler a. a. O. II, 301.

der Aussenflügel des Amelsbürener Altares schon die Art des Gert van Lon an, der als Soester Nachbar seinen zahlreichen Gemälden nach 1500 kaum noch den idealen Hauch wehren kann[1]).

Um so mehr dürfen wir Koerbecke für den Meister der Soester Kreuzigung halten, als er offenbar zwischen der Altsoester Kunststätte und seinem Wohnorte einen gewissen Künstlerverkehr hergestellt hat, der bis auf Aldegrever[2]) und die to Rings in Kraft blieb[3]). Nannte sich der Vater, wie es damals nicht ungebräuchlich war, nach seinem Geburtsorte — Koerbecke liegt in südöstlicher Nachbarschaft der Stadt Soest — so hat der Sohn vielleicht dessen Beziehung dahin benutzt, um die Kreuzigung zu schaffen, Münster jedoch als Wohnsitz gewählt, weil ihm hier ein ungehindertes Wirkensfeld offen, dort eine beträchtliche Concurrenz und für seine Malweise ein arges Widerstreben zu befürchten stand; dass aber bald eine Brücke zu den dortigen Idealisten hergestellt ward, zeigt sich zunächst in einer Scene des früheren Altares der Wiesenkirche, insofern sich in der Auferstehung auf einem Flügel (Nr. 100) das Gesichtsprofil eines Wächters wie eine derbe Copie eines Juden in der Marienfelder Kreuzigung Koerbecke's anlässt — nicht umgekehrt, da jener Altar unter dem Vorhalten und Fortwirken des Idealismus in Soest doch wohl später entstand, als Koerbecke's Altar (1457). Den beiderseitigen Künstlerverkehr verräth noch augenscheinlicher das Amelsbürener Werk: Koerbecke malte das Mittelstück, ein Schüler des Liesborner Meisters führte die Flügel[4]) aus. Nun

---

1) Vgl. Studie I in den Jahrbüchern H. LXXXII, 122 ff., 131.

2) Sein naher Anverwandter war unstreitig Lodewich Trippenmaker, Paderbornischer Richter zu Salzkotten 1480 (Urk. in Wigands Archiv f. Geschichte und Alterthumskunde IV, 165) — sein Vater offenbar jener Herman Trippenmaker, der 1491 28/10. in einem zu Gunsten des Ostenhospitals ausgestellten Schuldbriefe (Paderborner Stadtarchiv Urk. 191) bekannt wird (Vgl. J. F. Gehrken in der Westfäl. Zeitschrift IV, 147); der Name Trippenmaker war also längst Geschlechtsname, nicht mehr eine Charakteristik der Profession, vermöge welcher Gehrken den Vater gar der Schustergilde einverleiben will.

3) Vgl. Prüfer's Archiv IX, 82, 83.

4) Die einzigen idealeren Fundstücke der Spätzeit im eigentlichen Kunstbereiche Münsters; denn die kleine Kreuzigung Nr. 105 „aus einem Zunfthause des Münsterlandes" muss ich nunmehr mit Scheibler unbedenklich dem Meister Gert van Lon aus Goseke zuerkennen. Ausserdem vervollständigen das Bild seines reichen Schaffens folgende Stücke: eine kleine Kreuzigung mit den Seitenfiguren jener gleichartig bei Herrn von Brenken zu Wever und mehrere

überrascht uns auch kaum mehr ein Ereigniss, wie folgendes: 1487 20/6. verkaufte vor dem bischöflichen Richter Johan Byscopinck zu Münster mester Johan von Soest de meler für sich, seine verstorbene Frau Gertrud und seine Stiefkinder Grete, Bernd und Johan Knosel, die Gertrud ihrem ersten Manne Johan Knosel dem Trippenmeker geboren hatte, und für Johan von Soest, den er mit Gertrud gezeugt hatte, an den Münsterischen Bürger Johan Hesseling zwei Häuser zu Münster an der Clemensstrasse (Hundsstiege), die seiner Frau als Knosels Wittwe angefallen und neben dem Hause des Zimmermannes Everd Moneke gelegen waren [1]). Die Handlung lässt durchblicken, dass Johan von Soest nach Münster verheirathet und bei anscheinend wohlhäbigen Verhältnissen ein Kunstmaler war. Es gebricht nur noch an einem bestimmten Anhalte, um seinen Namen hier und zu Soest auf Malereien anzuwenden oder eine Verbindung zwischen ihm und Koerbecke festzustellen; oder war dieser Johan von Soest gar der Maler der Amelsbürener Altarflügel? Diese tragen thatsächlich innerhalb der idealen Schulcharaktere ein selbständiges Meistergepräge, dem ich bis jetzt noch kein anderes Werk unterzuordnen vermag.

Die vier Fundorte der realistischen Gemälde, welche erwähnt oder näher betrachtet sind, Soest, Marienfeld, Amelsbüren und Langenhorst weisen auf Münster als den Mittelpunkt und zwar auf den dortigen meistberühmten Maler Koerbecke und da wir keine älteren Proben ihrer Stilrichtung im Lande wahrnehmen konnten, war es also dieser Künstler, welcher mit seiner mindestens seit 1446 anhebenden Kunstthätigkeit Westfalen in die Vorderreihe jener Landschaften gerückt hat, welche dem flandrischen Geschmacke ihren Tribut entrichteten, mochten auch stellenweise die altidealen Formen noch nachleuchten. Koerbecke macht ihnen in der Soester Kreuzigung und, wie die Magdalenenfigur beweist, in der Marienfelder Grablegung nur mehr vereinzelte Concessionen, sonst trägt er den Realismus im Figürlichen so bestimmt und markig aus, dass er sich denselben wohl nirgendwo anders, als in den Niederlanden angeeignet hat. Dafür sprechen seine frühe Lehrzeit, die man mindestens in den Anfang der vierziger Jahre setzen darf, die Nachbarschaft Westfalens und der Niederlande und die mannigfaltigen Beziehungen zwischen beiden Kunstrevieren. Denn

---

Andachtsbildchen auf Goldgrund, welche dem westfäl. Kunstverein von Berlin überwiesen sind.

1) Allgemeine Urk.-Sammlung Nr. 397 im Staats-Archive.

solche[1]) ergeben sich längst im Handel, in Koerbeckes Jugendzeit im Verkehr der Fraterherren und der Ordensleute, und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts empfand wohl kein Land so sehr den Einfluss der überreichen Cultur der Niederlande als Westfalen zumal im gelehrten Schulwesen, in der Buchdruckerei und in der Kunstübung, die sich nun unwiderstehlich Bahn bricht. Von dieser beseelt griff Koerbecke dem Geschmacke seiner Landsleute vor oder gab ihm als praktischer Maler zuerst Ausdruck, ohne, wie es scheint, selbst alle Bestellungen bewältigen zu können. Denn die Abkehr von der altidealen Stilweise der Soester Schule oder die Neigung zu den Naturformen war es doch, wenn seit 1461 die Bürger zu Unna und das Schwesterhaus zu Ahlen mit Umgehung der Landeskünstler den Malern zu Brügge und Antwerpen Aufträge zuwandten, oder wenn das Domkapitel zu Münster bei Franz (Franco) von Zütphen jene vielangestaunten Gemälde bestellte, die von den Wiedertäufern durchlöchert sind[2]).

Die Dortmunder Schule[3]) führte im Anfange des 16. Jahrhunderts die realistische Malweise zum höchsten Gipfel empor, vermochte jedoch mit allen Malern des Landes der Nachfrage so wenig zu genügen, dass fast gleichzeitig (1510—1530) die auswärtigen Barock-Nachbeter der van Eycks[4]) hier noch ein weites Absatzfeld fanden.

---

1) Jahrbücher LIII, 45, LXVIII, 122 f.; Chroniken deutscher Städte (die Dortmunder von Dr. Hansen) XX, 312.

2) Jahrbücher LIII, 18, 47.

3) Ein bereits entartetes Produkt derselben gehört der Stilweise und dem Costüme der Figuren zufolge der Mitte des 16. Jahrhunderts an — nämlich das Flügelgemälde eines Altares auf dem Hause Delwig bei Dortmund. Hintergrund Landschaft, in der Mitte die Kreuzigung, wobei Maria zu Boden fällt, links die Kreuztragung, rechts die Auferstehung. Gesichter herbe, mehr gezeichnet, als modellirt, Falten lang, ihre Rücken rundlich und selten mehr eckig gebrochen, die Composition nicht gerade ungefällig. Aussen in Grau der h. Antonius und Laurentius.

4) Studie I, Jahrbücher H. LXXXII, 129 ff. Dazu als Nachtrag: der Antwerpener „Schilderer" Adriaen von Overbecke übernimmt 1513 laut Vertrag die Lieferung eines bemalten Schnitzaltares für den Hauptaltar der Pfarrkirche zu Kempen und erhält 1529 den Auftrag zur Ausführung einer doppelten Tafel für den dortigen Josephsaltar. H. Keussen in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein XXV, 205, 207 ff. Dieser niederländischen Richtung und Zeit gehören jedenfalls noch an: eine farbenprächtige Anbetung der Könige mit Flügelbildern bei Herrn Schulgen zu Düsseldorf — ein Sippenbild bei Herrn v. Brenken zu Wever — und eine Anbetung der Könige

Auch nachdem die Renaissance hüben und drüben der realistischen Formenwelt ein Ziel gesetzt hatte, ja bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trieb es die westfälischen Künstler, besonders die Maler und Goldschmiede unwiderstehlich zu den Niederlanden, und erquickten diese die hiesige Kunst und zumal die Malerei mit ihren Werken oder gar mit ihren Wander-Meistern.

---

mit Flügeln bei Herrn v. Landsberg zu Velen; letztere schliesst sich mit den auffälligen Farben, den geknitterten Gewändern und den Renaissance-Ornamenten dem Sassenberger Altare (1517) an, dem sie jedoch in den Köpfen überlegen ist. Vgl. Jahrb. 82 S. 129, Kreis Warendorf S. 60, 61.

## II. Litteratur.

---

1. W. M. Flinders Petrie, Hawara, Biahmu and Arsinoe. With 30 Plates. London, 1889.

Selten hat ein Fund im Oriente so allgemeines Aufsehn in den weitesten Kreisen erregt, wie der der sog. Graf'schen Porträts. Von den verschiedensten Seiten, in Zeitungen und wissenschaftlichen Journalen sind dieselben, bes. seit ein grosser Theil der Stücke in München und Berlin ausgestellt wurde, behandelt worden [1]). Was man dabei allgemein bedauerte, war das Fehlen eines zuverlässigen Fundberichtes, denn die Behauptung der Araber, sie hätten die Stücke in einer Felsenhöhle bei Rubayât im nördl. Fayûm unter der Sanddecke gefunden, konnte einen solchen nicht ersetzen, um so weniger als es sich dabei keinesfalls um die ursprüngliche Stelle der Bilder handeln konnte. Nach Analogie anderer älterer Funde in Saqqarah und Theben, die besonders Porträts von Angehörigen der Familie eines Pollius Soter, der unter Hadrian Archon der Thebais war, vorführten [2]), musste man vielmehr annehmen, dass sich die Bilder ursprünglich an Särgen befanden.

Keines der Graf'schen Porträts trug eine Inschrift, dagegen wurden angeblich zusammen mit ihnen einige griechisch geschriebene Mumienetiquetten entdeckt, die davon sprachen die betreffenden Todten seien in dem Hafenorte Kerke, der im memphitischen Nomos, zu dem auch der nördl. Theil des Fayûms gehörte, gelegen war, bestattet worden; zwei sollten aus dem Dorfe Philadelphia stammen — die eine Inschrift lautet: *ἐς ὅρμο[ν] Κερκὴ τοῦ Μεμφίτου νομοῖ ἀπὸ κ[ώ]μης Φιλάδελφος* (sic) *τοῦ Ἀρσιν[ο]εΐτου νομοῦ* —

---

1) Vgl. Ebers, Eine Gallerie antiker Portraits, München, 1888 (Separatabdr. aus der Münchener Allg. Zeitung); Grauel, Eine Gallerie antiker Portraite (Zeitschr. f. bild. Kunst 24 S. 9 ff.; 39 ff. mit Illustrationen, auch separat verbessert und in den Ill. vermehrt); Ecker, Griech.-äg. Portraits (Kunst für Alle IV. 134—6 mit Ill.); Heydemann, über die gemalten Bildnisse aus dem Fajum im Bes. des H. Graf (Ber. der Leipz. Ak. 1888. Phil.-hist. Cl. S. 295—325); Fendler in Ill. Zeitung 13. Okt. 1888 (mit Ill.); Virchow, Verh. der Berl. anthrop. Ges. 1889. S. 33—44. — Ueber das Technische handelte besonders Donner von Richter, Die enkaustische Malerei der Alten (aus der Allg. Zeitung, angebunden an der genannten Aufsatz vom Ebers).

2) Vgl. bes. Cros u. Henry, L'encaustique chez les anciens. Paris, 1884.

der Schriftcharakter der Täfelchen entsprach dem der hadrianischen Zeit. Hierhin hat denn auch Heydemann mit vollem Rechte die Porträts verwiesen, denn der Versuch, aus der sog. Prinzenlocke bei einigen derselben den Beweis ihrer ptolemäischen Herkunft zu entlehnen, erledigte sich ohne Weiteres durch den Hinweis auf Lucian, Navig. 2. Auffallender Weise ist nun in keiner der Bearbeitungen hervorgehoben worden, dass bereits ein älterer, mehrfach von diesen Angaben abweichender Bericht von Fouquet über den Fund vorliegt. Nach diesem (Compt. rend. de l'Ac. des Inscr. IV Ser. 15 p. 229 f.) entdeckten Griechen und Araber, die ein neues Terrain zu occupiren gedachten, eine Höhle, deren Boden bedeckt war mit regelrecht mumificirten und mit einfach eingewickelten Leichen. Unter den Köpfen der letzteren lag regelmässig ein Brett mit einer Inschrift. An den Wänden hingen Bilder mit Porträts. Da es sehr kalt war, so heizten die Finder drei Nächte hindurch mit den Bildern und Inschriften. Von Fundgegenständen konnte Fouquet nachweisen etwa 50, z. Th. unvollständige Porträts, ein Eisenmesser mit fester Scheide und von eigenthümlicher Form, einige Stoffstücke und die Inschrift einer Mumienetiquette: *Ταφὴ Ιουλίου στρατιώτου ἀπὸ κώμης Φιλαδελφίας τοῦ Ἀρσενοίτου ἐν* (wohl ὸς) ὅρ[*μον*] *Κερκὴ τοῦ Μεμφίτ*[*ου*]. Auf der Rückseite stand *I Θ* (19?). — Macht nun im Allgemeinen auch dieser Bericht einen zuverlässigern Eindruck, so bleiben doch auch bei ihm viele Fragen offen; vor Allem, was bedeuten die in Aegypten sonst nicht vorkommenden Bilder an der Wand, bez. wenn sie an Särgen angebracht waren, was hatten sie an Monumenten, die nach altägyptischer Sitte doch ewig den Augen der Sterblichen verborgen bleiben sollten, für einen Zweck u. s. f. Alle diese Zweifel haben durch die vorliegende Publikation Petrie's ihre Erledigung gefunden.

Die Ausgrabungen, die in derselben geschildert werden, waren ein Privatunternehmen, dessen Kosten ausser Petrie selbst, der die Arbeit allein verrichtete, zwei Engländer Haworth und Kennard trugen; sie erfolgten im Winter 1887/8 in Fayûm unter den in Aegypten üblichen Bedingungen, dass alle Auslagen von dem Ausgraber bestritten werden, unter den Fundgegenständen dem Museum zu Bulaq aber als Entgelt für die Ausgrabungserlaubniss — alle Alterthümer gelten als Staatseigenthum — eine Auswahl zusteht, während der Rest dem Finder verbleibt. Gearbeitet wurde an drei Stellen, bei Arsinoe, Biahmu und Hawara. An ersterem Orte wurde der Temenos sorgfältig ausgemessen und nachgewiesen, dass ausser den Ueberresten eines ptolemäischen, wohl von Ptolemäus II Philadelphos, der die früher Krokodilopolis genannte Stadt seiner Gattin und Schwester zu Ehren als Arsinoe bezeichnen liess, herrührenden Tempels auch Reste älterer Anlagen vorhanden waren. Eingehendere Arbeiten verbot der Umstand, dass die Trümmerstätte jetzt Fruchtland ist. Bei Biahmu wurden zwei früher für Pyramiden gehaltene Bauwerke untersucht, deren Herodot II. 149 und ihm

folgend Diodor I. 52 gedenkt. Sie entpuppten sich als die freilich sehr zerstörten Ueberreste zweier etwa 35' hoher Kolossalstatuen Amenemhā III, die auf einer 3' hohen Basis sitzend angebracht waren und sammt dieser sich auf einem etwa 22' hohen Piedestal erhoben. Umgeben waren dieselben von einem offenen Hofe mit abgeschrägten Mauern von etwa derselben Höhe wie die Piedestals. Während der Ueberschwemmung, wenn die Fluthen des Nils an die Hofmauer spülten, konnte es scheinen, als ständen die Kolosse auf pyramidenförmigen Unterbauten in Mitten eines Sees, wie Herodot dies behauptet hat. Weit ergiebiger als diese mehr für den Fachmann interessanten Stellen erwies sich die Trümmerstätte von Hawara.

Zu Füssen der hier angelegten Pyramide hatte Lepsius die Trümmer des berühmten Labyrinths zu entdecken geglaubt, allein bald ward nachgewiesen, dass das, was er dafür hielt, vielmehr die Ueberreste eines römischen bez. koptischen Dorfes sind. Trotzdem hatte er in gewissem Sinne Recht, die Stätte ist die des Labyrinths, aber von diesem selbst sind nur wenige Blöcke und Fundamentirungen erhalten, die im Einzelnen von Petrie nachgewiesen wurden, ohne dass sich daraus ein Plan hätte herstellen lassen. Auf diesen Resten war ein Dorf angelegt worden, das von der Römerzeit bis in die der Araber hinein bewohnt blieb. Auf der andern Seite der Pyramide lag ein ungeheurer Friedhof. Verhältnissmässig wenig zahlreich waren die Gräber aus alter Zeit, das meiste gehörte dem Ende der Ptolemäerherrschaft und den ersten Jahrhunderten n. Chr. an. Ganz im Nordosten schloss sich daran eine Begräbnissstätte für heilige Krokodile, die neben riesenhaften Thieren ganz junge, Eier, ja auch falsche Krokodilsmumien, die aus einem Bündel Heu, in dem ein Knochen oder auch ein Ei lag, bestanden, enthielt. Reste von Dörfern waren gleichfalls in der Nähe nachweisbar. Mit grosser Sorgfalt ward der erwähnte Friedhof untersucht, ihm entstammen die wichtigsten Funde. Nur flüchtig erwähnen wir zahlreiche Lampen, Waffen, Geräthe, Spielzeug, wie u. a. Puppen, die aus Lumpen zusammengebunden sind, ein Puppenbett, eine kleine Tragbahre aus Terrakotta, u. s. f., dann Gläser verschiedener Art, Glaslinsen, Schalen aus Thon, Sandalen, ein dicker wollener Strumpf, ein Elfenbeinkasten mit eingeritzter Arbeit, Stickereien, Wandmalereien, mit Wachs übergossene Holztäfelchen mit griechischer Schrift, Münzen, griechische Inschriften, zahlreiche Bruchstücke von Pflanzen, die man den Todten beigegeben hatte, u. a. m., Gegenstände, die einen höchst interessanten und genauen Einblick in das Leben und den Luxus einer ägyptischen Provinzialstadt unter den römischen Kaisern gewähren. Dazu kamen fast 500 Papyri, von denen der wichtigste, verhältnissmässig wenig beschädigt, den grössten Theil des zweiten Buches der Ilias mit Beifügung kritischer Noten enthielt. Die übrigen, z. Th. stark fragmentirten Stücke sind bisher nur zum geringsten Theile unter-

sucht worden, meist scheinen es Steuerakten zu sein, demnach die zahlreichen ähnlichen in Berlin, London, der Samml. Erzherzog Rainer und sonst zerstreuten Dokumente dieser Art zu ergänzen.

Zu all diesen Funden kam die Aufdeckung einer Reihe gemalter Porträts an ihrer ursprünglichen Stelle, wodurch der Nachweis erbracht ward, dass sie sich fast immer an Särgen oberhalb des Gesichtes des Todten befanden. Die betreffenden Bilder entsprachen, soweit dies untersucht ward, dem Alter nach den Mumien, so dass es sich um Porträts des Todten handelt, und nicht um ältere Bildnisse, die man im Todesfalle zu diesem Zwecke verwendete. Nur ein Bildniss fand sich, welches ursprünglich eine andere Verwendung gehabt hat: In einem Grabe lag, nicht auf der Mumie, sondern ihr gegenüber auf der Kante stehend ein sehr verwaschenes Porträt in Wachsfarben in einem braun angestrichenen Holzrahmen. Der Rahmen hat zwei parallele Rinnen, in die hintere ist das Bild eingelassen, die vordere ist so eingerichtet, dass man von oben einen zweiten Gegenstand, einen Holzdeckel oder ein Schutzglas, einschieben konnte. Am oberen Ende war ein Strick befestigt um das Bild aufzuhängen. Es ist dies das erste Beispiel eines antiken gerahmten Gemäldes und sein Auftreten an dieser Stelle legt die Vermuthung nahe, dass die angeblich zu Rubayât an der Wand befestigten Porträts analoge Bildnisse waren. In einem eigentlichen Grabe hatte dies freilich keinen rechten Sinn, denn ein solches war nur für den Todten bestimmt, nicht für den Lebenden, der sich an den Bildern erfreut hätte, und der ägyptische Todte andererseits brauchte sich, wenn er seine Hinterbliebenen wiedersehen wollte, nicht mit dem Anblick ihrer Porträts zu begnügen, er konnte sich in der Mumie incorporiren, um auf Erden denselben persönlich einen Besuch abzustatten. Den Sinn dieser Gemälde und der Mumienbilder selbst erklärt ein anderer Gebrauch.

Von den griechischen Autoren (Herodot II. 86, 136; III. 37; Diod. I. 92; Sext. Emp. Pyrrh. 24 p. 184) wird direkt ausgesprochen oder doch wenigstens vorausgesetzt, dass Mumien in ohne zu grosse Mühe zugänglichen Räumen beigesetzt wurden. Da dies der altägyptischen Sitte widersprach, die die Mumie möglichst gegen jede Berührung mit der Aussenwelt zu schützen vorschrieb, hat man dies allgemein für einen Irrthum gehalten. Nun haben Petrie's Funde gezeigt, dass die betreffenden Mumien mit Porträts längere Zeit über der Erde gestanden haben müssen. An mehreren finden sich Theile abgestossen, Wasser und Schmutz ist von oben her auf einige geflossen, eines ist von dem Oel einer Lampe ganz durchtränkt, bei andern hat ein Kind die Farbe verschmiert u. s. f. Alles dies kann nicht während des Begräbnisses geschehen sein, denn man hat zuweilen versucht den Schaden wieder gut zu machen, gewöhnlich in sehr ungeschickter Weise, während doch die während der Beerdigung zur Hand seienden Hersteller der Bilder leicht eine gute Restaurirungsarbeit hätten ausführen können.

Dann aber ruhen die schön verzierten und gut einbalsamirten Mumien häufig in geradezu erbärmlichen Gräbern. Man hat vergoldete Mumien in alte halbverfallene Schachte gestellt; andere ordnungslos mit ganz gewöhnlichen Mumien in Massengräber gesteckt; hat, wenn das zufällig vorliegende Grab nicht gross genug war, Stücke vom Sarge abgeschlagen u. s. f., Dinge, die im auffallendsten Widerspruch stehn zu der sorgsamen und kostspieligen Herrichtung der Leiche selbst. Hierfür giebt es wohl nur eine, die von Petrie vorgeschlagene Erklärung. Die Mumien wurden thatsächlich in Kammern über der Erde aufgestellt, wo die Hinterbliebenen sie und die auf ihnen angebrachten Porträts besuchen konnten; von nicht an Ort und Stelle Begrabenen wird man Porträts in Rahmen in demselben Raume aufgestellt haben. Starb die Familie aus oder ging das Grab durch Verpfändung (vgl. Her. II. 136, Diod. I. 93) in andern Besitz über, dann wird der neue Inhaber sich der lästigen Mumien dadurch entledigt haben, dass er sie möglichst schnell und billig irgendwo verscharren liess. Ist dieser Gebrauch für alte Zeit auch nicht nachgewiesen, so ergiebt er sich für die spätere aus den Klassikern und aus obigen von Petrie zuerst nachgewiesenen Thatsachen mit grosser Wahrscheinlichkeit. Dies zeigt aber andererseits, warum man so naturalistische Bildnisse herzustellen suchte; man arbeitete nicht nur für den Todten, sondern schuf für die Hinterbliebenen ein bleibendes Andenken an den Verstorbenen. Dann aber zeigt die Nachlässigkeit, mit der man die Stücke, sobald sie den Affektionswerth verloren hatten, fortschaffte, wie gering man ihren Kunstwerth schätzte, mit andern Worten, wie hoch die griechischen wirklichen Gemälde über diesen Handwerksarbeiten, die unsere Zeit doch vortrefflich findet und die Maler, wie Lenbach und Adolf Menzel zu hoher Anerkennung veranlassten, gestanden haben müssen.

Das vorliegende Werk Petrie's, zu dem Griffith (hieroglyphische Inschriften), Sayce (griechische Papyri), Cecil Smith (griechische Porträts) und Newberry (antike Pflanzenreste) Beiträge geliefert haben, reiht sich den frühern Publikationen des Verfassers, der als Entdecker und Erforscher der Ruinen von Naucratis und Daphnae weiten Kreisen bekannt geworden ist, würdig an. Mit seinen genauen Fundberichten, sorgsamen Planaufnahmen, klaren Publikationen der entdeckten Gegenstände — zwei Tafeln enthalten treffliche Reproduktionen von 18 der griechischen Porträts — gewährt es neue und überraschende Einblicke in die Kulturgeschichte nicht nur Aegyptens, sondern auch des klassischen Alterthums überhaupt. Möchten Petrie, der seit mehreren Jahren der Ausgrabung ägyptischer Trümmerstätten seine Zeit und Kraft gewidmet hat, der auch in diesem Winter mit Erfolg an den Ufern des Niles thätig war, noch viele gleich werthvolle Entdeckungen beschieden sein!

A. Wiedemann.

2. **Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren.** Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen, sowie zum Konserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer. Herausgegeben auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, 1888.

Das von Herrn Museumsdirector Dr. A. Voss verfasste kleine aber inhaltreiche Schriftchen wird nicht verfehlen, sich für die Alterthumsforschung nützlich zu erweisen, zumal in Gegenden, wo Sachverständige, zumal Vorstände von Vereinen oder Sammlungen nicht in der Nähe sind.

I. Die Sammlung vorgeschichtlicher Alterthümer bezweckt ein zuverlässiges und anschauliches Bild von der Entwicklung des Menschengeschlechtes und der menschlichen Cultur seit den frühesten Zeiten zu gewähren. Nur einzelne Gegenstände können in Museen aufgestellt werden. Bei grossen Denkmälern, Grabhügeln, Pfahlbauten müssen wir uns mit Beschreibungen und Abbildungen begnügen. Alles Material muss, so weit es möglich ist, in grösster Vollständigkeit gesammelt werden. Das Büchlein giebt dann II. einen Ueberblick über die vorgeschichtlichen Perioden mit Berücksichtigung unserer heimischen Verhältnisse. Auch für die Bevölkerung Europa's gab es eine Zeit, in der dieselbe auf einer ähnlichen Stufe der Kultur gestanden hat, wie die noch heute vorhandenen Naturvölker, in welcher ihnen der Gebrauch der Metalle unbekannt war. In dieser Steinzeit unterscheidet man zwei Perioden, die des geschlagenen und die des geschliffenen Steines. Metallgegenstände wurden wahrscheinlich zuerst aus den südlichen und östlichen Mittelmeergegenden eingeführt. Hier blühte eine reiche Metallindustrie, während der Norden noch in seiner primitiven Kultur verharrte. Die durch Schlagen und Vernieten hergestellten Kupfergeräthe müssen für älter als die gegossenen Bronzegeräthe gehalten werden. Diese zeigen bereits einen sehr entwickelten Stil, der durch lineare und stilisirte figürliche Ornamente charakterisirt ist. Hieran reihen sich die Funde, in denen neben getriebenen Bronzen auch eiserne Geräthe und Waffen vorkommen. Diese werden nach dem berühmten Fundort im Salzkammergut als Hallstatter Typus bezeichnet. Seine Dauer wird von 600 bis 400 v. Chr. gesetzt. Einige setzen die Einführung von Metallgegenständen nach dem Norden um 1500, Andere um 1000 v. Chr. Bis in das 4. Jahrh. v. Chr. hinauf reichen die Gegenstände, die man als etrurisch zu bezeichnen pflegt, die aber zum Theil für griechischen Ursprungs gehalten werden müssen, es sind bronzene Schnabelgefässe, bemalte Thongefässe, goldene Schmucksachen, eiserne Schwerter mit Erzscheiden u. s. w. Jünger als die Hallstatter Sachen, aber verwandt in Form und Ornament sind die Funde des nach einem Pfahlbau des Neufchateller See's genannten la Tène-Typus, der bis etwa 100 n. Chr. sich erhält. Durch die Römer wurde dieser alterthümlich barbarische Geschmack verdrängt und Gegenstände griechisch-römischer Kunst

verbreiteten sich bis Scandinavien, Hinterpommern, Ost- und Westpreussen. Diese römische Kaiserzeit rechnet man bis etwa 350 n. Chr. Zur Zeit der Völkerwanderung von 350 bis etwa 500 n. Chr. zeigen sich Mischformen barbarischer und klassischer Kunst und Mischfunde, welche barbarische und rein klassische Gegenstände neben einander enthalten. Hieran schliesst sich die Merowingerzeit, die bis zum Jahre 750 n. Chr. zu rechnen ist. Es überwiegt der barbarische Geschmack, der zuweilen an die la Tène-Zeit erinnert, in der Technik aber neue, im Orient mehr geübte Verzierungsweisen, wie das Tauschiren und Besetzen mit farbigen Steinen mit Vorliebe zur Anwendung bringt. Reich an Alterthümern dieser Zeit sind die Gebiete der Franken, Alemannen und Angelsachsen, neuerdings sind sie auch in Ungarn und Ostpreussen, vereinzelt sogar in der Krim gefunden. Mit den Karolingern beginnt in Westdeutschland die volle historische Zeit. Im Osten und Nordosten verharren die slavischen Stämme der Sorben-Wenden, die bis über die Elbe hinaus vorgedrungen waren, ebenso wie die alten Preussen noch bis in unser Jahrtausend auf primitiver, von Süden und Osten her durch byzantinisch-orientalische, von Westen und Norden her durch germanische Einflüsse nur allmählich veränderten Culturstufe.

III. Nun folgt eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Arten der vorgeschichtlichen Alterthümer. Diese sind bewegliche oder mit dem Erdboden verbundene Denkmale. Jene werden eingetheilt in Einzelfunde und Sammelfunde, welche als Schätze oder Vorräthe oder als den Göttern geweihte Gaben in die Erde vergraben oder in Seen versenkt wurden. Diese lassen sich scheiden in 1) Wohnstätten, 2) Bodenkulturen, Baudenkmäler, Strassen- und Brückenanlagen, 3) Kultusstätten, Gerichts- oder Versammlungsplätze, 4) Gräber und Grabdenkmäler. Bei den Massenfunden ist es wichtig, zu wissen, ob die verschiedenen Gegenstände zu gleicher Zeit niedergelegt sind, und ob der Fund aus lauter gleichgeformten oder aus verschiedenartigen Gegenständen nach Form und Material besteht. Wohnplätze verrathen sich durch meist zerbrochene und als unbrauchbar fortgeworfene Geräthe und durch Speiseabfälle, auch durch Feuerstellen und durch runde grubenartige Vertiefungen, Mardellen. Bei Höhlen finden sich die Funde meist am Eingang derselben. Pfahlbauten kommen mit und ohne Verschanzungen vor, meist in Seen, selten in Flüssen. Befestigt sind die Wohnplätze durch einfache oder mehrfache Umwallungen, diese sind Erd- oder Steinwälle, sie sind Rund- oder Langwälle oder Abschnittswälle, die Steinmauern sind zuweilen verschlackt und enthalten in ihrem Innern Holz- oder Kohlenreste. In der Nähe der Ansiedelungen findet man häufig Gräber oder auch Werkstätten und Arbeitsplätze. Die Hochäcker sind Zeugen alter Bodenkultur. In moorigen Gegenden Norddeutschlands sind heute noch solche Beetrücken in Gebrauch. Von Steinbauten kennen wir nur Wälle und Grabkammern. Die Häuser der Germanen und Slaven waren

aus Holz gezimmert. Als alte Strassen kommen die Rennwege, Rennsteige, Heerstrassen, Hochstrassen, Bohlwege und Teufelsdämme in Betracht. Als Opferplätze werden Teufelsteine, Näpfchen- und Schalensteine, Steinkreise, heilige Seen und Quellen, Drachenbäume und Malstätten angesehen. Die Gräber lassen sich unterscheiden 1) als Flachgräber ohne oder mit unterirdischen oder oberirdischen Steinsetzungen in Form von Steinkränzen, Schiffen, aus Steinplatten gebildeten Steinkisten oder Holzsärgen oder Todtenbäumen; hierher gehören Urnenfelder und Reihengräber, 2) Hügelgräber mit ober- oder unterirdischer Steinsetzung, mit oder ohne Steinkisten, mit Pflasterung, Steinkammern, Holzeinbauten und Aschenurnen, 3) Riesenbetten mit Steinen eingefasst, 4) Megalithische Gräber, Ganggräber aus grossen Steinblöcken errichtet, die entweder frei stehen oder von einem Erdhügel bedeckt sind, mit oder ohne bedeckten Eingang. Diese Grabformen sind in Bildern dargestellt. Die Hügelgräber bilden meist unregelmässige Gruppen, doch ist eine Orientirung nach Himmelsgegenden bei einigen beobachtet; die Flachgräber sind häufig reihenweise angelegt. In einem Grabe können mehrfache Bestattungen und Massenbestattungen vorkommen. Nach der Bestattungsweise giebt es Skelettgräber, Brandgräber mit vollständiger oder theilweiser Leichenverbrennung und Theilgräber, in welchen nur ein Theil des Körpers, z. B. die Schädel beigesetzt sind. Es ist zu beachten, nach welcher Himmelsgegend das Gesicht des Todten gerichtet ist, ob er auf dem Rücken oder der Seite liegt, ob gestreckt oder in gekrümmter Lage, oder in sitzender oder hockender Stellung. Zuweilen ist er auf ein Brett, auf ein Pflaster oder auf weissen Sand gebettet. Die Asche ist in einem Gefässe beigesetzt oder von einem Steinhaufen bedeckt oder über den Boden des Grabes ausgestreut. Die Beigaben sind Waffen, Geräthe, Schmuck, Nahrungsmittel, Münzen.

IV. Die Anweisung zur Untersuchung von Alterthümern bemerkt, dass zuerst alle Gegenstände zu messen sind. Die in der Erde gefundenen Gegenstände sind zunächst ungereinigt an einem nicht zu warmen Orte aufzubewahren und nur allmählich zu trocknen, dies gilt zunächst von Knochen. Die Urnen dürfen erst entleert werden, wenn sie wieder fest geworden sind. Steingräber kann man im feuchten Boden mit der Steinsonde aufsuchen. Um Urnen unversehrt herauszuholen, umwickelt man sie mit einer Gazebinde. Eine Vertiefung auf dem Gipfel eines Hügels lässt vermuthen, dass schon eine Nachgrabung stattgefunden hat. Bei grösseren Gräberfunden mache man eine kartographische Aufnahme und trage jedes Grab unter einer Nummer in die Karte ein und gebe den Funden dieselbe Nummer. Eine gründliche Untersuchung eines Hügels ist nur durch eine völlige Abtragung desselben zu erzielen, die aber in einzelnen Abschnitten zu erfolgen hat. Häufig hat man das Hauptgrab in dem östlichen Theile des Hügels gefunden. Ausnahmsweise kann man die Untersuchung eines Hügels mittelst

blosser Einschnitte vornehmen. Sehr grosse Hügel hat man durch einen von der Basis nach der Mitte getriebenen Stollen untersucht. Die römischen Gräber sind entweder Brandgräber mit Urnen von Thon oder seltener von Glas oder Bronze oder Bestattungen in Särgen oder aus grossen Ziegelplatten zusammengesetzten Behältern. In den fränkisch-alemannischen Reihengräbern liegen die Todten in Holzsärgen, von denen oft nur die grossen Nägel erhalten sind, oder auf ein Brett gebettet, oder in Plattengräbern, oder frei in der Erde. Bei der Untersuchung von Höhlen ist auf das Verhalten der übereinander liegenden Schichten des Höhlenbodens zu achten, deren Einschlüsse von sehr verschiedenem Alter sein können. Kohlenreste, schwarze Humusschichten, zerschlagene Knochen und Steingeräthe verrathen die Anwesenheit des Menschen. Die Werkstätten des letzteren enthalten ausser dem Rohmaterial die fortgeworfenen Abfälle und die misslungenen Stücke. Bei Burgwällen untersucht man den Wall mittelst Durchschnitten, den Graben, den Zugang, den Innenraum oder Kessel. Die Pfahlbauten bieten besondere Schwierigkeiten, sie erfordern verschiedene Werkzeuge, wie Baggerschaufeln, Hand- und Schleppnetze u. dgl.

Die Anleitung zur Conservirung von Alterthümern V. erklärt zunächst den verschiedenen Grad der Erhaltung oder den Zerfall der in der Erde lagernden Gegenstände aus deren chemischer Zusammensetzung und den auf sie einwirkenden äussern Agentien. Holzkohlen und verkohltes Holz sind sehr widerstandsfähig; in Fluss- und Seewasser erhält es sich besser als in der Erde; das in feuchter Erde weichgewordene Holz wird an der Luft wieder so hart, dass es bearbeitet werden kann. Kupfersalze, die es durchtränken, tragen zu seiner Erhaltung bei, wie zu der von Leder oder künstlichen Geweben. Zur bessern Conservirung alter Hölzer tränke man sie mit einem Gemisch von Petroleum und Firniss, oder mit einer Harzlösung; diese passt auch für Knochen, Horn und Zähne, für Leder und Gewebe. Sind diese brüchig geworden, so nehme man eine Mischung von Mohnöl und Benzin. Der Edelrost schützt die Bronze. Die mehlige und die krystallinische Patina wirkt zerstörend, man entfernt sie mit warmem Seifenwasser oder Potaschelösung. Bröcklige Patina tränkt man mit Mohnöl und Benzin oder Harzlösung, oder betupft sie mit Fischleim oder Schellacklösung. Silber, wenn es mit Chlorsilber überzogen ist, reinigt man mit Ammoniaklösung, stärker angegriffene Gegenstände müssen geglüht werden. Eisen, welches bei der Leichenverbrennung geglüht war, ist oft sehr gut erhalten, es zeigt eine sehr harte, meist blauschwarze Oberfläche von Eisenoxyduloxyd. Zur Rostbildung giebt meist das im Boden enthaltene Chlor Veranlassung. Zur Verhinderung des Rostens dienen Fette, Wachs, Terpentin oder Benzin. Stark gerostete Gegenstände erhalte man in diesem Zustande, entferne das Chlor durch Sodalösung, fülle die Lücken durch Eisenrostpulver und Hausenblase und tränke zuletzt mit einer Harzlösung.

Tauschirte Sachen erfordern ein umständliches Verfahren. Den Glanz der Thongefässe stellt man durch Mohnöl und Benzin und nachheriges Bürsten wieder her. Als Kitt verwende man guten Fischleim; auch ist kaltflüssiger Leim zu empfehlen, der aus kölnischem Leim mit Zusatz von arabischem Gummi und Glycerin hergestellt wird. Ergänzungen mache man mit Steinpappe, deren Bereitung angegeben wird. Als Kitt für zerbrochene Gläser dient ebenfalls Fischleim oder Hausenblase. Die irisirende Oberfläche weissen Glases lasse man unberührt; dass darunter die Zerstörung fortschreitet, möchte doch nicht immer der Fall sein. Oft sieht man die iridisirende Oberfläche in Lamellen sich ablösen und das Glas darunter unverändert bleiben. Trübes Glas kann man durch Mohnöl und Benzin aufhellen.

Es folgen im Anhang VI Regeln und Recepte, sowie ein Fragebogen. Er verlangt Auskunft über Folgendes: 1) Welches ist der Fundort? Name der Flur, der Feldmark und des Grundeigenthümers, Name des zugehörigen Ortes, Entfernung desselben vom Fundort. In welcher Himmelsrichtung von diesem liegt er? Namen des Kreises und Regierungsbezirkes. 2) Wie ist derselbe beschaffen? Bodenart, ob Sand, Kies, Lehm, Torf u. s. w., Berg, Höhle, Abhang, Ebene, Wald, Acker, Haide, Bruch, Moor, Wiese, Quelle, Tümpel, Fluss, See. 3) Sind andere Alterthümer in der Nähe vorhanden und in welcher Entfernung? z. B. Hünengräber, Hügelgräber, Heidenkirchhöfe, Opfersteine, Scherben, Knochenanhäufungen, Feuerstellen, Höhlen, Grubenwohnungen, Pfahlbauten, Schanzen, alte Strassen und Brückenanlagen. 4) Knüpfen sich Sagen oder abergläubische Vorstellungen an den Ort? 5) Sind an derselben Stelle oder in der Nähe schon früher Alterthümer gefunden worden? Ein einzelnes Stück oder mehrere zusammen, welcher Art waren sie, aus welchem Material? 6) Wie tief lag er? Lag er frei im Boden oder mit Steinen oder Holz umgeben, in einem Gefäss, lagen Scherben dabei oder Kohlen, Asche und gebrannte Knochen? 7) Welcher Art ist derselbe? Axt, Beil, Celt, Paalstab, Hammer, Schwert, Lanze, Messer, Nadel, Spange, Armring, Halsringe, Halsschmuck, Zierplatte, Buckel, Kette, Gefäss? 8) Wie gross ist er, wie hoch, lang, breit, welches ist der Umfang und Durchmesser, das Gewicht? 9) Welche Farbe hat er? 10) Aus welchem Stoffe ist er hergestellt? 11) Sind andere Gegenstände mit demselben zusammengefunden? Wie viele und von welcher Art? Sind alle aus demselben oder aus verschiedenen Stoffen hergestellt? In welchem Erhaltungszustande befinden sie sich? 12) War die Fundstelle ein Wohnplatz? Fanden sich Scherben, Knochen und Steingeräthe? War es ein Brandplatz? War es eine Höhle? Wie hoch lag sie über dem Flussbett, wie gross war der Eingang, nach welcher Himmelsrichtung lag er? Verzweigte sich die Höhle, wie lang, hoch und breit waren die Theile, war sie trocken oder feucht, lag der Fund auf der Oberfläche oder wie tief, welches waren die darüber und die darunter liegenden Schichten, was wurde mit dem Stück zusammen

vorgefunden? War es eine künstliche Vertiefung im Erdboden? War es ein Pfahlbau? Wie gross war er, wie viele Pfahlreihen hatte er, lagen Bohlen oder Hölzer auf denselben? liessen sich einzelne Häuser nachweisen, welche Grösse und Form hatten sie, wurden Geräthe gefunden und welche, lagen sie zerstreut oder in einer Schicht, wie war diese beschaffen, lag sie über, neben oder unter den Längshölzern, stand der Pfahlbau mit einer Schanze in Verbindung? War die Fundstelle eine Schanze oder Umwallung? Ist diese langgestreckt oder bogenförmig, kreisförmig, oval oder viereckig, ist sie einfach, zweifach, mehrfach? Wie lang, breit und hoch ist die Schanze, wie gross der äussere Durchmesser und der eingeschlossene Raum, sind Zugänge vorhanden, wie sind sie angelegt, aus welchem Material ist der Wall errichtet, was zeigt der Durchschnitt, fanden sich Brandspuren oder Verglasung in demselben, welche Schichtung fand sich im Kessel, war der Wall auf gewachsenem Boden aufgeschüttet oder auf Pfahlrosten oder Packwerk? Waren Vertiefungen im Kessel oder ausserhalb des Walles und was enthielten sie, sind Begräbnisse in der Nähe der Schanze? 13) War die Fundstelle eine Grabstätte? War es ein Flachgrab, war es mit Steinen bedeckt, oder lag es in der Nähe eines grossen Steines, wie tief, wie lang, wie breit war es, enthielt es ein Skelet? Wie lag dasselbe, in einem Holz- oder Steinsarg, zwischen Platten oder frei in der Erde, welches waren die Beigaben und wo fanden sie sich? Oder war es ein Brandgrab? wie tief, lang und breit war es, wie waren die Aschenreste beigesetzt, bestand das Begräbniss aus einem oder mehreren Gefässen, waren sie zugedeckt und wie standen sie im Grabe, waren die verbrannten Gebeine in einem oder mehreren Gefässen enthalten, welches waren die Beigaben und wo lagen sie? War nur ein Theil der Leiche verbrannt oder war nur ein Theil des Leichnams beigesetzt? Sind andere Gräber in der Nähe, was ist deren Inhalt? War es ein Hügelgrab? War dieses rund oder länglich, wie hoch, breit und lang war es? War es mit Steinen umgeben oder standen sie auf demselben, bestand es aus Erde oder Steinen, fand sich ein Steinkreis im Innern oder eine Steinkiste oder eine aus Holz errichtete Kammer? Waren mehrere Begräbnisse im Hügel und an welchen Stellen, waren es Skelet- oder Brandgräber, welches waren die Beigaben und wo lagen sie? War es eine grosse Steinkammer oder ein Riesenbett mit Steinkammern, war in demselben nur ein Grab vorhanden oder mehrere und wo befanden diese sich? Mit diesen Fragen ist noch nicht Alles erschöpft, doch geben sie ein ziemlich vollständiges Bild von dem, was der Alterthumsforscher auf diesem Gebiete zu beachten hat.

Einige zusätzliche Bemerkungen über die Höhlenforschung und über Knochenfunde mögen hier ihre Stelle finden. Wie man am Eingang der Höhle, wo es hell ist, die Speiseabfälle, Feuerheerde und Steingeräthe zu finden pflegt, so wurde der hintere Theil derselben oft zu Begräbnissen be-

nutzt. Während in der Regel die oberste Schicht des Höhlenbodens die jüngsten Einschlüsse enthält, so können doch durch Einstürzungen aus Spalten der Decke der Höhle ältere Knochenreste über die jüngern gelagert werden. Nicht selten finden sich in Höhlen scharfkantige Stücke zerschlagener Knochen durch fliessendes Wasser abgerundet, wie Flussgeschiebe, so dass man sie Knochengerölle nennen kann. Charakteristisch sind für viele Höhlenknochen die durch Eisen und Mangan gebildeten Dendriten. Dunkle Humusschichten im Durchschnitt des Höhlenbodens bezeichnen die Perioden, in denen sie bewohnt war von Menschen oder Thieren. Die glatt polirten Wände deuten auf Bären und Hyänen. Stalagmitendecken dienen zur guten Erhaltung der darunter liegenden Knochenreste. Die Thierreste gestatten einen Schluss auf die Temperaturverhältnisse der Urzeit. Die Farbe der in der Erde begrabenen Knochen ist nicht ohne Bedeutung. Die Knochen der frischen Leiche sind weiss; nachdem die Weichtheile in einen schwärzlichen Moder zerfallen sind, nehmen die Knochen davon eine braune Farbe an, die aber, wenn sie im freien Felde liegen, wieder ausgelaugt wird. In wenig eisenhaltigem Lehm und Sand oder Kalkboden erscheinen die Knochen nach Jahrtausenden wieder weiss. In Särgen und festem Thonboden bleiben sie dunkler, auch behält die das Skelet umgebende Erde vom Moder der Weichtheile lange eine dunklere Farbe. Rothbraun sind die im Torf liegenden Knochen, die Farbe ist wohl nicht durch den Torf erzeugt, sondern die Torfsäure hat die Auslaugung des mit den Weichtheilen in den Torf gekommenen Knochens verhindert. Zeigen die Knochen auf der Oberfläche netzartig verbundene Rinnen, so waren sie den Pflanzenwurzeln zugänglich. Wichtig ist ihr chemisches Verhalten. Ihr Knorpelgehalt nimmt ab, je älter sie sind und je mehr sie der Wirkung von Licht und Wasser ausgesetzt waren. Bei der Untersuchung mit Salzsäure muss sowohl der in flüssigen Leim verwandelte Knorpel wie der feste Knorpelrückstand bestimmt werden. Die Knochen des Leichenbrandes sind verkleinert und verkrümmt und in eigenthümlicher Weise gesprungen und zerrissen, dieselben sind weiss, calcinirt und an einzelnen Stellen nur verkohlt.

Schaaffhausen.

3. L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Alterthumskunde I. Theil 3. Lief. Braunschweig 1889.

Die vorliegende Lieferung schliesst den ersten Theil des Werkes ab, der den Schmuck, die Geräthe und Waffen der germanischen Volksstämme des 5. bis 8. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schildert. Es wird nicht nur das Kunsthandwerk, dessen eigenthümlicher Geschmack auf allen Schmuckgeräthen der merovingischen Zeit wiederkehrt, eingehend geschildert, sondern von der ganzen Cultur und Sitte jener Zeit, mit Bezugnahme auf die litterarischen Quellen ein anschauliches Bild entworfen. Es werden

noch verschiedene Theile der Tracht unserer Vorfahren besprochen, als Taschenbeschläge, Haarzängelchen, Ohrlöffel, Löffelchen von Erz oder Silber mit siebartig durchlöcherter Schale, deren Gebrauch unbekannt ist, Schlüssel, Feuerstahl und -stein, Waagen, Messer, Zierscheiben und Kettengehänge, Anhängsel von Bergkrystall und Eisenerz, Schatzkästchen und Büchschen, Goldkreuze, Spangen mit Runenschrift, Eimer, Gläser und Thongefässe und schliesslich der gothische Goldschatz von Petrossa. Alle diese Gegenstände sind in vortrefflich ausgeführten Holzschnitten abgebildet. Zu den Feuerstahlen, die Lindenschmit hier aus Rheinhessen, Westfalen und von Reichenhall abbildet, sei hier bemerkt, dass er früher schon solche von Selzen und Westhofen bekannt gemacht hat. Dies Vorkommen in Reihengräbern aus dem 6. bis 7. Jahrh. widerlegte die Angabe von Erman, Sitzb. d. Berliner A. Ges. vom 10. Juni 1871 und 23. März 1872, dass das Feuermachen mit Stahl und Eisen durch die Araber um 700 n. Chr. aus Asien nach Spanien und von da nach Westeuropa gekommen sei. Er wies allerdings auf den gleichen Zündstoff aus einer Cirsiumart hin, der bei den Andalusiern wie bei den Jacuten in Gebrauch sei. Später fand ich selbst, dass in den Gräbern von Meckenheim fast jeder Todte am Gürtel den Stahl und einen Feuerstein liegen hatte, Anthrop.-Vers. in Strassburg 1879, S. 129. Es bleibt immer noch nachzuweisen, woher der allgemeine Gebrauch des Feuerstahls zur Zeit der Reihengräber seinen Ursprung hat, da er von den Römern nicht bekannt ist, wenn auch Plinius sagt, dass man mit dem Clavus und dem Feuerstein Feuer mache. Es ist eine auffallende Thatsache, dass das Feuerbereiten bei den klassischen Völkern, den Griechen und Römern nirgends bildlich dargestellt ist, auch, wie es scheint, nicht bei den Aegyptern, während doch sonst alle häuslichen Verrichtungen der Alten in Skulpturen, Malereien, geschnittenen Steinen uns vorgeführt werden. Zum Theil erklärt sich dies wohl aus dem Umstande, dass man überhaupt selten neues Feuer anmachte, sondern das vorhandene hütete und den Feuerherd durch das Ignitegium bis zum andern Tag in stiller Gluth zu erhalten wusste. Wichtig ist die Mittheilung von Festus p. 106, dass, wenn das Feuer der Vestalinnen zufällig erlosch, man neues Feuer durch Reiben von Hölzern entzündete. Nach Plutarch, Numa IX wurde dasselbe später mit dem Brennspiegel aus dem reinen Lichte der Sonne gewonnen. Vgl. Archiv f. Anthrop. VIII 1875, S. 253. Der Feuerstahl in Gräbern wurde gewiss häufig übersehen oder nicht erkannt. In den Phahlbauten, zwischen Funden der la Tène-Zeit sowie unter römischen Werkzeugen ist er bisher nicht gefunden.

Nach Beschreibung der Geräthe lenkt Lindenschmit den Blick auf die ganze Lebensweise und Kunstübung der Merovinger und belegt seine Schilderung mit bezüglichen Stellen der lex salica und bajuvarica, der lex Ripuariorum, der leges Burgundionum, Langobardicae, Wisigothorum, Ala-

mannorum u. A., sowie der Schriften des Paulus Diaconus, Beda, Fredegar, Gregor von Tours u. A. Manche der merovingischen Schmuckstücke, zumal die scheibenförmigen Gewandnadeln müssen in Bezug auf ihre Technik unzweifelhaft als römische oder byzantinische Arbeiten bezeichnet werden, aber eine in Verfall gerathene Kunst wie die römische des 4. Jahrhunderts ist ebenso bereit barbarische Elemente in sich aufzunehmen, als sie selbst immer noch Einfluss auf die ersten Kunstversuche unentwickelter Volksstämme zu äussern vermag. Für Gestaltungen, wie sie die Spangen merowingischer Zeit darbieten, sind keine orientalischen und byzantinischen Motive zu finden. Von einer keltischen Kunst kann um diese Zeit nicht mehr die Rede sein. Auch die Evangelienbücher irländischer Missionäre können diese Ornamente nicht auf dem Festlande ausgebreitet haben. Die Verzierungen irischer Manuscripte des 7. bis 9. Jahrhunderts zeigen eine zu ausgebildete Ornamentik, um für den ersten Anlauf dieser Kunst gelten zu können. Dazu kommt, dass von unsern Fibeln und Ziergeräthen in Irland wie im übrigen Norden keine Spur zu finden ist. Die Verzierung von Büchern führte niemals zur Erfindung einer neuen Ornamentik, sie zeigt vielmehr die Verwendung eines schon bekannten Styls, dessen erste Spuren mit dem Auftreten deutscher Stämme in den vormals römischen Provinzen zu Tage kommen. Für den heimischen Ursprung sprechen an einigen Schmuckstücken die deutschen Namen der Verfertiger. Im 5. Jahrhundert werden germanische Goldschmiede erwähnt, die für die Königin Gisa Schmuckgegenstände verfertigen. Die Könige Chilperich und Gunthram lassen aus römischen Geräthen kostbare Tafelgefässe herstellen, Brunhilde sendet solche nach Spanien. Der spätere Bischof Eligius führt an dem Hofe Chlotars und Dagoberts mit seinem Schüler, dem Sachsen Tillo die kostbarsten Arbeiten in edlem Metalle aus, darunter zahlreiche Reliquienschreine. Für die germanische Kunstübung jener Zeit war die Beibehaltung der Nationaltracht nicht gleichgültig, die eine gleichmässige Verzierung aller ihrer Bestandtheile verlangte. „Die auf Schmuckstücken und Geräthen hervortretende Ornamentik ist dem Charakter antiker Kunstweise völlig fremd und gewährt gleich den Arbeiten wilder Völker, bei allem Mangel eines maassvollen Styls und organisch entwickelter Formen durch ihre oft überraschend gefälligen Motive und einen phantastischen Reichthum an Gestaltungen einen anziehenden Eindruck." Diese eigenthümliche Art der Verzierung muss ihre Entstehung auf einem leichter zu behandelnden Materiale gefunden haben, von dem sie erst später auf die Metallarbeit übertragen wurde. Es gab bei den germanischen Stämmen eine ausgedehnte Uebung der Holzsculptur, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Der vom heiligen Gallus zerstörte Tempel war erfüllt mit mancherlei Zierwerk, mit Götterbildern und Weihgeschenken, welche aus Holz geschnitzt waren. Die originale Verzierungsweise mit ihrem Netzwerk, Zickzack, mit

Rauten, Gitter- und Flechtwerk von Stäben, wechselnd mit phantastischen Thierhäuptern und Thierbildungen mit ihren geflochtenen oder in Schlingen und Knoten gelegten Bändern und ineinander geringelten, zusammengewundenen Schlangen erscheint wieder in Randmalereien der angelsächsischen und fränkischen Manuscripte wie bei den Sculpturen der Baudenkmale des 11. und 12. Jahrhunderts. Der Verfasser schliesst mit den Worten: „Die Entdeckungen auf den Friedhöfen der Franken und Alamannen haben den hohen Werth, dass sie ein helleres und freundlicheres Licht über eine wichtige Entwickelungszeit unseres Volkes verbreiten und eine leere Stelle unserer Bildungsgeschichte beleben, von welcher seither die Vorstellung einer dumpfen und abschreckenden Barbarei unzertrennlich schien.“ Diese bessere Meinung von der geistigen Begabung der germanischen Stämme unseres Landes, welche in der Geschichte die Erbschaft der Römer antraten, verdanken wir nicht zum wenigsten den Arbeiten des Verfassers.

Schaaffhausen.

4. Erster Bericht über die vom Alterthumsverein Kempten (a. V.) vorgenommenen Ausgrabungen römischer Baureste auf dem Lindenberge bei Kempten. Kempten, 1888.

Der im Jahre 1884 begründete Alterthumsverein zu Kempten hat seine Thätigkeit in glücklicher Weise durch die 1885—86 erfolgte Freilegung des Forums des alten Cambodunum eröffnet. Schon früher hatte man auf dem oberhalb einer Kemptener Vorstadt am rechten Iller-Ufer gelegenen, nach Süd und West steil abstürzenden Plateau des Lindenberges Ueberreste der römischen Vorzeit, Münzen, Ziegel, Scherben aufgedeckt; auch Mauerreste hatten sich gezeigt. Diesen wurde nunmehr nachgegangen und eine in ihren Fundamenten wohlerhaltene römische Anlage freigelegt. Den Mittelpunkt derselben bildete ein 69,60 m langer, 37 m breiter ungedeckter Raum, das eigentliche Forum, welches ein ca. 1 m höher liegender Portikus, dessen Dach von Säulen, Pfeilern oder Pfosten getragen wurde, umgab. In der Mitte der Südwestseite lagen drei kleine Räume, von denen zwei als Aufseherwohnungen gedient haben mögen, während der dritte in ziemlich roher Weise in eine Nische, vermuthlich zur Aufnahme einer Statue umgebaut worden war. Rechts und links befanden sich auf dieser Seite im Ganzen 12 Räume, von denen einer vom Forum und der Rückseite, die andern nur von ersterem aus zugänglich waren und wohl Läden enthielten. Der Mittelraum der Nordwestseite war durch eine besondere Säulenreihe von der Area ausgezeichnet und grösser als die angrenzenden Räume, er bildete wohl einen Tempel, wenn auch die in ihm gemachten Funde dafür keinen sichern Beweis geliefert haben. Rechts und links hiervon sind je 2 vom Forum zugängliche Gemächer und dann je ein als Eingang dienender Durchgang. Auf der gegenüberliegenden Seite be-

findet sich nach Süden hin ein kleines Gelass, daran schloss sich ein 20,90 m langer, 13,50 m breiter, durch eine Nische hinten abgeschlossener Saal an, dem 4 kleine Räume folgen, die vor einem mit besonders festem Fussboden versehenen, wohl zum Speicher bestimmten grossen Saale liegen. An die Nordostseite lehnen sich wieder eine Reihe von Läden an, die aber meist grösser sind als die gegenüber befindlichen. Zwischen denselben hindurch führen vier Eingänge in die hinter ihnen gelegene Basilika. Durch zwei Reihen von Pfeilern war dieselbe in drei Schiffe getheilt und wurde nach Nordwesten und Südosten an den Schmalseiten durch halbkreisförmige Absiden abgeschlossen. Die Länge des Baus betrug 40,10 m, die Breite 23,60 m; nach Nordwesten schloss sich an ihn ein gleichfalls, wenigstens auf einer Seite von Pfeilern getragener Raum. Bemerkenswerth ist endlich noch, dass sich nach Nordwesten hin unter dem Boden des Forum Reste einiger römischer Mauern gezeigt haben, die zu Bauten gehören, die hier vor Anlage des Forums standen.

Inschriftliche Funde wurden leider nur sehr wenige gemacht, von Steininschriften fanden sich vier Bruchstücke, die je 2—3 Buchstaben enthielten, sonst sind nur einige Töpferstempel zu nennen. Zahlreicher waren die Entdeckungen von Gegenständen aus Bronze (Nadeln, Zierscheiben, Fibeln, Nägel), Eisen (Schlüssel, Pfeilspitze, Messerklingen, eine noch in einem Beingriff), Glas (Perlen, Gläserfragmente, auch ein Bruchstück von Millefiori-Glas), Bein (Griffel, Löffel), Thon (Gefässstücke mit figürlichen Darstellungen, besonders Thierbildern, einige bemalte und einige barbarische Bruchstücke). Dazu kommen zahlreiche Fragmente von Marmor, die einst die Wände der Räume um das Forum schmückten, darunter die hübsche Reliefdarstellung eines Reihers, der eine Eidechse am Schwanze packt, und endlich einige Stücke bemalten Stuckes, die auf eine geschmackvolle Verzierung der Räume hindeuten. Die in den Räumen gefundenen Münzen reichen vom Anfange der Kaiserzeit bis auf Carus und vielleicht Constantius; andere z. Th. werthvolle Münzen bis auf Valens herab, sind vereinzelt an verschiedenen Stellen der Umgegend von Kempten entdeckt worden.

Die Hauptbedeutung der Ausgrabungen liegt, wie schon obige kurze Schilderung erkennen lassen wird, in der Klarlegung des Planes eines Forum und seiner umliegenden Bauten in einer römischen Provinzialstadt nördlich der Alpen in einer Klarheit, wie sie für eine derartige Anlage nur selten wieder zu gewinnen sein wird. Ihr Umfang zeigt, dass sich hier im Lande der Vindelicier eine sehr bedeutende römische Niederlassung befand und lässt hoffen, dass die projectirten weitern Grabungen des Kemptener Alterthumsvereins noch reiche Resultate zu Tage fördern werden. Für jetzt gebührt demselben der Dank der Wissenschaft nicht allein für die Aufdeckung dieser römischen Anlage, sondern auch dafür, dass er seine Resultate so schnell nach ihrer Gewinnung in einer trefflichen Pub-

likation allgemein zugänglich gemacht hat. Nicht weniger als 23 Tafeln führen die wichtigern Einzelgegenstände vor, vier geben Ansichten einzelner Räume, eine enthält eine Karte der Umgegend von Kempten und eine endlich einen genauen, klaren, in grossen Dimensionen ausgeführten Plan der ganzen Anlage. A. Wiedemann.

5. Zur pfälzischen Litteratur. In der Rheinpfalz bestehen drei wissenschaftliche Vereinigungen, welche die Erforschung der Landeskunde dieses schönen und interessanten Landes auf ihr Panier geschrieben haben: der seit 1869 neugegründete „Historische Verein", mit dem Sitze in Speier; die seit 1840 bestehende „Pollichia", mit dem Sitze in Dürkheim; schliesslich der seit zwei Lustren ins Leben getretene „Verein pfälzischer Schriftsteller", mit dem Sitze in Neustadt a. d. Hart.

Während letzterer Verein „das pfälzische Museum", eine Monatsschrift zur Verbreitung pfälzischer Geschichts- und Alterthumskenntnisse herausgibt, lässt der „Historische Verein" fast alljährlich eine mehr oder minder umfangreiche Veröffentlichung erscheinen: „Mittheilungen" betitelt. Von diesen liegt uns Nr. XIII vor, ein schöner Octavband von 208 Seiten, geziert mit mehreren Abbildungen und Plänen. Gedruckt ist die Schrift in der Gilardone'schen Druckerei zu Speier. Redacteur des Ganzen ist der verdienstvolle Conservator des Kreismuseums, Professor Dr. W. Harster zu Speier. Aus dem Vereinsberichte entnehmen wir die Thatsache, dass die Ausgrabungen im fränkischen Grabfelde zu Origheim und auf der Heidenburg zu Kreimbach im Lauterthale ausgiebige Ergebnisse lieferten. Die Ausgrabungen zu Altrip (Alta ripa) waren äusserst schwierig; man konnte laut Zeichnung einen grösseren, von Säulenhallen umgebenen Raum (forum?) feststellen, in dessen Innern sich die Sandsteinstatue eines jugendlichen römischen Kriegers vorfand. In Bliesdalheim deckte der Verein die Ueberreste einer römischen Villa (5 Räume) mit einer Reihe von römischen Anticaglien und Münzen auf. In Breitfurt erwarb der Verein zwei Reiterstatuen, 2,50 m lang und 2,65 m hoch. Eine davon ziert in Lichtdrucknachbildung das Titelblatt des Werkes. Der Stand der Mitglieder hat sich auf etwa 600 erhöht. Die Einnahmen stiegen, dank eines Kreiszuschusses, von 654 M. auf 3000 Mk, für das Jahr 1887. Rechner ist der kgl. Oberregierungsrath August Schwarz, eine um den Vereinsbestand hoch verdiente Persönlichkeit.

Die in der Schrift enthaltenen litterarischen Arbeiten haben, als wissenschaftliche Leistungen betrachtet, verschiedenen Werth. Interessante Beiträge zur kurpfälzischen Geschichte, zur Localgeschichte in Speier und zur pfälzischen Münzgeschichte im 17. u. 18. Jahrhundert bringt Professor Harster. Besonders in der Würdigung der Frankenthaler und Landauer Nothklippen (aus dem 30jährigen Kriege und den Belagerungen Landau's

1702—1704 stammend), zeigt sich der Verfasser als der bewährte Kenner mittelrheinischer Münzgeschichte. Beiträge zur Geschichte des erlauchten Hauses Leiningen bringt der auf dem Gebiete der Heraldik bekannte Forscher Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg. Den Freunden des mittelalterlichen Zunftwesens sei die Lectüre der „Zunftgesetze der Krämerzunft zu Grünstadt" empfohlen! Die Verwandtschaftsgrade der verschiedenen Leiningen'schen Linien veranschaulicht die Stammtafel zu S. 26. „Zur Geschichte des pfälzischen Holzlandes" betitelt Amtsrichter Gross einen Aufsatz, in dem er S. 59 eine recht wissenswerthe Urkunde veröffentlicht, sonst aber, z. B. bezüglich Construction von römischen Castellen, ferner der Gleichzeitigkeit von gallischen Steinwerkzeugen mit römischen Culturresten (S. 56) schwere Irrthümer begeht. Bezüglich römischer Besatzungsverhältnisse und römischer Castellconstruction erlauben wir uns, den Verfasser auf die einschlägige Litteratur (vgl. Band 77 der Bonner Jahrbücher), wie auch auf die fundamentalen Forschungen des Oberst v. Cohausen über römische Castelle im Rheinlande aufmerksam zu machen. Historischen Werth dagegen haben die Localuntersuchungen desselben Verfassers über zwei untergegangene Ortschaften der Pfalz, Staudenheim bei Göllheim und Rothenburg oder Rodenberg ebendaselbst. Eine S. 68—71 abgedruckte Vergleichsurkunde vom Jahre 1533 entstammt dem Archiv zu Göllheim. Eine Reihe von Druckversehen, S. 208, „Gass" für „Gross", S. 29 „siberne" für „silberne", S. 39 „Raufels" für „Ranfels", S. 61 „Heinz" für „Heintz" sei nicht weiter urgirt.

Im ganzen und grossen legt auch dieser Band der „Mittheilungen" Zeugniss ab von der Lebensfähigkeit und den hohen Verdiensten des „historischen Vereins" der Pfalz, besonders auf dem Gebiete der Bergung und der Erhaltung der Landesalterthümer. Möge der patriotische Geist, der Hauch warmer und thatkräftiger Heimathsliebe dem Vereine, der unter dem wirkungsvollen Protektorate des Regierungspräsidenten Excellenz v. Braun seit 8. November 1871 steht und blüht, auch in Zukunft erhalten bleiben! Gewidmet ist die Schrift Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzregenten Luitpold gelegentlich seines Aufenthaltes in der „sonnigen" Pfalz im Sept. 1888.

Dr. C. Mehlis.

6. Bilder aus der Geschichte von Bonn und seiner Umgebung. I. Die Kurfürstliche Universität von Dr. A . . . . II. St. Adelheidis-Pützchen von Dr. jur. F. Hauptmann. III. Die Ueberrumpelung Bonns am 22. Dezember 1587 von Dr. Hauptmann. IV. Die Junggesellen-Sodalität unter dem Titel 'Mariä Reinigung' von Dr. Hauptmann. Bonn Druck und Verlag von P. Hauptmann.

Das rege historische Interesse der Gegenwart sucht und findet seine Nahrung auch mit Vorliebe in den Spalten des Tageblattes, aber die Notizen

und Aufsätze, die nur auf diesem Wege an ihr Publicum gelangen, können naturgemäss nur von ephemerer Wirkung sein. So ist es denn gewiss verdienstlich, auch derartiges wenigstens in der Form einer Broschüre zugänglich zu machen und ihm so einen dauernden Bestand zu sichern. In diesem Sinne begrüssen wir die oben bezeichneten vier Hefte Bilder aus der Geschichte von Bonn.

Es liegt in der Natur der Sache, dass hier nicht immer neues geboten wird; aus besonderer Veranlassung beim Jahrestage eines Ereignisses entstanden, suchen die Aufsätze zum Theil nur auf Grund bekannten Materiales ein Bild aus der Vorzeit zu geben; das gilt zunächst von dem ersten Hefte, das wesentlich im Anschluss an die offizielle Einweihungsgeschichte und Varrentrapps Aufsatz in der Festschrift unseres Vereins vom Jahre 1868 die Feierlichkeiten bei der Gründung der Universität erzählt und dann den an derselben herrschenden Geist in den Hauptvertretern charakterisirt. Der Verfasser sieht von seinem Standpunkt aus die Dinge wohl etwas schwärzer, als sie waren; wenigstens hat schon Varrentrapp mit Recht gesagt, man dürfe über die kurfürstliche Universität nicht kurz aburtheilen, dass sie die Stätte des Wirkens von Eulogius Schneider gewesen sei.

Eigene Studien und archivalische Forschungen liegen dem zweiten Heft zu grunde, das zunächst die Gründungsgeschichte von Pützchen, dann ausführlicher die Geschichte des Carmeliterklosters 1688—1803, die Vorgänge bei der Aufhebung desselben und die weiteren Schicksale der Gebäulichkeiten erzählt. Hieran schliesst sich, kaum minder interessant, eine Schilderung des grossen Brandes am 23. Juni 1887 und eine besonders anschaulich geschriebene des grossen alljährlich hier gehaltenen Jahrmarktes, die beide auch später als von einem Zeitgenossen und Augenzeugen herrührend ihren Werth behalten werden.

Mit gleicher Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Detailmalerei führt das dritte Heft eine Episode aus den Truchsessischen Wirren, die Herrschaft Martin Schenks in Bonn, vor. Nach einer kurzen Uebersicht über Schenks bisheriges Leben schildert der Verfasser die Ueberrumpelung und Plünderung Bonns durch ihn und seine Truppen, dann die Zustände in der Stadt, endlich die Belagerung und Einnahme durch die von Ernst von Bayern gewonnenen spanischen und niederländischen Truppen. Ein Anhang giebt kurz Schenks weitere Schicksale bis zu seinem Ende. Der Werth des Aufsatzes beruht nicht auf neuem Material, sondern auf der hübschen, ansprechenden Form, in der der Verfasser, gestützt auf kunst- und kulturgeschichtliche Kenntnisse, mit der Anschaulichkeit seiner Schilderung an die gleichzeitigen Hogenberg'schen Stiche erinnert.

Von geringerem allgemeinen Interesse ist das vierte Heft, das die Geschichte der Bonner Junggesellen-Sodalität nach den Akten ihres Archivs

erzählt. Indess lässt der Verfasser auch hier gelegentlich interessante Einblicke in das Leben und Treiben der Stadt im vorigen und in diesem Jahrhundert sowie ihre Theilnahme an den allgemeinen Verhältnissen thun, wie wenn es in den Protokollen am 14. Juni 1804 bei der Vereidigung der Bürgerschaft auf Kaiser Napoleon heisst: 'unserm Küster für zu leuten bey dem französchen Fest, welches 2 tag lang daurte 1 Rthlr.' und dann am 15. October 1815: 'für zu läuten bey der Ankunft Sr. Majestät des Königs von Preussen 18. Stbr.'

Die Ausstattung macht dem Verlag alle Ehre; das erste Heft ziert ein Porträt von Max Franz, das zweite eine Abbildung der Ruine der Kirche von Pützchen, das dritte eine Facsimile des Hogenberg'schen Stiches, der die Ueberrumpelung Bonns darstellt.

P. E. Sonnenburg.

7. Geschichte der Ausstattung der Kirche des h. Victor zu Xanten. Nach Original-Baurechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt von Stephan Beissel S. J. Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1887.

Wenn der Verfasser in seiner Baugeschichte der St. Victorskirche wichtige Mittheilungen in Bezug auf die Architektur der romanischen und gothischen Epoche brachte (S. Jahrb. 76. S. 216), wenn er in der zweiten Schrift: „Geldwerth und Arbeitslohn im Mittelalter", überaus interessante Blicke in die socialen Verhältnisse des Mittelalters thun liess, so liegt der Schwerpunkt der uns heute vorliegenden Schrift in der Klarheit, die er über das Kunstleben beibringt, welches sich am Niederrhein in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. entfaltet, und auch während der ersten Hälfte des XVI. fortdauert. Der hohe Werth der Holzschnitzereien von Kalkar in dieser Zeit ist allgemein anerkannt; um so beachtenswerther sind also die vielen Notizen, Daten und Namen, welche P. Beissel zu verzeichnen und zu ordnen in der Lage ist. Aber auch über das Kunstleben überhaupt werden sehr interessante Mittheilungen und Betrachtungen gebracht. Wir sehen z. B. S. 15—19 wie Künstler und Handwerker gleichzeitig an demselben Werke schaffen, wobei jeder selbständig arbeitend seine volle Kraft zum Gelingen des Ganzen einsetzt, ohne Neid die Thätigkeit der Mitarbeiter betrachtend und schätzend; auch hier wieder tritt es zu Tage, wie schwer es ist, das künstlerische Wirken von dem mehr handwerksmässigen in jener Zeit zu sondern und wie vielfach die beiden Berufsarten ineinander übergreifen. Aus der Liste der Maler in Xanten und Kalkar, S. 111—113, geht dies Verhälniss klar hervor.

Besonders interessant sind auch die Nachrichten über die Polychromirung der Schnitzwerke. 1476 wird ein in Kalkar für 6 Mark 9 Solidi hergestelltes Bild des Erlösers für 2 Mark bemalt (S. 6); während 1536

drei geschnitzte Altäre unbemalt blieben, wahrscheinlich weil sich die Kosten zu hoch gestellt haben würden, und weil nun ein besseres Material, das Eichenholz, an Stelle des weniger wirksamen Lindenholzes getreten war (S. 84). 1540 kostet dann die Polychromirung einer Pieta, für welche der Bildhauer nur 6 Mark erhalten hatte, 7 Mark 5 Solidi (S. 106). Im letzteren Falle kostet also das Bemalen mehr als das Kunstwerk selbst; man betraute eben nur tüchtige Künstler mit dem schwierigen Auftrage.

S. 48 betont der Verfasser, dass kein einziges Steinbild der Victorkirche aus Köln stammt; es liegt hierin eine gewisse Bestätigung der Beobachtungen, welche P. Beissel in seiner ersten Schrift über die Victorkirche machte, woselbst er den direkten Einfluss der Kölner Bauhütte auf das besprochene Werk als unwahrscheinlich hinstellte.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, in wie mannigfaltiger Weise die vorliegende Schrift anregend und belehrend wirkt. Sehr haben wir beim Durchlesen bedauert, dass nicht einzelne der besprochenen Kunstwerke durch Abbildnngen zur Anschauung des Lesers gebracht wurden; selbst die geistreiche Beschreibung des Verfassers kann diese nicht entbehrlich machen; gerade der anregende Text dient dazu, den Wunsch des Beschauens noch reger werden zu lassen. Bei der Billigkeit der jetzt üblichen mechanischen Reproductionen und bei der Leistungsfähigkeit der Verlagsfirma ist dies Unterlassen schwer begreiflich.

Wenn der Verfasser im Vorwort und im letzten Capitel, welches von der Restauration des Victorskirche handelt, warm für die Conservirung der nachgothischen Altäre eintritt, so können wir ihm nur voll und ganz beipflichten, und thun dies in dem angenehmen Bewusstsein, dass die von ihm aufgestellten Grundsätze und Gesichtspunkte in den massgebenden Kreisen schon allgemein verbreitet sind und immer mehr Boden gewinnen; möge die vorliegende Schrift dazu beitragen, diesen Sieg der Toleranz und Pietät noch glänzender zu gestalten! van Vleuten.

---

# III. Berichte.

## Die Anthropologen-Versammlung in Bonn im August 1888.

Von

**H. Schaaffhausen.**

Der Vorsitzende der Gesellschaft, Geh. Rath Schaaffhausen, eröffnete am 6. August im Saale der Lese- und Erholungsgesellschaft um $9^3/_4$ Uhr unter zahlreicher Theilnahme von Herren und Damen die Versammlung mit folgenden Worten: Hochgeehrte Versammlung! Wir Alle sind noch tief ergriffen von den Schicksalsschlägen, die unser Vaterland getroffen haben. Seit wir das letzte Mal versammelt waren, sind zwei Kaiser in das Grab gesunken, der eine am Ziele seiner ruhmreichen Laufbahn, der andere nach kurzer Regierung und nach schmerzvollem Leiden. Mit Liebe und Verehrung blicken wir hinauf zum Erben des Reiches und hoffen für ihn und für uns eine glückliche und friedliche Zeit. Er schildert dann in seiner Rede die Entwickelung der menschlichen Cultur. Nil humani a me alienum puto sei der Denkspruch der anthropologischen Forschung. Bei dem wunderbaren Fortschritt der Naturwissenschaft, bei der Fülle unserer Kenntnisse von all' den geschaffenen Dingen wende sich der Blick wieder zurück auf den Menschen selbst, der wie eine kleine Welt in der grossen dastehe. Die Kenntniss des Menschen begann, wie der Redner hervorhebt, mit der ärztlichen Wissenschaft, die erst im 15. Jahrhundert das Recht erlangte, die Leiche zu zergliedern. So wurde jeder Fortschritt in der Cultur erst durch die Abschaffung eines Vorurtheils gewonnen.

Unsere Untersuchungsmethode ist vervollkommnet, nicht nur durch das Fernrohr und Mikroskop und durch die chemische Analyse. Kaum sind die Anilinfarben für die Industrie entdeckt, so benutzen wir sie auch zur Zerlegung der Nervenelemente. Die Anthropologie hat drei wichtige Aufgaben zu lösen, sie erforscht die Verbindung von Leib und Seele, die Bedeutung der Geschlechter, die Verbreitung und den Ursprung der Rassen. Wir unterscheiden edle und gesittete Völker, die sich immer mehr über die Erde verbreiten, und niedere, wilde, die vor unseren Augen verschwinden. Wiewohl das Sterben das Loos der Menschen ist, so hängen doch die lebenden Geschlechter mit ihren ältesten Vorfahren durch ein nicht unterbrochenes körperliches Band zusammen.

In der Wissenschaft erkennen wir erst ein Ding genau, wenn wir wissen, wie es entstanden ist. So ist unsere Forschung auch auf den Ursprung des Menschen hingerichtet und das Dunkel der Vorzeit beginnt sich schon zu lichten. Sie erschliesst sich uns auf zwei Wegen. Man kann aus den ältesten Ueberlieferungen und Sagen den Uebergang in die Urgeschichte suchen. So ist die neue Wissenschaft nicht entstanden, es waren vielmehr Funde, die uns mit den ältesten Werkzeugen der Menschenhand bekannt machten. Das Alterthum wusste sie nicht zu deuten; erst Merkati erkannte sie als solche im 16. Jahrhundert.

Auch die alten Dichter wie Epicur und Lukrez hatten über den Anfang der menschlichen Bildung nachgedacht und eine Schilderung desselben entworfen, die in unseren Funden ihre Bestätigung fand. Alte Nachrichten über rohe Völker der Vorzeit, die man für Fabeln halten konnte, erweisen sich als wahre Berichte und aus Stein- und Knochengeräthen, aus rohen Scherben und fossilen Menschenresten baut sich unsere Wissenschaft auf. Die zu Trinkschalen bearbeiteten Menschenschädel, von denen Herodot und Plinius berichten, sind in unseren Händen; auch die Farbstoffe, mit denen sich die früheren Bewohner Europas wie die heutigen Wilden bemalten, auch der Nachweis, dass die Vorfahren der heutigen Europäer Cannibalen waren. Noch singt die Amme: „Schlaf, Kindchen, schlaf, deine Mutter ist ein Schaf, dein Vater ist ein Buzemann, der die Kinder fressen kann." Im Nibelungenliede trinken die burgundischen Ritter das Blut ihrer Feinde, wie es heute die Marquesas-Insulaner thun. In unserem täglichen Leben giebt es viele Erinnerungen ältester Vorzeit, so die ewige Lampe in unseren Kirchen, die in der Zeit entstand, als es eine Kunst war, Feuer zu machen. Wir nennen das Essen die Mahlzeit, weil einst Jeder sich die Körner auf einem Steine mahlen musste, um sich den Brei zu bereiten. Die Form unserer Brode, welche Sonne und Mond nachahmen, erinnern an die Verehrung der Gestirne. Wie unsere Vorfahren Götterbilder aus Teig kneteten, so backt man noch heute am Rhein das Christkindchen und den h. Nikolaus. Am Halse unserer Pferde hängen die Metallscheiben, die ein Schmuck der fränkischen Kleidung waren. Die Lage des Kirchhofs stammt aus der ältesten Zeit, wo das Grabfeld neben dem Opfersteine war. Der goldene Ohrring ist das letzte Ueberbleibsel jener Sitte, sich einen Körpertheil zu durchbohren, um einen Schmuck darin zu tragen. Unsere Studenten trinken noch aus Ochsenhörnern, wie es nach Caesar und Plinius die Germanen gethan. Wir machen einen Knoten ins Taschentuch, um uns an etwas zu erinnern und wissen nicht, dass dies eine alte Art zu schreiben ist, die sogenannte Knotenschrift. Das Kneten kranker Theile ist zwar bei uns eine neue Heilmethode, aber es ist uralt und findet sich in der Medicin aller wilden Völker. Die Eintheilung der Stunde in 60 Minuten, des Jahres in zweimal 6 Mondumläufe ist alt babylonisch; die der Woche

entspricht den zuerst bekannten 5 Planeten, zu denen noch Sonne und Mond hinzukamen. Das Wort schreiben beweist, das wir es von den Römern erlernt haben; älter ist write, das ist ritzen; die Rune wurde ins Holz geschnitten. Das Buch hat seinen Namen von den mit Wachs überzogenen Tafeln von Buchenholz, auf die man mit dem Griffel schrieb. Das Decimalsystem findet sich schon bei den Wilden, die mit Hülfe der zehn Finger der Hand zählen. Der Rosenkranz mit seinen beweglichen Kugeln ist dem Rechenbrett entnommen, mit dem man sich das Rechnen erleichterte, wozu die Römer Steinchen gebrauchten nnd es calculare nannten.

Auch die höchsten Vorstellungen des Menschen lassen eine allmähliche Entwickelung erkennen. Die Naturreligion beginnt mit der Furcht vor Dämonen. Das Sanskritwort div heisst Gott und Teufel, wie das lateinische Deus beweist. Alle rohen Rassen haben den Glauben an Geister, dessen Ursprung im Traumgesicht zu suchen ist. Sie glauben deshalb auch an die Unsterblichkeit, wie ihre Todtenbestattung zeigt. Der Mensch sucht die zürnende Gottheit zu versöhnen durch Opfer, er giebt das Liebste hin, was er hat; so entstanden die Menschenopfer. Später wird statt des Menschen ein Thier geschlachtet. Das Osterlamm der Juden war ein Ersatz für das von den alten Hebräern gebrachte Menschenopfer. Bald aber wird Gott als eine wohlthätige Macht erkannt und in den Naturkräften verehrt. Endlich ist die ganze Natur von Göttern belebt, aber einer im Götterkreise ist doch der Höchste. Bei rohen Völkern wird auch dem unscheinbarsten Ding göttliche Kraft zugeschrieben, aber dieser Gottheit fehlt jede Würde. Der Neger schlägt seinen Fetisch, wenn er sein Gebet nicht erhört hat. Der Monotheismus wird bei den Juden schon in den Zehngeboten des Moses gelehrt, die unzweifelhaft ägyptische Weisheit enthalten. Der anthropologische Beweis für das Dasein Gottes nöthigt zur Annahme eines persönlichen Gottes, indem der Glaube an ein blosses Schicksal unser Denken nicht befriedigt. Wenn wir die Vollkommenheit Gottes aus der Menschennatur ableiten, so müssen wir anerkennen, dass das Vollkommenste in uns nicht unsere allgemeine menschliche Anlage, sondern unsere Persönlichkeit ist. Deshalb müssen wir diese auch Gott zuschreiben, denn sonst wäre das Geschöpf besser als sein Schöpfer.

Eine natürliche Entwickelung hat Alles in der körperlichen Natur wie im Geistesleben zu Stande gebracht. Diese Entwickelung ist eine Arbeit der ganzen Menschheit, wenn sie sich auch an einzelne Namen knüpft. In einzelnen Personen kommt nur das zum glänzendsten Ausdruck, was im ganzen Volke lebt. Darum ist jedes Volk stolz auf die grossen Männer, die es hervorgebracht hat. Unter Botokuden wird kein Göthe, unter Neuseeländern kein Beethoven geboren!

Wenn man fragt, welche Entdeckungen das Rheinland für diesen Theil der anthropologischen Forschung, für die Urgeschichte aufzuweisen

hat, so darf man behaupten, dass diese zu den wichtigsten gezählt werden müssen, die überhaupt in Deutschland gemacht worden sind. Die Höhlen im niederrheinischen und im westfälischen Kalkgebirge, die im Lahnthal und der Eifel haben reiche Ausbeute an fossilen Thierresten geliefert, die in unseren Sammlungen niedergelegt sind. Aufsehen erregten die noch in letzter Zeit in den Anschwemmungen der Mosel und des Rheines bei Moselweiss und Vallendar gefundenen Reste des Moschusochsen, von denen der erste Spuren der Menschenhand an sich trägt. Beide Schädel waren wie die Reste vom Riesenhirsch aus der Gegend von Bonn und Köln im Nebensaale ausgestellt. Dort sah man auch die berühmt gewordenen Gebeine des Neanderthalers. Der Vorsitzende hat in einer zu Ehren dieser Versammlung geschriebenen Monographie seine langjährigen Untersuchungen dieses Menschenrestes niedergelegt, der in der thierischen Bildung des vortretenden oberen Augenhöhlenrandes und in der niederliegenden Stirne alle bisher bekannt gewordenen Schädel übertrifft. Mit diesem Funde ist das fehlende Glied zwischen Mensch und Thier noch nicht gefunden. Hier bleibt eine Lücke, welche die Zukunft ausfüllen wird. Noch eine andere wichtige Thatsache für unsere Kenntniss der Vorzeit lieferte das Rheinland. Es ist die Entdeckung der vorgeschichtlichen Ansiedelung in Andernach, die mit Sicherheit in die postglaciale oder in die Rennthierzeit zu setzen ist. Mahlzeitreste des Menschen, aufgeschlagene Knochen und Quarzitmesser, bearbeitete Geräthe aus Rennthierhorn, Harpunen zum Fischfang und Reibsteine liegen hier unter dem Bimsstein, sind also älter als dieser. Der Beweis, das erloschene Vulkane in Europa zu Lebzeiten des Menschen noch thätig waren, ist nirgendwo deutlicher erbracht. Die erste Abhandlung der Festschrift enthält alle bei diesem Funde gemachten Beobachtungen.

Man hat gesagt, wo Menschen schweigen, da reden die Steine, aber auch die Flüsse erzählen die alte Geschichte des Landes. Dies gilt auch von unserem Rheine, der die ganze niederrheinische Tiefebene gebildet hat. Die Flüsse graben sich ein in die Thalrinne, sie lagern aber, wo ihr Fall geringer ist, die erdigen Stoffe und Gerölle, die sie aus den Bergen bringen, in ihrem Bette ab und bereiten sich selbst dadurch Hindernisse für ihren Lauf. So bildet sich an der Mündung der Ströme ein Schuttkegel. Auch Nebenflüsse bilden Schuttkegel seit ältester Zeit. Koblenz liegt auf einem Hügel, der einst das römische Castrum trug und jetzt die Liebfrauenkirche, das ist der Schuttkegel der Mosel, die jetzt nördlich an ihm vorbeifliesst; auch vor der Ahrmündung liegt eine Erhebung des Landes. Am Mittelrhein sieht man oft noch zwei Terrassen des alten Rheinufers, am deutlichsten ist die untere, etwa 60 F. über dem Strome. Zwischen hier und Köln wird dies diluviale Ufer bei Sechtem von der Eisenbahn durchschnitten. Alte Stromrinnen liegen bei Bonn diesseits und jenseits des Rheines, der zu Zeiten grosser Ueberschwemmungen sein altes Bett wieder aufsucht.

Eine Ueberschwemmungskarte des Rheingebietes zwischen Honnef und Uerdingen von den Jahren 1784 und 1882, sowie eine solche vom Niederrhein zwischen Walsum und Millingen war ausgestellt. Auch andere Denkmale der Vorzeit fehlen am Rheine nicht. Zahlreiche Ringwälle befinden sich in der Nähe auf den Berggipfeln, zumal im Siegerlande, wie die ausgehängte prähistorische Karte von Rheinland und Westfalen zeigt. Megalithische Denkmale fehlen, weil es keine erratischen Blöcke giebt, doch muss man den Wildstein bei Trarbach dazu zählen. Am Oberrhein sind Monolithen nicht selten. Besonders gut erhaltene Steinbeile und Meissel aus unserer Gegend befinden sich in der Ausstellung. Aeltere Bronzen sind in vielen Einzelfunden bekannt, auch Nephrite fehlen nicht. Ausgedehnte Urnenfelder liegen auf der anderen Rheinseite von Siegburg nach Altenrath und Wahn hin, auch bei Duisburg treten sie in grosser Zahl auf. Mit ihnen werden Steingeräthe gefunden, Bronze ist selten. In unseren Wäldern haben sich die Hügelgräber erhalten, sie enthalten Leichenbrand und Bestattung; jener ist mehr am Niederrhein, diese am Oberrhein vorherrschend. Funde der Steinzeit sind in der Karte roth, Hügelgräber mit Bronzen gelb, die Reihengräber der Franken und Alemannen, die besonders zahlreich sind, in blauer Farbe eingezeichnet. Auch die Kelten haben vor ihrer Einwanderung in Gallien nicht nur in den Namen der Flüsse, sondern in den unter dem Namen Regenbogenschüsselchen bekannten Goldmünzen die Spur ihrer Anwesenheit in unserer nächsten Nähe hinterlassen. In einem Aufsatze der Festschrift ist die Verbreitung dieser keltischen Münzen am Rhein beschrieben.

Wie sich aus dem hier entworfenen Bilde ergiebt, ist das Rheinland eine alte Culturstätte schon vor der Ankunft der Römer, deren Hinterlassenschaft auf jedem Schritte uns begegnet. Darum ist auch die Alterthumsforschung seit Jahrhunderten hier gepflegt worden. Schon vor 200 Jahren gab es Sammlungen von Alterthümern in Köln, wie wir aus Broelmanns Epideigma von 1608 ersehen. Auf dem Schlosse Blankenheim in der Eifel hatten die Grafen Manderscheid römische Denkmale aufgestellt, deren Inschriften noch in neueren Werken aufgezeichnet stehen. Im Jahre 1835 kam die ausgedehnte Sammlung des Grafen Clemens Wenzeslaus von Renesse in Coblenz, die der Besitzer vergeblich dem preussischen und belgischen Staate angeboten hatte, zum Verkauf, ihre Schätze wanderten in die Museen von Paris, Brüssel und Gent. In diesem Jahrhundert hatte Frau Mertens-Schaaffhausen eine grosse Zahl ausgewählter römischer Alterthümer gesammelt, die im Jahre 1859 hier in Bonn versteigert und in alle Welt zerstreut wurde. Der Redner hebt die Wichtigkeit der Gründung zweier Provinzial-Museen, in Bonn und in Trier, im Jahre 1876 hervor. Er sagt am Schlusse, dass der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, der am 1. Oktober 1841 gegründet wurde, der Anthropologenversammlung eine Festschrift gewidmet habe als einen Beweis

der Anerkennung der hohen Verdienste, welche sich die Anthropologische Gesellschaft um die Aufhellung der ältesten Vorzeit des Menschen erworben habe.

Hierauf begrüsst Herr Oberbürgermeister Doetsch die Versammlung und versichert, dass die Stadt den Vertretern der Wissenschaft einen herzlichen Empfang bereiten und ihren Berathungen mit grösstem Interesse folgen werde. Er hofft, dass die Institute und Museen der Universität, aber auch die Veranstaltungen des Comités den Gästen den Aufenthalt lehrreich und genussbringend machen werden. Ihm folgte der Rector der Universität, Geh. Rath Schönfeld, der sich freut, die Vertreter einer so wichtigen Wissenschaft in einer so glänzenden Versammlung vereinigt zu sehen. Immer grösser werde in der Wissenschaft die Gefahr der Zersplitterung, da zieme es sich wohl, zur Erreichung besonders wichtiger Zwecke zerstreut liegende Gebiete zu einer Einheit zusammen zu fassen. Das thun die Anthropologen zur Lösung einer der höchsten Aufgaben, die sich der menschliche Geist je gestellt hat. Der Vorsitzende der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, Herr Professor Rein, bemerkt, dass die junge anthropologische Wissenschaft ihre Wurzeln nach allen Richtungen aussende, um Nahrung zu suchen, aber nicht wie ein Parasit, sie sei als ein selbständiger Baum kräftig emporgewachsen und erscheine der geographischen Wissenschaft ähnlich, indem sie wie diese berufen sei, ein verbindendes Glied zwischen der historischen Forschung und der Naturwissenschaft zu bilden. Das Vorstandsmitglied des Naturhistorischen Vereins, Herr Professor Bertkau, nimmt das Wort, indem der Präsident des Vereins, Herr Geh. Rath v. Dechen, Exc., durch sein hohes Alter zu erscheinen verhindert sei. Er wies darauf hin, dass der Verein bei seiner Aufgabe, die geologische und naturgeschichtliche Erforschung des Landes zu fördern, in seiner Sammlung auch werthvolle paläontologische und prähistorische Funde bewahre, von denen einige ausgestellt sind. Geh. Rath Schaaffhausen dankt den geehrten Rednern für ihre anerkennenden Worte. Die Anthropologische Gesellschaft wünscht, dass der Sinn für ihre Forschungen in immer weitere Kreise dringt und sieht schon eine wesentliche Unterstützung ihrer Bestrebungen in der Hochachtung, die ihrer Wissenschaft entgegengebracht wird. Professor Klein begrüsst die Anwesenden im Namen des Vereins von Alterthumsfreunden und als Geschäftsführer der Versammlung. Er schildert die ältere Geschichte der Stadt. Als die Römer in diese Gegend kamen, nannten sie die Einwohner Kelten. Jahrhunderte lang hatten diese die Rheinlande bewohnt, bis sie vor den seit dem 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von Osten andrängenden Germanen zurückwichen. Zahlreiche Schaaren von Germanen zogen über den Rhein, weil ihnen Gallien wegen seiner Fruchtbarkeit begehrenswerther erschien. Suebische Stämme waren unter Führung des

Ariovist über den Rhein gedrungen, da erschien Caesar und eroberte nach achtjährigem Kampfe das Land. Er selbst ging mit starker Heeresmacht zweimal über den Rhein; die zweite Brücke schlug er, nach allgemeiner Annahme, bei Neuwied, die erste kann nach Caesars Angaben und mit Rücksicht auf die strategische Lage nur bei Bonn gestanden haben. Den Schutz der Brücke übertrug er einer Besatzung. Als M. Lollius eine Niederlage durch die Sigambrer erlitten hatte, beauftragte Augustus seinen Stiefsohn Drusus, das rechte Rheinufer zu unterwerfen. Dieser errichtete eine Anzahl von Castellen, unter diesen Bonn, welches gegenüber dem Gebiet der Sigambrer ein Stützpunkt für seine Unternehmungen war. Er liess hier nach der viel bestrittenen Stelle bei Florus eine Brücke bauen, die auch Strabo erwähnt. Den Schutz derselben übertrug er dem Bonner Lager und einer Flotte, aus der später die Classis germanica erwuchs. Als die Römer einsahen, dass das römische Reich am Rheine seine Grenze finden müsse und vom Angriffe zur Vertheidigung übergingen, da wurde zuerst eine regelrechte Befestigung von Bonn eingerichtet, während die Lager von Caesar und Drusus nur aus Erdwällen errichtet waren. Kaiser Claudius verlegte die Legio germanica von Köln nach Bonn, wo sie lange Zeit gestanden hat, denn von 8 Votivsteinen derselben sind 7 in Bonn gefunden. Nicht lange nachher wird das Lager bei Bonn von Tacitus als Castra Bonnensia erwähnt. Tacitus berichtet, dass sich im Jahre 69 n. Chr. die Soldaten im Lager empörten, als sie Galba den Eid der Treue leisten sollten. Auch unterstützte die Besatzung des Bonner Lagers den Bataveraufstand unter Civilis. Als die batavischen Soldaten auf ihrem Marsche von Mainz den Durchgang durch das Lager erzwingen wollten, fand ein Gemetzel an dem südlichen Thore statt, das mit einer Decimirung der Besatzung endigte. Nachdem Xanten gefallen, ergaben sich auch Neuss und Bonn, die Soldaten dieser Lager gingen sogar zum Feinde über. Aus Italien erschienen neue Truppen, die unter Cerealis Trier besetzten und den Aufstand beendigten. Das Bonner Lager wurde wieder aufgebaut und die 21. Legion dorthin versetzt; sie stand nicht lange hier. Domitian errichtete die Legio I. Minervia, sie kam in den letzten Jahren seiner Regierung nach Bonn. Sie wurde in den zweiten Dacischen Krieg geschickt, ist unter Hadrian aber wieder in Bonn. Während des 2. Jahrhunderts ist sie mit dem Ausbau des Bonner Lagers beschäftigt, wir finden ihre Spur auch in den Steinbrüchen des Brohlthales. Grabschriften und Votivsteine bestätigen ihren Aufenthalt in Bonn bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Im 3. Jahrhundert finden unablässige Kämpfe deutscher Stämme mit den Kaisern Valerian, Gallien, Postumus, Aurelian und Probus statt. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts stürmten die Franken gegen die Städte am Rhein. Julian begann sie wieder herzustellen, darunter auch Bonn. Valentinian I. unternahm eine planmässige Befestigung der rheinischen

Plätze und versah sie mit Thürmen. Von da ab verschwindet Bonn aus der Geschichte. Das unter Arcadius verfasste Staatshandbuch, Notitia dignitatum, erwähnt die Stadt nicht. Im 7. Jahrhundert wird Bonn von dem Geographen von Ravenna genannt. Dann wird es beim Uebergang Pipins über den Rhein angeführt. Im Jahre 881 wird Bonn mit anderen Städten verwüstet. Durch das ganze Mittelalter wird das Castell mit der Stadt genannt. Im Jahre 1243 umgab der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden die Stadt mit Mauern und Thoren. Von dem Castrum ist in neuerer Zeit ein grosser Theil wieder aufgedeckt worden. Die geometrischen Aufnahmen sind von Herrn Lüling in einem Plane zusammengestellt, den Herr General v. Veith durch zahlreiche eigene Aufnahmen ergänzt und vervollständigt hat. Es wird eine Anzahl von Exemplaren der Veith'schen Karte an die Mitglieder der Versammlung vertheilt. Das Lager bildet ein Viereck von circa 500 m Länge und Breite, und ist von zwei Römerstrassen durchschnitten. Es hatte einen 9 m breiten, an den Ecken abgerundeten Wall, vor diesem befand sich ein 18 m breiter Graben. Von den Thoren war es möglich zwei, das südliche und westliche, blos zu legen, die P. decumana und sinistra. Bewundernswerth erscheint die Versorgung des Lagers mit Wasser, drei grosse Kanäle durchziehen dasselbe. Die Einmündung in den Rhein ist nicht gefunden, wiewohl sie von grossem Interesse wäre. Im Innern des Lagers sind acht Casernements blosgelegt mit Heizvorrichtungen, Küche, Brunnen und Bädern. Südlich neben dem Lager wohnte die Civilbevölkerung in den sogenannten Canabae, die als der Anfang der Stadt Bonn zu betrachten sind. Hier sind Reste eines Bades und eines Tempels gefunden. Die Inschriften enthalten aber nicht die geringste Spur von einer Gemeindeverfassung. Schon im 2. Jahrhundert tritt uns in denselben der Cultus gallischer Gottheiten neben den römischen entgegen.

Hierauf legt der Generalsecretär Professor Ranke den Jahresbericht auf den Tisch des Hauses nieder, der zu umfassend ist, als dass er sich mittheilen liesse und im Amtlichen Berichte veröffentlicht werden wird. Er bemerkt, es sei erfreulich, dass sich in unserer Forschung ein immer bestimmteres Vorgehen erkennen lasse, um zu einer gemeinschaftlich geltenden Methodik für Beobachtung und Sammlung zu gelangen. Er nennt in dieser Beziehung drei Werke: Neumayer's Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, Kirchhoff's Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung und Kaltbrunner und Kollbrunner Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute für Touristen. Von speciellen Arbeiten dieser Art erwähnt er: von Török, Ueber ein Universal-Kraniometer, E. Schmidt, Anthropologische Methoden, sowie das vom preussischen Cultusminister von Gossler empfohlene Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Sodann bringt er eine ihm von juristischer Seite übergebene Zuschrift zur Mittheilung: der Schutz der Landesalterthümer und

das künftige deutsche Civilrecht. Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich ist in Bezug auf die Regelung der Eigenthumsverhältnisse von aufgegrabenen Alterthümern für die betheiligten Kreise von grossem Interesse. Die in Vorschlag gebrachten Bestimmungen I. § 928 und II. § 990 sind dem Schutz der Landesalterthümer nicht förderlich. Der Begriff Schatz ist zu eng und der Staat hat keinerlei Antheil an den Funden und kein Vorkaufsrecht, der Verschleppung derselben ist Thür und Thor geöffnet. Der Verfasser des Gutachtens schlägt zu A. 4. T. I, folgende Ergänzung vor: „Veränderungen an Bodengestaltungen, welche als Ueberreste der Vorzeit in Betracht kommen, dürfen ohne Genehmigung der staatlichen Aufsichtsstellen nicht vorgenommen werden“ und zu A. 4. III. T. VI: „Werden Schatz- oder sonstige Funde alter vergrabener oder sonst verborgener Sachen, deren Erhaltung für den Staat von Werth ist, gemacht, so steht dem Staate gegen den Finder und den Eigenthümer der Fundstelle ein Anspruch auf Erwerbung dieser Sachen gegen angemessene Entschädigung zu“. Ranke schlägt vor, in einer der nächsten Sitzungen dieser Versammlung eine Commission zu ernennen, welche Vorschläge zur Abänderung der betreffenden Paragraphen machen soll. Rankes Jahresbericht enthält ein reiches Verzeichniss der anthropologischen Arbeiten des Jahres unter folgenden Abschnitten: 1) Anatomie und Physiologie, 2) Anatomie der Verbrecher, 3) Schädel und Gehirn, 4) Skelett, 5) Haut, 6) Wachsthum und Körpergrösse, 7) Milchdrüsen, 8) Ernährung und Nahrungsmittel, 9) Makrobiotik, 10) Diluvium und Zoologie, 11) Ethnographie, 12) Prähistorische Reste im Volksleben, 13) Prähistorische Archäologie, 14) Römisches.

Hierauf erstattete der Schatzmeister, Herr Weismann, den Kassenbericht. Die Einnahmen betrugen 15 020 Mk. 47 Pf., die Ausgaben 14 765 Mk. 12 Pf. Die Gesellschaft zählt 2000 Mitglieder.

Der Vorsitzende berichtet, dass Herr Staatsminister v. Gossler, Cardinal Haynald, Erzbischof Krementz von Köln, Oberpräsident v. Bardeleben, sowie die Herren Lindenschmit, Schliemann, Rüdinger und Hartmann ihr Bedauern ausgesprochen haben, der Versammlung nicht beiwohnen zu können. Ranke meldet Begrüssungsbriefe von Dr. Götz, Frl. Mestorf, Frl. Torma, Dr. Undset und den Herren Telge, Wankel, Lang und Gross.

Nach der Sitzung fand die Besichtigung der in einem Nebensaale eingerichteten anthropologischen Ausstellung statt, zu der das Bonner Provinzial-Museum, die Sammlung des Vorsitzenden, der Naturhistorische Verein, die Mineralienhandlung von A. Krantz, sowie die Herren Dr. Naue aus München, Dr. Köhl aus Worms, Buschan aus Kiel und Koenen aus Neuss die Gegenstände geliefert hatten. Ein gedruckter Katalog gab Auskunft. Am Nachmittage wurde die Universitäts-Sammlung rheinischer Alterthümer und das Provinzial-Museum besucht. Um 6 Uhr fand das Festessen im Saale der Lese- und Erholungsgesellschaft statt. Den ersten Toast hielt

Geh. Rath Schaaffhausen auf den Kaiser, dem folgendes Telegramm zugesendet wurde: „Die in Bonn versammelten deutschen Anthropologen senden Eurer Majestät ihren ehrerbietigsten Gruss! Sie sind ernster Zeiten eingedenk, die das Band zwischen dem deutschen Volke und seinem Herrscherhause nur unauflöslicher geknüpft haben. Mit Begeisterung rufen sie: Heil, Heil dem Kaiser.“ Hierauf liess der Oberbürgermeister Doetsch die Anthropologische Gesellschaft und Virchow die Stadt leben. Geh. Rath Hüffer toastete auf die Damen, Herr Howard auf die deutsche Wissenschaft.

Den ersten Vortrag am 7. August hielt Vormittags 9 Uhr Herr Dr. Rauff über die geologische Bildung des Rheinlandes. Dies Land, wie es heute vor uns liegt, war seit den Urzeiten des Erdballs langsamen aber ungeheuern Wandlungen unterworfen. Es ist ein weit ausgedehntes Hochplateau, dem nur flache und lange Bergrücken aufgesetzt sind und wer die Schönheiten des Rheinlandes geniessen will, bleibt deshalb vorzugsweise in den tief eingeschnittenen Flussthälern mit ihren hohen steilen Thalwänden und Felsabhängen. Dieses Hochland, das niederrheinische Schiefergebirge, umfasst auf der rechten Rheinseite den Taunus und Westerwald, das Sauerland und die Haar, welche das Gebirge im Norden gegen die Münstersche Ebene abschneidet, auf der linken Seite den Hunsrück mit dem südlich sich anschliessenden Saar- und Nahe-Gebiet, die Eifel, das hohe Venn und die Ardennen. So gleichförmig das Plateau erscheinen mag, so birgt es doch in seinem Innern die ausserordentlichsten Complicationen des Gebirgsbaues, denn es ist in geologischem Sinne nur ein trauriger Ueberrest eines einst gewaltigen Hochgebirges, das vor der Aufrichtung unserer Alpen in einem mächtigen Bogen von dem östlichen Theile des Centralplateaus von Frankreich an über Vogesen und Schwarzwald durch Südwest- und Mittel-Deutschland um den Nordrand Böhmens herum bis gegen die Karpathen hin Europa durchzog. Das niederrheinische Schiefergebirge ist ein System zahlreicher Falten, die von SW. nach NO. gerichtet sind. Die Unterlage des ganzen Gebietes wird von Urgesteinen gebildet. Zahlreiche Einschlüsse derselben in den Laven, Basalten und vulkanischen Tuffen erklären sich nur aus der Annahme, dass sie von diesen Eruptivmassen mit an die Oberfläche befördert wurden. Die Auffaltung der alten Sedimente zu einem mächtigen Hochgebirge trat gegen das Ende des carbonischen Zeitalters ein und scheint von nicht geringerem Maasse gewesen zu sein, als die in die Mitte der Tertiärzeit fallende Aufrichtung der Alpen. Während des Perms tauchte der Ost- und Südrand des rheinischen Gebirges wieder unter den Meeresspiegel, während Trias und Jura war sogar das ganze Gebiet wieder im Ocean versenkt. Dagegen war zur Zeit des Kreidemeeres der grösste Theil desselben continentales Gebiet. Während der Tertiärzeit blieb diese Vertheilung von Wasser und Land im Allgemeinen dieselbe, aber es mussten Verhältnisse eingetreten sein, welche die Bildung von Landseen

und Lagunen auf unserem Gebirge veranlassten. Wir finden Süsswasserablagerungen von Geröllen, Sanden, Thonen und Braunkohlen. Aus südlicheren Landstrecken wurden diese Materialien herangeschwemmt und in den Seen abgelagert, jedoch nicht durch unsere heutigen Gewässer, nicht durch den Rhein und seine Nebenflüsse, denn diese existirten damals noch nicht. In dieser Periode und, wie es scheint, noch während der Diluvialzeit wurde unser Gebiet auch von zahlreichen vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht. Auch das Siebengebirge zeigt uns sein ursprüngliches Antlitz nicht mehr, es ist die Ruine eines früher höheren und mächtigeren Baues, der durch das hier anbrandende Tertiärmeer und den damals viel höher als jetzt fliessenden Rheinstrom abgetragen ist. Die einzelnen aus Basalt oder Trachyt bestehenden Bergkuppen, welche den landschaftlichen Reiz unserer Gegend bestimmen, sind erst durch die Auswaschung des weicheren Devongebirges entstanden. Im Beginn des Diluviums finden wir die ersten Spuren des Rheines und seiner Zuflüsse. Der Rhein strömt von Bingen bis oberhalb Bonn in einer engen Erosionsrinne, er hat sich sein Bett in den unterdevonischen Felsen bis zu seiner heutigen Tiefe eingegraben, in seinem oberen Laufe zwischen Basel und Mainz fliesst er in einem breiten Thale, einem eingestürzten langen Streifen der einst zusammenhängenden links- und rechtsrheinischen Gebirge dahin. Das oberrheinische Land wie das Quellgebiet aller Nebenflüsse des Rheins liegt jetzt tiefer als die Höhen des rheinischen Schiefergebirges; dies ist nur durch die Annahme zu erklären, dass diese Gebiete des Oberlaufs während der diluvialen Zeit tiefer und tiefer abgesunken sind. Solche Bewegungen reichen wohl bis ins Perm und Carbon zurück und haben auch jetzt noch nicht aufgehört, wie die häufigen Erdbeben unseres Gebietes beweisen. An den Thalgehängen des Rheines sieht man die Schotterterrassen bis zu bedeutenden Höhen ansteigen; sie erreichen nördlich von Koblenz eine Höhe von 245 m, auf der Erpeler Ley 150 m, auf dem Rodderberge 139 m über dem jetzigen Rheinspiegel. Für den Löss des Rheinthales und seiner Nebenthäler ist nur eine fluviatile Entstehung anzunehmen, er ist der feine Detritus des Gletscherlehms, der von den Flüssen mitgeführt und bei Hochfluthen an geschützten Stellen abgelagert wurde. Der behannte Fund diluvialer Thierreste am Unkelstein bei Remagen mit Moschusochs und Murmelthier verkündet deren Herkunft aus vergletscherten Gebieten. Häufiger noch als im Löss sind die Knochenreste derselben Fauna in den Höhlen des niederrheinischen Kalkgebirges.

Es folgen die Berichte der wissenschaftlichen Commissionen. Virchow bemerkt, es werde, während die allgemeine deutsche Karte nicht vorwärts gehe, in einzelnen Bezirken Vorzügliches geleistet. Dr. Lissauer hat eine Karte von Westpreussen angefertigt, sie stützt sich auf die Angaben von 500 gut constatirten Fundstellen in Westpreussen und der Nachbarschaft. Was die Arbeiten auf dem Gebiete der Statistik der Rassen in Deutschland

angeht, so wurden die Untersuchungen in Baden fortgesetzt, worüber Herr Ammon Bericht erstattet hat. Merkwürdig ist die auffallende Brachycephalie in dem sogenannten Hotzenland, die auch in Wolfach, einem Bezirke des Schwarzwaldes herrscht. In Bezug auf den anthropologischen Katalog theilt der Vorsitzende mit, dass Prof. Pansch eine Arbeit über die Schädel der Kieler Sammlung hinterlassen hat, und die Herren Prof. Hartmann und Rüdinger ihre Beiträge in nächste Aussicht gestellt haben. Der Letztere hatte es übernommen, eine Grundlage auszuarbeiten zur Durchführung einer einheitlichen Nomenclatur für die Grosshirnwindungen. Er stellt in einem Schreiben an den Bonner Congress den Antrag, es möge zur Erzielung einer einheitlichen Benennung die in der Abhandlug Al. Eckers gebrauchte Bezeichnung der Lappen, Gyri und Sulci künftig in Gebrauch kommen. Der Vorsitzende erklärt, dass dieser Antrag bereits hier vom Vorstande berathen und gebilligt worden sei und ersucht die Versammlung, denselben anzunehmen. Dies geschieht.

Hierauf spricht Virchow über die Anthropologie Aegyptens, nicht so sehr, um neue wichtige Ergebnisse mitzutheilen, als um die anthropologischen Untersuchungsmethoden an den Verhältnissen von Aegypten zu prüfen. Er wirft einen Blick auf die Geographie des Landes; der erste Katarakt, unter dem man jetzt den letzten flussabwärts versteht, bildet die alte Grenze von Ober- und Unterägypten. Das Land vom ersten bis zum zweiten Katarakt wird in Inschriften das elende Kusch genannt, es war eine eroberte Provinz und stand unter besonderer Verwaltung; es ist das heutige Nubien. Hier geht die libysche Wüste vielfach bis unmittelbar an den Nil. Die Hauptverkehrslinien des Landes gingen vom Nil einerseits der Mittelmeerküste entlang gegen das Land der Phönizier und Hebräer, andererseits durch die arabische Wüste zum Rothen Meer und von da nach Arabien. In den alten Wandgemälden der Aegypter sind verschiedene Völker nach ihren Hauptcharakteren dargestellt, die nächste Frage für uns ist die, wie haben sich die Aegypter selbst aufgefasst? Virchow hat die Mumien der alten Könige aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. und eine Reihe der ältesten Statuen aus dem alten Reich gemessen und untersucht und mit den Darstellungen an den Tempelwänden verglichen. Es hat sich herausgestellt, dass gerade die ältesten und scheinbar besten, individuell ausgearbeiteten Köpfe an Statuen am meisten abweichen von der heutigen Bevölkerung. Man pflegt die Holzstatuette des sogenannten Dorfschulzen aus einem Grabe von Sakkara als den eigentlichen Aegyptertypus zu betrachten, dem die heutigen Fellachen gleichen sollen. Einige Schädel aus der Zeit der alten Dynastien haben allerdings denselben Typus. Aber hat nicht vielleicht in den verschiedenen Theilen Aegyptens eine verschiedene Bevölkerung gewohnt? Virchow warnt vor übereilten Schlüssen, wie sie Reisende zu fällen pflegen. Schon die Aegypter gaben jeder Nation ihre typische

Farbe, der Mohr ist immer schwarz, der Aegypter roth, ihm steht aber eine gelbe Frau zur Seite. Man kann aber alle Frauen nicht für eine fremde Rasse halten. Virchow klagt, dass die Broca'sche Farbentafel nicht Verschiedenheiten genug aufweise, aber auch die von Radde, welche zahlreichere Abstufungen zeige und jede Farbe in 20 Nüancirungen vorführe, genüge nicht. Er gesteht, dass er in beiden Tafeln eine beobachtete Hautfarbe nicht gefunden habe. Er meint, der Reisende müsse die Farben mit sich führen und an Ort und Stelle dieselben mischen, um die beobachtete zu erhalten. Die Hautfarbe der heutigen Aegypter bewege sich in zwei Tönen, einem mehr rothen und einem mehr gelben. Dieselben Personen zeigen oft an verschiedenen Stellen ihres Körpers beide Farben neben einander, die bedeckten Theile haben eine andere Farbe als die unbedeckten, die sich durch Luft und Sonne am dunkelsten färben. Die dunkelste Stelle sei stets der Nacken. Der ägyptische Fellah arbeite den ganzen Tag in der Sonnenhitze. Die dunkle Farbe erscheine immer als Flecken auf dem helleren Grunde, wie bei uns die Sommersprossen. Die rothe Farbe, sagt Virchow, kommt vom Blut. Dass man die Männer roth, die Frauen gelb gemalt habe, komme daher, dass jene sich im Freien, diese sich im Hause beschäftigt hätten. Virchow hält die Angabe, dass die Kopten den Typus der alten Aegypter bewahrt hätten, für eine Mythe. Er rügt die brutale Zerstörung der alten Kunstwerke durch die christlichen Kopten. Der ägyptische Typus ist glatthaarig; wo krauses Haar sich zeigt, ist es die Folge von Vermischung mit dem Neger. Auch giebt es keine ausgesprochene Prognathie bei den heutigen Aegyptern. Virchow hat nicht einen Brachycephalen im Lande gesehen, während die Schädelform im alten Reiche sich als brachycephal erwies. Die Berber in Nubien nähern sich in hohem Maasse den Aegyptern, sie sind dunkler von Hautfarbe, sie gleichen den östlichen Stämmen der arabischen Wüste. Die Aegypter sind nach Virchow nicht von den Schwarzen abzuleiten, der afrikanische Boden hat sie nicht hervorgebracht, sie hängen nach Süden mit den Stämmen der Wüste zusammen, die man als Hamiten bezeichnet, aber auch mit den Berbern und Kabylen, die sich dem Mittelmeer entlang bis nach Marocco erstrecken. Diese Völker sind von den Bewohnern Centralafrikas durchaus verschieden.

Herr Waldeyer spricht hierauf über das Rückenmark des Gorilla, verglichen mit dem des Menschen. Hiermit schloss die zweite Sitzung.

Am Nachmittag fand die Fahrt nach Königswinter statt, von wo mittelst der Zahnradbahn der Drachenfels erstiegen wurde. Bei der Rückfahrt wurde die Drachenburg besichtigt, deren Erbauer, Baron v. Sarter, auch das Innere seines reich geschmückten Schlosses den Gästen geöffnet hatte. Abends fand in Bonn ein Concert des Walbrül'schen Männerchores statt.

In der Sitzung am Mittwoch den 8. August machte zuerst der Vorsitzende eine an den Vortrag Waldeyers anschliessende Bemerkung. Er sieht den wesentlichen Unterschied der menschlichen Organisation von der der Anthropoiden nur in der grösseren Zahl der Nervenelemente, die eben auch das grössere Volum des menschlichen Hirns veranlasst. Auch beim Vergleich des Menschen mit den niederen Thieren gilt der Satz, dass mit der Zunahme der ein Organ, z. B. den Muskel, zusammensetzenden Elemente die Leistung desselben sich erhöht. Der Vortheil der menschlichen Organisation kann aber nicht in dem zu den Muskeln gehörenden Nervenapparate gesucht werden, sondern liegt in dem sensitiven Theil, den Sinnesnerven und ihrem Ursprung in dem Gehirn.

Der Generalsecretär J. Ranke theilt eine Einladung zu dem im October stattfindenden internationalen Amerikanisten-Congresse in Berlin mit, sowie zwei Schreiben von Paris, wovon das eine zum Congrès international d'Anthropologie criminelle einladet, das andere zur Betheiligung an der mit der Pariser Weltausstellung von 1889 verbundenen anthropologischen Ausstellung. Ranke schildert hierauf das Mongolenauge als eine provisorische Bildung bei deutschen Kindern. Ranke bemerkt, dass auch beinahe alle Kinder mit Australiernasen geboren werden. Dass die Merkmale niederer Rassen oft nur ein Stehenbleiben auf kindlicher Form sind, hat der Berichterstatter bereits 1868 ausgesprochen, Urform d. m. Schädels, Festschrift, Bonn, S. 65.

Nun berichtet Herr O. Tischler über das Grabfeld von Oberhof, Kreis Memel, in Ostpreussen, auf dem er bisher 150 Gräber geöffnet hat. Eine von hier stammende römische Zierscheibe mit Millefiori-Email hat er bereits in Stettin 1886 vorgezeigt. Das Feld enthält ältere Gräber aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. und solche aus der jüngsten heidnischen Zeit, die älteren sind oft noch von Steinringen umgeben und sind ausschliesslich Skelettgräber. Eine Anzahl von geschlossenen Grabfunden hat der Redner hier ausgestellt. Während im Samlande, wo sich kreisförmige Pflaster über jedem Grabe finden, Anfangs überwiegend Bestattung, später Leichenbrand, im Süden während der ganzen Zeit Leichenbrand findet, tritt hier nur Bestattung auf. Die Leichen sind meist mit allem Schmuck ausgestattet. Da die Gegenstände sehr mürbe und bröcklich waren, wurden Kästchen über sie gestellt, der Erdklotz darunter abgeschnitten und das Kästchen schnell umgedreht. Tichler weist auf die von ihm angenommenen Abschnitte der Periode der Gräberfelder hin, die unter A—E im Album der Berliner Ausstellung bereits mitgetheilt sind. Die bei Memel vorkommenden Formen finden ihre vollständigen Analogieen in dem Werke von Aspelin: Antiquités du Nord Finno-Ougrien. Charakteristisch für das Memeler Gebiet ist die Sprossenfibel. Halsringe, deren Enden sich spiralig um den Draht legen, oft mit reichem Hängeschmuck, Ketten, die von einer

Schulter zur andern gingen, platte Armbänder und Spiralarmringe kommen vor, aber keine Schnallen. Sehr zahlreich sind römische Bronzemünzen, bis zu 8 Stück in einem Grabe, in einem aus Birkenrinde gefertigten Schächtelchen beigesetzt. Sie gehen bis ins 3. Jahrhundert, sind also erst zu dieser Zeit nach dem Norden gelangt. Sie stehen nicht mit dem unter Nero eröffneten Bernsteinhandel in Zusammenhang, den man in seiner Bedeutung überschätzt hat. Römische Bronzegefässe findet man gerade in Ländern, die wohl kaum Bernstein geliefert haben, wie Pommern, Mecklenburg und Seeland. Die Münzen sind alle erst nach dem Markomannenkriege, nach dem grossen Vorstosse der nordischen Völker gen Süden, nach Ostpreussen gelangt. Nach dieser Zeit rückten die Gothen über die Donau bis ans Schwarze Meer. Die Funde von Oberhof führen in eine archäologisch völlig neue Welt. Wir finden im 1. Jahrhundert n. Chr. in Preussisch-Litauen, nördlich der Memel in Kurland und Kowno ein einheitliches Gebiet, wesentlich verschieden vom Südosten Ostpreussens und dem Gebiet von Samland und Natangen. Auf dem jüngeren Grabfelde von Oberhof herrschte der Leichenbrand. Das ganze Inventar ist dem bei Behr: die Gräber der Liven, ähnlich und entspricht zum Theil den Funden aus der jüngsten heidnischen Zeit Ostpreussens, die bis mindestens ans Ende des 13. Jahrhunderts andauerte. Es scheint hier im fernen Osten, nördlich der Memel, eine Continuität der Formen und der Entwickelung von der römischen Kaiserzeit bis in die jüngere Zeit stattgefunden zu haben, wie wir sie in ganz Norddeutschland nicht mehr treffen. Es wird die Frage zu lösen sein, wo man die Grenze zwischen den germanischen und nicht germanischen Stämmen ziehen soll. Jedenfalls wirft das Gräberfeld von Oberhof auf die Bevölkerungsverhältnisse von Osteuropa während des 1. Jahrhunderts ein helles Licht.

Dr. Naue schildert die Bronzezeit Cyperns. Nach den Forschungen des Herrn Max Ohnefalsch Richter ist es unzweifelhaft, dass die ältesten Nekropolen auf Cypern einer vorphönikischen Binnenbevölkerung angehören, deren Ueberreste mit der von Schliemann bei Hissarlik aufgedeckten Cultur eine bis ins Einzelne gehende Uebereinstimmung zeigen. Die Reste dieser Bevölkerung reichen bis zur dorischen Wanderung herab, aufwärts wahrscheinlich bis in das 4. Jahrtausend v. Chr. Diese Bronzezeit Cyperns zerfällt in zwei Abschnitte. Die erste Periode enthält nur Gräber, die als flache Erdgräber angelegt nur zuweilen den Ansatz zu einem kleinen Hügel haben. Die Beigaben sind mit der Hand gefertigte Milch- oder Melkschüsseln, mit meist doppelten röhrigen Durchbohrungen am Rande, ferner kleine halbkugelförmige Schaalen ohne Henkel mit denselben Durchbohrungen, Kochtöpfe aus rauhem Thon mit drei Füssen und zwei Henkeln, kleine Thonlöffel mit Löchern am Stilende, runde oder ovale Krüge mit 1 oder 2 Henkeln. Die Gefässe zeigen eine glänzend rothbraune Oberfläche.

Von Werkzeugen giebt es Meissel, Beile und Hämmer aus Stein. Diese frühesten Gräber deuten auf ein friedliebendes Hirtenvolk, sie liegen auf erhöhten Punkten bei Quellen und Flüssen, so bei Lapithos und Kythrea, bei Nikosia, bei Alambra und Psemmatismenos. Nach dieser Zeit treten die Stollengräber auf, die bis zu einer Tiefe von 6—9 F. reichen. Das Grab findet sich am Boden des Stollens. Die Gefässe bleiben dieselben, doch beginnt die plastische Verzierung mit warzenförmigen Erhöhungen, auch werden die Gefässe mit geritzten Linien und Bändern oder ein- und mehrfachen Zickzacklinien verziert. Zum ersten Male treten Kupfergeräthe auf, und zwar grössere und kleinere Meissel in einfacher aus der Steinzeit übernommener Form. Etwas später erscheinen kleine, fast dreieckige oder weidenblattförmige Dolche mit Mittelrippe und 2 bis 5 Nagellöchern. Die Gefässe erhalten eine geometrische Decoration mit vertieften Ornamenten, diese sind häufig mit weisser Masse ausgefüllt. Jetzt kommen auch Spinnwirtel vor und rohe, brettförmige und ganz bekleidete Idole aus Thon mit eingeritztem Zierrath. Die Reliefverzierungen der Vasen bestehen jetzt aus Kettenornamenten, Ankern, Warzen, Baumzweigen, Schlangen, Halbmonden, Sonnendisken, gehörnten Thierköpfen, Steinböcken, Hirschen und Moufflons. Gleichzeitig werden Vasen mit mattglänzender rother Fläche angefertigt, die mit wenig erhabenen geraden oder gewellten Linien und mit Knöpfen verziert sind. Die Kupferdolche werden länger und erhalten einen herzförmigen Ausschnitt am Obertheil. Es entwickeln sich kurze Stossschwerter und lange Hiebschwerter. Mit ihnen erscheinen archaisch babylonische Siegelcylinder und Cylinder mit Figuren und Keilinschriften aus der Zeit Sargon's I. von Akkad um 3800 v. Chr. Schmuck aus Kupfer oder Bronze sowie Eisen fehlen gänzlich.

In der zweiten Periode sind die Gräber in den Felsen gehauen und haben einen zuführenden Schacht. Sie enthalten in der Regel mehrere Todte. Man findet sie bei Agia Paraskevi, in Phönikiaes, bei Lokja, Ledrai u. a. O. Es beginnt ein neues Element in der Ausschmückung der Gefässe, das sicher von Aussen kommt. Die Vasenmalerei tritt auf. Die Spinnwirtel sind reich verziert, auch die durchbohrten Thonperlen, die Gefässformen zeigen eine grosse Mannigfaltigkeit. Es giebt Trinkschalen mit aufgemaltem radienartigen Ornament, oft in Rothschwarz auf fast weissem Grunde, der erst einfache rundgebogene Henkel wird schuppenartig. Die Idole sind halbnackt mit ornamentirtem Schurz. Kupfer- und Bronzewaffen mehren sich, es erscheinen Bronzegeräthe und Schmucksachen, Pincetten, Armringe, Gewandnadeln, Spiralringe aus Bronze und Electron. In der zweiten Hälfte dieser Periode zeigt sich ein massenhafter Import von Thongefässen aus Mykenae und von Kleinkunst in Elfenbein und glasirtem Thon, von Scarabaeen, Glasperlen, glasirten Thonperlen und Cylindern, Amuletten und Thonfiguren. Die Bronze-Lanzenspitzen und Streitäxte haben eine Tülle.

Die Flügelkannen von Mykenae müssen nach Furtwängler in das 12. und 13. Jahrhundert v. Chr. verlegt werden, auf einer Wand im Grabe des Ramses III. ist eine solche abgebildet. Die Schachtgräber Cyperns sind in das 14. oder 15., die Felsengräber in das 12. oder 13. zu setzen. Ein Cylinder mit Keilinschrift gehört der Zeit zwischen 1500 bis 500 v. Chr. an. Das Analogon einer gemalten Trinkschaale wurde in Thera unter dem Bimsstein gefunden. Der vulkanische Ausbruch von Santorin hat um 2000 v. Chr. stattgefunden, vor dieser Zeit hat also Cypern bemalte Thongefässe verfertigt. Sayce schätzt einen aramäischen Siegelcylinder als aus der Zeit 2000—1000 v. Chr. Für die ältesten Gräber mit Steinwerkzeugen kann das Ende des 5. Jahrtausends angenommen werden. Nach v. Pechmann besteht ein Schwert der zweiten Hälfte der I. Periode fast aus reinem Kupfer, eine Zange der II. Periode enthält 91% Kupfer und 9% Zinn, ein Spiralring 93,8% Kupfer und 6,2% Zinn.

Diesem Redner folgt Mummenthey, der auf die Stein- und Erddenkmäler des Süderlandes aufmerksam machen will. Dasselbe begreift das Flussgebiet der oberen und mittleren Ruhr mit Lenne, Volme und Emper, also den gebirgigen Theil der Provinz Westfalen bis zum Rothhaargebirge. Es ist dies eine durch ihren Gewerbfleiss seit uralter Zeit bewohnte Gegend, die klassische Stätte der Bearbeitung des Eisens schon in germanischer Vorzeit. Hier wartet noch manche unerforschte Höhle der Untersuchung. Der 1875 in Altena gegründete Verein für Orts- und Heimathkunde hat ein erstes Verzeichniss der Stein- und Erddenkmäler des Süderlandes herausgegeben, welches vertheilt wird.

Am Nachmittag fuhren die Anthropologen nach Köln, wo der Dom und das Walraff'sche Museum besichtigt wurden. In diesem hatten die Besitzer der bedeutendsten Privatsammlungen der Stadt zu Ehren des Congresses eine Ausstellung von Alterthümern eingerichtet, die allgemeine Bewunderung erregte. Viele besuchten auch noch die Ausstellung des Gewerbevereins und die der Flora.

Am Donnerstag den 9. begann die Sitzung wieder um 9 Uhr. Zuerst sprach Dr. Mies über die Verschiedenheiten gleicher, d. h. durch gleiche Zahlen bezeichneter Schädelindices.

Der Vorsitzende legt hierauf die von Herrn Kofler verfasste prähistorische Karte von Hessen vor, die sich, Dank dem rühmlichen Eifer der dortigen Alterthumsforscher durch eine ausserordentlich grosse Zahl von Einzeichnungen auszeichnet. Sodann erinnert er an den von dem Herrn Generalsecretär geäusserten Wunsch, die Versammlung möge zum Schutze der alten Denkmäler des Landes auf die Abfassung des neuen Civilgesetzbuches ihren Einfluss geltend machen. Der Vorstand hat diese Sache heute berathen und bittet die Versammlung um eine Vollmacht in folgender Form:

„Die 19. Generalversammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Bonn ermächtigt ihren Vorstand, ein Gutachten auszuarbeiten und dem Herrn Reichskanzler zu überreichen über die in dem auszuarbeitenden neuen Civilgesetzbuche wünschenswerthen Aenderungen in Betreff des Eigenthumsrechtes der Grundbesitzer an den auf ihrem Grund und Boden stehenden oder noch auszugrabenden Denkmälern und Funden des Alterthums unter Anschluss an den ersten Satz der im Jahre 1887 in Mainz von dem Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine gefassten Beschlüsse. Der Vorstand wird ferner ermächtigt, für diesen Zweck den Rath von Juristen einzuholen."

Die Vollmacht wird ertheilt. Der Vorsitzende theilt weiter mit, dass ein von ihm ausgearbeiteter Entwurf zur Feststellung eines gemeinschaftlichen Verfahrens der Beckenmessung noch nicht allen Mitgliedern der in Stettin gewählten Commission vorgelegen habe. Als Ort der nächsten 20. allgemeinen Versammlung wird hierauf, nachdem Herr Baron von Andrian, der Präsident der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, zu einer mit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gemeinsam abzuhaltenden Versammlung eingeladen hatte, mit allgemeinem Beifall Wien bestimmt. Zum ersten Vorsitzenden für das nächste Jahr wurde Virchow, zu seinen Stellvertretern Waldeyer und Schaaffhausen gewählt.

Der nächste Redner war Herr Prof. Dr. Howard Gore aus Washington. Er sprach über die Anthropologie unter der Leitung der Vereinigten Staaten. Obgleich der Wunsch nach eingehenderer Kenntniss von den Bodenschätzen der neu entdeckten Theile Amerikas den ersten Anlass zu den Expeditionen nach dem Westen gab, so trugen dieselben doch auch wesentlich bei zur besseren Kenntniss der Sitten und Gewohnheiten der Indianer und zur Gründung ethnologischer Sammlungen. Drei Institute, die unter dem Schutze der Regierung der Vereinigten Staaten stehen, haben sich die Aufgabe gestellt, Auskunft jeder Art über die einheimische Bevölkerung zu sammeln; es sind die Smithsonian Institution und das damit in Verbindung stehende National-Museum, das Army Medical Museum und das Bureau of Ethnologie. Die Eintheilung der Anthropologie in dem National-Museum ist die folgende: Abtheilung I. Künste und Gewerbe des Menschen; Section a. Materia medica; b. Nahrungsmittel und Gewebe; c. Fischerei; d. Thierproducte; e. Marine-Architektur; f. Graphische Künste; g. Geschichte und Numismatik; h. Landtransport. Abtheilung II. Ethnologie; a. Einheimische Töpferei. Abtheilung III. Vorgeschichtliche Archäologie. Das Bureau of Ethnologie ist gegründet 1879 zur Anstellung ethnologischer Untersuchungen unter den nordamerikanischen Indianern. Der Betrag, den der Congress dafür bewilligt hat, beläuft sich bis heute auf 300 000 Dollar. Eine grosse Zahl von Publikationen ist erschienen, über die Sprachen der Indianer, von denen viele dem Erlöschen nahe sind, über die Mounds und

die Ruinen von Arizona und New Mexico, beide wurden gern einem verschwundenen Volke zugeschrieben, während sie den Vorfahren der Indianer angehören, über die Mythologie und Zeichensprache der Indianer, deren Nothwendigkeit sich aus der Mannigfaltigkeit der Sprachen erklärt, über Künste und Sitten der Stämme. Das Army Medical Museum enthält eine reiche Sammlung von Skeletten und Schädeln. Eine anthropologische Gesellschaft wurde in Washington 1879 gegründet.

Dr. Emil Schmidt bespricht unter Vorlegung der betreffenden Photographien einen Fall, in welchem bei einer Frau ein erworbener Defect im Ohrläppchen, nämlich Spaltung desselben durch Ausreissen eines Ohrringes im Alter von 8 Jahren bestand, und wo bei einem ihrer Kinder ein ganz ähnlicher Defect mit zur Welt gebracht wurde.

Herr John Evans möchte dem Aufsatze der Festschrift über die Regenbogenschüsselchen einige Worte über die keltische Numismatik von Grossbritannien hinzufügen. Hier sind wie in Frankreich und Deutschland die Prototypen der keltischen oder belgischen Münzen fast immer ursprünglich griechische und hauptsächlich macedonische Münzen aus der Zeit von Philippus II. Die Entwickelung der Typen ist wahrscheinlich in den altbritischen Münzen leichter zu sehen, als in denen anderer Länder. In den gallischen Nachahmungen des macedonischen Philippus sind die Hauptzüge des Originals deutlich erkennbar. Auf den frühesten Münzen findet man immer auf dem Avers den lorbeerbekränzten Apollo- oder Herakles-Kopf, nur etwas vom Original verschieden. Um den Kopf ist quer gegen den Kranz ein Diadem angebracht, die Locken des Hinterhauptes sind in zwei Reihen geordnet, die des Stirnhaares sind in drei Halbmonden dargestellt und der Hals ist mit einem Zierrath bedeckt. Das Gesicht, obwohl klein im Verhältniss zum Kopf, ist ziemlich gut dargestellt. Da dieser Theil für den Stempelschneider schwierig war, und weil die Münzstempel immer etwas grösser als die Münzen waren, finden wir später das Gesicht durch eine einfache Erhöhung ersetzt; selbst diese schwindet endlich und nur zwei der Halbmonde sind in die Mitte gestellt und das Diadem ist in einen zweiten Lorbeerkranz verwandelt, der quer über dem anderen steht, so dass beide ein Kreuz bilden. In den Ecken dieses Kreuzes finden sich als Erinnerungen an das Urbild noch Locken des Stirn- und Hinterhaares und auch der Zierrath des Halses. Auf einigen Münzen ist das Kreuz das einzige Ueberbleibsel des Apollokopfes, auch dieses wird später in eine vierblätterige Blume verwandelt. Bei dieser auf einander folgenden Entwickelung werden zwei Regeln beobachtet. Nur die leichtesten und wichtigsten Theile des Urbildes werden nachgeahmt, weil es dem Stempelschnei- auf das allgemeine Aussehen und nicht auf das beschwerliche Detail ankam und dann war er bemüht, auf den Münzen einen ziemlich symmetrischen Zierrath anzubringen. Es ist auch zu beachten, dass oft die von dem

Stempelschneider nachgebildeten Originale schon abgenützte Münzen waren. In Folge dessen ist die Vorseite mancher Münzen convex und ganz glatt oder zeigt nur einen gewölbten Rücken, der mitten durch das Feld geht, als Erinnerung an den verschwundenen Kranz. Selten findet man in der Mitte der Vorseite drei Halbmonde zusammengestellt, von jedem derselben geht ein gebogener Kranz hervor, so dass das Ganze einen sternartigen Zierrath bildet. In diesem Falle sind die britischen Münzen den Regenbogenschüsselchen ähnlich. Durch Ausbiegung des Lorbeerkranzes ist auf einigen Münzen ein kreisförmiger Kranz dargestellt, wie auf vielen der Iriden. Was die Rückseite betrifft, so finden wir auf den frühesten Münzen eine noch erkennbare Darstellung der biga des Philippus mit der geflügelten Siegesgöttin. Die 2 Pferde haben nur einen Körper, obwohl 8 Beine. Das Pferd und die Victoria waren schwierige Gegenstände für den Künstler, das Bild der letzteren ist ohne Zusammenhang, seine Ueberreste stehen als eine Reihe von Kügelchen über einer gebogenen Linie, die den Körper des Pferdes vorstellt. Wenn man einen Theil dieses Ganzen als Modell nahm, so konnte man die Rückseite eines Regenbogenschüsselchens daraus ableiten. Evans glaubt, dass die Entwickelung der Typen bei den Iriden von derselben Art war, als bei den britischen Münzen. Wenn man die 5. Gruppe Strebers, Nr. 86 und 87 als die ältesten der Serie betrachtet, so kann man die Entwickelung der anderen daraus ableiten, besonders wenn man die pannonischen Tetradrachmen, welche auch den Münzen des Philippus II. nachgeahmt sind, zu Hülfe nimmt. Der Berichterstatter glaubt, dass die in Böhmen und Deutschland gefundenen Iriden von den gallischen und britischen Nachahmungen macedonischer Münzen wohl unterschieden werden müssen. Jene sind viel zierlicher geprägt und verrathen durch die von Streber hervorgehobenen Umstände ihr höheres Alter. Sie schliessen sich kleinasiatischen Vorbildern an und gehören in die Zeit der ersten Verbreitung der Kelten in Europa. Erst in den Zeiten des Verfalls keltischer Cultur erscheinen die barbarischen Nachahmungen griechischer Münzen.

Den letzten Vortrag hielt Koenen über die von Caesar und Tacitus unterschiedenen deutschen Volksstämme, deren Beziehungen zu den rheinischen prähistorischen Funden er darzulegen sucht, die aber den verschiedensten Zeiten der Vorgeschichte angehören. Während fünf Jahrhunderten habe der Rhein die Grenze zwischen römischer und germanischer Cultur gebildet. Ohne römischen Einfluss habe sich die letztere fortgebildet und habe endlich bei der fränkischen Eroberung Galliens das linke römische Ufer überschritten, so dass von dieser Zeit ab wieder wie früher auf beiden Stromufern gleiche Cultur herrschte. Tacitus nennt, Germ. 2, vier alte Völker, Marsi, Gambrivii, Suebi und Vandilii, wir können sie Marsen, Cimbern, Sueben und Wenden nennen. Tacitus bezeichnet, Germ. 28, die Helvetier und Bojer als gallische Völker. Den physischen Habitus der Ger-

manen schildert Tacitus, Germ. 4. Auch sagt er, G. 2, dass sie über den Rhein gingen und die Gallier vertrieben. Caesar unterscheidet mit aller Bestimmtheit, B. gall. I. 1, II. 4, die Kelten und Germanen. Nach Sueton, Calig. 47, färben sich die ersteren das Haar roth, um wie Germanen zu erscheinen. Caesar trennt von beiden die Iberen, auch Tacitus, Agric. 10 und 11, er nennt sie klein, dunkel und kraushaarig. Im südlichen Gallien wohnten sie vor den Kelten. Mit der Eintheilung Galliens unter Augustus war von der Verschiedenheit der Bevölkerung keine Rede mehr. Koenen glaubt, einen Unterschied der marsischen und kimbrischen Culturreste feststellen zu können, ebenso seien die der suebischen der Lausitz von den genannten verschieden. Als vorgermanische Culturreste müssten gewisse Hügelgräberfunde mit polirten Steingeräthen und geschweiften Bechern mit Schnur- und Sparrenschmuck betrachtet werden. Dahin gehören das von Dorow 1826 beschriebene Grab aus dem Walde Hebekies bei Wiesbaden. Das grossartigste dieser Art sei das jüngst von Klopfleisch besprochene Merseburger Grab. Boyd-Dawkins habe in England die bezeichneten Gefässe nur in Gräbern gefunden, die er als keltische betrachtet. Auch in der jüngeren Steinzeit Dänemarks kämen sie vor. Es gebe am Rhein noch Gräber mit hockend beigesetzten Todten und einfachen Steingeräthen mit cylindrischen oder kugeligen Gefässen, die Warzen und Schnurösen statt Henkel haben. Lindenschmit hat solche von Monsheim, von Cohausen solche von Steeten beschrieben. Schaaffhausen hat auf die Uebereinstimmung der hohen und schmalen Schädel von Ingelheim, Monsheim und Kirchheim hingewiesen und sie als altgermanische, vielleicht keltische bezeichnet. Die Thongefässe dieser Funde sind einander ähnlich. Die älteste rheinische Ansiedelung zeigt weder Thongefässe noch polirte Steingeräthe, nur Quarzitmesser und Werkzeuge aus Knochen und Horn, es ist die in der Festschrift beschriebene vorgeschichtliche Ansiedelung von Andernach.

Hiermit waren die Verhandlungen geschlossen. Der Vorsitzende dankte Allen, welche zum glücklichen Gelingen des Congresses beigetragen hatten. Mit einem Hoch auf den Vorsitzenden trennte sich die Versammlung.

Am Nachmittage fand die Fahrt mit dem Dampfboot nach Remagen statt, wo zwei römische Gräber geöffnet, der Victoriaberg erstiegen, die Apollinaris-Kirche und das alte Kirchenportal besichtigt wurden. In Rolandseck fand die Festtafel statt. Um 10 Uhr erfolgte die Rückfahrt nach Bonn bei glänzender Beleuchtung der Stromufer.

Am folgenden Tage, Freitag den 10., wurde unter Führung des Vorsitzenden der im Programme angebotene Ausflug nach Heisterbach und auf den Petersberg und von da nach Andernach und dem Laacher See ausgeführt, an dem sich von den 155 Mitgliedern des Congresses noch 33 betheiligten.

---

## Achte Jahresversamlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, am 19. December 1888 in Köln.

In derselben hielt Dr. Thode aus Bonn einen öffentlichen Vortrag über die altkölnische Malerschule und die Grundzüge ihrer Entwicklung, worauf der Vorsitzende, Prof. Dr. Höhlbaum über den Stand der Arbeiten der Gesellschaft berichtete. Seit der vorigen Versammlung gelangten zur Ausgabe: 1. Der Coblenzer Mauerbau, Rechnungen 1276 bis 1239, bearbeitet von Dr. Max Bär. (V. Publication.) 2. Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrhunderts, Quellen zur Rechts- und Wirthschaftsgeschichte der Stadt Köln, herausgegeben von Robert Hoeniger. Band I, 1884—1888. (3., Schlusslieferung.) Der zweite Band der Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrh. wird die Urkunden der Bezirke: Aposteln, Gereon, Niederich und Severin, Bruchstücke des Schöffenschreins, die Bürgerverzeichnisse und die Mitgliederliste der Gilda mercatoria, die Einleitung des Herausgebers und das Register zu beiden Bänden enthalten; das völlig zu vollendende Manuscript wird voraussichtlich im Herbst 1889 der Presse übergeben werden. Der Druck des ersten Bandes der Rheinischen Weisthümer von Prof. Dr. Loersch wird nunmehr beginnen, nachdem die philologische Bearbeitung der Texte Dr. Konst. Nörrenberg in Marburg eben zum Abschluss gebracht hat. Nach seiner Vollendung wird auf Grund des vorhandenen Zettelkatalogs die Herstellung eines zweiten Bandes kurtrierischer Weisthümer ohne Aufenthalt in Angriff genommen werden; einzelne Handschriften der Trierer Stadtbibliothek hat Dr. Sauerland behufs Verzeichnung von Weisthümern durchforscht. Die von Dr. Herm. Forst begonnene systematische Durcharbeitung von Acten des Düsseldorfer Staatsarchivs ist durch seine Versetzung nach Osnabrück unterbrochen worden. Weitere Forschungen nach ungedruckten kurkölnischen Weisthümern wird Geheimrath Dr. Harless, welcher die Weisthümer des nördlichen Theiles der Provinz mit herauszugeben bereit ist, in nächster Zeit anstellen. Die Ausgabe der Aachener Stadtrechnungen von Prof. Dr. Loersch konnte aus dem im Bericht von 1886 erwähnten Grunde nur geringe Förderung erfahren, diese durch die Mitwirkung des Aachener Stadtarchivars Herrn R. Pick. Für die Ausgabe der Urbare der Erzdiöcese Köln von Prof. Dr. Crecelius hat Dr. Wachter in Düsseldorf aus dem dortigen Staatsarchiv ein Verzeichniss von 15 Hebe-Registern aus dem 12. bis 16. Jahrh. neuerdings aufgestellt und gedenkt Herr Leonard Korth in Köln die kölnischen Archive, besonders die reichen Sammlungen der städtischen Armenverwaltung, genau zu durchmustern. Der Erläuterungsband zum Buche Weinsberg von Prof. Dr. Höhlbaum wird wahrscheinlich im Jahre 1889 im Manuscript vollendet werden. Er soll durch die Urkunden und Acten des Kölner Stadtarchivs und anderer Archive dieselben Verhältnisse und dieselbe Zeit der stadtkölnischen Geschichte be-

leuchten, welche die Denkwürdigkeiten Hermanns von Weinsberg geschildert haben. Der Druck der unter Prof Dr. Ritters Leitung von Dr. v. Below in Königsberg bearbeiteten Landtagsacten der Herzogthümer Jülich-Berg wird im vorstehenden Jahre gefördert werden; zunächst wird der noch rückständige dritte Theil der von Dr. v. Below verfassten Untersuchungen über die Anfänge der landständischen Verfassung von Jülich-Berg veröffentlicht werden, dem dann ein erster Theil der Acten hoffentlich bald folgen wird. Von der Ausgabe der ältern Matrikeln der Universität Köln von Dr. Herm. Keussen und Direktor Dr. W. Schmitz ist für 1889 der erste Band zu erwarten. Er wird die beiden ältesten Matrikeln der Universität aus den Jahren 1389 bis 1465 umfassen und mit den im vorigen Bericht angedeuteten Erläuterungen versehen sein. Für diese, zugleich zur Ergänzung der Eintragungen in den Matrikeln, hat Dr. Keussen neben den Urkunden und Acten des Kölner Stadtarchivs das handschriftliche Buch der Kölner theologischen Facultät aus der königl. Bibliothek in Berlin und die Auszüge aus den verlorenen Decanatsbüchern derselben Facultät, welche in einem handschriftlichen Bande der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt werden, durch die Vermittlung der Staatsbehörden in Köln benutzen können. Die Uebersendung anderer Pariser Handschriften, aus der Bibliothek der Sorbonne, ist in Aussicht gestellt. Die sehr ergiebigen Decanatsbücher der artistischen Facultät, die in Köln selbst noch vorhanden sind, wurden dem mit der Edition beschäftigten Gelehrten vorenthalten. Bei der Ausarbeitung der Regesten der Erzbischöfe von Köln bis z. J. 1500 von Prof. Dr. Menzel ist die Untersuchung des ältern Urkundenwesens der Erzbischöfe in diesem Jahre fortgesetzt worden. Eine eingehende und abschliessende Behandlung wurde den Urkunden der ersten Hälfte des 12. Jahrh. zu Theil. Für die Ausgabe der ältesten Urkunden der Rheinlande bis z. J. 1000, gleichfalls von Prof. Dr. Menzel, sind in diesem Jahre vollständig bearbeitet die Chartulare von Prüm (Trier), S. Maximin (Coblenz) und Echternach (Gotha), welche den grössten Theil der ältern Urkunden hergeben; das Chartular von Stablo (Düsseldorf) ist in Angriff genommen. Die Arbeiten zur Herausgabe der Ada-Handschrift, welche Prof. Dr. Lamprecht überwacht, sind im Laufe des Jahres so weit gefördert worden, dass die Drucklegung bevorsteht. Der erste Theil, die Darstellung, umfasst eine Beschreibung und paläographische Prüfung der Handschrift von Prof. Dr. Menzel, eine textkritische Würdigung von Dr. Corssen in Jever, eine kunstgeschichtliche Bearbeitung von Prof. Dr. Janitschek in Strassburg, eine Beschreibung des Einbanddeckels von Domcapitular Schnütgen in Köln und Museumsdirektor Dr. Hettner in Trier; die Manuscripte für diesen Theil sind insgesammt eingelaufen. Den zweiten Theil bildet ein Tafelwerk; es wird ausser allen wichtigern Blättern der Ada-Handschrift auch Abbildungen aus Handschriften wiedergeben, welche jener nahe verwandt sind oder neben

ihr hergehen. Für den geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz hat Cand. hist. Konst. Schulteis in Bonn die Grundkarte, welche in allen Blättern des Werkes wiederkehren wird, vollendet; ihre Vervielfältigung ist zunächst ins Auge gefasst. Die Leitung der Beschreibung der geschichtlichen Denkmäler der Rheinprovinz ist einem besondern Ausschusse des Vorstandes übertragen, welcher sich später durch Vertreter kunstgeschichtlicher Forschungen im Rheinland, Prof. Dr. Justi in Bonn, Appellationsgerichtsrath Dr. Reichensperger und Domcapitular Schnütgen in Köln und Dr. Thode in Bonn, ergänzt hat. Der Provincialausschuss hat für das laufende Jahr eine weitere Beisteuer ausser der von vornherein überwiesenen Summe beschlossen. Als neues Unternehmen der Gesellschaft hat der Vorstand die Bearbeitung und Herausgabe der Zunfturkunden der Stadt Köln beschlossen. Die Leitung hat Prof. Dr. Höhlbaum, die Ausführung Cand. Kaspar Keller in Köln übernommen; letztere ist auf eine Zeit von zwei Jahren veranschlagt. Das Werk soll eine vollständige Sammlung der kölnischen Zunfturkunden werden, die gewerbliche und politische Entwicklung der Zünfte in der Hauptstadt von Westdeutschland veranschaulichen, die Entwicklung bis zu ihrem Abschlusse begleiten und neben den reichen zunftgeschichtlichen Documenten des historischen Stadtarchivs von Köln die werthvollen Beiträge aufarbeiten, welche einheimische und auswärtige Sammlungen, z. B. das Germanische Museum in Nürnberg, in grosser Fülle darbieten; auch die Ueberreste der ehemaligen Zunft-Archive werden für dieses Werk verwerthet werden können. Die Arbeit hat schon eine stattliche Zahl bisher unbekannter Zunfturkunden zu Tage gefördert.

Köln. Zeit. 19. Jan. 1889. I.

---

# IV. Miscellen.

1. Aegypten und Mykenae. Immer deutlicher werden die alten Beziehungen Aegyptens zu Griechenland. In der April-Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Berlin legte Furtwängler eine Schrift des Schweden Montelius über die Bronzezeit in Aegypten vor, in welcher ein Schwert mit der Namensbezeichnung des Königs Amenhotep (XVIII. Dynastie ca. 1600 v. Chr.) abgebildet war. Dasselbe zeigt in derselben Technik der eingelegten Arbeit wie die in Mykenae gefundenen Schwerter auch genau dieselben springenden Löwen (Baumeister, Denkmäler S. 987 Abb. No. 1190). Damit ist ein fester Punkt für die Datirung der mykenischen Schachtgräber gefunden. Auch springende Greifen von mykenischen Dolchklingen entsprechen genau ägyptischen Darstellungen (Furtwängler in Roschers Lexicon der Mythologie Sp. 1745); ein ägyptischer Skarabaeus (mit dem hieroglyphischen Namen einer Königin 'Ti', aber wegen des mehrfachen Vorkommens des Namens undatirbar) aus Mykenae ist in der ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ 1887, Taf. 13 veröffentlicht. Der Fäden, welche herüber und hinüber gehen, werden sich gewiss noch viele finden und Ludwig Ross mit seiner gesunden Anschauung über den uralten Zusammenhang der alten Kulturen untereinander Recht behalten.

(Berliner Philolog. Wochenschrift 1889, No. 16.)

2. Die blaue Farbe antiker Gemälde. Auf den antiken römischen Freskogemälden, wie auch auf den Freskogemälden von Pompeji ist ziemlich häufig eine ausgezeichnet schöne blaue Farbe vertreten, deren Kenntniss verloren gegangen war. Man wusste bisher nach neueren Analysen, dass dieselbe Kupfer enthielt. In der Sitzung der Acad. des sciences vom 18. Februar machte nun Prof. Fouqué die Mittheilung, dass dieses „coeruleum“ seiner Analyse nach ein Quatersilicat von Kupfer ist, welches durch Zusammenschmelzen von Kupferoxyd mit Kieselsäure und Kalk, und zwar mit oder ohne Flussmittel erzeugt werden kann. Berthelot sprach seine Ansicht dahin aus, dass dieser Farbstoff identisch sein dürfte mit dem „Blau von Alexandria“, welches in Aegypten kurze Zeit nach Christus bekannt wurde.

(Pharmaceut. Zeitung vom 6. März 1889.)

3. Volkssprache am Rhein. Wie alle unsere Alterthümer, so ist auch namentlich die „Seele des Volkes" — wir meinen die verschiedenen Mundarten der deutschen Stämme — in Gefahr, an der Luft unserer alles gleichmachenden Zeit einer baldigen gänzlichen Verwitterung zu unterliegen. Mit Freuden ist daher jeder Versuch zu begrüssen, die noch erkennbaren Reste einer solchen Mundart, und zwar sowohl der Form als dem Inhalte nach, zu sammeln. Ein solcher Versuch ist für einen Theil des rheinischen Gebietes gemacht worden in einem zu Ostern d. J. als Beigabe des Jahresberichtes der höhern Stadtschule zu Ahrweiler erschienenen Schriftchen „Sparren, Spähne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrgau von Dr. P. Joerres[1])". Bemerkenswerth ist, wie jähe noch heute die Sprache der genannten, dem ripharischen Gebiete angehörigen Gegend an der Grenze nach dem Kreise Mayen zu in die mittelfränkische Sprache übergeht. Vielfach erinnert die ripharische Sprache an diejenige des „Heliand", und weist so auch ihrerseits darauf hin, dass die Ripharier wirklich aus den Gegenden kamen, welche die Geschichte als ihre ursprüngliche Heimath angibt. Ganz besonders aber erfreuen den Leser die naiv witzigen Sprüche des zweiten Theiles des Büchleins, welche namentlich gerne mit doppelsinnigen Worten spielen. Die im dritten Theile gesammelten Kinderspiele bringen uns zum Theil noch aus der Heidenzeit stammende Gesänge und Reste aus dem Volksleben vergangener Jahrhunderte, da diese Kinderspiele und Kinderreigen ehedem auch von Erwachsenen aufgeführt wurden.

Die Sprache eines Theiles der Südeifel, nämlich der Gegend östlich von Prüm bis einschliesslich Büdesheim ist recht eingehend und wissenschaftlich behandelt worden von Th. Busch in der Beilage zum diesjährigen Osterprogramm des Progymnasiums zu Malmedy. Der Behauptung aber, dass diese Eifelgegend, wo man doch „Rheñg" (Rhein), „Weñg" (Wein), „neñg" (neun), „Zoñg" (Zaun) ähnlich wie bei Köln und an der Ahr sagt, zum Gebiete des Mittelfränkischen gehöre, muss widersprochen werden. Dass man dort „Hous" (nicht „Huhs" oder „Haus") sagt, ist nicht beweisend: an der Ahr sagt man ebenso, wogegen man in dem mittelfränkischen Kempenich „Haus" spricht. Auch die angeführten Lautverschiebungen bieten keine wesentlichen Unterschiede vom Niederfränkischen dar.

Noch sei hier erinnert an 4 ältere Werkchen: „Wegeler, die Coblenzer Mundart", „Koch, die Werdener Mundart", „J. Müller, die Aachener Mundart" und „Wenker, das rheinische Platt". Es ist zu bedauern, dass von dem letztgenannten, längstvergriffenen Büchlein nicht eine dritte, erweiterte Auflage erschienen ist.

1) Neuerdings im Verlag von P. Hanstein in Bonn.

Interessant wäre es für die Erforscher der rheinischen Geschichte, wenn Jemand mit genügender Sachkenntniss die verschiedenen Spracharten der Rheinprovinz mit besonderer Rücksicht auf die Stämme behandeln wollte, welche diese Provinz bevölkert haben. Vielleicht würden sich dabei — abgesehen von den Ortsnamen — auch noch Einwirkungen der alamannischen Einwanderung nachweisen lassen.

J. R.

4. Andernach. Grabfund. Die Annales Colonienses Maximi (Pertz, Script. XVII. 787; Boehmer, Font. 3, 446) bemerken zum Jahre 1174: „Eodem anno apud Anturnacum quidam fodientes corpus Valentiniani imperatoris invenerunt, sicut in superscriptione denarii qui una secum repertus est continebatur. Ad caput quoque eius corona, ad pedes vero urna; ad latus vero gladius rubigine peresus, aureum habens capulum et lapidem victoriae, est inventus. Qui gladius imperatori (Friedrich I.) ad inspiciendum delatus est.“ Der Werth dieses, wie es scheint, ältesten Berichtes über einen Grabfund zu Andernach, der sich durch den Reichthum seiner Beigaben auszeichnete, wird durch die sonderbare Deutung, die der Chronist ihm giebt, nicht vermindert. Münzen Valentinians haben sich ebenfalls in einem der neuerdings eröffneten Skeletgräber am Kirchberg in Andernach gefunden (Jahrb. LXXXVI. 184), ohne natürlich über etwas anderes als über die Zeit der Bestattung Aufschluss zu geben. In letzterem Grabe fand sich daneben eine Münze des Valens, wie denn diese kaiserlichen Brüder neben einander auch auf der Inschrift eines verbauten Meilensteins zu Boppard (Jahrb. L. 89) erscheinen.

Im Anschluss an den Grabfund entstand aber in Andernach selbst die Tradition, die Stadt besässe die Ueberreste Valentinians; eine noch jetzt im Pfarrarchiv befindliche, im späten Mittelalter entstandene Bleitafel mit verschiedenen Inschriften giebt Notizen über Translationen, bez. Untersuchungen der Gebeine unter Theoderich (II.) von Trier (1212—42), im Jahre 1337, 1543 und 1591. Die betreffende Tafel ist neuerdings publizirt worden durch Terwelp, Das Grab Kaiser Valentinians im Jahresber. des Progymn. zu Andernach 1888, der zugleich in sorgsamer und kritischer Weise die sich an das Denkmal knüpfenden Fragen und Legenden behandelt hat.

A. W.

5. Römische Mauerreste bei Gensem, am ehemaligen Römerhafen. Der 1000 m lange, 60 m breite Rheinarm, der einst bei Gensem, Bonn gegenüber, den Siegfluss an dessen Mündung in den Rhein erreichte[1]), konnte einige 50 römische Schiffe aufnehmen, bedurfte vielleicht

1) Römerlager in Bonn, Festschrift des Bonner Alterthums-Vereins 1888, S. 26. u. Uebersichtskarte von Bonn in den Bonner Jahrb. Heft LXXXII, Taf. III.

zweier Schleusen an seinen Endpunkten, um vom Wasserstande des Rheines weniger abhängig zu sein, welcher die vielen Getreide-Transporte der Römer im Sommer bei niedrigem Wasserstande oft störte.

Das Dorf Gensem mit 150 Einwohnern zieht sich 300 m lang zur ehemaligen Sieg hin, auf deren linkem Thalhange die alte Dorfstätte, jetzt noch eine geschlossene Gruppe von 12 Häusern, + 56 m über NN. liegt. Diese Stelle war in der Römerzeit bei Hochfluthen wahrscheinlich stets wasserfrei, das Dorf wurde aber durch die Hochfluth im Jahre 1784 (+ 57) theilweise zerstört, während die Stelle der Schwarzrheindorfer Kirche noch 3 m das damalige Hochwasser überragte.

Für jenen Gensemer Hafen, der durch Hochfluthen und deren Verschlickungen ebenso wie die ehemalige Siegmündung zwischen Gensem und Geislar zugedeckt ist, sprechen ausser andern Gründen interessante Mauerreste[1]), welche an seinem ehemaligen Ufer im Frühjahr 1879 vom Herrn Professor aus'm Weerth in dem dortigen Lehmfelde aufgedeckt wurden, und noch vor wenigen Jahren für eine Aufnahme erkennbar waren, der brauchbaren Steine wegen freilich vielfach zerstört. Sie ziehen sich 50 m weit an einer Art Erddamm hin, der 1 bis 2 m hoch den Weg von Gensem nach Beuel an dessen östlicher Seite begleitet. Die Aussenmauer geht nicht genau parallel mit der Strasse, sondern macht einen etwas eingehenden Winkel, zeigte eine obere Breite zwischen 30 und 80 cm, und lag mit ihrer Sohle meist 1 m unter der Dammkrone. An ihrem Nordende durchschnitt die Mauer von Ost nach West ein Kanalrest, und einige senkrechte Quermauern schlossen sich an dieselbe, welche auf der Landseite Reste einer Kiesschicht gleich einem ehemaligen festen Fussboden zeigte, der ebenso wie der Gensem-Beueler Weg $6^1/_2$ m über dem Bonner Rheinpegel liegt, d. i. 50 m über N.N. Zur Römerzeit hat sich das Hochwasser wohl nur selten über diese Höhe erhoben, da der mittlere Wasserstand des Rheines bei der damals tieferen Stromrinne nach vielen Anzeichen der Römerstrassen zwischen Coblenz und Mainz damals c. 3 m tiefer lag als heutzutage[2]).

Jene Aussenmauer hatte 3 Ausgänge von je 3 m Breite zum Hafen, der mittlere theilweise zerstört, der südliche mit 80 cm starken gerundeten Eckmauern, wie es schien, mit Versatzfalzen.

Es lagen 6 m östlich hinter der Mauer zwei Gebäudefundamente, das nördliche nur noch der 1 m starke Rest eines Einganges von 3 m Weite, das südliche ein Viereck, 7 und 8 m lang mit Quermauer, die Mauern 50 bis 80 cm stark, vielleicht ein silos für Korn.

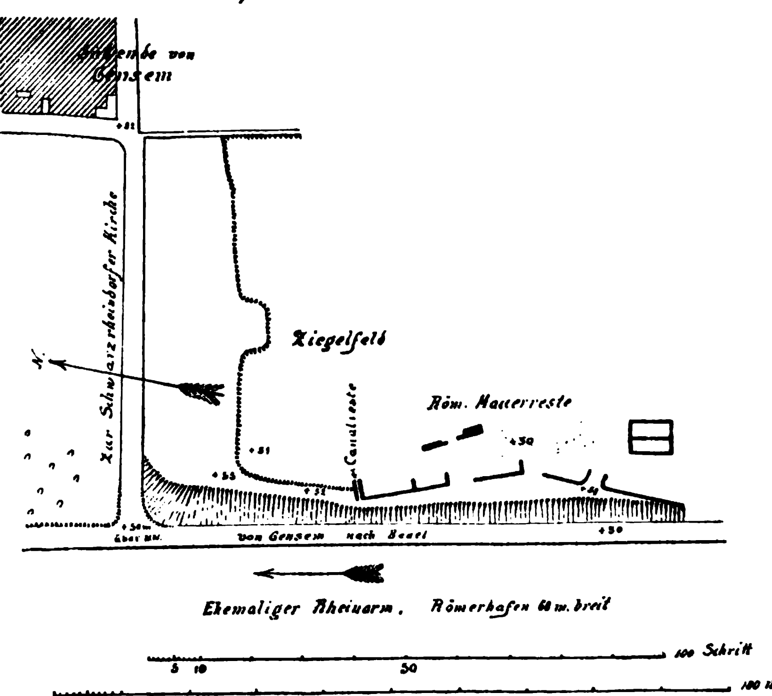
---

1) Röm. Mauerwerk nach Prof. Dederich in dessen Feldzügen des Drusus u. Tiberius. — Köln-Neuss 1869, S. 84 u. 86.

2) Bonner Jahrb. XXXI, S. 155.

Die glatteren Seiten der Mauern lagen nach dem Rhein hin, zeigten unter ihren Bruchsteinen zahlreiche Trachytsteine, 50 cm lang, 15 cm hoch, die Mauerfugen 2 bis 3 cm weit, der feste Mörtel mit starkem Rheinkies versetzt.

Die Bauart deutet nicht auf gewöhnliche Wohnhäuser oder Privatbauten, sondern durch Lage und Grundrisse auf hallenartige Unterkunfts- und Vorrathsräume, wahrscheinlich nur noch theilweise aufgefunden, welche für den Schiffsverkehr zum Löschen und Bergen der Ladung dienten. Die breiten Eingänge lassen gewölbte Thore (cellae) voraussetzen, und erinnern an die römischen Hafenbauten und Magazine von Ostia und Civitavecchia, welche uns durch Zeichnungen und durch das interessante Pompejanische Hafenbild erhalten sind[1]).




Jene Anlagen bei Gensem standen wohl unter dem militärischen Schutz des 200 m entfernten Drusus-Kastells resp. Brückenkopfs, welcher einst auf dem 10 m höher gelegenen Thalrande des Rheines lag, da wo jetzt die alte Schwarz-Rheindorfer Kirche steht. Eine Aufnahme vom Jahre 1887 wird hier veröffentlicht.

---

1) Guhl und Koner, Griechen und Römer, 2. Theil Nr. 374 und 375. 3. Auflage, Weidmann'sche Buchhandlung.

Professor Ritter[1]) und Andere hielten bisher den kleinen Mondorfer Hafen am Rhein, eine halbe Meile unterhalb Gensem, wo jetzt die Bonner Badeschiffe, einst auch holländische Schiffe überwinterten, für den Bonner Römerhafen des Florus. Die Wassermulden bei Mondorf sind aber erst Ueberschwemmungsreste der Sieg, als dieser Fluss durch die Auflandungen an seiner Mündung rheinabwärts gedrängt wurde, und dort ein andres Bett suchte.

Nach meinen Ortsstudien in jener Gegend glaubte ich bisher den Römerhafen in der 1000 m breiten und eben so tiefen Einbuchtung der alten Sieg zwischen Geislar, Vilich und Gensem zu sehen, wo noch heute das deutlich erkennbare Wiesenbett des ehemaligen Flusses von 10 m hohen dammartigen Thalrändern umkränzt wird, die namentlich bei Geislar gleich einem durch Menschenkräfte regulirten mächtigen Molenkopf erscheinen, wie eine genaue Aufnahme dies zeigt. Dort würden römische Flotten ganz ähnlich grossen Raum und Sicherheit gefunden haben, wie einst bei Ostia hinter dessen Hafenmolen. Die Bodenverhältnisse hier an der Sieg-Mündung haben sich jedoch im Lauf zweier Jahrtausende wesentlich verändert, die Auflandungen betragen dort stellenweise über 5 m, so dass Spuren alter Kanäle, Schleusen oder Baulichkeiten tief unter der Oberfläche liegend, vergeblich gesucht werden. Wir begnügen uns daher mit dem kleineren Hafen von Gensem im alten Rheinarm, der einst die Römerbrücken trug, und vielleicht nur der Vorhafen für den grösseren Sieghafen Geislar-Vilich war.

Wenn man aber wenigstens diesen Bonner Römerhafen bei Gensem anerkennt, so knüpfen sich daran von selbst die „pontes“ Caesars und des Drusus, welcher Letztere bei seinen dortigen Feldzügen in die Fussstapfen seines grossen Ahnherren trat. Dadurch kommt die vielumstrittene Florusstelle zu ihrer alten Geltung, dass Drusus einst Bonn mit Gensonia durch Brücken verband und durch eine Flottenstation verstärkte. Es schliessen sich daran zahlreiche historisch wichtige Fragen und Konsequenzen, wohin z. B. diese Brücken jene Feldherren führten, und die denkwürdige Stelle wäre gefunden, welche ein Jahrtausend hindurch unter den Schlammwellen der Hochfluthen begraben lag.

von Veith.

6. Zum Verständniss des Bonner Römerlagers. Wiederholt leitete ich in Vertretung des damaligen Direktors des rheinischen Provinzialmuseums in Bonn, Herrn Professor Dr. E. aus'm Weerth, die Aufdeckung von Theilen des Bonner Römerlagers. Es fiel mir insbesonders die Aufgabe zu, die vorher vergeblich gesuchte Umfassungsmauer dieses

---

1) Festschrift der Bonner Jahrb. 1868. S. 7 ff.

Standquartiers zu bestimmen und die grössten Theile des Ost-, des West- und Südthores bloszulegen. Das dadurch gewonnene Interesse für diese wichtige Anlage giebt mir Anlass, darauf aufmerksam zu machen, dass ausser der Vorstellung, welche man durch die Festschrift zum Winkelmanns-Geburtstage am 9. December 1888, gewinnt, auch noch eine andere Erklärung anspricht.

Denken wir uns die vielleicht hinter der römischen Rheinuferstrasse gelegenen castra quadrata von c. 520 zu c. 498 m Seite als castra stativa des Grenzfestungsgürtels des römischen Reiches, so bildete das östlich von ihr, auf der rechten Rheinseite gelegene freie Germanien Feindesland. Diesem gegenüber, also nach Osten blickend, könnte gemäss übereinstimmenden Zeugnissen von Vegetius, Festus, Hygin, Tacitus und Livius[1]) die bisher an der nördlichen Lagerflanke gedachte porta praetoria gesucht werden. Die Berechtigung, jenes Thor an dieser Ostflanke des Bonner Castrums zu suchen, wird unterstützt durch den Umstand, dass das östliche Lagerthor, wie das westliche, ein kunstvoll gebildetes, von zwei quadratischen Thürmen flankirtes Doppelthor ist, wohingegen die an der nördlichen und südlichen Lagerseite gefundenen Thore weit roher und einfacher erscheinen. Auch liegt die eigentliche Langseite des Bollwerkes nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten; denn die Nord- und die Südflanke dieser Anlage sind c. 10 m breiter, als deren West- und Ostseite. Das Verhältniss, in dem die von Süden nach Norden das Lager durchschneidende „Römerstrasse von Mainz über Grau-Rheindorf nach Köln" zu der westlich und zu der östlich von ihr gelegenen Lagerhälfte steht, spricht nach Hygin ebenfalls dafür, die genannte Strassenrichtung als Linie der via principalis — nicht als Stelle der via praetoria — zu betrachten; denn die praetorische Strasse pflegte das Lager in zwei gleiche Hälften zu theilen, hier jedoch misst die östliche Hälfte 42 m weniger als die westliche; die erstere, östliche Hälfte, entspricht also auch nach Hygin der dem Feinde zugewandten praetentura, welche, zwischen via principalis und porta praetoria liegend, kleiner war, als der entgegengesetzte Lagertheil. Dieser letztere zeigt im Bonner Lager zwischen den Kasernen 9, 10, 11 und der Kaserne 12 eine Querstrasse, die vielleicht die via quintana, also die Strasse sein kann, welche nach Hygin die hinter der via principalis beginnende latera praetorii von der retentura schied. — Gegen diese Auffassung scheint die von General v. Veith an der Südwestseite der Bonner castra angedeutete Unterbrechung der Umfassungsmauer zu sprechen, welche die „Richtung des Heerweges von Belgica über Buschhofen" bezeichnet; allein es muss hier ein Irrthum zu Grunde liegen, da durch keine der bisherigen

1) Vegetius de re mil. 1, 23; Festus p. 223; Hyginus 56; Tacitus Hist. IV, 30, Ann. I, 66; Livius X, 32, XXXIV, 47. vergl. auch Frontinus p. 27.

Ausgrabungen dort eine Unterbrechung der Umfassungsmauer hat festgestellt werden können. Vielleicht führten die von Herrn General v. Veith verfolgten Spuren des genannten Heerweges vor Anlage des Bonner Lagers in der Richtung von der Nordostecke der Befestigung nach dem Jesuiten-Hof, wo v. Veith die Stelle der Caesar- und Drusus brücke vermuthet.

Constantin Koenen.

In Bezug auf vorstehende Mittheilung gehen uns von einem geschätzten Mitarbeiter folgende Bemerkungen zu:

„Herr Koenen bestreitet die Richtigkeit der im Winkelmannsprogramm von 1888 gegebenen Thorbezeichnungen für das Bonner Römerlager. Er setzt die porta praetoria nicht an die Nordseite, aus welcher die wichtige Römerstrasse über Vetera zum germanischen Kriegsschauplatz führte, sondern an die Stelle der porta dextra in die östliche Rheinfront, weil hier die feindlichen Germanen unmittelbar gegenüber wohnen. Herr Koenen bezeichnet nicht den Weg, der durch seine porta praetoria vom Wichelshof her über den dort jetzt noch sichtbaren 12 bis 15 m hohen, steilen Thalrand zum Rhein und weiter zu den Germanen führt, während gerade die Wege eben so wichtig sind wie die Thore, durch welche sie führen. Auch die porta decumana verlegt Herr Koenen. Allerdings war sie vielleicht schmaler als porta dextra und sinistra, hatte aber nach dem Grundriss drei Durchgänge und entsprach im Aufriss wahrscheinlich dem schönen Herculanum-Thor von Pompeji. Sie bezeichnet und behauptet ihre Lage durch die canabae, historisch durch die Niederlage der Römer im Jahre 69 n. Chr., als die Bataver von Mainz her auf der Römerstrasse vordrangen, das Lager eroberten und zerstörten. Der porta decumana gegenüber lag dann aber unzweifelhaft die porta praetoria, und dadurch stehen decumanus und cardo trotz aller angeblichen Berichtigungen im Sinne der Festschrift hinreichend fest. Unwesentlich ist es, dass die Römerstrasse Mainz-Vetera das Lager nicht genau halbirt. Die Strasse folgte höchst sachgemäss dem Gelände, die Befestigung und deren Innenraum musste und konnte sich ohne Nachtheil der Strasse anpassen.

In überzeugter Festhaltung der in der Festschrift ausgesprochenen Ansicht berufen wir uns auf die im Text der v. Veith'schen Abhandlung genannten alten und neuen Schriftsteller über Castrametation, heben aber für den vorliegenden Punkt nochmals speciell hervor: Hyginus (v. Domaszewskis) Ausgabe mit 3 Tafeln, Leipzig 1887. Marquardt (Mommsen) Römische Staatsverwaltung V. 3, Seite 401. Bonner Jahrbücher f. Alterthfr. im Rhl. XXXI. S. 76, wo die anerkannte Autorität des verstorbenen Oblt. Schmidt diese lokalen Verhältnisse bespricht."

7. Erklärung der Clematianischen Inschrift in St. Ursula zu Köln. Die Clematianische Inschrift findet sich facsimilirt in 2 Aufsätzen von Stein und von Floss, Niederrh. Ann. 26, 123 und 177, ferner in Kessel's „St. Ursula und ihre Gesellschaft"; endlich ist dieselbe — abgesehen von nichtrheinischen Schriften — genau abgedruckt in diesen Jahrb. Heft LV, 137 in einem Aufsatze von H. Düntzer. An allen diesen Stellen sind Versuche zur Erklärung der Inschrift gemacht.

Der erste, namentlich der Erklärung bedürftige Theil der Schrift lautet: „Divinis flammeis visionib.(us) frequenter admonit.(us) et virtutis (lies: virtutib. = virtutibus) magnae maiestatis martirii caelestium virgin.(um) imminentium ex partib.(us) orientis exsibitus pro voto Clematius v. c. (= vir clarissimus) de proprio in loco suo hanc basilicam voto quod debebat a fundamentis restituit." — Das „exsibitus pro voto" hat Düntzer l. c. gewiss richtig gegeben mit „bestimmt (= veranlasst) zu dem Gelübde." „Exsibere" = Jemanden irgendwohin bringen ist ein ganz gewöhnlicher Ausdruck, und deshalb ist auch die uneigentliche Anwendung des Wortes hier nicht anstössig. Dass „pro" häufig = „ad", und zwar = „proxime ad" ist, dafür hätte D. auch auf viele Beispiele bei Tacitus (vgl. Wörterbücher) und auf Apul. Apol. f. hinweisen können, an welch' letzterer Stelle „tabulas hic ibidem pro pedibus tuis abicio" steht. Aber was ist mit „imminentium ex partibus orientis" zu machen? Floss übersetzt „imminere" mit „dräuen". Diesen Sinn hat aber das Wort an und für sich nie — es kann ihn allerdings haben, wenn andere bestimmende Worte hinzutreten; so z. B. in den Ausdrücken „Tergoque fugaci Imminet" (Ov. Met. I, 541), „Cum terribilis (Mithridates) Italiae quoque videretur imminere" (Vell. II, 18,4) und in vielen andern, die man bei Forcellini verzeichnet findet. Düntzer übersetzt „imminere" mit „nahe sein". Aehnlich der römische Archäologe Perucci (Niederrh. Ann. 26, 124 Anm.), und bei Forcellini steht ebenfalls „immines = vicinus sum". Indess keines der von Forc. angeführten Beispiele drückt diesen Begriff pure aus, immer ist von einer drohenden Nähe die Rede. Folglich wäre man nun doch wieder genöthigt, zu Floss' Erklärung zurückzukehren. Der letztere zieht nun das „ex partibus orientis" zu dem folgenden „exsibitus" = aus dem Oriente hergeführt, wogegen Düntzer mit Recht bemerkt, dass „exsibere" diese Bedeutung nicht habe, wenn ihm auch allerdings die verwandte „vor Gericht stellen" eigne. Düntzer selbst glaubt „ex partibus orientis" ohne Verbum mit Clematius verbinden zu können = ein Mann aus dem Oriente, Clematius. Ohne Zweifel würde dies auch angehen, wenn ex p. o. und Cl. nicht von einander getrennt wären durch „exs. pro voto"; so aber scheint uns diese Verbindung unmöglich.

Nach unserer Meinung ist die Stelle folgendermassen zu erklären und zu übersetzen: „Durch göttliche feurige Erscheinungen häufig gemahnt,

und durch die hochherrlichen Wunder an der Marterstätte der im Osten (am östlichen Himmel) in der Höhe erscheinenden himmlischen Jungfrauen zu einem Gelübde bestimmt, hat Clematius u. s. w." — Wir nehmen also „imminere" in seiner eigentlichen Bedeutung = von oben her sich über etwas herabneigen; vgl. etwa: „Candida populus antro — Imminet" (Virg. Ecl. 9, 41), „Iam Cytherea choros ducit Venus imminente Luna" (Hor. Od. I, 4, 5) und besonders „Imminet e celsis audentius improba muris — Virgo" (Val. Fl. 6, 681). Die hier gebotene Auffassung rechtfertigt sich, wenn wir uns nicht gänzlich täuschen, selbst. Nur an der Bemerkung, dass die himmlischen Jungfrauen im Osten erschienen, möchte vielleicht Jemand Anstoss nehmen, insofern dieselbe zu unwesentlich scheinen könnte. Indess, wenn die Bemerkung auch keinen tieferen Sinn hätte, da es sich um eine wirkliche oder als wirklich betrachtete Thatsache handelte, so ist es erklärlich, dass man auch jenen Umstand der Erscheinung in der Inschrift erwähnte. Aber die Bemerkung hat ganz gewiss im Munde des Christen noch einen besonderen, tieferen Sinn. Der Osten, die aufgehende Sonne war den Christen Christus selbst als „sol iustitiae". Die Stellen „Ecce ego adducam servum meum Orientem" (Zach. 3, 8), „Ecce vir, Oriens nomen eius" (Zach. 6, 12), „Visitavit nos Oriens ex alto" (Luc. 1, 78) wurden von den Christen immer auf Christus bezogen, ja auch die chaldaeische Paraphrase gibt an der erstgenannten Stelle das Wort „Oriens" hebr. צֶמַח (tsemach) mit „Messias." Daher beteten die Christen auch mit dem Gesichte nach Osten gewandt, und die Kirchen hatten nachweislich schon im 2. Jahrh. die westöstliche Richtung. Eine Stelle aus vielen genüge: „Nostrae columbae domus (sit) simplex in editis semper et apertis (auf einem freien, hochgelegenen Platze) et ad lucem; amat figura Spiritus sancti Orientem, Christi figuram." Die im Osten erscheinenden Jungfrauen sind also mit Christus vereint und durch ihn mächtige, und also Gehorsam heischende Heilige des Himmels.

Dr. Joerres.

Anmerkung. Nachdem obiger „Beitrag" bereits concipirt war, fand ich — was ich früher übersehen oder vergessen hatte — dass Floss (l. c.) anführt, Le Blant trage in Inscr. chrét. II, 571 eine ähnliche oder auch dieselbe Erklärung der Worte „imm. ex partibus orientis" vor, wie die von mir oben gegebene. Floss stösst sich nur an der Uebersetzung „von Osten her", da diese Auffassung nicht zu belegen sei. Mir scheint es nicht nöthig, zu beweisen, dass jene Worte die angegebene Bedeutung haben können, und nur darum handelt es sich. Uebrigens nimmt auch Perucci die Worte in derselben Bedeutung wie ich, wenn er auch die ganze Stelle verschieden von Le Blant und mir erklärt. Dr. J.

8. Weihinschrift aus Hoven bei Zülpich. Das alte Cisterzienserkloster Hoven, südwestlich von Zülpich, in welchem bereits vor Jahr-

hunderten neben andern römischen Alterthümern der leider jetzt verloren gegangene Grabstein des Masclinius Maternus aus dem Jahre 352 n. Chr. zu Tage gefördert wurde[1]), hat uns in der jüngsten Zeit ein mehr als hundert Jahre älteres und noch viel interessanteres Denkmal geschenkt, die wohl erhaltene Weihinschrift eines Heiligthums der Göttin Sunucsalis, welche dereinst wohl über dem Eingang desselben angebracht war. Durch die Güte eines mir befreundeten Baumeisters darauf aufmerksam gemacht, dass sich in der alten, frühromanischen Kirche des Klosters rechts im Chore an einem Gewändestein Spuren einer römischen Inschrift gezeigt hätten, liess ich den Stein in meiner Gegenwart von der ihn ganz bedeckenden Tünche und den Resten mehrmaliger Uebermalung mit grosser Mühe, so gut es anging, reinigen und die Schrift lesbar machen. Es erschien ein mächtiger Block aus fleischfarbigem Sandstein, der in der dortigen Gegend noch heute gebrochen wird, 1,43 m breit und 0,26 m hoch; die Dicke desselben liess sich nicht bestimmen, da der Stein noch ein Stück weit in die Mauer hineinreicht. Derselbe ist beim Bau der Kirche aufrecht eingemauert und zum Zwecke seiner Verwerthung als Baustein von dem die obere und untere Kante wahrscheinlich ehemals abschliessenden Gesims gewaltsam befreit worden; so erklärt sich wenigstens am einfachsten die theilweise Verstümmelung der obersten und untersten Zeile der Inschrift. Diese ist ausserordentlich sorgfältig und schön gearbeitet und lautet folgendermassen:




Unter den Buchstaben sind bemerkenswerth M = M und P = P; der Bogen des D ist an mehreren Stellen ausserordentlich gross; die Horizontallinien von A, E, F und L und die Punkte der Worttrennung sind an manchen Stellen so schwach, dass man sie nur mit Mühe oder gar nicht erkennen kann. Von Z. 1 ist die zweite Hälfte höchst undeutlich, insbesondere das erste S von IVSSV, der Schluss wohl schon bei der Zurichtung des Steines zum Kirchenbau abgebrochen. Ueber die auf EX IVSSV folgenden Reste von wahrscheinlich zwei Buchstaben wage ich vor der Hand keine bestimmte Behauptung aufzustellen, nur die

1) Gelenius, De adm. sacra et civ. magn. Col. p. 55. Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein XLIV. S. 128 u. 135. Vgl. C. I. Rh. 549.

letzte oben abgebrochene Hasta ist deutlich zu erkennen. Nach Analogie des auf Matronensteinen so häufigen „ex imperio ipsarum“ ergänze ich die Reste zu IPSIVS, ein Wort, welches etwas gedehnt geschrieben den Raum ausfüllen würde. In Z. 3 ist das Wort „filio“ zwar schwer lesbar, aber sicher. Dasselbe gilt von den theilweise verstümmelten Buchstaben der 4. Zeile: nostro Gordiano Aug. et Aviola cos; ein weiteres s scheint hinter dem letzten Worte nicht gestanden zu haben. Die hier genannten Consuln sind die des Jahres 239 n. Chr.; sie erscheinen ausser dieser Inschrift noch auf vier andern rheinischen Inschriften C. I. Rh. 145. 432. 693. 1789. Der Name der Göttin Sunucsalis, der zu Ehren Probia Justina für ihren Sohn das Heiligthum neu errichten lässt, ist bereits aus zwei Weihinschriften bekannt, von denen die eine in Embken bei Zülpich, die andere im Probsteiwalde bei Eschweiler an der Inde gefunden wurde[1]; ausserdem erscheint derselbe auf einem zu Neuss gefundenen Gefäss in der Form Sunxalis[2]. Mit Recht hat man in derselben die Stammesgöttin der bei Tacitus und Plinius erwähnten belgischen Sunuci erkannt, welche zwischen den Ubiern und Tungrern ihren Wohnsitz hatten[3]. Höchst bemerkenswerth ist die Auffindung unserer Inschrift an der äussersten Ostgrenze des Sunucerlandes. Während nämlich Tolbiacum nach dem Zeugnisse des Tacitus noch „in finibus Agrippinensium“ lag[4], begann unmittelbar im Südwesten desselben, wo sich jetzt das Dorf Hoven an Zülpich anschliesst, das Gebiet der Sunucer. Diese Thatsache, welche auch an dem Umstande ihre Stütze findet, dass zwischen Zülpich und Hoven das ganze Mittelalter hindurch die Grenze zwischen dem Kurfürstenthum Köln und dem Herzogthum Jülich herlief[5], erhält durch unsern Stein, von dem man schwerlich annehmen wird, dass er verschleppt worden sei, eine auffallende Bestätigung.

Köln. Dr. Klinkenberg.

9. Der Römerkanal bei Kendenich. Im Laufe des letzten Sommers (1888) wurde der aus der Eifel kommende Kanal beim Bau einer Privat-Anschlussbahn der Briquetfabrik „Kendenich-Franziska I“ nach der Station Kalscheuren zwischen Köln und Brühl aufgefunden. Er befand sich von der Sohle bis zur Wölbung unversehrt, etwa $1^1/_2$ m unter der Erd-

---

1) Vgl. Bonner Jahrbücher XII. S. 45. XXV. S. 19 = XXVI. S. 117. C. I. Rh. 568 u. 633. Auf dem Embkener Steine ist ohne Zweifel statt ///VNVCSALL, welches zu Sunucsallae ergänzt zu werden pflegte, zu lesen ///VNVCSALI.

2) Bonner Jahrb. LVII. S. 23 ff.

3) Tac. hist. IV. 66. Plin. IV. 106.

4) Tac. hist. IV. 79. Vgl. Bonner Jahrb. LVII. S. 23.

5) Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein XLIV. S. 138.

oberfläche, in der Richtung von Süden nach Norden. Die Fundstelle liegt ungefähr 20 m westlich von der ursprünglich römischen Bonnstrasse. Da der Kanal die Anschlussbahn kreuzt und das für dieselbe geschaffene Niveau überragt, so hat man ihn auf Bahnbreite ausgebrochen, was bei der bekannten Stärke des römischen Mauerwerks keine leichte Arbeit war. In der Böschung auf der westlichen Seite der Bahn ist das Gewölbe noch sichtbar geblieben, was das Auffinden des Kanals nach sonstiger Verschüttung immerhin ermöglicht. Es wäre auch sehr leicht an der so bezeichneten Stelle den Durchschnitt des Kanals vollständig zur Anschauung zu bringen, wenn nicht das Wasser aus dem Seitengraben der Bahn die Arbeit verhinderte oder bedeutend erschwerte. Indessen hat mir der Grubendirektor Herr Hohendahl eine rechtzeitig aufgenommene Beschreibung zugehen lassen, woraus hervorgeht, dass der Kanal so beschaffen ist, wie ich ihn früher auf der ganzen Strecke von Lüftelberg bis Hermülheim vorgefunden habe: Seitenwände und Sohle in Gussmauerwerk, das Gewölbe in unbehauenen Schiefern (oder sonstigen Hausteinen).

Die Grössenverhältnisse sind folgende:

Die Höhe der inneren Seitenmauer 67 cm, bis zur mittleren Wölbung 1,05 m. Die grösste Breite im Ansatz der Wölbung 76 cm.

Da dieser Ansatz von der Kante des Unterbaues auf jeder Seite etwa $1^1/_2$ cm zurücktritt, so bleibt für die grösste Breite zwischen den Seitenmauern nach Abzug von $2 \times 1^1/_2$ cm $=$ 73 cm etwa $2^1/_2$ römischer Fuss. Die innere Breite der Sohle beträgt nach Hohendahl 71 cm, mithin stellt sich in der tiefern Lage ein geringes Breitenmass von 2 cm heraus, was durch einen geringen Sinteransatz auszugleichen sein dürfte.

In bedeutenderm Masse ist auch die Höhe von 1,05 m (beziehungsweise von 76) durch die Annahme von Kalksinter auf der Sohle zu modificiren. Als Resultat früherer Vermessungen nämlich, habe ich die Höhe des Kanals am Vorgebirge nach Abzug der Sinterschichten auf circa 1,17 m festgestellt. Diese Ziffer ist auch für unsere neue Fundstelle als massgebend anzunehmen. Die untere Sinterschicht würde demnach 12 cm betragen.

Der Kanal war bei der Auffindung bis etwa 10 cm unter dem Scheitelpunkt verschlammt, nahm aber bei einem plötzlichen Gewitterregen an der ausgebrochenen Stelle eine Menge Wasser auf und führte dieselbe ab. Hieraus scheint hervorzugehen, dass er auf eine weite Strecke in der Richtung nach Norden, wo grösseres Gefäll vorhanden ist gut erhalten ist. Dasselbe wird nach der entgegengesetzten südlichen Seite um so mehr der Fall sein, da er hier durch eine grössere Erdmasse geschützt ist. Eine ähnliche schützende Decke hat der Kanal an vielen andern Stellen des Vorgebirges und man kann nach einiger Erfahrung schon aus der gebor-

genen Lage desselben im erhöhten Erdreiche im Voraus schliessen, wo er noch in ursprünglicher Unversehrtheit anzutreffen ist.

Was die Nähe des Fundortes bei der Bonnstrasse anlangt, so habe ich bei einer anderen Gelegenheit[1]) darauf aufmerksam gemacht, wie der Kanal von seinem ersten Fall von der Höhe des Vorgebirges bei Waldorf in die Rheinebene in seinem ferneren Laufe bis Hermülheim beständig mit der Bonnstrasse zusammengeht, und hieran die Bemerkung geknüpft, dass die grossartige Kanalanlage, wie die Strasse der Römer hauptsächlich militärischen Zwecken dienstbar gemacht wurde.

Hemmerich im Oktober 1888. Maassen, Pfr.

10. Ausgrabungen bei Mehren in der Eifel. Ueber zahlreiche Grabhügel auf den Höhenzügen des Kreises Daun hat der frühere Pastor Ost von Demerath ein Manuscript hinterlassen, das seit 1871 von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier bewahrt wird. Neuerdings hat Hauptmann Dittlinger in die topographische Karte des Blattes Gillenfeld eine Reihe von Tumuli eingezeichnet. Im vorigen Jahre wurden für das Trierer Provinzialmuseum Hügelgräber bei Mehren und bei Lanfeld (Kr. Wittlich) geöffnet; in diesem Sommer wurden solche im Gemeindewalde Nost bei Mehren untersucht. In diesen Hügeln wurden römische Dolien als Aschenbehälter gefunden, auch Henkelkrügelchen und Münzen von Trajan. Ein 4 m hoher Hügel von 20 m Durchmesser erwies sich als schon einmal ausgegraben, doch barg dieser nach den Thonscherben auch ein römisches Grab. Bärsch beschreibt in der Eiflia illustrata einen Hügel bei Strotzbusch, der eine gemauerte Kammer enthielt. Zwischen Mehren und Demerath erstreckt sich von N. nach S. ein Bergrücken, der sich bis zu 560 m erhebt, die Steinberger Ley, auf der sich ein aus Basaltblöcken errichteter umfangreicher Ringwall befindet. Am südlichen Abhange der Ley ist ein ca. 650 m langes und 200 m breites Grabfeld, welches mit einer grossen Zahl von Tumuli bedeckt ist. Es wurden 20 noch unversehrte Hügel abgetragen. Die Thongefässe sind durchgängig schwarz, aus der Hand gemacht und mit geraden Linien verziert, die sich durchkreuzen oder Rhomben bilden. Fast jedesmal fand sich eine Urne, worin ein kleiner Becher lag, und ein Napf in jedem Grabe, auch meist Stücke verrosteten Eisens, wahrscheinlich von Lanzenspitzen. Einmal fand sich an Stelle der Urne ein Eimerchen mit Broncehenkel, in vier andern Gräbern Hals- und Armringe aus Bronce. Nur 2 Gräber zeigten Leichenbrand, die Knochen in den andern waren gänzlich verwest und auf die Bestattung konnte nur aus der Lage der Beigaben geschlossen werden. Es liegt nahe, den Ringwall der Ley mit diesen Gräbern in Verbindung zu bringen.

Trierer Zeitung, 1888. Nr. 279.

---

1) Annalen des historischen Vereins XXXVII. Seite 60 und 105.

11. **Die Pontes longi zwischen Mehrholz und Brägel.** Von dem Herrn Cultusminister von Gossler war die Untersuchung der beiden von Prof. Dr. F. Knoke in Bernberg vor kurzem aufgefundenen Bohlwege zwischen Mehrholz und Brägel unweit Diepholz angeordnet worden. Es ergab sich, dass die genannten Bohlwege römischen Ursprungs sind, da sie alle Merkmale der bisher als römische Anlagen erkannten Moorbrücken an sich tragen. Ferner hat die Untersuchung erwiesen, dass beide Wege von dem einen Rande des Moores bis zum andern in parallelen Linien hinüber gelaufen sind. Die eine Brücke trägt unverkennbare Spuren gewaltsamer Zerstörung an sich, derartig, dass die Bohlen, trotzdem sie zum Theil mit Pflöcken festgenagelt gewesen waren, aus ihrer Lage gerissen sind. Auch der zweite Bohlweg muss einst zerfallen gewesen sein, hat aber noch zur Römerzeit eine Reparatur erfahren. Denn zum Theil fand sich über der ersten Anlage noch eine zweite Brücke gleicher Construction wie jene aufgelegt. Die Erbauer müssen Eile gehabt haben, denn an einer Stelle hatten sie einen Schlägel, mit dem sie die Bretter festgenagelt hatten, auf dem Bohlwege liegen lassen. Alle diese Umstände lassen die Richtigkeit der Ansicht erkennen, dass wir unter diesen Bohlwegen die berühmten Pontes longi zu verstehen haben, welche der römische Feldherr Caecina i. J. 15 n. Chr. auf seinem Rückzug nach der Ems betreten hat.

Berliner philol. Wochenschrift 6. Oktober 1888. Nr. 40.

12. **Die Donnerhügel in Merzberg.** Germanische Hügelgräber in der Nähe von Dierdorf (Westerwald). Verfolgt man den von Dierdorf über Giershofen nach Grossmaischeid führenden Gemeindeweg, so gelangt man, jenseits Giershofen in den Wald eingetreten, an einer mächtigen, 4,40 m im Umfange messenden Eiche mit prachtvoller Krone, der „Lauseiche" vorüber etwa 190 m hinter dieser zu einer Stelle, wo links (ostwärts) ein Waldweg abbiegt. Dieser bringt, wenn man den nach etwa 110 m rechts abführenden Weg vermeidet, stets in der Nähe der Grenze zwischen den Gemarkungen Giershofen und Grossmaischeid herlaufend, nach weiter etwa 340 m, da wo links ein von Giershofen kommender nach Stebach führender Waldweg einmündet und das flache Plateau sich nach Süden sanft zu neigen beginnt, zu einer Gruppe von runden Erdaufwürfen, welche sofort als germanische Hügelgräber zu erkennen sind. Das Volk nennt sie die „Donnerhügel" („Donnerhiwwele"), weiss aber von ihrer Bedeutung und Herkunft nichts zu melden, als was gelehrte Leute ihm vorgeschwatzt haben: dass sie „von den Römern stammten." Jedenfalls ist der Name „Donnerhügel", indem er unmittelbar auf die vorchristliche Zeit hinzuleiten scheint, von Interesse, — und nicht minder auch der Name des Walddistrikts, in welchem die meisten der Hügel liegen, eines wohl 150 jährigen Eichenbestandes: „Merzberg" (= Martinsberg, der Name des Martinus an

die Stelle des Namens eines Germanischen Gottes gesetzt). Auch der Weg, welcher uns hergeführt hat, trägt einen Namen, welcher hohes Alter desselben vermuthen lässt; er heisst: der „Spitzbubenweg.“ („Diebsweg“ heisst die Römische Strasse von (Höchst-) Bockenheim nach Bergen und weiter nach Marköbel, vergl. v. Cohausen, Der römische Grenzwall, S. 289, Nr. 4 und S. 290, Nr. 6, ferner die alte Strasse von Kastell nach Wiesbaden, s. das. S. 299, Nr. 29, u. a. m.). Als Waldweg führt der Spitzbubenweg östlich weiter in die Gemarkung von Sessenhausen; wohin von da aus, ist noch zu ermitteln. Da wo wir ihn betreten haben, kreuzte er einstmals den Grossmaischeid-Giershofen-Dierdorfer Weg und zog sich westwärts zu dem von der „Heider Bach“ — dem ehemals kurtrierischen Kirchspiele Breitenau (mit den Orten Densen, Wittgert, Ellenhausen, Oberheid) — durch Grossmaischeid, oberhalb Urbach vorüber, nach der Wallfahrtskirche zu Peterslahr führenden Prozessionswege: „Pfaffenpfad“. Jetzt ist er auf dieser Strecke fast ganz vom Walde zugewachsen. Uebrigens kennen den Namen Spitzbubenweg auch nur noch ältere Karten und alte Leute; letztere meinen, der Name komme daher, weil vordem Schmuggler und allerlei Diebsgesindel diesen Weg zu benutzen pflegten.

Es sind noch 6 oder vielleicht 7 Hügel, alle rund und aus Erde bestehend, erkennbar. Einer der grössten liegt gerade in dem (östlichen) Winkel des von Giershofen kommenden Wegs mit dem Spitzbubenweg. Derselbe ist etwa 1,50 m hoch und hat einen Durchmesser von etwa 26 m. Oben auf und an verschiedenen Stellen seitlich zeigen sich die Spuren von Eingrabungen. 44 m nördlich [1]) weiter an dem von Giershofen kommenden Wege liegt ein zweiter, flacherer Hügel von gleichem Durchmesser, auch (an der Nordseite) angegraben, — und 52 m weiter ein dritter, niederer, von 20 m Durchmesser. Der (Nieder-) Walddistrikt, in welchem diese 3 Hügel liegen, heisst „das Schöwer (= Giershöfer) Heckelchen.“

35 m südlich des erstgenannten Hügels liegt, wie die folgenden im „Merzberg“ und auf der Südseite des Spitzbubenwegs, ein ebenfalls nicht sehr hoher, nur 22—24 m im Durchmesser haltender vierter und 44 m weiter südlich von diesem ein zweifelhafter, ev. sehr eingesunkener und kaum noch erkennbarer fünfter Hügel. — 32 m östlich von dem als vierten bezeichneten liegt als sechster der höchste und grösste, besterhaltene der Grabhügel, 2 m hoch mit 28 m Durchmesser, in der Mitte und an der Ostseite, jedoch nur wenig, angegraben; und endlich 54 m südlich von diesem der letzte, siebente, wieder von ganz geringer Höhe. Steinsetzungen, überhaupt Steine, sind bei keinem der Hügel oberflächlich zu bemerken.

Die erwähnten Angrabungen verschiedener der Hügel sind vor länge-

---

1) Die Entfernungsangaben sind immer vom Mittelpunkt des einen bis zum Mittelpunkt des anderen Hügels zu verstehen.

ren Jahren durch einen Forstbeamten geschehen, welcher Fundstücke gewinnen wollte; soviel bekannt, hat er nichts gefunden. Der Wald, in welchem die Hügel liegen, ist Eigenthum der Gemeinden Giershofen und bez. Grossmaischeid.

Neuwied. Düssell.

13. Frankengräber bei Schierstein. Kaum 300 Schritte nördlich vom Schiersteiner Bahnhofe stiess man auf alte Gräber. Es ist ein alter Friedhof, der nur Skelette, keine Brandgräber enthält, mit zahlreichen Beigaben von eisernen Waffen, Schmuckstücken und Geräthen, sowie von Gefässen aus Thon und Glas. Das Gesicht der Todten war nach Osten gerichtet. Schon vor 10 Jahren fand man an derselben Stelle ähnliche Funde. Diese Grabstätten werden in der Nähe der jetzigen Ortschaften den Rhein entlang angetroffen, aber sie überschreiten den Pfahlgraben nicht. Wir finden sie bei Höchst, Hochheim, Bierstadt, Igstadt, Erbenheim, an der Kurve, bei Wiesbaden am Dotzheimer und Schiersteiner Weg, am Groroder Hof bei Walluf, Erbach, Oestrich-Wickel, Johannisberg, Geisenheim, Rüdesheim, Bornhofen, Braubach, Obe rlahnstein u. a. O. Diese Franken waren, wie die Knochenreste zeigen, ein kräftiges Geschlecht. Ihr langgebauter Schädel umschloss ein grosses Hirn und ihr Gesichtsschädel ist besonders charakteristisch. Eine an der Wurzel tief eingeschnittene, nicht breite Adlernase tritt zwischen schön geformten Augenhöhlen vor, über denen die starken Augenwülste den Männern einen etwas finsteren und wilden Ausdruck geben. Die Backenknochen treten nicht seitlich hervor, so dass das Gesicht ein längliches Oval mit bald breitem, vorwiegend aber mit schmalem und feinem Kinn und Kinnbacken bildet. Die Männer sind mit voller Waffenrüstung, die Frauen mit ihrem Schmuck, beide mit sonstigem Klein- und Tafelgeräthe begraben. Als Waffen finden wir eine dem römischen Pilum nachgebildete Wurflanze, halb Holzschaft, halb spitze Eisenstange mit Widerhaken; ein langes zweischneidiges Schwert, ein kurzes, einschneidiges, langgriffiges Haumesser, der Scramasax; den Speer oder Ger mit breiter Klinge zum Kampfe oder zur Jagd, gleich geeignet zum Stoss wie zum Niederhauen des Feindes; das Wurfbeil, die Franziska, von eigenthümlich schlank geschwungener Form; den Schild, dessen Holzplatte vermodert ist und von dem sich nur der kunstreich getriebene eiserne Buckel und der Griff erhalten haben.

Als Frauenschmuck finden wir Spangen der verschiedensten Form und oft von bedeutender Grösse. Sie sind von Bronce oder Silber und oft mit Niello oder mit rothen, goldunterlegten Edelsteinen (Almandinen) verziert. Mit den gleichen Steinen besetzt finden sich Falken mit gebogenem Schnabel, Rosetten und Knöpfe und zierliche Ohrringe; ferner Perlschnüre für den Hals und das Handgelenk, deren Perlen aus buntem Glas, Thonfritt, Achat

oder Bernstein bestehen und an welchen Amulette und Erinnerungsstücke aus fernen Landen befestigt waren. Die Frauen trugen Gürtel, von welchen Bronzeketten herabhingen mit allerhand Kleingeräth, als Scheeren, Zängelchen, römische Münzen, Hirschhaken und Rosenstöcke. Dem Mann wie der Frau ist ein Trinkglas beigegeben, dessen Feinheit und Form nur für Wein geeignet war. Auch an Speiseschalen und Kochtöpfen fehlt es in den Gräbern nicht. Bis zum 7. Jahrhundert, in dem schon Grabplatten mit christlichen Emblemen in Gebrauch sind, werden den Todten noch ihre irdischen Bedarfsstücke mit in das Grab gegeben. Die fränkischen Formen und Ornamente sind dem klassischen Alterthum fremd.

Rheinischer Kurier 1889. Nr. 26. V. C.

14. Das römische Felsendenkmal bei Schweinschied (Kreis Meisenheim). Dr. Köhl beabsichtigt das jetzt im dichten Walde stehende Denkmal von Moos und Schmutz reinigen und photographisch aufnehmen zu lassen. Er hält die Engelmann'sche Zeichnung vom Jahre 1868 für zuverlässig und stimmt ihm gegen die Meinung von Lenz (vgl. Correspbl. d. westd. Z. VII, 94) bei, dass dasselbe ein römisches Grabmal sei. Dasselbe ist wiederholt beschrieben worden, auch in den Bonner Jahrb. IV 94. Die Darstellung des römischen Reiters, unter dem ein Germane liegt und mit dem Schild gegen den Lanzenstoss sich deckt, ist typisch. Auch die Darstellung eines Lorbeer- oder Oelbaums in den Seitennischen ist gewöhnlich; darüber erscheint ein Seepferd. Auf den Leisten zwischen den Mittel- und Seitennischen ist je eine Attisfigur zu sehen. Auf der rechten Nebenseite befindet sich die auf rheinischen Denkmalen bekannte Figur einer Tänzerin. In der Nähe des Denkmals befand sich eine römische Ansiedelung, von der noch Reste vorhanden sind, über die Dr. Köhl demnächst berichten will.

Correspbl. d. westd. Zeitschrift 1888. 9 u. 10.

15. Archäologisches aus der Pfalz von Dr. C. Mehlis. Nicht nur in der Vorderpfalz, sondern auch im Hartgebirge sind geschliffene Steinwerkzeuge noch in grösserer Zahl vorhanden. Besonders reich an Beilen, Meisseln, Hacken, Messern u. dgl. ist die Gegend westlich von Bergzabern, den Tabernae montanae der Römer. Dort werden diese Gegenstände noch als Amulette gebraucht. Mehlis fand in Birkenhördt 11 Stück solcher Gegenstände, zu Dörrenbach 4, ein Beil zeigte ein eingeritztes Kreuz, womit man das Teufelswerkzeug hat entsühnen wollen. Mehrere sah er in Böllenborn und Erlenbach. Die meisten bestehen aus Dioritschiefer, 2 aus Melaphyr. Der letztere kommt in der Nähe vor, der erstere ist nach v. Gümbel alpinen Ursprungs. Auf der Peternell, 2 km westlich von Bergzabern, befindet sich ein Doppelsteinwall von c. 200 Schritten Länge, auf dem

Hexenplatz, $1^1/_2$ km nordwestlich von Bergzabern ein kreisförmiger Steinwall von 180 Schritten Durchmesser. Auf dem Abtskopf ist ein solcher, der eine Ellipse bildet und 130 Schritte lang ist und einen Querdurchmesser von 10—15 hat. Die ersten beiden haben noch $1-1^1/_2$ m Höhe.

Correspbl. d. westd. Zeitschrift 1888, 9 u. 10.

16. Ueber alte Schmuckstücke aus Gagatkohle und verwandten Stoffen hat E. Wagner im Correspondenzbl. der Westdeutsch. Zeitschr. Nr. 9 u. 10 eingehend gehandelt. Wir entnehmen der Arbeit folgende Angaben: In einem Grabhügel bei Hügelsheim fand sich neben einem verzierten Bronzering ein dicker, 4,8 cm breiter schwärzlicher Ring, der als aus Gagat oder Lignit bestehend bezeichnet wurde. Die Substanz brennt mit etwas Flamme vor dem Löthrohr und zeigt nahezu muscheligen Bruch ohne Spuren organischer Struktur. Zum zweitenmale traten diese Ringe in der badischen Rheinebene in einem Grabe zu Meisenheim auf. Zwei Skelete trugen an beiden Armen solche Ringe, die 5,3 cm hoch und 8,7 breit waren. Ein Todter war mit zwei doppeltkonischen Perlen von feinster, schwarzglänzender Gagatkohle geschmückt. Die grossen gröbern Armringe sieht man mehrfach im Museum zu Basel, sowie im Elsass. Bleicher führt solche aus den Museen von Colmar, Hagenau und besonders Besançon an. Die aus den Grabhügeln von Hagenau sind schwärzlich grau oder braun und da sich neben ihnen braune Armbänder aus Holz befinden, so könnte man zu der irrigen Ansicht verleitet werden, dass ihre Substanz in Uebergängen allmählich dem Holze nahe komme. Die Gagatkohle, Jahrb. XIV S. 52, auch Pech- und Glanzkohle genannt, scheint in der Mineralogie nicht genau begrenzt zu sein, da neben ihr mehr oder minder verwandte Substanzen aufgezählt werden. Auch bei den Alten ist der Begriff schwankend. Es ist eine mattglänzend schwarze, auffallend leichte, etwas bituminöse Kohle von grösster Zähigkeit und Dichte, mit muscheligem Bruch, sehr widerstandsfähig und schöne Politur annehmend. Bleicher fand in Stücken vom schwäbischen Jura und von Whitby bei chemisch-mikroskopischer Untersuchung neben mineralischer Kohle noch Theilchen mit pflanzlicher Structur und keine oder verschwindende mineralische Bestandtheile. Der wichtigste Fundort des Gagat in Deutschland ist der schwäbische Jura; in England wird der geschätzte Whitby-Jet an der Nordostküste gewonnen, man gräbt ihn oder er wird wie der Bernstein vom Meere ausgespült. In Frankreich liefert ihn das Dep. Aude, in Spanien Galizien und Asturien, zumal Santiago di Compostella, in Italien Sicilien, wo er neben schwarzem Bernstein verarbeitet wird. Die Gagatkohle bildet im Lias nicht wie die eigentliche Steinkohle mächtige Lager, sondern ist nur in kleineren Stücken eingebettet. Im schwäbischen Jura erreichen sie nach Fraas eine Länge bis 50 cm, bei einer Dicke von 2—3 cm, ähnlich sind die Stücke von

Whitby in England. Die Gagatkohle hält die Mitte zwischen der brüchigen Steinkohle, die sich nicht verarbeiten lässt, und den weicheren, mehr oder weniger noch die Holzstructur zeigenden Ligniten. Ihre werthvollen Eigenschaften erklären es, dass sich ihre technische Verwerthung durch alle Culturperioden verfolgen lässt. Das Constanzer Museum besitzt ein verarbeitetes Stück aus dem Bodensee-Pfahlbau von Wallhausen, und eine ganze Anzahl aus der Höhle von Hechingen. In den südwestdeutschen Grabhügeln aus der Hallstatter Periode und der von la Tène sind Gegenstände aus Gagat nicht selten, besonders ergiebig sind römische Fundstätten am Rhein, Jahrb. XIV S. 46, das Museum in Bonn und Worms besitzt sie, auch das britische Museum. Die beiden letzten habe auch Gagatschmuck aus der Merovinger Zeit. Im Mittelalter verwendete man den Gagat unter dem Namen des Aidsteins oder Augsteins. In Schwäbisch Gmünd waren schon 1433 Steinschneider und Dreher ansässig, die den Gagat von Boll und Babingen benutzten, und Halsketten, Kreuze, Rosenkränze u. dgl. arbeiteten. Aus Santiago sind Reliefbilder des h. Jacobus bekannt. Jetzt ist der englische Jet für Trauerschmuck besonders beliebt. Sämmtliche Artefakte aus Gagat überschreiten kaum eine Dicke von 2—3 cm. Dies erklärt sich aus dem Vorkommen des jurassischen Gagats. Die Armringe von Hügelsheim und Meisenheim haben eine Dicke von 4,8 und 5,3 cm. Durch ihr Aussehen unterscheiden sie sich vom ächten Gagat, sie sind mehr grau und braun, weniger dicht, rissig, ohne Politur. Nach Bleicher bestehen sie aus Schichten organischer Materien, in der die Pflanzenstructur deutlich ist und aus pulverisirten mineralischen Stoffen, aus Kalk und Quarz; doch bezeichnet er die Substanz als dem ächten Gagat sehr verwandt. Das Material der gröberen Ringe ist noch nicht gefunden. Nach Bleicher gehören die in demselben nachgewiesenen Pflanzenreste der tertiären Periode an. Er meint das Material derselben sei im Nordosten von Europa, an der Ostsee zu suchen, von wo auch der Bernstein gekommen sei. Dem widerspricht nach Wagner der bis jetzt bekannte Verbreitungsbezirk, der sich auf Südwestdeutschland, Ostfrankreich und die nördliche Schweiz beschränkt. Ueber den Gagat vergleiche man noch Jahrb. XV, S. 216 u. XVI, S. 125.

Der auffallende Fund eines angesägten Braunkohlenstammes, vgl. Verh. des naturhist. V. 1888, Stzb. S. 70, in einer Grube bei Liblar lässt zwei Erklärungen zu, indem entweder in römischen Zeiten oder früher die Braunkohle als Brennmaterial in einzelnen Fällen benutzt worden ist, oder vielleicht zur Anfertigung von Schmuckgegenständen. Die Schachte, durch die man zur Braunkohle gelangte, können eingestürzt sein. Es fehlt aber an Beobachtungen und Funden anderer Art, die mit Sicherheit für die Gewinnung der Braunkohle durch die Römer sprächen. Auf Funde, die so gedeutet werden könnten, habe ich selbst aufmerksam gemacht, vgl. Jahrb. LIII. u. LIV S. 140. Das Provinzialmuseum bewahrt über 30 Gegenstände

aus Gagat, darunter 7 Armringe, 4 Fingerringe, über 20 Nadeln mit verzierten Köpfen und die prachtvollen auf eine Schnur gereihten 15 grossen Perlen von Gagat, mit vorspringenden Rhomben und Vierecken verziert, die im J. 1866 auf einem Grundstücke des Herrn Ed. Herstatt an der Ursulagartenstrasse in Köln bei verschiedenen Skeletten liegend gefunden worden sind. Mehrere der genannten Gegenstände sind in den Jahrb. XIV Taf. 4 u. 5 und XLII Taf. 6 abgebildet. Drei Armringe bestehen aus sogenanntem Lignit. Alle Sachen aus dem glänzend schwarzen Gagat zeigen sich, durch die Lupe betrachtet, mit einem Netze von feinen Rissen überzogen, die mit der Holzstructur keinen Zusammenhang haben. Doch lassen mehrere Gegenstände, z. B. Nr. 251, 1062, 1104 und 1786 an polirten Stellen eine Streifung wie durch Jahresringe erkennen. Drei Armringe aus Lignit, von denen 2 sehr starke Risse und Brüche zeigen, lassen keine Spur einer organischen Structur wahrnehmen und scheinen mehr aus einer künstlichen Masse, einer Pasta zu bestehen, als aus einem fossilen Holze.

Schaaffhausen.

17. Auffindung eines römischen Amphitheaters. Mit Ungeduld erwartete man diesmal den Augenblick, wo die Feldfrucht nächst Deutsch-Altenburg eingeheimst und den geplanten Grabungen nicht mehr hinderlich war. Es hatte sich dem Leiter der Ausgrabungen in Carnuntum, Baurath Professor Alois Hauser die Vermuthung aufgedrängt, dass man auf der Area zwischen der Nordost-Ecke des Lagers und Deutsch-Altenburg auf ein römisches Amphitheater stossen werde. Diese Vermuthung hat sich nunmehr, da der Spaten an jener Stelle angesetzt wurde, vollständig bestätigt. Man stiess auf solide, gut erhaltene Mauern, welche sich alsbald als die elliptische Aussen- und Innenmauer der amphitheatralischen Sitzreihen und weiters als die verbindenden Radialmauern erwiesen. Ebenso konnte man die eigentliche Arena bloslegen, deren Pflaster noch im besten Zustande ist. Gleichzeitig wurde die an der Arena vorbeigehende, aus dem Lager kommende römische Strasse gefunden. Es ist dies das einzige römische Amphitheater, welches bisher auf österreichischem Boden diesseits der Alpen gefunden wurde. Auf die Umfassungsmauer stiess man bereits 4 bis 5 Zoll unter der Erdoberfläche, auf welcher trotz des geringen Zwischenraumes Frucht angebaut war und auch gedieh. Nur zeigte die Farbe der noch unreifen Frucht an jenen Stellen, wo die Mauern liefen, eine merkliche Abweichung für den scharfen Beobachter. Dieser Umstand führte eben zu der interessanten Entdeckung. Auf der Fläche erblickte man nämlich eines Tages den Grundriss des vergrabenen Theaters förmlich in das Getreide gezeichnet. Dazu entdeckte man, einmal aufmerksam gemacht, dass die Fläche sich nach der Mitte hin terrassenförmig senkte und die Mitte selbst die Form einer Mulde annahm. Nunmehr wird das ganze Theater blosgelegt werden.

Man vergl. Al. Hauser, Ausgrabungen in Carnuntum, Benndorf u. Bormann, Archäol.-epigraph. Mittheilungen aus Oesterreich und Ungarn. J. XI Heft 1. Wien, 1887. Berliner Post v. 9. August 1888. Beil.

18. Die Eröffnung der Pyramide von Hawâra. In den ersten Tagen dieses Jahres gelang es in Aegypten ein viel behandeltes Problem zu lösen; nach mehrmonatlicher Arbeit ward durch Flinders Petrie die Grabkammer der von Herodot II. 148 und Strabo XVII. 811 erwähnten Pyramide des Labyrinths aufgefunden. Die Pyramide selbst, welche eine Seitenlänge von etwa 106 m besitzt, besteht jetzt nur aus ungebrannten, mit Stroh vermischten Nilziegeln; da aber Herodot von den in ihr eingegrabenen Bildern zu erzählen weiss, so war sie von Aussen ursprünglich wohl mit Steinplatten belegt, die hieroglyphische Inschriften trugen. Der Eingang lag ausserhalb der Pyramide selbst, vermuthlich in einem als Todtentempel dienenden Vorbau, wie sich solche auch bei den Pyramiden von Gizeh an den Eingängen befanden. Der von hier ausgehende Gang erreichte nach den Mittheilungen Petrie's die Pyramide an der Südseite, aber nicht wie an allen sonstigen analogen Bauten etwa in der Mitte, sondern in der Mitte zwischen dieser und der Südwest-Ecke. Von hier ging er abwärts nach Norden zu und wandte sich hinter einem kleinen Thorweg nach Osten, während eine blind verlaufende Fortsetzung nach Norden weiter führte. Auch der östliche Weg endete scheinbar blind; um weiter zu gelangen musste man durch eine in seiner Decke angebrachte, äusserlich nicht kenntlich gemachte, ursprünglich geschlossene steinerne Fallthür klettern. Dann kam man in einen nach Norden führenden und später nach Westen abbiegenden Gang, der plötzlich wieder aufhörte und wieder nur durch eine Fallthür in der Decke zu einer Fortsetzung gelangen liess. Nach einer Strecke Weges erreichte diese einen Brunnen, in dessen Verlauf man einen nach Süden führenden kurzen Gang erreichte; dieser ward durch einen jetzt mit Wasser gefüllten Brunnen abgeschlossen, in dessen Tiefe vermuthlich ein kurzer Gang nach Osten zu einem dritten in die Grabkammer selbst gesenkten Brunnen führte.

Die letzten Gänge sind nicht untersucht worden, man hat vielmehr hinter der ersten Fallthür einen Gang gebrochen, der durch das aus drei Riesenblöcken gebildete Dach in die Kammer gelangt. Letztere ist fast ganz in einen riesigen Sandsteinblock von 6,8 m Länge, 2,4 m Höhe, 2,4 m innere Breite, vermuthlich fast 1 m Dicke eingehauen. In ihr steht in der Nähe einer Wand ein grosser Sarkophag aus polirtem Sandstein, zwischen diesen und die Mauer hat man 2 Sandsteinplatten gestellt und so einen zweiten Sarg gebildet, der ebenso wie der erste durch einen Deckel verschlossen war. Ausserdem standen zwei grosse Steinkästen in der Kammer und lagen Fragmente von Alabastergefässen u. s. f. auf dem Boden, dessen

Untersuchung durch das jetzt 1 m hoch hier stehende Grundwasser sehr erschwert wird. Inschriften tragen die Särge nicht, ihre einzige Verzierung bilden kurze Vertikallinien an der Basis, dagegen fand sich auf einem Alabasterfragment der Name des Königs Amenemha III, zum Beweis, dass diese Pyramide thatsächlich, wie man lange vermuthet hat, das Grab des Moeris der Griechen, des Gründers des Labyrinths und des Moerissees, des bedeutendsten Herrschers der vor 2000 v. Chr. in Aegypten herrschenden 12. Dyn. umschloss. In einem Nebenraume der Grabkammer fanden sich eine Alabasterplatte von einem Opferaltar und mehrere Alabastervasen mit dem Namen der Prinzessin Ptah-nefru, einer Tochter Amenemha III, die hier an seiner Seite ihr Grab gefunden zu haben scheint. Das Auffallendste bei dem Bau ist der Zugang zu der Sarkophagkammer. Schon durch andere Pyramiden und Grabanlagen wusste man, dass die Aegypter sich mit allen Mitteln bemühten, die Leichen ihrer Könige vor Profanation zu schützen, Steinblöcke versperrten den Weg zu denselben, tiefe Schachte unterbrachen die Gänge, blind verlaufende Brunnen sollten den Einbrecher irre führen. Der Gedanke aber, die Gänge in verschiedene Höhenniveaus zu verlegen und nur durch Fallthüren in den Decken communiziren zu lassen ist ebenso neu wie der, die Gänge nicht in der Richtung auf die Grabkammer oder doch wenigstens in einer ideel durch die Grabkammer und den Eingang gelegten Verticalebene durch den Bau zu führen, sondern sie die Grabkammer in einer thatsächlich labyrinthartigen Maeanderlinie umkreisen zu lassen. Freilich war auch hier alle Sorgfalt erfolglos; wie alle übrigen Pyramiden, ward auch diese von Grabräubern eröffnet, die Särge wurden von Petrie erbrochen aufgefunden, die Mumien waren verschwunden. A. Wiedemann.

19. Schliemanns neueste Ausgrabungen. Schliemann gräbt in der Umgebung von Mykenae und fördert täglich eine Menge von Gegenständen zu Tage. Die ganze Umgebung der Stadt ist voll von vorhomerischen Gräbern: Dieselben sind in den Felsen gehauen und bilden regelmässige Abtheilungen von 35—40 □ m. In diese Kammern wurden die Leichen gelegt, ohne mit Erde bedeckt zu werden. Auch wurden sie nicht wie zu Zeiten Homers verbrannt. Unter den zahlreichen Funden sind Gegenstände von Glas, Krystall und Elfenbein, auch Edelsteine mit reicher Gravirung. Sie zeigen orientalischen Charakter. In Thespiae wurden 5 Statuen gefunden, eine mit später eingegrabener Inschrift in Tanagra, eine rothfigurige Schale mit der Künstlerinschrift: *Φιντίας ἐποίησεν*, in Korinth ein Relief in natürlicher Grösse, ältester Kunst, mit der Darstellung eines bärtigen lorbeerbekränzten Mannes, welcher mit der linken Hand das Gewand fasst, während die rechte einen Lorbeerzweig hält.

Berliner Philolog. Wochenschrift 6. October 1888. Nr. 40.

20. Ausgrabungen in Nordsyrien. K. Humanns neueste Ausgrabungen, die im Auftrage der Berliner „Orientgesellschaft“ unternommen wurden, sind von erwünschtem Erfolge gewesen. Es galt die in den künstlichen Hügeln Nordsyriens verborgenen Culturreste der Hethiter, die in den assyrischen Keilinschriften als Chittim oder Chattim bezeichnet werden, bloszulegen. Humann hatte bereits 1883 auf seiner Forschungsreise nach Nimrud ein Relief hethitischen Ursprungs erworben. Auch Felsskulpturen in Kappadocien schreibt man ihnen zu. Die Nachgrabungen in einem Schutthügel ergaben jetzt einen grossartigen Propyläenbau, der 40 hethitische Reliefs in ursprünglicher Lage zeigte. Im Thorwege hatte die jetzt zusammengestürzt gefundene Kolossalstele des Königs Assarhaddon (681—668) von Assyrien, Vaters des Assur-Bani-Hapal (Sardanapal) gestanden. Mit Keilschriften bedeckt erzählt dieselbe den Krieg Assarhaddons gegen Aegypten. Man hofft, dass es gelingen wird, einen Theil der Fundstücke dem Berliner Museum zu überweisen, während die übrigen dem Antikengesetz gemäss nach Konstantinopel wandern werden.

Berliner Philol. Wochenschrift 1888. Nr. 39.

21. Handschriften im Staatsarchiv zu Brüssel. Die belgische Regierung hat für das Staatsarchiv eine ganze Reihe werthvoller Handschriften aus der berühmten Cheltenham-Sammlung erworben. Die Stücke sind meistens im Anfang dieses Jahrhunderts von Sir Thomas Philipps in Belgien aufgekauft worden, häufig nur als „altes Pergament“. Ausser den sehr werthvollen Schätzen aus frühern Abteien im Wallonischen, welche als ganze Sammlungen nach England wanderten und nun zurückkehren, werden mehrere Werke aufgeführt, welche für die germanische Literatur von Bedeutung sind, so z. B. ein Exemplar von Jakob Van Maerlants (gestorben um 1290) Reimchronik „Spieghel historiael“; ein unveröffentlichtes Gedicht aus derselben Zeit, Seven vroeden van binnen Romen, sowie unter der Aufschrift: Boec van der Rosen eine theilweise Uebersetzung des Roman de la Rose u. s. w. Diese Handschriften sind mit kleinern Gedichten in einen Band vereint. Die vlämische Akademie ist mit der Veröffentlichung der Werke beauftragt. Die von der ehemaligen Abtei Cambron herrührenden Werke aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeichnen sich durch die wohlerhaltenen Einbände aus jener Zeit aus; es befinden sich darunter die Gesta Kaiser Friedrichs II. von Pierre des Vignes. Aus der Abtei St. Ghislain stammen: eine Weltgeschichte in französischer Sprache aus dem 14. Jahrhundert, eine französische Bibel aus derselben Zeit sowie ein prächtiger Flavius Josephus. Unter den Handschriften, welche der Abtei Aulne gehörten, wird eine vollständige Chronik von Sigbert v. Gembloers erwähnt; von Stavenlot stammen drei unschätzbare Handschriften aus dem 11. und

12. Jahrhundert. Kurz, die Erwerbungen, etwa 400 Stück, sind äusserst werthvoll in jeder Beziehung.

Köln. Zeit. 1888, Nr. 351.

22. **Neue römische Inschriften aus Köln.** Vor einem Jahre wurde an der Luxemburger Strasse bei den Fundamentirungsarbeiten für einen Neubau auf dem Grundstück des Herrn Bauunternehmers Straesser zu Köln ein allseitig beschädigter Block von Kalkstein zu Tage gefördert, welcher von dem Besitzer in anerkennenswerther Liberalität dem Provinzialmuseum zum Geschenk gemacht wurde. Auf der vorderen Seite sind noch die Reste von vier Zeilen einer Inschrift erhalten, welche lauten:

D I
L·SECV ||||
\TILO· RVFO· A
VL·REBVRP /////

Die Schriftzüge sind gleichmässig und elegant und weisen auf eine verhältnissmässig gute Zeit hin. In der ersten Zeile sind bloss die unteren Theile von zwei Buchstaben vorhanden, von denen der erste ein B, der zweite ein I gewesen zu sein scheint. Die übrigen drei Zeilen enthalten Ueberbleibsel von Namen. In der zweiten Zeile mag [Jul]L. SECV[ndus] oder Secu[ndinus] gestanden haben, je nachdem die Zeilen lang oder kurz waren. Das Wort zu Anfang der dritten Zeile war ATILIO, in welchem T mit I ligirt war. Ob das letzte Zeichen in dieser Zeile zu einem Praenomen oder Nomen gentilicium gehört hat, muss unentschieden bleiben. Die Ergänzung der letzten Zeile, auf die keine mehr gefolgt ist, durch [J]ul. Reburr[o] bietet sich von selbst. Vielleicht waren die hier genannten Personen diejenigen, denen die Besorgung des Denkmals obgelegen hat, über dessen Bestimmung und Charakter wir nichts Näheres feststellen können.

23. Die zweite Inschrift wurde ebenfalls in Köln gefunden und zwar nicht sehr weit von der Stelle an der Aachener Strasse in der Nähe des Hahnenthores, wo vor mehreren Jahren die in diesen Jahrbüchern Heft LXXIX, S. 178 ff. besprochenen römischen Töpfereien blossgelegt worden sind. Es ist der Obertheil einer Platte von Kalkstein, $19^1/_2$ cm hoch, 37 cm breit und 5 cm tief. Dieselbe weist an der linken Seite vom Beschauer mehrfache Brüche auf, durch welche zugleich die Buchstaben der auf der Vorderfläche eingegrabenen Sepulcral-Inschrift zum Theil zerstört worden sind. Die erhaltenen Zeilen derselben lauten:

D · M
VR· SENTIO
FREQVENT

Also:

D(is) M(anibus). Aur(elio) Sentio Frequent[i] . . . . . . . .

Von den Buchstaben der letzten erhaltenen Zeile ist bloss die obere Hälfte erhalten. Im Anfange der zweiten Zeile ist A, welches mit V ligirt war, jetzt grösstentheils zerstört. Der Charakter der Schriftzüge dieser Inschrift weist ebenfalls noch auf eine verhältnissmässig gute Zeit hin. Auch sie befindet sich jetzt im Provinzialmuseum.

24. Das Museum bewahrt ferner vier kleine Bruchstücke von römischen Grabinschriften, welche im Jahre 1882 bei Aushebung der neuen Stadtumwallung an der Zülpicher Chaussee aufgefunden worden sind. Wenngleich keines der Fragmente von Belang ist, so verdienen sie doch bekannt gemacht zu werden.

Das erste Stück, welches aus Jurakalk besteht, ist oben und an der rechten Seite vom Beschauer abgebrochen und misst in der Höhe 20 cm, in der Breite 18 cm bei einer Dicke von $4^1/_2$ cm. Auf demselben sind in vier Zeilen die folgenden Reste einer Inschrift mit ziemlich guten Buchstabenzügen erhalten:

S I
E R E I
T I C I
F I L I A

Die Buchstaben der 2. und 3. Zeile sind $3^1/_2$ cm, die der 4. Zeile 3 cm hoch. Eine Ergänzung ist kaum möglich. Der zweite Buchstabe der ersten Zeile kann nur ein T oder P gewesen sein. In der 2. Zeile am Ende hat das Zeichen einem D angehört.

Etwas bedeutender ist ein zweites aus sehr weichem Kalkstein bestehendes Fragment, von dem nur die rechte Seite noch intakt ist. Grösste Höhe 23 cm, grösste Breite 20 cm; Dicke 7 cm. Auf der Vorderfläche die nachstehenden Reste einer wenig tief eingehauenen Inschrift, deren Buchstaben $3^1/_2$ cm hoch sind:

IVI
LEONS
A·FRMN
/CI·CARI

Das Zeichen der ersten Zeile ist sicher M. In diesem Fragment treten uns nur Namen entgegen; von ihnen lassen sich die Namen Firminius oder Firminus Z. 3 und Carus Z. 4 noch mit Gewissheit erkennen. Das Wort in Z. 2 wird wohl LEONIS gewesen sein. Beachtenswerth sind auch die vielen Ligaturen in den wenigen Zeilen.

Das dritte Bruchstück, aus gelbem Sandstein, ebenfalls nur an der rechten Seite vollständig erhalten, im Uebrigen zu einem unförmlichen

Klumpen zerstört, enthält in zwei Zeilen unbedeutende Reste einer Inschrift und zwar den Schluss derselben:

IVI L

S · L · M||||

Die beiden Buchstaben der ersten Zeile sind wahrscheinlich M und L gewesen und lassen an Miles mit ligirtem I denken. In der zweiten Zeile ist es unschwer, die bekannte Votivformel [V(otum)] S(olvit) L(ibens) M(erito) zu erkennen.

Dazu kommt endlich der untere Theil einer Steinplatte von Kalkstein, 20 cm hoch und 36 cm breit, welche oben und links abgebrochen ist. Sie enthält den Anfang der letzten Zeile einer Inschrift mit ziemlich grossen gleichmässigen Buchstaben:

C · IVL · C

Der letzte Buchstabe ist nach dem, was der Stein jetzt bietet, eher ein O als ein C gewesen. Josef Klein.

25. Grabfund in Carden a. d. Mosel. Die Erdarbeiten zu einem Neubau in Carden an der Mosel haben einen grossen Sarg von Kalkstein zu Tage gebracht, in welchem ausser den Ueberresten menschlicher Gebeine mehrere Thongeschirre und eine Bronceschnalle enthalten waren. Die Schnalle gelangte in fremden Besitz. Die Thongeschirre waren zerbrochen und wurden desshalb von den Arbeitern, welche sie gefunden haben, weggeworfen. Sie hatten nach der Beschreibung glaubwürdiger Augenzeugen des Fundes einen rein fränkischen Typus. Der Sarg selbst war nicht wie sonst aus einem Stücke gearbeitet, sondern merkwürdiger Weise aus zwei ungleich grossen und schweren Steinblöcken zusammengesetzt, von denen der eine 94 cm lang, 82 cm breit und 45 cm hoch, der andere 84 cm lang, oben 72 cm, unten 60 cm breit und 40 cm hoch ist. Die beiden Blöcke haben ursprünglich, ehe sie als Sarg verwendet wurden, eine andere Bestimmung gehabt. Dies geht deutlich aus den Resten einer römischen Sepulcral-Inschrift hervor, welche sich auf dem Kopfstücke des grösseren Steinblockes in umgekehrter Weise eingemeisselt findet. Es ist dies übrigens eine Erscheinung, welche bereits mehrfach gerade bei fränkischen Gräbern an der Mosel beobachtet worden ist, indem römische Monumente durchschnitten oder abgemeisselt worden sind, um als Deckplatten auf Särge oder gar zu Gräbern selbst benutzt zu werden. Der erste der beiden in Carden ausgegrabenen Blöcke, welcher die Inschrift trägt, ist oben und unten abgehauen und sorgfältig geglättet worden, um ihm eine mit dem zweiten Block annähernd gleiche Höhe zu geben. In Folge dessen sind die letzte und wahrscheinlich die erste Zeile der Inschrift ganz verloren gegangen, von der vorletzten Zeile sind nur noch die oberen Theile der Buchstaben am Ende derselben sichtbar. Die linke Kante der Schriftfläche ist jetzt abgestossen, in Folge dessen zu Anfang der ersten und zweiten Zeile

ein Buchstabe fehlt. Die Schrift, welche tief eingehauen ist, ist elegant und schön, die Buchstaben alle gleich hoch und breit, namentlich O bildet einen vollständigen Kreis, so dass die Inschrift darnach der besten Zeit angehört. Die Buchstaben der 2. und 3. Zeile sind $7^1/_2$ cm, die der 4. Zeile 7 cm hoch. Die Lesung der erhaltenen Zeilen macht keine Schwierigkeit. Sie lauten:

RUNAE·HUNLU
‾AE·AVITIA·PAGTA·
VEPTIS·AVAE·SAN
CTISSIMAE·OB·EIIVS·
AAPDITA

Das erste Wort in der 1. Zeile ist der Rest des Geschlechtsnamens der Verstorbenen, zu deren Andenken das Denkmal gesetzt ist. Es lässt verschiedene Ergänzungen zu, wie Petroniae, Autroniae, Veroniae u. s. w In demselben war jedenfalls I in der Schlusssilbe NIAE mit N ligirt. Das Cognomen hiess HONESTAE.

Der Grabstein ist ihr gesetzt worden von ihrer Enkelin Avitia Pacata. — Bemerkenswerth ist die Verdoppelung des I in EIIVS, welche jedoch nicht vereinzelt dasteht und namentlich auf afrikanischen Inschriften mehrfach wiederkehrt. Vgl. Index zu C. I. L. VIII p. 1110, ferner C. I. L. VII, 285. XII, 1796. 2627.

Am Ende der 5. Zeile sind noch die Spitzen der Buchstaben des letzten Wortes erhalten, welches nur MERITA gelautet haben kann. Dann ist in der Lücke von etwa acht Buchstaben im Anfang der Zeile entweder ein zu merita gehörendes Adjektivum wie z. B. insignia, eximia, infinita nach der Analogie ähnlich abgefasster Inschriften (vgl. C. I. L. XII, 1927. X, 3759) oder ein synonymer Ausdruck wie z. B. amorem et (C. I. L. XIV, 374. 403) zu ergänzen.

Bonn. Josef Klein.

26. Römische Funde auf dem Appellhofplatze zu Köln. Im Anschluss an die im Jahrbuch LXXXVI S. 288 abgedruckte kurze Notiz über die Trümmer römischer Bauten, welche bei den Ausschachtungsarbeiten für den Erweiterungsbau des Gerichtsgebäudes in Köln an der nordwestlichen Seite des Appellhofplatzes ausgegraben worden sind, theile ich noch folgendes mit. Die meisten der aufgedeckten Mauern sind erst in der beträchtlichen Tiefe von 4—$6^1/_2$ m unter der Terrainoberfläche zum Vorschein gekommen, was für die Feststellung des Niveaus dieses Theiles des alten römischen Köln von Belang sein dürfte. Ja Sondirungen, welche an einzelnen Stellen mit der Bohrstange vorgenommen worden sind, haben ergeben, dass bei 11 m Tiefe die Sohle des Fundaments noch nicht sicher erreicht war und noch fortwährend wurde angeschütteter Boden

angetroffen, welcher mit Scherben römischer Gefässe durchsetzt war. Da die Ausschachtung des Baugrundes mit möglichster Eile ausgeführt werden musste, so war eine systematische Aufgrabung des vorhandenen Mauerwerkes nicht möglich. Es sind daher immer bloss die einzelnen Mauertheile, soweit sie in die Baugruben einschnitten, blossgelegt worden. Da dieselben über das grosse Bauterrain allenthalben zerstreut liegen, so lässt sich ein bestimmter Zusammenhang zwischen den verschiedenen Mauerresten nicht mehr ermitteln. Nur so viel lässt sich ersehen, dass dieselben einem umfangreichen Gebäudecomplex angehört haben. Bemerkenswerth ist die verschiedenartige Beschaffenheit des Mauerwerks und zwar nicht bloss in den verschiedenen Theilen der Bauten, sondern auch sogar in den aneinanderstossenden Mauern einer und derselben Gebäulichkeit. Theils setzt sich dasselbe aus reinen Bruchsteinen, namentlich Thonschiefer und Tuffstein mit dickem Kalkmörtel zusammen, theils ist dasselbe mit römischen Ziegelsteinen und Ziegelsteinbrocken untermengt, welche bald vereinzelt in dasselbe gemischt sind, theils regelmässig wiederkehrende Schichten bilden. An einer Stelle wurde eine lediglich aus viereckigen Ziegelplatten errichtete Mauer vorgefunden. Innerhalb der Mauerzüge zeigten sich an mehreren Stellen Reste von Betonböden, welche aus kleingemachten Ziegelstückchen mit Kalkmörtel hergerichtet waren. Einer derselben, welcher eine Dicke von 10—15 cm hatte und auf einer Packlage von Feldsteinen gebettet war, zeigte eine sehr grosse Ausdehnung. Als er ausgebrochen wurde, kamen Reste von bleiernen Wasserleitungsröhren zum Vorschein. In einer Entfernung von 14 m davon fanden sich zwei 5 m lange Betonschichten über einander, deren oberste 10 cm stark in einer Tiefe von 2,20 m unter dem Terrain, die untere 30cm stark, 3 m tief lag. Der Zwischenraum zwischen beiden Schichten war mit Erde ausgefüllt. Die in der Nähe des oben erwähnten grossen Betonbodens gelegenen Räume hatten ehemals mit Malereien decorirte Wände, wie eine Anzahl kleiner Bruchstücke von römischem Wandbewurfe beweisen, welche längs der Mauern zerstreut liegend aufgefunden wurden. Es sind Stücke darunter mit schwarzen, rothen und weissen Feldern, von welchen einzelne noch die Spuren einer Abtheilung und Begrenzung durch breite Einfassungslinien in lichteren Farben sowie von Blattverzierungen erhalten haben.

Interessant ist, dass ein grosser Theil der in den Mauertrümmern verarbeiteten Ziegelplatten, deren Länge und Breite zwischen $19^1/_2$ und 20 cm schwankt, mit dem Stempel der 30. Legion im Kreise in der Art versehen ist, dass die einzelnen Buchstaben mit Ausnahme der Zahl XXX durch Striche von einander getrennt sind: L | E | G | XXX | V | V. Die grosse Zahl der so gestempelten Ziegelplatten verleiht der Vermuthung grosse Wahrscheinlichkeit, dass die genannte Legion an der Errichtung oder Restaurirung dieser Bauten in hervorragender Weise betheiligt gewesen ist. Die Bauzeit fällt demnach in die Zeit zwischen der Regierung des

Trajan, welcher die Legion errichtet hat, und dem Ende des 3. Jahrhunderts, wo sie ihre Beinamen ändert. Näher lässt sich dieselbe nicht bestimmen aus Mangel an sonstigen Anhaltspunkten. Denn die bei den Fundamentirungsarbeiten innerhalb der Gebäudetrümmer zu Tage geförderten Münzen weisen auf Zeiten hin, wo an eine Beziehung der Legion zu dieser Bauanlage gar nicht zu denken möglich ist. Es sind nämlich gefunden worden 1 Mittelerz des Augustus ℞ Provident. S. C., 1 Mittelerz des Tiberius mit abgescheuertem Revers, 1 Mittelerz des Claudius I. ℞ Ceres, 1 Mittelerz des Antoninus Pius ℞ stehende Salus. S[alus Aug.] cos. III. S. C., 1 Mittelerz des M. Aurelius ℞ Salus — Tr. pot. VIIII cos. II S. C., ferner aus späterer Zeit 1 Kleinerz von Constantin d. Gr. ℞ Urbs Roma und 1 Kleinerz von Constantinus II. mit undeutlichem Revers. Nun haben sich auffälliger Weise in einem Theile dieser Anlage auch einige Ziegelplatten mit dem Stempel der 22. Legion gefunden. Ich habe von diesen nur drei Stück gesehen und nach Aussage der beim Bau Beschäftigten sind es ihrer auch nicht viel mehr gewesen. Alle drei sind Ziegelplatten in der gleichen Grösse wie die der 30. Legion, und haben den einzeiligen Stempel: LEG XXII PP, ꓘEG XXII PP, . . . . . . . . . . PRI. Dazu kommt eine fragmentirte, mit Leistenrand versehene Dachpfanne, auf welcher der nachstehende Rest eines Stempels . . . . . . . . . IPI< sich findet. Die dabei gefundenen Dachfirstziegel hatten keine Stempelinschriften. Die Denkmäler dieser 22. Legion am Niederrhein gehören aber nach der bis jetzt noch nicht widerlegten Ansicht von L. von Urlichs (B. Jahrb. XXXVI, 1864, S. 101 ff.) überwiegend in die Zeit von 104—120 n. Chr. Es liegt daher die Vermuthung sehr nahe, dass sie vor der 30. Legion an dem Aufbau der wahrscheinlich für militärische Zwecke bestimmten Gebäulichkeiten auf dem Appellhofplatze thätig gewesen ist.

Was die bei den Arbeiten ausgegrabenen Alterthümer anlangt, so bestehen diese zum grössten Theil aus Thongefässen, nämlich einer 70 cm jetzt hohen schmalen Amphora mit länglichem Halse und zwei Henkeln von weissem Thon, deren zum Einstecken in den Boden bestimmte Spitze abgebrochen ist — mehrere andere wurden leider ganz zertrümmert, — vier bauchigen Aschenurnen aus gelblichgrauem Thon nebst Deckel, von 30, 25, 20 und 15½ cm Höhe, mehreren zierlichen kelchartigen Schälchen aus feinem weissen Thon auf rundem Fuss und einem durch Einkerbungen mit dem Fingernagel verzierten Rande von verschiedener Grösse, einigen gehenkelten Trinkkrügen, sowie Schalen von Terra sigillata, von denen zwei mit den Stempeln OF BASSI und TOCCA im Boden versehen sind. Ferner wurden gefunden ein kleines rundes flaches Gewicht aus gelbem Sandstein von 6½ cm Durchmesser und eine 5 cm lange Broncefibula mit Charnier, deren Bügelrücken an beiden Seiten eine cordirte Einfassung hat, nebst dem Bruchstück eines Schälchens aus Bronce.

In der oberen Erdschicht wurden eine Anzahl roher henkelloser Krüge des früheren Mittelalters, welche meistens mit furchenartigen, die Wandung umgebenden Linien verziert sind und einen eingekerbten Fuss haben, zu Tage gefördert.

Endlich kam auch in der Nähe der Gebäudereste in einer Tiefe von 2,50 m ein oben abgebrochener Votivaltar aus Kalkstein zum Vorschein, welcher mit Einschluss des Sockels vorne 51 cm, hinten 55 cm hoch ist. Die Inschriftfläche hat eine Höhe von 44 cm, eine Breite von 24 cm und eine Tiefe von 18 cm. Auf jeder der beiden Seitenflächen der Ara ist ein Baum mit aufwärts strebenden Blättern in Flachrelief dargestellt, welcher nach der Form der Blätter einen Lorbeerbaum anzudeuten scheint. Die Inschrift, welche den ganzen Raum der Ara nicht ausfüllt und oben durch die Beschädigung des Steines gelitten hat, lautet:

IVN O II
VIRTVTIS
ANTONIA
IVNIA
EX·IMPERIC
IPSIVS

Ueber die Lesung der Zeichen der jetzt erhaltenen ersten Zeile, welche überhaupt auch die erste Zeile der Inschrift in ihrem ursprünglichen Zustande gewesen zu sein scheint, dürfte nicht wohl ein Zweifel entstehen. Das Wort kann nur Junoni gewesen sein. Noch sei erwähnt, dass die Buchstaben der einzelnen Zeilen der Inschrift auf vorgezogenen Linien stehen. Sie selbst ist zu lesen: *Junoni Virtutis Antonia Junia ex imperio ipsius.*

Antonia Junia hat also der Juno der Virtus auf ihr Geheiss den Votivaltar gesetzt. Eine Juno der als Gottheit verehrten Virtus kommt hier meines Wissens zum ersten Male vor. Sie findet aber ihre Analogie in den Junones anderer weiblicher Gottheiten, welche auf Inschriften Erwähnung gefunden haben. So berichten uns die Jahresprotokolle der Arvalbrüderschaft aus den Jahren 183 und 224 n. Chr. von Opfern für die Juno der Dea Dia (C. I. L. VI, 2099, II, 10; 2107, 9). Aehnlich wird auf einer Inschrift zu Asculum Picenum die Juno der Isis Victrix (C. I. L. IX, 5179) genannt.

Die Widmung an die Juno der Virtus, der Tapferkeit, in Verbindung mit dem Vorkommen der Ziegel mit dem Stempel der oben genannten Legionen erhöht die Wahrscheinlichkeit unserer schon oben ausgesprochenen Vermuthung, dass die bauliche Anlage, zu der die aufgefundenen Mauerreste gehört haben, militärischen Zwecken gedient hat. Josef Klein.

27. Ein neuer Matronenstein. Bei dem Abbruche der alten Pfarrkirche zu Meckenheim, Kreis Rheinbach, fand sich in den Fundamenten ein in zwei Stücke zerbrochener Matronenstein. Derselbe ist 0,53 m breit und 0,20 m dick; die Höhe des obern Stückes beträgt links 0,52, rechts

0,33 m; die des untern Stückes links 0,46, rechts 0,64—0,65 m. Von der Gesammthöhe des Steines, die demnach 0,98 m beträgt, geht unten ein 0,15 m breites Stück zum Einlassen desselben in den Boden ab. Die beiden Seitenflächen zeigen je einen ihre ganze Höhe einnehmenden Palmbaum in Relief von sehr schöner Arbeit. Die Vorderseite hat oben und unten einen 0,08 m breiten, durch eine Linie abgesonderten Rand; der ganze übrige Raum scheint von der Inschrift bedeckt gewesen zu sein. Von letzterer ist auf dem untern Stück wegen der Abschürfung des Steines ausser den beiden Buchstaben VS der ersten Zeile und einigen andern nicht mehr deutbaren Spuren nichts zu erkennen; dagegen ist die Inschrift auf dem obern Stück sehr wohl erhalten. Dieselbe ist äusserst sorgfältig ausgeführt; um die gleiche Grösse der Buchstaben und die gleiche Entfernung der Zeilen von einander zu sichern, hat der Steinmetz Linien gezogen, deren Spuren noch mehrfach erkennbar sind. Die Inschrift lautet:

MATRONIS
FERNOVINEIS
M POMPEIV
AT VS

*Matronis Fernovineis M. Pompeiu*[*s*] [*P*]*at*[*ern*]*us.*

Besonders bemerkenswerth ist der erstmalige Fund eines Matronensteines zu Meckenheim — bei dem Bau der dem 15. Jahrh. angehörenden Kirche wird man ihn schwerlich weit hergeholt haben — und der hier zum ersten Male auftretende Name der Fernovineischen Matronen. Das genannte Beiwort ist ohne Zweifel eine Zusammensetzung mit dem in der dortigen Gegend ungemein häufig zur Bildung von Ortsnamen verwandten deutschen Substantiv „Hoven“ (Moorenhoven, Peppenhoven, Buschhoven, Oedekoven, Ramershoven, Vollmershoven u. s. w.); ich denke bei demselben an das etwa 2 Stunden nordöstlich von Meckenheim liegende Dorf Wershoven. Letzteres heisst in einer im Pfarrarchiv zu Buschhoven aufbewahrten Urkunde des Erzbischofs Adolf I. von Köln aus dem Jahre 1197 Verlishovem (Lacomblet, Urkundenbuch I, Nr. 558, S. 389). Entspricht diese Form einem ältern Vernishovem, was lautlich sehr wohl möglich ist, so hat man nach Abwurf der Genetivendung -is die auf unserm Steine erscheinende Namensform[1]). Die in der Endung verwandte i longa vertritt wohl zum Zwecke der Kürzung der Zeile (ähnlich wie die Ligatur NI) ii = i consonans + i vocalis, und letzteres scheint nur graphisch verschieden von der landläufigen Endung -ehis[2]). Z. 4 ist jede Spur des ersten sowie des dritt- und viertletzten Buchstabens geschwunden; indessen ist die Ergänzung zu dem am Rhein so häufigen Cognomen Paternus von selbst gegeben; gegen Maternus spricht der Raum für den ersten Buchstaben.

Köln. Dr. Klinkenberg.

1) Auch Foerstemann, Ald. Namenbuch II bringt das südlich von Augsburg und östlich von Memmingen gelegene Werishoven mit dem Namen Varin in Verbindung. Unser Wershoven erwähnt er nicht.

2) Vgl. matronis Hiheraiis B. J. LVII S. 83 ff.

## V. Winckelmannsfeier in Bonn am 9. December 1888.

Der Vorsitzende des Vereins von Alterthumsfreunden, Geheimer Rath Schaaffhausen, begrüsste die Abends 7 Uhr im Saale des Kley'schen Gasthofes zahlreich erschienenen Mitglieder und Freunde des Vereins mit einem Hinweis auf den grossen Kenner und Erklärer der Kunstwerke des klassischen Alterthums und legte als Festschrift eine Beschreibung des römischen Castrums in Bonn vor. Schon vor mehr als siebzig Jahren ist auf demselben gegraben worden, erst jetzt erscheint eine umfassende Darstellung und Deutung der bisher gefundenen Mauern und Gräben, der Gebäudereste, der Strassen, Thore und Wassercanäle, deren Verfasser, Herr General v. Veith, in dieser Schrift und der sie begleitenden Karte, die sich auf den Plan der geometrischen Aufnahmen des Herrn Lüling stützt, das Ergebniss seiner langjährigen Beobachtungen und Studien niedergelegt hat. Der Verein ist ihm für diese sorgfältige Arbeit zu grösstem Danke verpflichtet. Im zweiten Theile der Schrift hat Herr Professor Klein die in dem Castrum gemachten Einzelfunde, die sich im Provinzial-Museum befinden, zusammengestellt und beschrieben. Hier sind auch die wichtigen Inschriften mitgetheilt, deren bei den ersten Grabungen keine gefunden worden waren. Der Vorsitzende ging hierauf zur Erklärung einiger neuer und bemerkenswerther Alterthumsfunde über, die ausgestellt waren. Vier grosse und schön verzierte Bronze-Eimer wurden in einem römischen Grabe zu Mehrum bei Dinslaken gefunden, einer enthielt die Knochenasche des Verstorbenen, der, nach den Beigaben zu schliessen, ein Krieger war. Sie standen in 1 Meter Tiefe dicht bei einander, dabei lagen 2 Schalen aus Terra sigillata, ein Bronzestab, ein Schildbuckel, der innen Eisen und aussen Weissmetall zeigt, ferner das Stück von einer Schwertscheide und in einem Gefässe ein Stück Leinwand und ein Stück Leder. Diese Eimer sind nicht ursprünglich Aschenurnen, aber die Römer gebrauchten die verschiedenartigsten Hausgeräthe zu solchem Zwecke. Das Museum der Porte de Hal in Brüssel bewahrt den Inhalt eines gallorömischen Grabes. Eine kupferne Kasserole, die zum Warmhalten der Speisen auf der Tafel gedient hatte, wie unser réchaud, ist der Aschenbehälter. In den römischen Gräbern Kölns ist es oft eine Prunkvase aus Glas. Ursprünglich sind diese Gefässe wohl Wassereimer. Overbeck bildet zwei aus Pompeji, einen aus Herculanum ab. Dieser ist

reich verziert, da wo der doppelte Henkel befestigt ist, sind zwei weibliche Köpfe angebracht. Ph. Houben hat den Bronzereif eines Eimers für eine Königskrone gehalten; Denkmäler von Castra vetera, Xanten, 1839, Taf. 48. Cochet klärte den Irrthum auf, vgl. Fiedler, Jahrb. XXVIII, S. 63. Auch in Istrien fand man Bronzeeimer als Ossuarien. Am meisten bekannt sind solche Bronzegefässe aus Oberitalien und aus den österreichischen Alpenländern, wo man sie illyrischen Volksstämmen, den Venetern, Euganeern, Tauriskern zuschreibt. Am berühmtesten ist die mit Figuren reich gezierte Situla von Watsch in Krain, vgl. Jahrb. LXXXII aus der Hallstatt-Periode. Diese Kunsterzeugnisse sind aber nicht, wie man gewollt hat, als Erfindungen der genannten Völker anzusehen, sondern sind durch die Uebertragung griechischer Kunstweise entstanden. O. Benndorf bemerkte mit Recht gegen Hochstetter und Wurmbrand, die eine selbstständige Cultur der österreichischen Alpenvölker annehmen, dass eine solche Cultur sich nicht in abgeschiedenen Gebirgsthälern, sondern nur in fruchtbaren, dem Verkehr offenen Tiefländern entwickeln könne. Vgl. Hörnes, Sitzb. d. Anthrop. Ges. in Wien 1886 Nr. 5. Illyrien vermittelte den Verkehr aus Nordgriechenland über Adria nach den Donauländern. Die hier ausgestellten Bronzegefässe sind andere, sie müssen für echt griechische gehalten werden, das beweisen die antiken Ornamente, die am oberen Rande, an den Henkeln und Henkelansätzen angebracht sind. Um den Rand laufen zwei Bänder mit 2, 3 oder 4 Linien dargestellt in schräg gerichteter Spirale um einander, dazwischen ist ein vertieftes Grübchen oder ein Eindruck, um den sich das Metall ringförmig erhebt. Wo die Henkel ansitzen, fehlt das Ornament. Alle Henkel haben sich von den Eimern gelöst, sie waren angelöthet, aber die Löthmasse, wahrscheinlich Zinn, war durch Oxydation gänzlich zu Grunde gegangen, es zeigen sich nur Spuren derselben in einer weisslichen Färbung der Bronze an den betreffenden Stellen. Auch an einigen Schalen von Hildesheim fanden sich die Henkel abgetrennt. Der grösste Eimer ist 38,5 cm hoch, die Oeffnung hat 30 cm Durchmesser, der Henkel endet beiderseits in einen Pferdekopf mit Mähne und sitzt an einer Palmette, die ein weiblicher Kopf ziert. Der zweite ist 34 hoch und hat eine Oeffnung von 25,2 cm. Das Henkelende ist ein Schwanenkopf, wo er ansitzt, ist der Kopf eines Silen oder Faun. Der dritte ist 30,7 hoch und hat 26,2 cm Oeffnung. Die Henkel enden in Pferdeköpfe, auch die Palmette zeigt jederseits zwei Pferdeköpfe. Der vierte Eimer ist 29 cm hoch und stark beschädigt, er hat einen eisernen Henkel. Das Metall ist im Bauche der Gefässe nicht viel dicker als ein Millimeter. Während jene Situlae aus den Alpenländern immer nur gehämmert und vernietet sind, zeigen diese sich aus einem Stück getrieben, eine Kunstarbeit, die nur den Griechen zugeschrieben werden kann. Es ist nicht auffallend, dass ein vornehmer Römer griechische Prunkgefässe mit an den Rhein brachte. Deutet

man doch auch den schönen Silberfund von Hildesheim als das Tafelgeräth eines in der Varusschlacht gefallenen Feldherrn. Auch dieses muss für griechische Arbeit gehalten werden.

Der Vorsitzende zeigt dann einen römischen Goldring vor von seltener Grösse und Schönheit, er wurde von einem Ackerer auf dem Felde bei Worringen gefunden und ist wie die Bronze-Eimer für das Provinzial-Museum erworben. Ihn ziert ein stehendes Bild der Minerva in erhabener Arbeit. Die Römer trugen in der ältesten Zeit eiserne Ringe. Der goldene Ring war später die Auszeichnung der Senatoren und danach der Equites. Es war eine Art von Adelsverleihung. Nach Hadrian wurde man freigebiger. Es erhielten ihn sogar Freigelassene, doch wurde der Nachweis eines gewissen Vermögens verlangt. Die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab ist wohl ein Nachklang der römischen Sitte. Zuletzt berichtet er über die Auffindung gemalter Bildnisse auf Holztafeln, die sich auf Mumien in den Grabhöhlen von Fayum in Aegypten, südlich von Kairo, in grosser Zahl fanden und von Herrn Theod. Graf nach Deutschland gebracht worden sind. Dieselben, 66 an Zahl, haben auf der Kunstausstellung in München grosses Aufsehen erregt und befinden sich jetzt in Berlin. Professor v. Brunn hat die Gefälligkeit gehabt, Photographieen dieser Bildnisse hierher zu senden. Wir erhalten durch diese Bilder eine überraschende Vorstellung der damaligen Bevölkerung. Jedes Bild ist verschieden und glich unzweifelhaft der Person, die es in der Zeit ihres frischen Lebens darstellt. Es sind Bildnisse von Männern und Frauen in verschiedenem Alter. Viele erscheinen uns so wenig fremd, dass man glaubt, diese Menschen hätten unter uns gelebt. Sie beweisen, dass eine hochentwickelte Cultur zu allen Zeiten, vor zweitausend Jahren wie heute, die menschlichen Gesichtszüge in ähnlicher Weise gestaltet hat. Ebers, der in der Allgem. Zeit. 1888 Nr. 135, 136, 137 Beil. über den Fund berichtete, hat aus einzelnen Gesichtern mehr herausgelesen, als eine nüchterne Beobachtung darin finden kann. Aber wir können die verschiedenen Rassen erkennen, welche damals hier zusammentrafen. Die weiblichen Personen mit grossen Augen scheinen Griechinnen zu sein, einige sind von seltener Schönheit, verschiedene Männer sehen wie Römer aus, drei sind Semiten, einer ist ein Neger. Alle scheinen den höhern Ständen anzugehören, wie die Goldreifen der Männer und das Geschmeide der Frauen beweisen. Nr. 21 soll einer Büste in Paris gleichen, die einen Ptolemaeer darstellt. Die Mumienbestattung muss damals allgemein gewesen sein. Eine griechische Besiedelung des Landes fand schon in den ersten zwei Jahrhunderten vor Chr. statt, kein Bild scheint jünger als Theodosius zu sein. In der ersten römischen Kaiserzeit herrschte in Alexandrien eine hochentwickelte Cultur. Die Portraits geben auch Aufschluss über Tracht, Frisur und Schmuckgeräthe jener Zeit. Donner von Richter, Allg. Zeit. 1888 Beil. Nr. 180, hat an diesen Tafeln über die

Herstellung der enkaustischen Malerei Studien gemacht und sie nachzuahmen gesucht. Das geschmeidig gemachte Wachs wurde mit dem Spatel aufgetragen und dann durch Erhitzung geglättet. Vgl. Leipz. Illstr. Zeit. 13. Oct. 1888. Später hat Flinders Petrie 60 Bilder von gleicher Art aus Fayum nach London gebracht.

Hierauf hielt Professor Justi den Festvortrag über den Maler Hieronymus, nach seiner Herkunft van Aeken genannt, während er sich selbst stets nach seinem Wohnort Herzogenbusch Iheronimus Bosch unterzeichnete. Der Redner wollte das Bild dieses Künstlers in helleres Licht setzen im Anschluss an seine noch immer zum grössten Theil im Escorial aufbewahrten Hauptwerke und an die in spanischen Inventaren und Büchern erhaltenen Nachrichten. Bosch, von dem sich ausserhalb Spaniens sehr wenig Originale finden, ist meist nur als Maler von Diablerien bekannt und sogar sprichwörtlich geworden, neuerdings jedoch hat man angefangen, ihn auf Grund der nach ihm gestochenen alten Blätter auch als Maler von Volksstücken, Sprichwörtern zu beachten, ja an die Spitze der ersten, älteren Schule des niederländischen Sittenbilds im 16. Jahrhundert zu stellen. Da Stiche die Originale nicht ersetzen können, so ist er am wenigsten gewürdigt worden als Maler; als solchen lernt man ihn aber sehr hochschätzen in Gemälden wie die Dornenkrönung (ein Rundbild mit lebensgrossen Halbfiguren) und in der (von dem bekannten Stich sehr verschiedenen) Kreuzschleppung. Seine Interpretation dieser Stoffe, im Geist eines Quinten Metsys und Lucas von Leiden, offenbart nicht nur einen scharfen Physiognomiker und Beobachter der Mienen- und Geberdensprache, sondern auch einen Maler, der im vollen Besitz der Technik der Schulen von Brabant und Flandern, alle Zeitgenossen in Geist der Erfindung und Freiheit von Befangenheit übertrifft. Das Kölner Museum besitzt ein Gemälde, in dem wahrscheinlich, weil, wie in den genannten, das groteske Element ganz fehlt, seine Hand bisher nicht erkannt worden ist, die Geburt zu Bethlehem (Nr. 554), freilich verwaschen.

Von seinen Sprichwörtern besitzt das Madrider Museum noch ein drolliges Stück, die Operation der Narrheit, als Ausziehung eines Objects aus der Stirn, nach dem altholländischen Sprüchwort „Er hat einen Stein im Kopf" — ein Motiv, das später auch von Hemessen, und dann von Steen und Fr. Hals (Gallerie zu Rotterdam) in ihrer Art behandelt worden ist. Solche launige Sittenbilder gab es früher sehr viele in den königlichen Schlössern; z. B. der Blindenführer, Carneval und Fasten, der flämische Tanz, die Hochzeit, die Justiz, welche den armen Sünder zur Richtstätte schleppt u. a.

Seine Hauptwerke aber gehören der allegorisch-satyrischen Malerei an, und hier fand sein bizarrer und grüblerischer Genius vollen Raum, in zahllosen Figuren von theils realistischen theils phantastischen Motiven seine

Schwingen zu entfalten. Ihren Inhalt zu erschöpfen, würde man ein Buch schreiben müssen. Dahin gehören die „sieben Todsünden", eine Tischplatte (nach Art der von H. S. Beham im Louvre und einer andern in Cassel). Kreisförmig geordnet führt sie Scenen aus dem Leben vor, deren feine und unverkennbare Zeichnung der Leidenschaften von Alters her bewundert worden ist. Diess Bild hatte Philipp II, ein grosser Verehrer des Malers, in seinem Wohn- und Sterbezimmer, wo es noch 1873 zu sehen war.

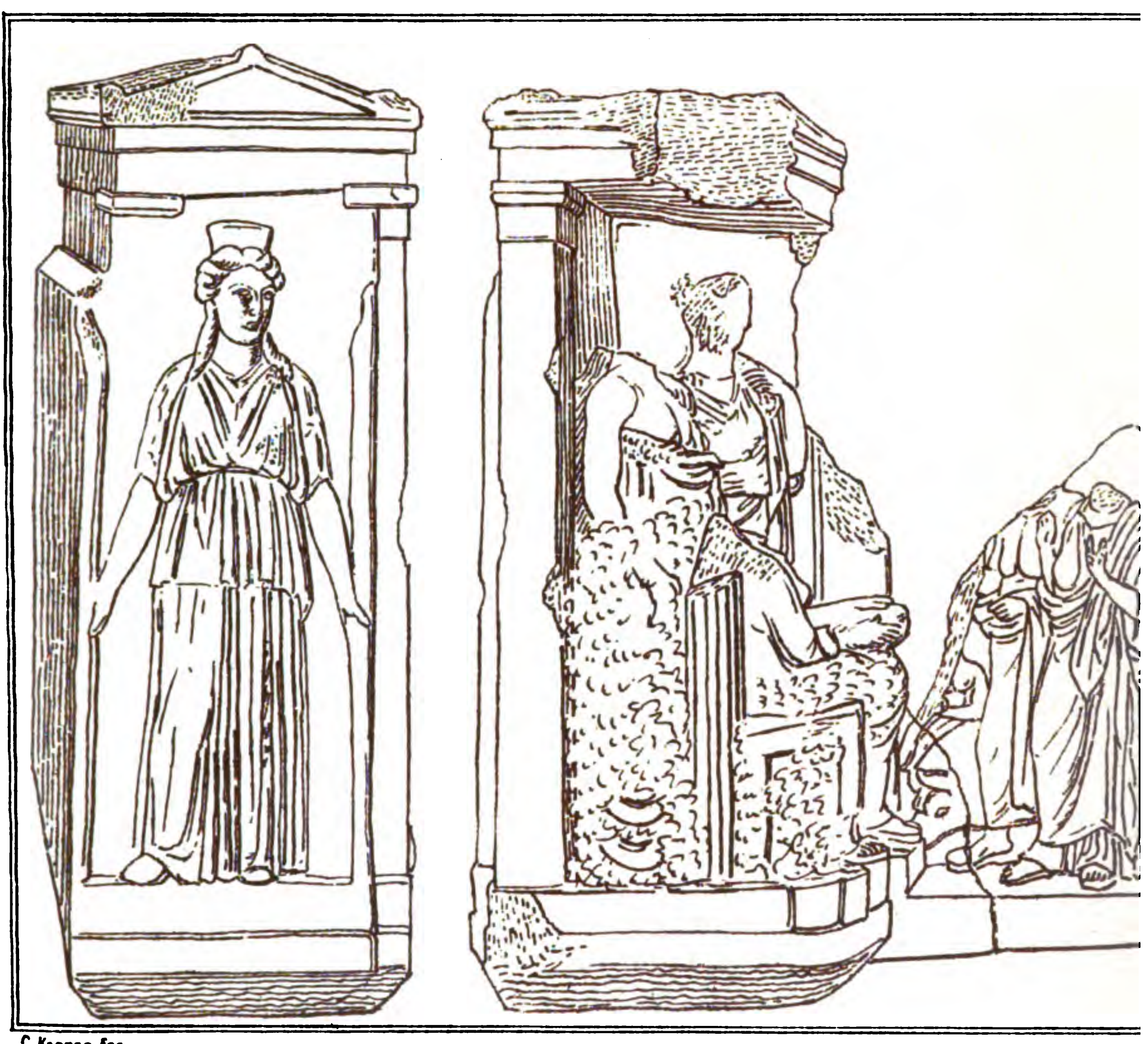
Der „Heuwagen", ein Bild der Eitelkeit weltlichen Treibens unter der Form eines Erntefests (nach Jesajas cap. 40 *Omnis caro foenum*) war eine beissende Satyre auf die Sitten der Grossen und der Geistlichkeit seiner Zeit. Der Wagen wird gezogen von Unholden, und gefolgt von den Häuptern der Christenheit zu Ross, er wird umstritten von Mönchen.

Ein noch wunderlicherer Traum (sueños nannte man diese Darstellungen) sind „die Lüste der Welt", eine Art irdisches Paradies, bei dem ihm amerikanische Naturbilder vorgeschwebt zu haben scheinen. Hier hat er seine Philosophie der Sinnlichkeit in verwegener Phantastik niederlegen wollen. Am berühmtesten und bekanntesten sind seine Versuchungen des h. Antonius. Hier hat er alle seines Gleichen in Kühnheit bizarrer und lächerlicher Zusammensetzungen phantastischer Wesen überboten; er benutzt nicht nur heteroklite Thier- und Pflanzentheile, er macht auch Lebloses, Gefässe, Möbel zu Bestandtheilen lebender Wesen; was aber den komischen Werth erhöht ist die exacte Naturwahrheit im Einzelnen, und der tiefere Sinn und Humor.

Der Vortrag schloss mit einem Blick auf die merkwürdige Kontroverse, die Jahrhunderte lang in Spanien über Bosch's Rechtgläubigkeit geführt worden ist. Er wurde in Folge des schwindenden Verständnisses für die Unbefangenheit des Mittelalters in Vermischung des Heiligen und Burlesken verketzert, wie ihn denn Quevedo in seinen Sueños in die Hölle versetzt, während seine Feinde ihn selbst den „Lehrling und zweiten Theil des atheistischen Malers H. Bosch" betitelten. Merkwürdig ist, dass grade die Geistlichen, darunter drei Prioren des Escorial für seine Kirchlichkeit sich aussprachen; sie fanden in ihm einen Sittenlehrer, in dessen weiteste Verbreitung verdienenden Bildern man in einem Augenblick mehr lese als in vielen Tagen in Büchern. Schaaffhausen.

---

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



C. Koenen fec.

Linke Nebenseite.

Relief in Athen.
Hauptseite.

Universitats Lithogr. a A. Henry in Bonn.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



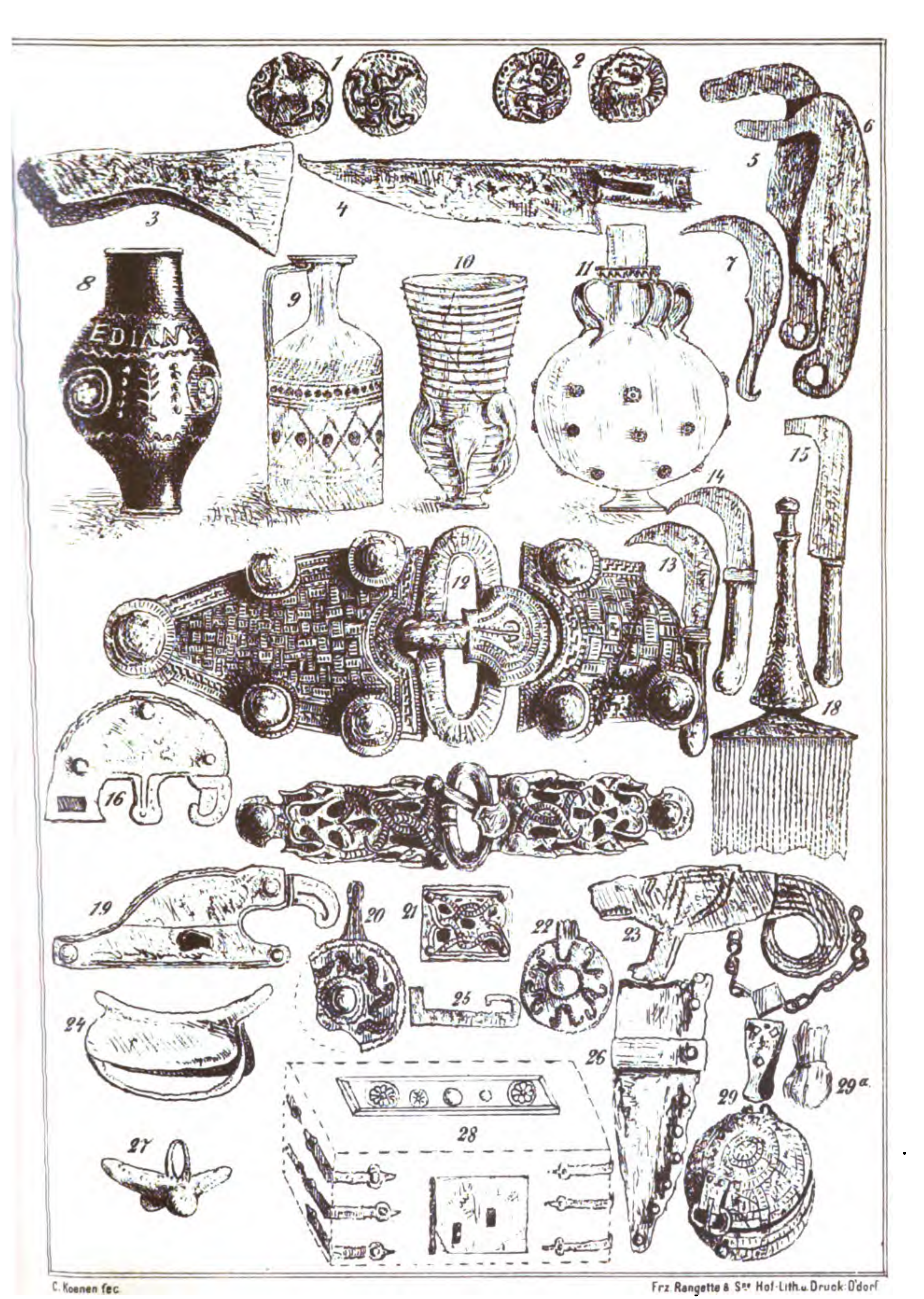
b



a

Relief in Würzburg.

Universitäts Lithogr. v. A. Henry in Bonn

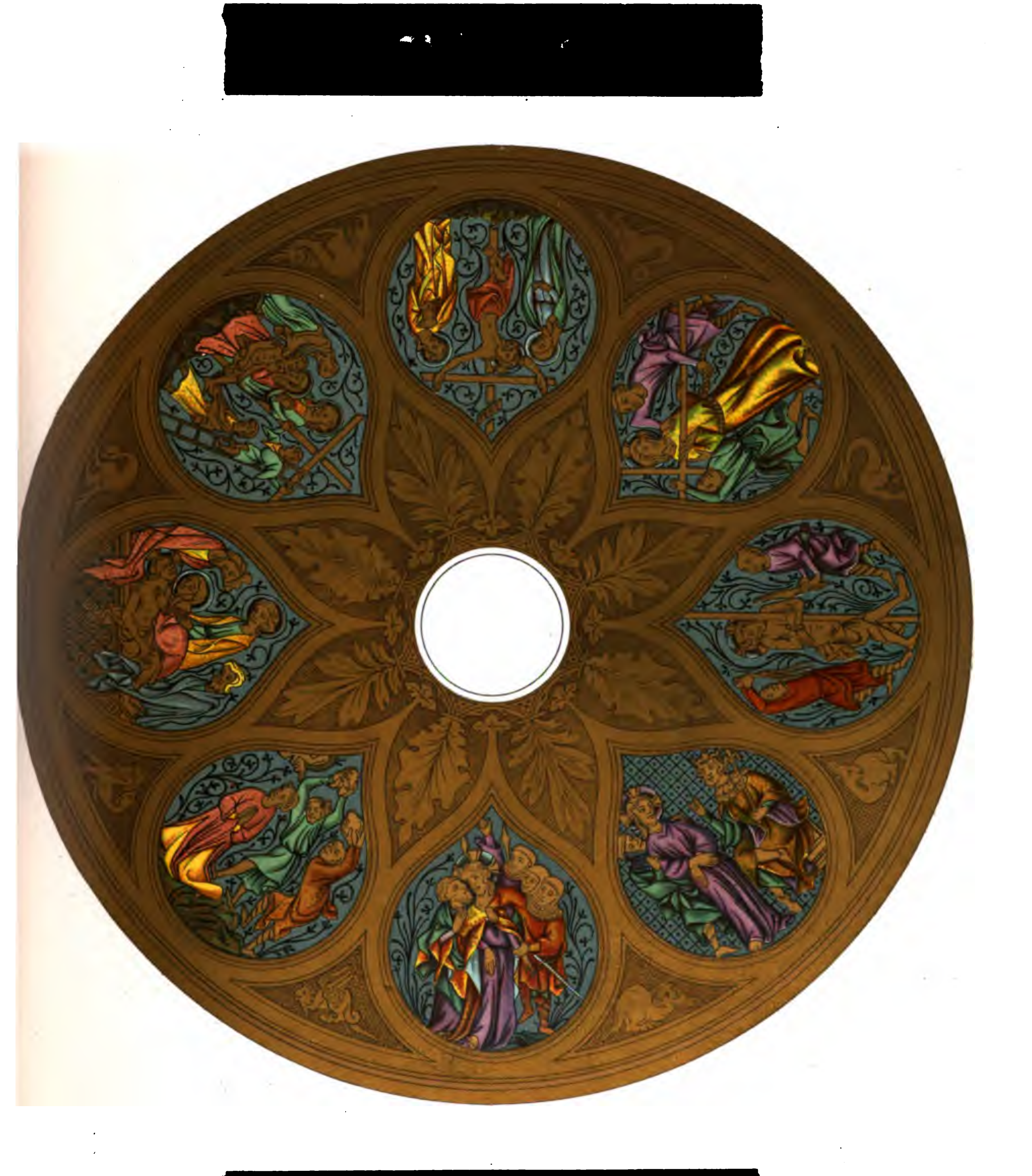



**Funde von Cobern und Gondorf**



DER STEPHANSKELCH DES MAINZER DOMES

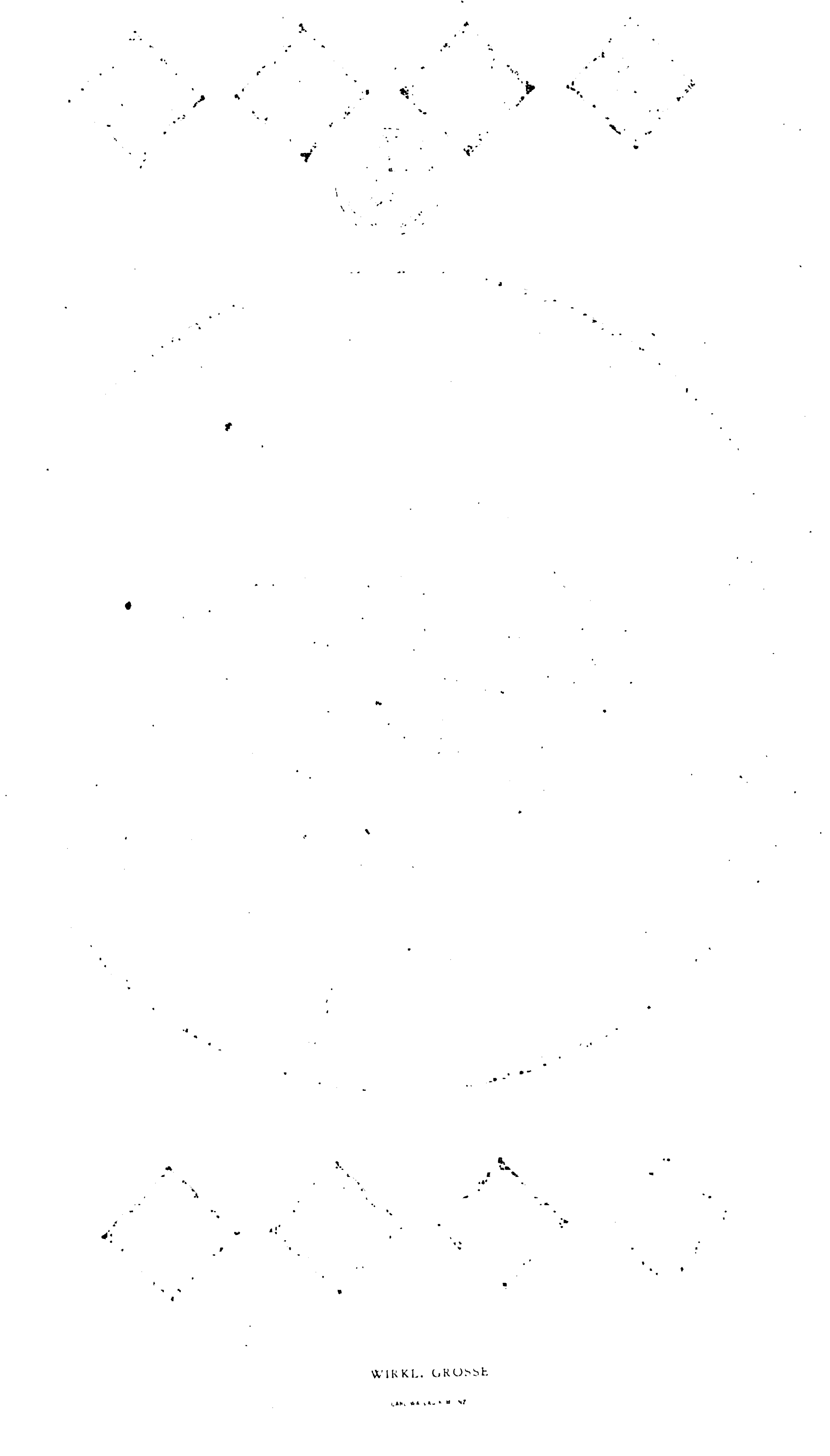
$^{0}/_{7}$ WIRKL. GRÖSSE



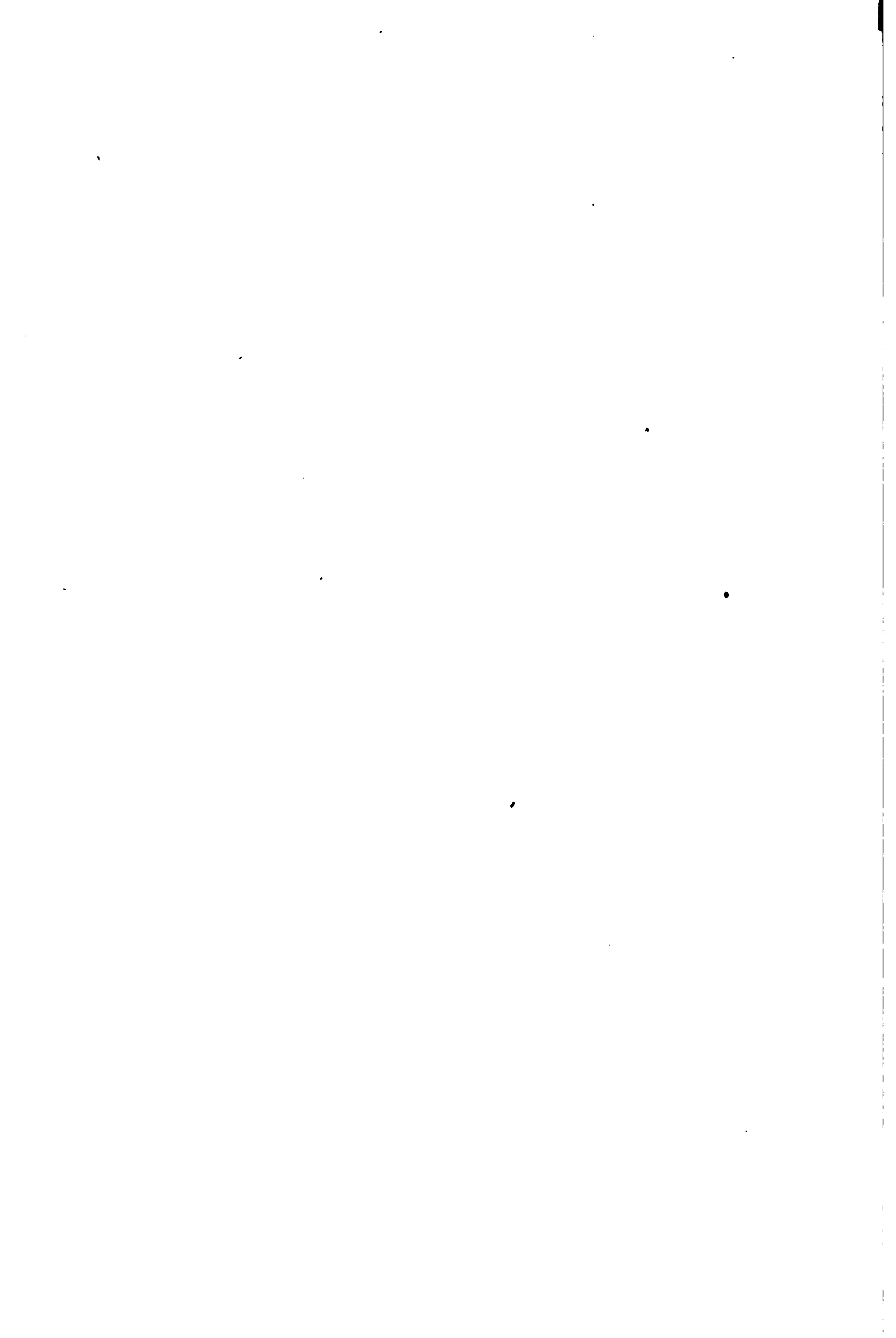
DER STEPHANSKELCH DES MAINZER DOMES

EMAILSCHMUCK DES FUSSES UND DES STÄNDERS

WIRKL. GRÖSSE



WIRKL. GROSSE

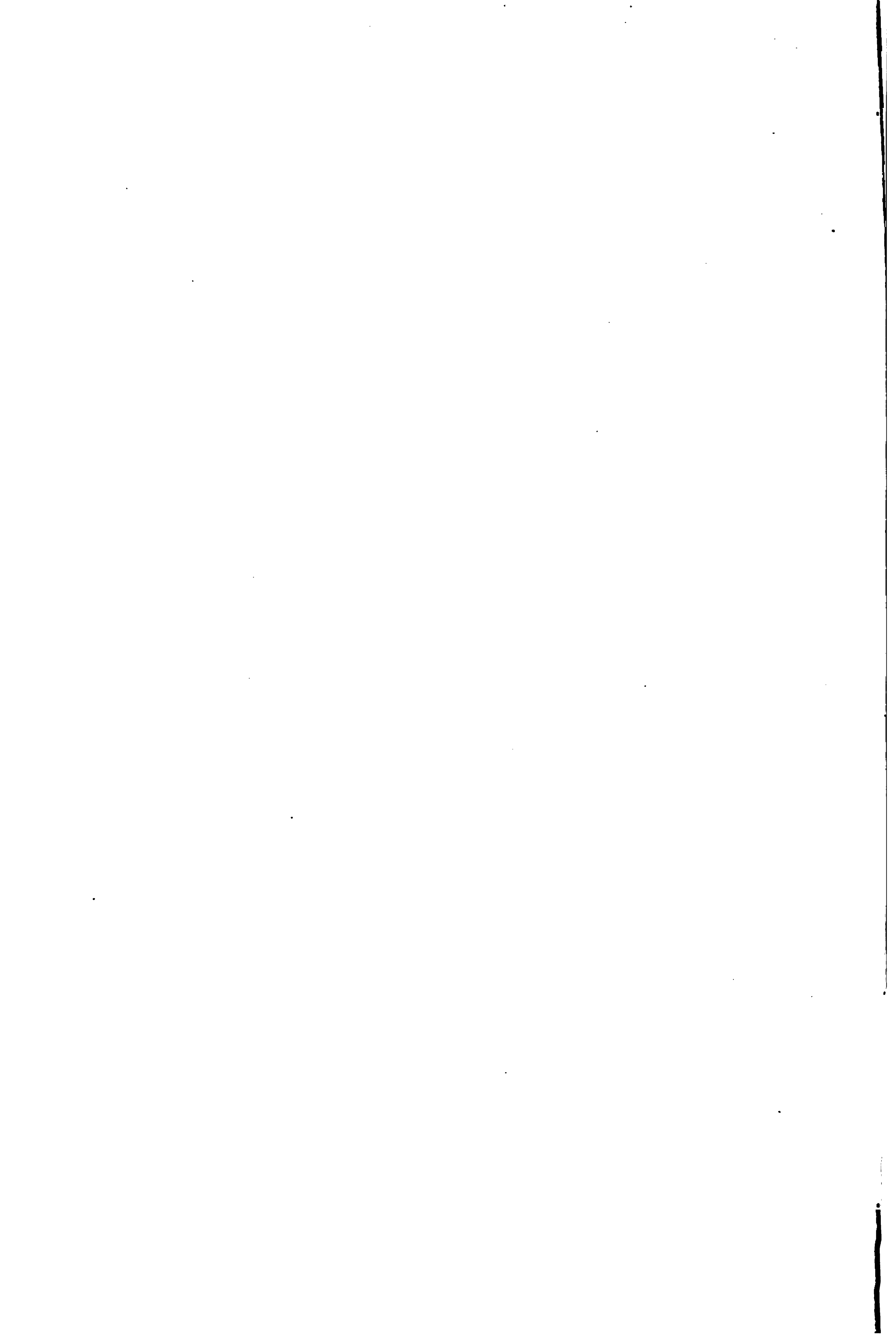




DER STEPHANSKELCH DES MAINZER DOMES

EMAILSCHMUCK DER PATENA UND DES KNAUFES

WIRKL. GRÖSSE



# JAHRBÜCHER

DES

# VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

# RHEINLANDE.

---

HEFT LXXXVIII.

MIT 8 TAFELN UND 15 ABBILDUNGEN IM TEXT.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1889.

# Inhalts-Verzeichniss.

## I. Geschichte und Denkmäler.



## II. Litteratur.

Seite

## III. Miscellen.



## IV. Berichte.

# I. Geschichte und Denkmäler.

## I. Neueste Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland.

Von

**E. Hübner**, Berlin.

In steigender Ausdehnung und Vertiefung werden die Untersuchungen über die römische und die vorrömische Zeit unserer Heimat betrieben. Nach acht Jahren, die seit der ersten umfassenden Behandlung der römischen Grenzbefestigungen in Deutschland im Jahre 1877 verflossen waren, konnten die Früchte der gegebenen Anregung in neuen Studien[1]) eingeheimst werden. In den vier Jahren seit ihrem Abschluss (Juli 1885) ist der Stoff wiederum in so erheblichem Maasse gewachsen, dass es geboten erscheint, ihn schon jetzt in möglichster Kürze zu sichten und zusammenzufassen, ehe er ganz unübersehbar wird. Was in der Erscheinungen Flucht festgehalten zu werden verdient, was der Vergessenheit anheimfallen wird, vermögen wir Mitlebenden und Mitforschenden nicht immer sogleich zu erkennen. Es geziemt uns alles zu prüfen; was das zu behaltende Beste sei, können wir oft nur vermuthen. Inzwischen hat der Grenzwall seine einigende Kraft darin gezeigt, dass er Männer aus Süd und Nord des Vaterlandes, welche diese Studien mit selbstloser Hingabe nur um der Sache willen pflegen, ohne äusseres Band der Vereinigung oder staatlicher Fürsorge mit einander verbindet und in dieser Verbindung den Antrieb zu unermüdeter Arbeit finden lässt. Die folgenden Bemerkungen folgen der in den 'neuen Studien' befolgten und als übersichtlich bewährten Eintheilung.

---

1) In diesen Jahrbüchern LXXX S. 23—127.

## I.

## Allgemeines.

Haug

Ueber die 'neuen Studien' berichtet F. Haug in Mannheim[2]). Er führt die Ansichten aus, die er schon früher, besonders in einem Vortrag ausgesprochen hat, der mir damals noch unbekannt geblieben, inzwischen durch des Verf. Güte bekannt geworden ist[3]). Er leugnet nicht den Befestigungszweck des Limes; nur ist er ihm erst das Sekundäre, das Primäre aber 'der Grenzabschluss in politischer, polizeilicher und finanzieller Hinsicht', worin er mit der Mehrzahl derer übereinstimmt, welche sich in letzter Zeit mit dieser Frage beschäftigt haben. Was er im Einzelnen Thatsächliches bringt, soll an seiner Stelle Erwähnung finden.

Uebrigens bemerke ich zur Vervollständigung der älteren Limeslitteratur, dass die im Jahre 1748 von der Berliner Akademie gestellte Preisfrage über das Eindringen der Römer in Deutschland eine Reihe von jetzt vergessenen Abhandlungen hervorgerufen hat, die theilweis wohl verdient hätten bei den Untersuchungen über den Limes berücksichtigt zu werden[4]). Auch findet sich, wie ich zufällig lernte, eine für seine Zeit recht gute Karte des ganzen Grenzwalls in einem vergessenen Buch von H. Meidinger in Frankfurt[5]). Er lässt den Limes Bonn gegenüber endigen.

---

2) Berliner Philol. Wochenschrift VI 1886 S. 1215—1222. Ueber den zweiten Aufsatz in der deutschen Rundschau XII 1886 S. 201 ff. vgl. Berl. Philol. Wochenschr. VI 1886 S. 1322.

3) Der römische Grenzwall in Deutschland, Vortrag gehalten im Mannheimer Alterthumsverein, mit Karte, in der Sammlung von Vorträgen geh. im Mannh. Alterth. Ver. (Mannheim 1885 8.) S. 1—20, vgl. dazu A. Duncker Histor. Zeitschr. N. F. XIX 1885 S. 282 ff. Korrespondenzbl. der WDZ. IV 1885 S. 45.

4) Von den acht eingegangenen Schriften sind vier, drei in deutscher, eine in lateinischer Sprache, zusammen veröffentlicht in der 'Sammlung der Preiss- und einiger anderer Schriften u. s. w.' [auch mit französischem Titel] Berlin 1750 [u. 1751] (364 S.) 4. Vgl. auch *Nouveaux Mémoires de l'Académie* von 1770 S. 22. Voran steht eine Beurtheilung von Elsner; dann folgt die gekrönte Abhandlung von Christoph Friedrich Fein, Pastor in Hameln, in deutscher und französischer Sprache; zuletzt drei andere Arbeiten ungenannter Verfasser. Feins Arbeit enthält einige beachtenswerthe Ausführungen.

5) 'Die deutschen Volksstämme geographisch und geschichtlich beleuchtet u. s. w.' mit einer Karte der römischen Befestigungslinie im südwestlichen Deutschland, Frankfurt a. M. 1833 (XI 295 S.) 8.

Die Ansicht von Reuleaux, dass der Limes ursprünglich und hauptsächlich eine Telegraphenlinie gewesen sei, ist zwar sicher einseitig; aber es wäre an sich ja nicht unmöglich, dass über diese Art der Benutzung wie über so manche Seite des antiken Lebens nur die Zeugnisse versagten. Wie hoch ausgebildet der römische Wachtdienst war, ist im allgemeinen bekannt[6]; aber von einem Signaldienst auf weite Entfernungen hin ist nichts überliefert. Auch wenn es für wahrscheinlich gelten muss, dass so gut wie alle für das griechische Heerwesen der Diadochenzeit bezeugten Einrichtungen der Art, Glocken und optische Signale bei Tag, Laternen bei Nacht[7]), in die römischen Heereseinrichtungen übergegangen sind, so ist damit noch keineswegs erwiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht, dass so grosse Anlagen, wie der Limes, in ihrer Längsausdehnung telegraphischen Zwecken gedient hätten. Von den Stationen des Limes rückwärts zu den grossen Standlagern mögen Feuerzeichen gegeben worden sein, wie sie auch aus griechischem Gebrauch bekannt sind[8]) und auf der Traianssäule erscheinen; von einer dauernd eingerichteten Telegraphie sind weder im griechischen noch im römischen Heeres- und Festungswesen irgend welche Spuren nachweisbar[9]). Für solche Dinge lässt sich aber nicht allein mit der vermeinten inneren Evidenz auskommen. Die telegraphische Verwendung des Grenzwalls wird also als unbeweisbar ad Acta zu legen sein.

Reuleaux

Der die germanischen Provinzen betreffende Abschnitt von Mommsens römischer Geschichte hat meines Wissens nur eine eingehende Würdigung erfahren, von G. Kossinna[10]). Uns inter-

Kossinna

---

6) Vgl. Marquardts römische Staatsverwaltung II² S. 419 ff.

7) Vgl. H. Droysen Heerwesen und Kriegführung der Griechen (Freiburg i. B. 1889) S. 264. Philons Angaben über Pallisaden und Gräben das. S 245.

8) Der Aufsatz von C. Sandreczki über die Nacht- und Feuertelegraphie der alten Griechen im Globus XXIV 1873 S. 278—281 (mit 2 Abbildungen) stellt nur die aus den griechischen Kriegsschriftstellern bekannten Notizen zusammen.

9) Was A. Beloc *la télégraphie historique depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours* (Paris 1889, 344 S. und 76 Abbild. 8.) dafür anführt, ist ohne jede Beweiskraft.

10) Anzeiger für deutsches Alterthum XIII 1887 S. 193—210. Dem Verf. dieser Besprechung werden auch die beiden Uebersichtskarten 'Germanien' und 'die Rheinlande zur Zeit der Römer' in G. Droysens historischem Atlas verdankt.

essiert davon nicht das was über die Grundlagen von Mommsens Auffassung des deutschen Alterthums gesagt ist, z. B. über seine Beurtheilung des Tacitus und über das Fehlen einer eingehenden Würdigung der durch die deutsche Philologie gewonnenen Ergebnisse, sondern vorherrschend nur die Beziehung der vielbesprochenen Angabe des Veroneser Provinzialverzeichnisses auf die Zeit Domitians, der Kossinna beistimmt. Aus dem überlieferten, aber sicher verderbten Namen des *Novarisearii* (wie die Handschrift hat nach der Vergleichung von A. Luchs für Rieses *geographi Latini minores)* macht er mit nicht gerade leichten Aenderungen *Amsivariorum*, deren Name hier allein am Platze sei. Er weist die Messung der achtzig Leugen römischen Besitzes jenseits von Mainz in gerader Richtung nach Osten als völlig unwahrscheinlich zurück, entscheidet sich aber nicht, in welcher Weise sie zu messen seien; worüber nachher bei Riese.

Mommsens Vortrag über den oberrheinischen Limes (neue Studien Anm. 15) hat auf die nachher zu behandelnden Fragen vielfach eingewirkt. Wenn *limes* ursprünglich der Querweg war, so konnte sich hieraus ebenso die Grenz- und Zolllinie wie der Grenzwall und die Grenzwehr entwickeln.

Haupt

H. Haupts damals soeben erschienener zusammenfassender Aufsatz hat allgemein dankbare Würdigung erfahren[11]). Ich hebe von diesen Beurtheilungen die Jacob Kellers desshalb hervor, weil sie die Leser, welchen die Bonner Jahrbücher nicht zugänglich sind, zugleich über die 'neuen Studien' orientiert. Auch Haupt sieht im Limes eine Verbindung von Vertheidigungs- und Alarmlinie, die im Frieden auch als Demarkationslinie und als wirksame Unterstützung der Grenzpolizei gedient habe.

Duncker

Albert Duncker, nicht bloss für dieses Studiengebiet allzufrüh gestorben, hat auf der Giessener Philologenversammlung von 1885 noch Gelegenheit gefunden, in einem kurzen und übersichtlichen Vortrag[12]) die einschlägigigen Fragen zu behandeln, ehe die

11) Korrespondenzbl. d. WDZ. IV 1885 S. 45; Schlegel Philol. Rundschau V 1885 S. 594; Jacob Keller Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 1513 ff.; M. Erdmann Philol. Anzeiger XVI 1886 S. 571; N. *revue critique* 1888 I S. 64 gibt eine ganze kurze Notiz.

12) 'Ueber den gegenwärtigen Stand der Limesforschung', Verhandlungen der 38. Philologenversammlung zu Giessen (Leipzig 1886) S. 42—64 (mit Karte). Vgl. Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 123 f.

'neuen Studien' erschienen waren. Doch stützt er sich hauptsächlich auf meine älteren Abhandlungen und auf die Aufsätze von Haug und Haupt. Er erörtert die geschichtlichen Bedingungen, unter denen die in ihrer Anlage und Bauart nicht gleichartigen einzelnen Theile der Grenzbefestigung entstanden sein können und betont, dass dem zusammenhängenden Wallbau meist eine Reihe einzelner Kastelle, durch eine Grenzstrasse verbunden, vorangegangen sei. Den Ausführungen von Dahm gegen Cohausen und Mommsen folgend, hält er daran fest, dass der Limes als eine wirkliche Befestigungslinie anzusehen sei. In seiner nachgelassenen 'Geschichte der Chatten'[13]) hat er eine übersichtliche Darstellung der auf seine hessischen Vorfahren bezüglichen Nachrichten bis auf die merovingische Zeit gegeben und dabei auch die Denkmäler und die aus ihnen sich ergebenden Thatsachen geschickt verwerthet.

Seinem bekannten grossen Werk hat Herr von Cohausen einen 'Nachtrag' folgen lassen[14]), zu welchem gleich darauf noch fünf 'weitere Beobachtungen'[15]) hinzugefügt worden sind. Die einzelnen theilweise nicht ohne beissende Ironie vorgetragenen Nachträge und Beobachtungen werden an ihrer Stelle verzeichnet werden. Erwähnt wird des Engländers J. L. G. Mowat (nicht zu verwechseln mit dem französischen Epigraphiker Robert Mowat) Touristenbuch[16]), und die Aufnahme der meisten Ansichten und Angaben des Verf. in Mommsens römischer Geschichte festgestellt. Cohausen

Von Pallisaden will der gelehrte Verfasser auch jetzt noch nichts wissen; sie müssten dann auch auf der raetischen Mauer gestanden haben und könnten höchstens hin und wieder zur Ausfüllung von Lücken gedient haben (S. 14); er hält an seinen Grenzpfählen fest. Hiergegen ist immer wieder darauf hinzuweisen, dass in dem maassgebenden Zeugniss des Ammianus Marcellinus (XVIII 2, 15) das Decumatenland die

13) Herausg. v. G. Wolff Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landesk. XIII 1888 S. 1—173. Dazu H. Haupt Korrespondenzbl. d. WDZ. 1889 S. 115 f.

14) Der römische Grenzwall in Deutschland u. s. w. Nachtrag, mit zwei Tafeln Abbildungen (Sonderdruck aus dem XIX. Band der Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung) Wiesbaden 1886 (30 S.) 8. Vgl. dazu die ausführliche Anzeige des Hauptwerks von F. Haug WDZ. IV 1885 S. 55—68.

15) Korrespondenzbl. des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterhumsvereine 1886 Nr. 7.

16) *A walk along the Teufelsmauer and Pfahlgraben by C. G. Mowat*, Oxford 1885 8. Nur 100 Exemplare sind gedruckt worden.

Gegend genannt wird, *cui capellatii vel palas nomen est*. Was *capellatium* bedeutet, ist freilich unsicher; Du Cange lässt dafür im Stich, aber das italienische *capellaccio* für Mauerbau legt die Vermuthung nahe, dass damit die Teufelsmauer gemeint ist, nach welcher lateinisch oder nach ihren Pfählen deutsch die Gegend hiess. Es ist begreiflich, dass technisch geschulte Officiere, die nach unseren Begriffen für die Vertheidigung oft nicht ausreichende Anlage des Limes betonen und daher die Annahme 'der Vertheidigungsabsicht und Fähigkeit des Grenzwalls mit Befriedigung für antiquiert' erklären. Wer sich vertraut gemacht hat mit den ganz verschiedenen Angriffsmitteln nicht bloss barbarischer Horden, sondern geordneter Heere, wie sie selbst die germanischen Stämme vom zweiten Jahrhundert an besassen und anwandten, wird sich in Uebereinstimmung mit Historikern wie K. W. Nitzsch, einigen Militärs, wie Major Dahm, und nicht wenigen Limesforschern, wie Ohlenschlager und Conrady, wie sich nachher noch zeigen wird, von dem Gedanken nicht losmachen, dass diese grosse und kostspielige Herrichtung des Limes, unser erstes nationales Denkmal, wie man es öfter genannt hat, an dem lange Zeit gebaut worden ist, mehr war als eine blosse Grenzsperre[17]). Das Vorbild der römischen Anlagen zum Schutze der Grenzen bildeten, wie auf allen Gebieten der militärischen Technik, die griechischen Werke der Diadochenzeit. Durch die Entdeckung des grossen pergamenischen Altars veranlasst sind durch C. Schuchardt[18]) in dem pergamenischen Reiche im Karadagh vierzehn mit grosser tektonischer Kunst ausgeführte Kastelle und Wachtthürme entdeckt worden, welche mir die Vorläufer unserer deutschen, wie der britannischen Grenzwälle und Grenzkastelle zu sein scheinen. Sie stehen nicht auf der Grenze des Reiches, sondern durchqueren es, z. B. auf der Linie von Kane und Pitane nach Pergamon, und hatten sehr kleine ständige Garnisonen von wahrscheinlich verheiratheten Mannschaften. Sie sind nicht durch Wall und Graben verbunden, was die Gebirgsnatur des Landes überflüssig

---

17) Vgl. auch 'die militärische Bedeutung des römischen Grenzwalls, eine strategische Skizze' Münchener Allgem. Zeitung 1885 Beilage zu Nr. 221. 222.

18) Sitzungsber. der Berliner Akademie 1887 S. 1207 ff. bes. S. 1210. Vgl. dazu W. von Diest von Pergamon über den Dindymos zum Pontus (mit 2 Karten; Ergänzungsheft 94 zu Petermanns Mittheilungen) Gotha 1889 4.

macht; also der Mümlinglinie am nächsten vergleichbar. Aber die langgestreckten Befestigungen Caesars an der Rhone, auf die ich schon früher hinwies, sind nur eine Anpassung derselben Vertheidigungsmittel an das gegebene Gelände. Aus einer Verbindung beider entstanden die befestigten Grenzwälle.

Karl Samwer, der bekannte holsteinische Patriot, nachher in gothaischem Staatsdienst († 1882), auch als Kenner des römischen Münzwesens bekannt, hatte bei Greinburg und Wallsee an der Donau, unterhalb Linz, wohin ihn wiederholte Aufträge seine Fürsten führten, interessante historische Funde gemacht und war dadurch auf eine genauere Untersuchung der bisher noch wenig beachteten Handhabung der Grenzpolizei bei den Römern und über ihren Verkehr mit den jenseits der Reichsgrenze wohnenden Völkern geführt worden. Ihn, den Verwaltungsbeamten, interessierten, wie einst seinen Landsmann B. G. Niebuhr die agrarischen, begreiflicher Weise die spärlichen Nachrichten über römisches Grenzzollwesen. Die Ergebnisse seiner 1872 begonnenen Untersuchung sind kurz bereits von Marquardt mitgetheilt worden[19]. Den Aufsatz selbst veröffentlichte nachher K. Zangemeister aus dem Nachlass des Verf.[20]. Der Verf. macht den Versuch, aus sehr vereinzelten Angaben, welche meist die spätesten Zeiten des römischen Alterthums betreffen, die Einrichtung der römischen Grenzpolizei, eine Folge der dauernd festgehaltenen Friedenspolitik des Reiches, als eine zu allen Zeiten und an allen Orten wesentlich gleichartige zu erweisen. Die zur Erhebung der Ein- und Ausfuhrzölle nöthige Grenzcontrolle, die Beschränkungen des Personenverkehrs an der Grenze, die Einrichtung von neutralen Zonen von vier bis fünf römischen Millien Breite und die Bestimmung einzelner Orte für den Marktverkehr, sowie endlich die Bewachung der die Grenze bildenden Ströme Euphrat, Donau und Rhein durch Wachtschiffe, seien wahrscheinlich an den Grenzen des Reiches von jeher so ziemlich dieselben gewesen. Allein den daraus gezogenen Schluss, dem der Herausgeber beistimmt, dass auch bei dem deutschen Limes der fortificatorische Zweck erst in zweiter Linie in Betracht gezogen sein könne, vermag ich mir nicht unbe-

Samwer

19) Römische Staatsverwaltung I S. 420 f. = I² S. 562 f.

20) Die Grenzpolizei des römischen Reichs von Karl Samwer, nach dessen Tode herausgegeben von K. Z. Separatabdruck aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst Jahrg. V [S. 311—350]. Trier 1886 (12 S.) 8.

dingt anzueignen. Diente der Limes nur oder in erster Linie der Grenzpolizei, so waren die grossen Befestigungsanlagen überhaupt nicht nothwendig. Mit der blossen Grenzsperre begnügte sich nothgedrungen das alternde Reich etwa vom Ende des dritten oder vom vierten Jahrhundert an. In der Zeit seiner höchsten Machtentfaltung vom ersten bis dritten Jahrhundert bildeten grosse Befestigungen den Grenzschutz; selbst die grossen Ströme galten nicht als ausreichend. Die Nachrichten über Maassregeln zum Grenzschutz aus früheren Zeiten beziehen sich nur auf solche Gebiete, wo es damals noch keinen befestigten Limes gab, den Niederrhein und die mittlere Donau. Es sind die bekannten Berichte des Tacitus über den Verkehr mit den Ubiern (*hist.* IV 64. 65) und den Hermunduren (Germania 41), sowie die bei Dio über die Friedensschlüsse mit den Markomannen unter Marc Aurel und Commodus (Dio *epit.* 71, 11. 15. 16. 19; 72, 2. 3). Für den an solchen Stellen sonst unbehinderten Verkehr war die strenge Grenzpolizei nöthig. Ausgedehnte Befestigungen machten sie unnöthig und gewährten den doppelten Vortheil, die Front nach aussen zu schützen und die unterworfenen Grenzgebiete diesseit des Limes in Gehorsam zu halten. Für solche Gebiete hatten sich eben die 'nassen Grenzen' und die Oedstrecken als nicht ausreichend erwiesen. Desshalb wurden die Grenzbefestigungen angelegt. Mit dieser Auffassung steht, so viel ich sehe, der Wortlaut der Quellen und der thatsächliche Befund durchaus in Uebereinstimmung. Auch die Frage nach der Besatzungsstärke der Kastelle und des Limes und damit nach dem Bestand der römischen Heere in Deutschland in den verschiedenen Zeiten wird dabei noch viel genauer, als bisher geschehen, ins Auge zu fassen sein. Mit einem Heere von auch nur 20 bis 25000 Mann im zweiten Jahrhundert konnte, wie dereinst wohl einmal wird nachgewiesen werden können, der Grenzwall sehr wohl in vertheidigungsfähigem Stande gehalten werden. Hier erwarten wir die feste Grundlage der Untersuchungen von A. Hammerans Sammlung der römischen Legions- und Cohortenziegel aus den Rheinlanden.

Riese

Gleichsam zum Ersatz für die durch den Tod A. Dunckers in die Reihen der Limesforscher gerissene Lücke hat sich A. Riese denselben zugesellt, zunächst wohl durch seine Beschäftigung mit den geographischen Quellenschriftstellern des römischen Alterthums veranlasst, und am 23. Februar 1886 im Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. einen Vortrag gehalten 'über

den Pfahlgraben, seinen Lauf und Zweck'[21]). Er sieht in den raetischen Kastellen nördlich der Donau und in der Mümlinglinie mit ihrer Fortsetzung den Neckar aufwärts die frühesten *limites*, d. h. Grenzwege zwischen den befestigten Kastellen. Erst nach dem Markomannenkriege sei der Limes über Donau und Rhein vorgeschoben und durch die Steinmauer in Raetien, durch Wall und Graben im obern Germanien befestigt worden. Auch die Mainlinie sowie die Linie von Gross-Krotzenburg bis Rheinbrohl sei ursprünglich ein solcher nicht durch eine ununterbrochene Befestigung geschützter Grenzweg gewesen, auch wenn die Richtung desselben verschollen sei. Nördlich am Main sei der Limes erst nach dem Chattenkrieg Domitians durch Wall und Graben befestigt worden, nach jenem Zeugniss des Frontin (*de strateg.* I 3,10), dass *limites* von 120 Millien Länge angelegt worden seien. Auf diese Linie bezieht er die viel behandelten 80 Leugen jenseits des Mains, die nach dem ebenfalls schon oft vor Riese behandelten Zeugniss des Veroneser Provinzenverzeichnisses oder der *nomina provinciarum omnium* (in Rieses *geographi Latini minores* S. 129) bis auf Gallienus in römischem Besitz gewesen seien. Denn da 80 Leugen 120 römische Millien seien, so könnten die 195 Kilometer oder 130 römische Millien der Linie von Grosskrotzenburg bis Rheinbrohl darunter verstanden werden[22]). Der Unterschied von 10 Millien falle dabei nicht sehr in's Gewicht[23]). Aber freilich, wie die Länge der schleifenförmigen Grenzlinie dazu kommen soll, die Ausdehnung des römischen Gebietes jenseit des Rheines zu bezeichnen, bleibt unerklärt. Die Römer, Frontin vor Allen, waren zu gute Feldmesser, als dass solche Begriffsverwechselungen ihnen zugetraut werden könnten. Daher denn auch dieser Deutung Rieses von Kossinna berechtigte Zweifel entgegengesetzt worden sind (s. oben). Müllenhoffs Deutung auf einen

---

21) Im Korrespondenzblatt der WDZ. V 1886 S. 108 f. ist über den Inhalt berichtet, der Text des Vortrags selbst scheint nicht veröffentlicht worden zu sein. Vgl. V 1886 S. 144 und A. Hammeran ebendas. S. 145. 214.

22) Im Rhein. Museum XLI 1886 S. 639 f. hat Riese diese und seine übrigen neuen Ansichten kurz begründet. G. Wolff stimmt zu in der Anm. zu A. Dunckers Geschichte der Chatten S. 103. Vgl. dagegen J. Asbach Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 29.

23) F. Hettner im Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 214 will für LXXX *leugas* lesen *L(eugas)* XXX und das zweite *leugas* streichen; womit nicht viel gewonnen ist; auch ist die Abkürzung keine gewöhnliche.

Längsstreifen, der sich bis zu den Lippequellen erstreckte, hat durch die schönen Beobachtungen von C. Koenen[24]) eine interessante Bestätigung erhalten.

Unter dem vielgesuchten *munimentum Traiani* bei Ammian, das Julian auf seinem Zuge gegen die Alamannen *tumultuario studio* wieder herstellte, will Riese nicht ein einzelnes Kastell, sondern das ganze Befestigungswerk, den Pfahlgraben, verstanden wissen. Doch widerspricht diess dem Sprachgebrauch Ammians, der unter *munimentum* mit Vorliebe einzelne Kastelle versteht und gleich nachher dafür *castra* setzt. Auch würde die Wiederherstellung des ganzen Limes oder auch nur einer grösseren Strecke desselben schwerlich *tumultuario studio* in kurzer Zeit auszuführen gewesen sein[25]). Endlich bliebe es doch sehr auffällig, dass von dem *vallum Traiani*, wie danach also dieser Theil des deutschen Limes geheissen haben müsste, analog dem *vallum Hadriani* in England, zum ersten Mal überhaupt in dieser späten Quelle Erwähnung geschieht. Auffällig, aber freilich nicht unmöglich, wenn man bedenkt, dass wir von Traian nicht einmal eine Biographie vom Schlage der der sogenannten *scriptores historiae Augustae* besitzen. Die Bemerkung des Tacitus (Germania 32), dass der Rhein als Grenze ausreiche, deutet Riese, wie Bergk und ich thaten, auf die Grenze von Untergermanien im Gegensatze zu der damals, unter Traian, schon angelegten von Obergermanien. Hammeran (Anm. 25) versteht darunter das enge Strombett unterhalb Bingen; wofür des Tacitus Ausdruck zu allgemein scheint. Auch in Bezug auf die Pallisaden des Walles, die Pfähle, stimmt Riese mir bei; ob sich, wie Conrady meinte, wirklich noch Kohlenreste derselben erhalten haben, wurde von verschiedenen Mitgliedern des Frankfurter Vereins nicht ohne Grund in Zweifel gezogen. In einer späteren Arbeit[26]) hat Riese die gesammte Ueberlieferung über die germanischen Kriege von Augustus bis auf Domitian und die staatsrechtlichen Fragen über die Verwaltung der germanischen Provinz in ihrem Verhältniss zu Gallien einer erneuten Prüfung unterzogen; wir kommen bei der Erörterung der auf den Niederrhein bezüglichen Nachrichten auf ihre Ergebnisse zurück.

24) Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 151.

25) A. Hammeran Korrespondenzblatt der WDZ. V 1886 S. 145.

26) 'Forschungen zur Geschichte der Rheinlande in der Römerzeit' Frankfurt a. M. [Leipzig] 1889 (26 S.) 4.

Das Ergebniss der bisherigen Arbeiten über den Grenzwall hat zuletzt J. Asbach[27]) in einigen kurzen Bemerkungen zusammengefasst. Der Beginn der Anlange eines festen Grenzschutzes an der Neckarlinie unter Vespasian kann als eine sichere Thatsache gelten. Dass nach Domitians Chattenkrieg im Jahre 85 bereits der ganze Limes von Lorch bis Butzbach, worauf der Verf. die 120 Millien des Frontin bezieht, nach dem zweiten Chattenkrieg im J. 88 seine Fortsetzung bis Hönningen-Rheinbrohl ausgeführt worden ist, kann noch nicht als unbedingt sicher erwiesen gelten. Noch weniger folgt nach dem oben zu Samwer bemerkten aus der Erwähnung des raetischen Limes bei Tacitus, dass die steinere Mauer desselben bereits von Traian erbaut worden ist; ich komme darauf bei Ohlenschlagers Arbeiten über den raetischen Limes zurück. Die ganze 542 Kilometer oder 720 römische Millien lange Linie von der Donau bis zum Rhein mit ihren 42 Kastellen ist sicher nicht das Werk einer einzigen Epoche. Bei dem Hinweis auf die Münze des Domitians vom J. 85 mit *Germania capta,* welche der Verf. in Bezug auf die Aulage des Limes für entscheidend hält, ist zu bedenken, dass Domitians Ruhmredigkeit gerade über die angeblichen Erfolge des Chattenkriegs bekanntlich von Tacitus (Agricola 39) der schärfsten Kritik unterzogen wird. Mag diese Kritik auch übertrieben sein, die Münzaufschrift bezeugt nur die amtliche Auffassung, nicht den Thatbestand.

Asbach

Mit ein wenig Nachgiebigkeit von beiden Seiten wird man sich daher wohl vorläufig, nach dem bisher Erlernten, über den Zweck des Grenzwalls dahin einigen können, dass man die vor den dahinter liegenden Kastellen abgesteckte Grenzlinie in ihrer frühesten Gestalt (im Decumatenland) überall nur eben als eine Grenze ansieht. Mit der fortschreitenden Machtentfaltung des Reiches den Barbaren gegenüber seit Vespasian wird die Grenzlinie durch die Anlage künstlicher Befestigungen, zunächst Erd- und Pfahlwerke, dann Wachtthürme und kleine Lagerkastelle, zuletzt streckenweise durch eine förmliche Mauer zu einer Grenzwehr. In Bezug auf die britannischen Wälle ist das nie bestritten worden und konnte angesichts der Erhaltung aller wesentlichen Theile nicht bestritten werden. In Bezug auf den deutschen Grenzwall wird, wenn ich recht sehe, noch nicht hinreichend unterschieden nach seinen in den verschiedenen

27) Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 271—277.

Zeiten verschiedenen Aufgaben. Vielleicht wird sich auch hier, den britannischen Werken analog, das zweite Jahrhundert als dasjenige herausstellen, in welchem der fortificatorische Ausbau stattfand. Noch dem dritten Jahrhundert, der Zeit des Severus und Caracalla und ihrer nächsten Nachfolger, gehört wahrscheinlich, ebenfalls wie in England, der Ausbau und die Verstärkung vieler Grenzkastelle an. Das nächste Ziel der Limesforschung bleibt,. nach Möglichkeit die Entstehung und Fortbildung der einzelnen Theile des grossen Werkes zu ermitteln.

Zur allgemeinen Orientierung über das bisher für die Erforschung unseres römischen und vorrömischen Alterthums Geleistete, die manchem erwünscht sein wird, verweise ich auf die Angaben meines jüngst in zweiter Auflage erschienenen Grundrisses der Geschichte und Encyclopädie[28]). Neben den älteren Bonner Jahrbüchern hat sich inzwischen die 'Westdeutsche Zeitschrift' mit ihrem Korrespondenzblatt zu einem vortrefflichen Archiv für die einschlägigen Forschungen entwickelt; aber auch aus ihr muss das für den einzelnen Gegenstand zu verwerthende schon aus einer Reihe von Bänden zusammengesucht werden.

## II.

## Die raetische Grenze.

Da Donau und Rhein zusammen des Reiches nördliche Grenze bildeten, so wird jede umfassende Betrachtung des einen der beiden Flussgebiete immer wieder mit innerer Nothwendigkeit dazu geführt, die parallelen Erscheinungen des anderen nicht ausser Acht zu lassen. Von C. Schuchardts Mittheilungen über die Befestigungsanlagen an der untern Donau[29]) haben theilweis schon die 'neuen Studien' (S. 145 ff.), vollständiger Cohausens oben erwähnte Nachträge berichtet. Schriftliche und gedruckte Quellen

28) Bibliographie der klassischen Alterthumswissenschaft, Grundriss zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyklopädie der klassischen Philologie, 2. vermehrte Aufl. Berlin 1889 (XIV 434 S.) 8. Darin § 38 die Donauländer (S. 263 ff.), § 39 Deutschland (S. 267 ff.), § 40 die Schweiz (S. 271 ff.), § 41 der Osten Europas (S. 273 ff.), § 42 der Norden Europas, Skandinavien (S. 275 ff.).

29) Zu der ersten Mittheilung 'über die römischen Grenzwälle in der Dobrugea' ist eine zweite gekommen 'Wälle und Chausseen im südlichen und östlichen Dacien' mit einer Karte (Taf. VI) in den archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich IX 1885 S. 202—232.

sind vom Verf. sorgfältig zu Rathe gezogen und, soweit möglich, Untersuchung und Messung an Ort und Stelle angestellt worden.

Unterhalb Drobetae (Turn-Severin) am eisernen Thor, bei der scharfen Donaubiegung, beginnt eine grosse Wallanlage, die ziemlich parallel der Donau durch Rumänien von Westen nach Osten zieht. Der Wall wird vom Volke Trojan genannt, da von den dortigen Lokalgelehrten überall die Reste der Vorzeit mit Traian in Verbindung gebracht zu werden pflegen, oder auch die Novaksfurche; ein Name, für den es bis jetzt keine Erklärung giebt. Ueber Craiowa *(Castra nova)*, Schoperlitza, wo ihn Schuchardt selbst sah, zur Aluta und über diese hinaus durch eine Anzahl kleiner Ortschaften zieht sich der Wall bis nach Greci am Argeschflusse. Von da ab schwindet jede nachweisbare Spur. Allein dass der Wall dort nicht im Leeren abbrach, sondern von da weiter, nördlich von Bukarest, über Plojesci und Buzeu zum Sereth bis nach Galatz lief und dort einen festen Anschluss finden musste, bezeichnet Schuchardt als die gewöhnlichste und ansprechendste Vermuthung. Von Traian könne der Wall nicht herrühren, weil Traian schon nach dem ersten dakischen Krieg ein weit nördlicheres Gebiet annectierte, bis nach Sarmizegethusa hinauf. Auch für das Ende der Römerherrschaft an der Donau passe er nicht; denn damals habe man nur die Grenze der Donau sichern, nicht aber so weit nördlich über sie hinaus gehen wollen. Desshalb meint Schuchardt könne damit nur 'die grosse Schanzlinie gemeint sein, die nach dem Berichte Ammians (XXX 13, 7f.) der Gothenkönig Athanarich, durch den Vorstoss der Hunnen vom Dniestr vertrieben, um das J. 376 vom Rande des Sereth bis ganz nahe an die Donau, bis vor das Gebiet der Taifalen (in Obermoesien, dem Banat) hin' gegen diese errichtete. Athanarich, gezwungen *ad effugia properare montium praeruptorum* — welche steile Gebirgsgegend damit gemeint sei, werden nur Ortskundige entscheiden können, ob darunter 'einfach die hügelige Moldau' zu verstehen sei, scheint doch zweifelhaft — *rei novitate maioreque venturi pavore constrictus a superciliis Gerasi fluminis* — womit nur der Hierasus oder Sereth gemeint sein kann — *ad usque Danubium Taifalorum terras praestringens muros altius erigebat; hac lorica diligentia celeri consummata in tuto locandam securitatem suam existimans et salutem; dumque efficax opera suscitatur, Huni passibus eum citis urgebant et iam oppresserant adventantes, ni gravati praedarum onere destitissent.*

Ich verstehe darunter ein eilig errichtetes Schanzwerk, einen Verhau von hohen Pfählen, wie der Rennsteig in Thüringen war — denn aus *muri* darf nicht auf steinernen Bau geschlossen werden —, in der Gegend vom Sereth nahe seiner Mündung bei Dinogetia (Gertina) parallel der Donau bis etwa zwischen Axiopolis und Durostorum (Silistria). Ob dies ein Werk von so grosser Ausdehnung (etwa 600 Kilometer Länge) und Bedeutung gewesen ist, wie der grosse moldauische Wall, der an der einzigen Stelle, wo ihn Schuchardt sah und maass, noch einen Graben von 1 m Tiefe und eine Erhöhung von 80 cm Höhe aufwies, scheint mir doch sehr zweifelhaft. Unsere Kenntniss von den dakischen Feldzügen Domitians und Traians ist ja bekanntlich ganz unvollständig und unsicher. Ich will keineswegs behaupten, dass eine so grosse Wallanlage als ein unmittelbarer Vorläufer der Occupation Dakiens durch Traian angesehen werden könnte, wie Domitians Wall in Deutschland seinem germanischen Feldzug zur Grundlage dienen sollte. Dass römische Strassenzüge, die Schuchardt beobachtet hat, theils dem Wall parallel gehen, theils ihn kreuzen und in nördlicher Richtung über ihn hinausführen, spricht an sich nicht gegen seine frühe Entstehung. Die Strassen können sämmtlich später sein. Es ist bekannt, dass seit Vespasian die Vorschiebung der Reichsgrenze nach Nordosten hin planmässig in Angriff genommen worden ist. Den Gürtel von Kastellen, der seit jener Zeit von Carnuntum an bis nach Viminacium und Singidunum und von da ab am rechten Donauufer immer weiter östlich sich erstreckt, kennen wir. Da Dakien selbst stets als eine 'excentrische Position' angesehn worden ist, so steht eine rumänische Wallanlage, die zugleich das Hinterland in Schach hielt, nicht im Widerspruch zu den Feldügen Traians und ihren Ergebnissen. Allein ich bin weit entfernt, irgend eine bestimmte Meinung äussern zu wollen. Noch ist kein Spatenstich am rumänischen Wall gethan, kein Stein, keine Ziegelscherbe, geschweige eine Inschrift ist daher bekannt geworden. Also wird man sich vor der Hand jedes Urtheils über die Entsehung und den Zweck des rumänischen Walls enthalten. Aber seine Aehnlichkeit mit den grossen römischen Anlagen des Westens springt in die Augen; die Beziehung auf Athanarich scheint auf alle Fälle nicht hinreichend begründet. Dass andere Völker nach und neben den Römern in jenen Gegenden gesessen und gestritten haben, ist unzweifelhaft, und wie die Treverer und andere gallische und germanische Stämme Verhaue und

Brustwehren, Gräben und Ringwälle zu ihrem Schutz gegen den Feind angelegt haben, wie das überall vorkam, so wird das Gleiche auch in den unteren Donauländern geschehen sein. So beschreibt Schuchardt ein südlich von dem grossen Wall laufendes Erdwerk mit nach Süden gerichteter Front, das etwa bei Craiowa beginnt und über Roschi di Vede nördlich von Giurgew gehend am linken Donauufer endet; es wird für ein dakisches Vertheidigungswerk gehalten. Verschiedene andere Wallanlagen, die ausserdem in jenen Gegenden vorhanden sind, übergehe ich hier. Aber eine so gleichmässige Wallanlage, in Verbindung mit Heerstrassen, in so grosser Ausdehnung nach, wie es scheint, einheitlichem Maassstab durchgeführt, wie jene nördlichere Linie, sieht nun einmal unzweifelhaft nur römischem Geiste ähnlich. Und so mag der volksmässige Name Trojan doch vielleicht in diesem Falle eine geschichtliche Erinnerung bewahren, so leicht auch oft für alt und volksmässig gehalten wird, was gelehrter Benennung seinen späten Ursprung verdankt.

Der moldauische Wall, der vom oberen Lauf des Sereth nördlich von Nicoresci beginnt und über den Berladfluss in südöstlicher Richtung an den Pruth und den Jalpuch nördlich von Bolgrad und weiter führt, wird von Schuchardt selbst für möglicher Weise römisch erklärt, da er den römischen Strassenzug vom nördlichen Dakien nach dem schwarzen Meer deckt. Der bessarabische Wall diente dazu, 'die römische Pontusküste gegen das sarmatische Binnenland zu schützen' (Schuchardt), welches zwar nicht eigentliches Provinzialgebiet war, aber zu Untermoesien gerechnet wurde. Der zweite bessarabische Wall, nördlich von dem ersten laufend, zwischen Leowa am Pruth und Bendery am Dniestr, ist noch gar nicht genauer untersucht worden. Römisches Silbergeld von Nero bis auf Severus ist in der Moldau gefunden worden. Aber auch hier fehlt bis jetzt noch jeder monumentale Anhalt.

Das kurze Stück Wall endlich, das am unteren Sereth bei Serbesci beginnt und in nordöstlicher Richtung bei Tulucesci an der Nordostspitze des Brateschsees, 15 Kilometer nördlich von Galatz, endet, wird auch von Schuchardt für entschieden römischen Ursprungs gehalten; er stimmt in der Anlage völlig mit dem südlichen bessarabischen. Die allgemein angenommene Verbindung desselben mit dem vorhin erwähnten grossen rumänischen Wall liess sich nicht feststellen. So sind also dem bisher thatsächlich Festgestellten gegenüber nur erst Vermuthungen möglich. Aber wie sich

auch später die Erkenntniss erweitern und ein sicheres Urtheil über Ursprung und Zweck der einzelnen Anlagen ermöglichen wird, schon jetzt ist klar, dass auch die untere Donaugrenze, ähnlich der des unteren Rhein eine Anzahl grosser Befestigungsanlagen aufweist, welche, wenn erst einmal richtig befragt, wichtige geschichtliche Aufschlüsse versprechen. Für die nächste Zeit ist dazu allerdings geringe Aussicht.

Ueber Dakien, Pannonien, Noricum und ihre Grenzbefestigungen sind neue zusammenhängende Untersuchungen nicht zu verzeichnen. Dafür ist inzwischen (seit dem Jahre 1877) Carnuntum, 'die Zwingburg für die stets kampflustigen Germanenstämme jenseits der Donau', durch planmässige Ausgrabungen blossgelegt und die Geschichte seiner Gründung als Legionslager, wahrscheinlich durch Claudius, seiner Erweiterung unter Vespasian sowie seine späteren Schicksale in vieler Hinsicht aufgeklärt worden[30]. Lager und Lagerstadt (zwischen Deutsch-Altenburg und Petronell) umfassen einen Flächenraum von ungefähr 5 Kilometer Länge und 2 Kilometer Breite (also etwa 1000 Hektar); erst ein Theil des Lagers selbst ist bisher aufgedeckt. Die Ausgrabungen haben eine Anzahl grosser und kleiner Bauten inner- und ausserhalb des Lagers, einen Thorthurm, und zuletzt auch an nicht vermutheter Stelle das Amphitheater (mit den wie üblich bezeichneten Sitzplätzen der Magistrate) blossgelegt. Es ist zu erwarten, dass wenn erst das Innere vieler solcher grosser Lagerplätze ganz aufgedeckt ist auch über die bisher ganz unsichere Bestimmung der einzelnen Bauten einige Klarheit gewonnen werden wird.

Wir verlassen mit dem Scheiden aus dem östlichen Theile der Grenzmark und dem Eintritt in Raetien das Gebiet der unsicheren Vermuthungen und treten auf den sichern Boden ermittelter Thatsachen. Von Boiodurum und den *Castra Batava* (Passau) an tritt die Linie der römischen Grenzkastelle an der Donau in immer deutlicheres Licht, Dank fast ausschliesslich den Bemühungen F. Ohlenschlagers. Ich bemerke über diese Kastelle folgendes. Ob Künzing Quintianae oder Quintanae hiess, ist aus der Namensform nicht zu ermitteln; Kossinna macht darauf aufmerksam, dass die Form mit *z* unmittelbar aus *t* (ohne folgendes *i*) abgeleitet sein könne.

30) Archäol. epigraph. Mittheilungen aus Oesterreich-Ungarn VIII 1884 S. 55—84; X 1886 S. 12—41; XI 1887 S. 1—18; XII 1888 S. 146—174.

Die Wischelburg will Cohausen als römische Anlage nicht gelten lassen; Beweise für ihren römischen Ursprung fehlen allerdings. Aus Sorviodurum (Straubing) ist zwar nichts Neues zu berichten, doch mag die erneute Besprechung der bekannten Dolichenusinschrift vom J. 163 (CIL III 5973) durch Ohlenschlager[31]) hier erwähnt worden, weil ihre neu festgestellte Lesung ein zu der Neubefestigung jener Grenze im zweiten Jahrhundert stimmendes Datum enthält. In den *Castra Regina* (Regensburg) ist nun auch die Porta praetoria freigelegt worden[32]). Von der Inschrift, die sie wahrscheinlich ebenso wie das früher gefundene Ostthor, die Porta principalis dextra, einst getragen hat, ist nichts gefunden worden. Vielleicht ergiebt eine genaue Vergleichung des Bauwerks, ob auch für diees Thor die gleiche Zeit der Anlage oder Wiederherstellung, die Zeit Marc Aurels, anzunehmen ist.

Ohlenschlager

Unsere Kenntniss des römischen Grenzwalls in Deutschland hatte bisher, trotz der an Zahl nicht unbedeutenden Vorarbeiten, eine grosse Lücke aufzuweisen: der raetische Limes war erst nur unzureichend erforscht. Zwar war es bekannt, dass diese Aufgabe seit Jahren in den besten Händen lag; meine früheren Studien haben wiederholt und nachdrücklich darauf hingewiesen. Cohausen, dessen allgemeine Angaben über diesen Theil der Grenzwehr nicht ausreichen, hat noch zuletzt mit allerlei Zweifeln und Ausstellungen über ihn sich geäussert. Diesem Zustande der Unsicherheit hat Ohlenschlager seit zwei Jahren ein Ende gemacht[33]).

Der Verf. beherrscht, was ja bei diesen Untersuchungen unumgänglich nothwendig ist, da jedes Jahr weiter den einst vorhandenen Bestand der Ueberreste verändert und vermindert, die gesammte handschriftliche und gedruckte Litteratur; eine Anzahl ver-

---

31) 'Römische Inschriften aus Bayern' Sitzungsber. der Münchener Akademie philos.-philol. u. hist. Cl. 1887 S. 212.

32) A. Steinberger Wochenschr. f. klass. Philol. II 1885 S. 795; Philol. Anzeiger XVI 1886 S. 594; Berl. Philol. Wochenschr. VII 1887 1—4; Abbildungen nach Photographien in der Deutschen Illustr. Zeitung 1885 Nr. 24 S. 527.

33) Die römische Grenzmark in Bayern von Friedrich Ohlenschlager (aus den Abhandl. der k. bayer. Akademie der Wiss. I. Cl. XVIII. Bd. I. Abh. S. 61—144) München 1887 (86 S.) 4, mit 4 Kartentafeln. Vgl. die Anzeigen von C. Mehlis Berl. Philol. Wochenschr. VII 1887 S. 1059 f. 1062; A.... Centralbl. 1887 S. 1221 f.; H. Haupt Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 156 f.

schollener handschriftlicher Quellen hat er mit glücklichem Spürsinn zuerst wieder aufgefunden. In wiederholten Wanderungen hat er das ganze bayerische Limesgebiet begangen, mit Karten im Maass von 1 : 20000 in der Hand, auf die er vorher alles eingetragen hatte, was über den Grenzwall beobachtet worden war; nur auf der letzten Strecke zwischen Gunzenhausen und der württembergischen Grenze konnte er wegen einer Verletzung am Fuss einige zweifelhafte Strecken und Punkte nicht noch einmal genau besichtigen. Dennoch ist er weit entfernt, mit seiner jetzigen Veröffentlichung die Sache überhaupt für abgeschlossen und erledigt zu erklären: 'der Zweck dieser Abhandlung ist vielmehr neben der Feststellung und Mittheilung des erreichten und erforschten zu zeigen, was noch zu thun ist und wo angepackt werden kann und muss' (S. 63).

Die Ergebnisse seiner Erforschung hat er auf die schönen Blätter des neuesten topographischen Atlas von Bayern (Maassstab 1 : 50000) eingetragen. Diese drei Tafeln mit Kartenstreifen sind, wie man das von dem Verf. der prähistorischen Karte von Bayern erwarten konnte, die vorzüglichsten Aufnahmen, die bisher überhaupt von irgend einem Theile des römischen Limes in Deutschland gegeben worden sind. Sie können sich dreist neben die bisher unerreichten englischen Aufnahmen des Hadrianswalls in England stellen; Cohausens Karten bleiben, woraus diesem kein Vorwurf erwächst, begreiflicher Weise weit hinter ihnen zurück. Eine Uebersichtskarte (Maass 1 : 300000) giebt ein klares Bild der Anlage.

Nun erst übersehen wir genau den Zug des raetischen Limes von der Donau bis nach Mönchsroth, etwas südlich von Dinkelsbühl. Die ganze Länge des Limes auf bayerischem Boden beträgt 115,5 Kilometer oder rund 78 römische Meilen. Der Anfangspunkt am linken Donauufer oberhalb Kelheim, eine halbe Stunde nördlich von Hienheim (l.) und gegenüber von Staubing (r.), ist festgestellt. Das den Anfang schützende Kastell ist das vier Kilometer südlich vom Wall am r. Ufer liegende Abusina (Eining), eine halbe Stunde südlich von Hienheim; zwischen diesem und dem Limes lagen zwei jetzt nicht mehr sichtbare Schanzen am l. Ufer (S. 142). Der Limes läuft nicht in schnurgerader Richtung, wie in Württemberg, sondern benutzt überall, wo es angeht, die oft stundenlang ausgedehnten natürlichen Hochflächen der dortigen Juraformation, nur unterbrochen durch eine nicht gar grosse Zahl meist tief eingeschnittener Thäler. Die Fluss- und Bachthäler werden senkrecht durchquert, um die unver-

meidliche aber störende Lücke möglichst zu verkleinern. Wasserläufe von gleicher Richtung mit dem Limes werden vor ihm gelassen. Beherrschende, weithin sichtbare Höhen in der Nähe des Limes werden in das römische Gebiet hereingezogen. 'Auf einem grossen Theil dieser Strecke ist demnach die Grenze sozusagen eine natürliche; an einem noch grösseren liegt die natürliche Grenze (die der Limes um ihrer längeren Ausdehnung willen nicht einhielt) in leicht erreichbarer Entfernung vor dem Wall und stellt . . . fast sturmfreie Abhänge dem Feinde entgegen'. Genau dasselbe lässt sich am brittischen Wall Hadrians beobachten.

Schon diese Thatsachen sind für die Beurtheilung des Zweckes der ganzen Anlage von erheblicher Wichtigkeit. Mehr noch fallen die Ermittelungen Ohlenschlagers über die Bauart des raetischen Limes in's Gewicht. Es ist jetzt für ihre ganze Ausdehnung festgestellt, dass 'die Teufelsmauer' wirklich und unzweifelhaft eine steinerne Mauer war, auf überall gemauertem Unterbau in einer Breite von 1,30 m theils aus Juraplatten und Jurabruchstein mit Keuperbrocken der nächsten Umgebungen ohne Mörtel geschichtet, theils regelrecht mit Mörtel gemauert. Dasselbe hat Cohausen (Nachtrag S. 3 f.) auf der württembergischen Strecke des raetischen Limes an einer Stelle 6 Kilometer südöstlich von Ellwangen nach den Beobachtungen von Paulus festgestellt. Er hat nach den Resten der württembergischen Strecke die Mauer (S. 8 Taf. 1 Fig. 5) zu 1 m Breite und etwa 2,50 m Höhe ergänzt. Woher dieser Wechsel zwischen Mörtel- und Trockenbau kommt, ist noch nicht erklärt. Es scheint wenig wahrscheinlich, dass von Anfang an und absichtlich abwechselnd beide Bauweisen angewendet worden sind. Eher möchte die eine die ursprüngliche, ältere sein (wohl der Mauerbau mit Mörtel), die andere, tumultuarische, die jüngere. Doch giebt darüber vielleicht die genauere Untersuchung der Kastelle einmal Aufschluss.

Nördlich vor der Mauer läuft, nicht überall (denn oft macht ihn der steile Abfall des Geländes überflüssig), aber in grossen Strecken ein Graben, jetzt nirgends mehr als kaum 1 m breit und etwa 40 cm tief. Doch ist daraus ein Schluss auf die ursprünglichen Ausmessungen keineswegs sicher; auch ist der Graben noch nirgends genauer untersucht (S. 102). Ohlenschlager ist geneigt, in dem Graben das Ueberbleibsel der ersten vorläufigen Abgrenzung zu sehen, hinter der man dann die dauernde feste Grenzlinie errichtete; was

sehr möglich ist. Bei dem 'trostlosen und unansehnlichen Zustand, in der sich die Grenzlinie fast allenthalben befindet' (S. 103) ist jetzt grosse Vorsicht in den Schlüssen geboten.

Keineswegs entbehrte die raetische Mauer solcher Befestigungsanlagen, wie wir sie an den übrigen Theilen des deutschen Grenzwalls kennen. Ohlenschlager hat 46 Thürme, 29 Rundgräben, 10 kleinere Lagerstellen unmittelbar an der Mauer aufgefunden. Strebepfeiler oder Spornpfeiler von 90 × 90 cm Stärke, wie sie Herr von Cohausen (Nachtrag S. 5) in Entfernungen von etwa 10 m, im ganzen acht, auf der südlichen Seite der württembergischen Strecke des raetischen Limes verzeichnet, scheinen von Ohlenschlager nicht beobachtet worden zu sein. Ueber die Rundgräben, die zum Theil auf der nördlichen Seite vor der Mauer liegen, ist es schwierig zu urtheilen. Ohlenschlager weist sie einer ältern Wachtlinie zu; Haupt vergleicht sie den Hügeln mit Rundgräben, wie sie auch am oberrheinischen Limes vorkommen, ohne dass jedoch auch hier ihr Ursprung deutlich wäre. Die Thürme, überall an Hochpunkten gelegen, scheinen durchschnittlich in Entfernungen von 375 bis 400 röm. Fuss gestanden zu haben. Die grösseren Lagerstellen sind noch wenig genau untersucht. Eingänge, Einlässe oder Durchlässe, durch die Mauer hat Ohlenschlager nirgends bemerkt; er sucht sie in den frei gelassenen Fluss- und Bachthälern, welche den Lauf der Mauer durchschneiden. Bei Dalkingen unweit Schwabsberg in dem württembergischen Stück des raetischen Limes erkennt Herr von Cohausen in einem von Paulus aufgedeckten Bauwerk nicht einen Thurm, sondern ein grosses Thor (Nachtrag S. 5 Taf. I Fig. 1. 2) von 13 m Front, 11,60 m Tiefe, und 2,50 m Thorfahrtbreite. Grabungen von einigem Umfang sind am bayerischen Theil der Mauer noch nicht vorgenommen worden. Die Ansicht, dass der raetische Limes eine römische Heerstrasse gewesen sei, kann jedoch jetzt als endgültig beseitigt angesehen werden.

Endlich die Linie der Kastelle südlich vom Limes, zwischen ihm und der Donau. Dass sie in der That die eigentlichen Besatzungstruppen für den Limes enthielten, wenngleich ihre Entfernung von ihm zwischen 2,5 und 11 Kilometer schwankt, kann nicht bezweifelt werden. Ohlenschlager zählt ihrer etwa zehn, von Osten beginnend, nämlich (für einige sind die alten Namen auf der Peutingerschen Tafel erhalten) Abusina (Eining), das schon erwähnte Anfangskastell auf dem r. Donauufer, Irnsing 1,150 Kilometer ober-

halb Eining am l. Donauufer (der Name ist auf der beigegebenen Uebersichtskarte ausgefallen), Celeusum (die Biburg, zwischen Pföring und Forchheim), Germanicianae (Kösching nördlich von Ingolstadt), Vettonianae (Pfünz), wo ein Inschriftstein des Pius, von der ersten Cohorte der Breuker gesetzt, und zwei Inschrifttäfelchen aus Bronze gefunden worden sind[34]), Weissenburg, der bekannte Fundort des Traiansdiploms südlich von Ellingen[35]), Theilenhofen, beide mit Inschrift, Gnotzheim zwischen diesem und Wassertrüdingen, Hammerschmiede bei Dambach, wo ein Inschriftstein des Caracalla (Ohlenschlager S. 131) gefunden worden ist[36]), endlich Weiltingen an der Wörnitz, nicht weit von der württembergischen Grenze bei Mönchsroth. Das Kastell Hammerschmiede liegt hart am Limes und wird vielleicht als eine der grösseren Lagerstellen anzusehen sein. Endlich scheint noch eine innere Parallele nachweislich, südlich der Linie der ebengenannten Kastelle und näher der Donau, bezeichnet durch die vorläufig noch nicht genau festgestellten Kastelle von Gaimersheim (10 Kilometer westlich von Kösching und Ingolstadt) und Nassenfels (10 Kilometer westlich von Gaimersheim), weiterhin Losodica (Oettingen), an einem römischen Strassenzug, der über die Altmühl nach Treuchtlingen und weiter zur Wörnitz nach Munningen und Zipplingen (nördlich von Nördlingen) führt. Ohlenschlager sieht in ihnen mit viel Wahrscheinlichkeit die alte Deckung der Donaulinie, gleichsam eine Fortsetzung der bei Passau beginnenden Reihe von Kastellen. Auf württembergischem Gebiet setzt sich, nach der Annahme von Paulus und Miller (s. unten), eine 'innere' Linie von Kastellen von Heidenheim über Faimingen zum Limes nach Unterböbingen fort. Hinter ihr wiederum liegen die Donaukastelle Günzburg, Niederstolzing, Urspring. Es ist wahr, diese und viele andere befestigte Plätze zwischen dem Limes und der Donau — Ohlenschlager giebt ihre Zahl (S. 143) auf über einhundert und vierzig an — sind noch nicht genau untersucht worden. Aber für einige derselben ist der Nachweis, dass sie Kastelle waren, schon geführt, wie z. B. für Eining, bei anderen

34) Fr. Ohlenschlager römische Inschriften in Bayern Sitzungsber. der Münchener Akad. philos.-philol. u. histor. Cl. 1887 S. 1883 ff.; Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 160. VIII 1889 Nr. 3.

35) Fr. Ohlenschlager a. a. O. S. 199 200 f.

36) Vgl. Fr. Ohlenschlagers römische Inschriften aus Bayern 1887 S. 180 ff.

sind die Ausgrabungen begonnen worden, wie bei Pfünz, Theilenhofen und Gnotzheim. Hoffentlich wird Ohlenschlager bald Musse finden, die zahlreichen Mittheilungen über diese und andere römische Niederlassungen jener Gegenden, welche in der Zeitschrift Ausland 1883 und in den Beilagen der Münchener Allgemeinen Zeitung seit 1885 zerstreut sind[37]), zusammenzufassen und allgemein zugänglich zu machen. Ueber Eining, wo die Ausgrabungen mit steigendem Erfolg im Gange sind, giebt es schon eine kleine Litteratur[38]); eine Schrift des Pfarrers Schreiner orientiert in der Kürze darüber[39]). Einen Altar der Fortuna dorther, wahrscheinlich vom J. 219, giebt Ohlenschlager (röm. Inschr. in Bayern S. 196 f.). Ueber die römischen Ueberreste bei Gunzenhausen hat H. Eidam berichtet[40]). Wie viel auch hier noch zu thun bleibt, die früher ausgesprochene Voraussetzung (neue Studien S. 44), dass Ohlenschlagers Arbeiten bald eine beträchtliche Anzahl von neu ermittelten monumentalen Thatsachen zu unserer Kenntniss bringen würden, hat sich vollauf bestätigt. Das wichtigste bleibt die Feststellung des einheitlichen Charakters in der Anlage des raetischen Limes, und zwar auch seines württembergischen Theiles, als der einer steinernen Befestigungsmauer. Der raetische Limes hat sich in der That, wie vorausgesetzt werden konnte (neue Studien S. 46) als ein völlig gleichartiger, nur durch Bodenbeschaffenheit und das Material etwas anders gestalteter Bestandtheil der gesammten nördlichen Reichsgrenze erwiesen. Der Limes war, wie Ohlenschlager (S. 47 f.) sagt[41]), 'keine Festungsmauer, an welcher die Angriffe der Feinde abprallen oder zerschellen konnten . . ., auch keine Operationsbasis, welche den Unternehmungen gegen die Nachbarvölker als Ausgangspunkt und Stütze dienen sollte, . . er war des Friedens wegen angelegt; . . . im Frieden bildete er eine feste, sichtbare

37) Vgl. Philol. Anzeiger XVII 1887 S. 81.

38) Vgl. Berliner Philol. Wochenschr. V 1885 S. 1311.

39) W. Schreiner Eining und die dortigen Römerausgrabungen, ein kleiner Wegweiser durch dieselben (2 Karten und 2 Pläne) Landshut 1887 (40 S.) 12⁰.

40) Ausgrabungen in G. 43. Jahresber. des Vereins für Mittelfranken mit 8 Tafeln, Ansbach 1887 (34 S.) 4. Vgl. die Festschrift zur Begrüssung des 18. Anthropologen-Congresses in Nürnberg; C. Mehlis Berl. Philol. Wochenschr. VIII 1888 S. 29—31.

41) Die Worte sind zum Theil bereits von J. Asbach Bonner Jahrb. LXXXVI 1888 S. 275 angeführt worden; doch verstehe ich sie etwas anders.

und merkliche Grenz- und Zolllinie, ein Verkehrshinderniss ersten Ranges, . . . für grössere feindliche Heerhaufen ein immerhin sehr störendes Annäherungshinderniss, . . . und da er der Kastelle keineswegs entbehrte, eine militärische Grenzwehr'. Er betont ferner mit Recht, dass die Besatzungen der Limeskastelle, so gering an Zahl man sie auch ansetzen mag, zusammen mit der wehrhaften und in Kriegsgefahr zur Provinzialmiliz zusammentretenden Bevölkerung der Grenzorte an dem befestigten Grenzwall eine zusammenhängende starke Vorpostenkette bildete, welche die Vertheidigung wirksam vorbereitete. Wie weit schon Traian als der Erbauer des raetischen Limes anzusehen ist, bedarf noch der Ermittelung. Der oft citierte Bericht des Tacitus über den friedlichen Verkehr der Hermunduren (Germania C. 41) beweist nichts dafür; die raetische Mauer zusammen mit den Kastellen und Wachtthürmen ist wahrscheinlich erst unter Marc Aurel gebaut worden.

Dass dieser Bau mit dem markomannischen Krieg des Kaisers, mit der zeitweiligen Erhebung der procuratorischen Provinz Raetien zu einer von einem kaiserlichen Legaten verwalteten und der Verlegung der *legio III Italica* in ihre Kastelle zusammenhängt, ist sehr wahrscheinlich. Nicht zu erweisen dagegen dürfte es sein, dass um dieselbe Zeit auch die Trennung der Provinz Gallia Belgica von den beiden germanischen Provinzen stattgefunden habe, wie es D. Bertolini aus der Inschrift des Desticius Juba von Concordia schloss[42]: denn dass dieser unter Marc Aurel erst Procurator der raetischen, dann der belgischen Provinz war, hängt mit der Eintheilung der Provinzen und den Rangverhältnissen der Procuratoren nicht nothwendig zusammen. Auf diese Entstehungszeit weisen die bisher in den Donaukastellen gefundenen inschriftlichen Zeugnisse. Welche Bedeutung die raetischen Garnisonen vom dritten Jahrhundert an gehabt haben, geht unter anderem auch hervor aus der Stellung, welche in der nachdiocletanischen Heeresordnung die Lagermilizen einnahmen; worauf kürzlich J. Jung hingewiesen hat[43].

Zu den Orten des südlichen Bayern, an denen sich römische

42) *Sur une inscription de magistrat romain de la Gaule belgique qui fournirait la date de la séparation de cette province des deux Germanies* im Bulletin der Brüsseler Akademie X 1885 S. 184 ff. Vgl. dazu A. Wagener ebend. S. 94—98.

43) 'Die Lagerbeschreibung des sogenannten Hygin und die Lagermilizen' Wiener Studien XI 1889 S. 153—160, bes. S. 158.

Niederlassungen befanden, ist neuerdings auch **Reichenhall** gekommen[44]: 'jetzt schon deuten die römischen Münzfunde von Freilassing, Marzoll, Nonn, Karlstein, S. Zeno, Reichenhall, Saalfelden, und die römischen Inschriften zu Feldkirchen und Reichenhall auf eine römische Verkehrslinie längs der Saale oder Salach von Freilassing an über Reichenhall und Lofer nach Saalfelden zu' (Ohlenschlager S. 211).

Augsburg

Für Augsburg, den wichtigsten Ort Raetiens, dessen Name im 'Riess' und in den 'Riesslingtrauben' fortleben soll[45], fehlt es noch sehr an genauen Untersuchungen. Die Abhandlung von R. Schreiber über Augsburg[46] bestimmt die Lage der alten Stadt nach dem Vorgang Raisers und Plantas 'auf dem Pfannenstiel' hoch über dem Zusammenfluss von Lech und Wertach und enthält eine Bemerkung von A. Thiersch, dem bekannten Architekten in München über Grottenau, wo dieser das römische Amphitheater vermuthet. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der höchste Punkt des langgestreckten Hügels, auf dem der Dom liegt, einst die älteste Burg der Vindeliker trug. Die Stadt ist gewiss nicht aus einem römischen Lager hervorgegangen, sondern ein altkeltisches Oppidum *ad confluentes*, wie Lyon und Mainz. Unter den wenig zahlreichen Grabdenkmälern des Maximilianeums reichen einige, nach ihrer Grösse und nach ihrem Stil, wohl noch bis in den Anfang des ersten Jahrhunderts hinauf, während unter den bisher gefundenen Inschriften Augsburgs die späteren überwiegen. Genauere Aufnahmen mit Plan wären sehr erwünscht.

Dagegen ist in **Kempten** neuerdings mit Erfolg gegraben[47] und 10 Minuten östlich, gegenüber der Altstadt, am rechten Illerufer, auf dem Bleicherösch oder Lindenberg eine umfangreiche bauliche Anlage aufgedeckt worden[48], die von A. Thiersch für zum Forum der römischen Stadt Cambodunum gehörig erkannt ist.

44) Ohlenschlager röm. Inschr. in Bayern 1887 S. 201 ff.

45) O. Keller Jahrb. für Philologie 1888 S. 698.

46) 'Augsburg unter den Römern, nachgewiesen an der Hand vorhandener Denkmale' in der Zeitschr. des histor. Vereins für Schwaben und Neuburg III 1875 S. 72 ff.

47) L. Bürchner Wochenschr. für klass. Philol. II 1885 S. 1375.

48) Vgl. Korrespondenzbl. der Gesellsch. für Anthropol. XVII 1886 1. Februar; Philol. Anzeiger XVI 1886 S. 60; B(ürchner) Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 281; P. Weizsäcker ebend. VI 1889 S. 1222.

Danach hat Ohlenschlager eine genaue Beschreibung gegeben[49]) mit der sorgfältigen Benutzung aller vorhandenen Quellen, die wir von ihm gewohnt sind, und über Kemptens Alterthümer und das neu aufgedeckte Forum eingehend berichtet. Ob dieses Forum den Mittelpunkt des Kastells von Cambodunum gebildet hat oder das Kastell auf dem Bachtelösch zu suchen ist, während das Forum der Lagerstadt angehörte, werden erst weitere Ausgrabungen ergeben. Einen Grabstein und einen Meilenstein des Caracalla dorther hat derselbe (röm. Inschr. in Bayern S. 172 f.) besprochen. Dem ersten Bericht[50]) folgen hoffentlich bald weitere.

Endlich sind auch in Bregrenz (*Brigantium*), über welches die kleine Schrift von Douglas und Jenny[51]) nur unvollständig orientiert, neuerdings vorübergend Ausgrabungen angestellt worden[52]), die ebenfalls die Lage des Forums blossgelegt haben.

Ueber den württembergischen Theil des raetischen Limes von Mönchsrath bis Lorch liegen kurze Bemerkungen von E. Paulus[53]) und Stadtpfarrer Gussmann in Sindringen[54]) vor, während Buck[55]) die alten Namen der römischen Städte jenes Gebietes zu deuten sucht. Die Meinung von Paulus, dass römische Kastelle zu beiden Seiten des Limes gelegen hätten, der gewissermassen das 'Rückenmark' der Befestigungsanlage gebildet habe, ist von Cohausen mit Schärfe, aber, wie es scheint mit Recht zurückgewiesen worden (Nachtrag S. 8 ff.). Er selbst hat nur einen Theil dieser Strecke

---

49) Fr. Ohlenschlager, das römische Forum zu Kempten mit Plan (aus der Zeitschr. des Kemptener Vereins) Kempten 1888 (21 S.) 8.

50) Erster Bericht über die vom Alterthumsverein Kempten (a. V.) vorgenommene Ausgrabung römischer Baureste auf dem Lindenberg bei K. (27 Taf. 2 Pläne) Kempten 1888 (45 S.) 4. Vgl. Bonner Jahrbücher LXXXVII 1889 S. 153 f.

51) John Stolto Douglas und J. Jenny die Römer in Vorarlberg und bauliche Ueberreste von Brigantium (2 Taf.) Innsbruck 1872 8.

52) Vgl. Philol. Anz. XV 1885 S. 649.

53) Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte VII 1884 S. 42—48 und VIII 1885 S. 239 f. 'Heerstrasse von Vindonissa bis Abusina' X 1887 S. 102 ff. Derselbe Beschreibung des Oberamtes Ellwangen (Stuttg. 1886, 883 S. 8.) S. 328 ff. (vgl. Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 171); WDZ. V 1886 S. 146—155.

54) Württemberg. Vierteljahrshefte u. s. w. IX 1886 S. 69—71; X 1887 S. 200 f.

55) Ebendas. IX 1886 S. 181 ff.

begangen und untersucht. Dass weder 'die Rinderburg', 7 Kilometer nördlich vom Limes, 2 Kilometer nördlich von Ellwangen (Taf. 1 Fig. 3), noch der grosse Burstel (Burgstall) bei Rothenbach, 5 Kilom. vor dem Limes, $1^1/_2$ Kilom. westlich von Ellwangen, noch endlich der 'Burstel bei Buch', $1^1/_2$ Kilom. südlich vom Limes in der Markung Schwabsberg, römische Werke seien, wird man Herrn von Cohausen gern zugeben. Dagegen wird die 'Alteburg' bei Buch von Cohausen selbst mit E. Paulus und K. Miller für ein römisches Werk gehalten; nur scheint noch nicht sicher, dass es ein Kastell und nicht vielmehr eine Villa war. Darauf folgen nach K. Miller die Limeskastelle Aalen (noch nicht festgestellt), Unterböbingen und Schirenhof (sollten hier der raetische und überrheinische Limes zusammentreffen?); endlich Lorch. Unentschieden bleibt immer noch, soviel ich sehe, die Art, wie der raetische mit dem rheinischen Limes zusammentraf. Die Frage, ob das letzte Stück des raetischen auf der Hochebene zwischen Rems und Lein bis Pfahlbronn lief, wie Herzog annahm, oder in das Remsthal nach Lorch hinabstieg, wie Paulus und mit ihm Cohausen glauben, ist durch von Herzog in den Jahren 1888 und 1889 geleitete Unsuchungen und Grabungen dahin entschieden, dass das Stück vom Brackwanger Hof so bis Lorch lief, wie Buchner annahm. Das Fehlen einer genauen Aufnahme des ganzen Stückes bildet bis jetzt noch die einzige erhebliche Lücke in der Kenntniss des ganzen deutschen Grenzwalls; allein ihre Ausfüllung steht in sicherer Aussicht.

## III.

### Die Grenze zwischen Donau und Main.

Es ist richtig, dass dieses Stück des Limes, mit der Front nach Osten, nicht unmittelbar an der Donau, sondern im Thal der Rems beginnt. Aber nach den neuesten Untersuchungen ist es mindestens zweifelhaft, ob nicht der Anschluss etwas südlich von der Rems zu suchen ist, und für die allgemeine Anschauung begrenzen diesen Abschnitt die grossen Ströme; damit rechtfertigt sich die Bezeichnung dieses Limesstückes als Grenze zwischen Donau und Main. Zwischen der Donaugrenze nach Norden und der Mainlinie nach Osten war hier zuerst statt des fehlenden natürlichen ein künstlicher Abschluss der Grenze herzustellen. Ueber den Zug dieses Limestheils im Ganzen besteht längst kein Zweifel. Erneute Unter-

suchungen ganzer Strecken desselben, wie die von H. Ludwig[56]), haben keine erheblichen Ergebnisse gefördert. Die Annahme des Verf., dass der Limes bis an den Hohenstaufen geführt worden sei, soll gleich besprochen werden. Dagegen hat die Erforschung der einzelnen Kastelle Fortschritte gemacht. In Murrhardt ist der Umfang des Kastells (185 × 150 m) ermittelt und Inschriften des Severus Alexander und der Julia Domna, gesetzt von der *cohors XXIV voluntariorum,* gefunden worden[57]). Ebenso ist das Kastell von Jagsthausen näher untersucht und neben Legionsziegeln der 22. Legion und anderen Alterthümern das Bad der *cohors I Germanorum,* wie ein von ihr im J. 248 der Fortuna gesetzter Altar beweist, nebst anderen inschriftlichen Resten aufgedeckt[58]), auch die Lage des Kastells annähernd festgestellt worden.

K. Miller beschreibt[59]) die Lage einer Anzahl römischer Kastelle jener Gegend, wie Böckingen — Heilbronn, Walheim, Benningen — *vicus Murrensis* mit römischer Neckarbrücke[60]), Cannstadt (Altenburg am Neckar) und Jagsthausen, die er sämmtlich selbst untersucht hat. Welzheim, wo Miller ein Kastell jenseits des Limes annahm, ist als sehr zweifelhaft anzusehen. In den Neckarkastellen, auf deren 'Parallelismus' zu den Kastellen des Limes er hinweist (S. 65), sieht er eine aus bestimmtem Plan hervorgegangene den Limes unterstützende Anlage, nicht eine ältere Grenzlinie. Demselben Verf. wird eine genaue Beschreibung von Rottweil, in der Zeit Domitians und Traians dem Standquartier von Soldaten der 11. Legion, verdankt[61]); der Verf. deutet bei dieser Gelegen-

---

56) Reise auf der Teufelsmauer Württemberg. Vierteljahrsschrift u. s. w. X 1887 Heft 1; neue Untersuchungen über den Lauf des römischen Grenzwalls vom Hohenstaufen bis zur Jagst Schwäbisch-Hall 1888 (36 S.) 4. vgl. P. Weizsäcker Wochenschr. für klass. Philol. VI 1889 S. 745.

57) Drück Württemberg. Vierteljahrschrift u. s. w. X. 1887 S. 52 ff.; Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 1 f.; Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 284.

58) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 225; K. Miller u. W. Gross WDZ. VI 1887 S. 55—63 71—79 mit Taf. 2 und 3; F. Haug ebendas. VI 1887 S. 193 f. und Korrespondenzbl. VII 1888 S. 83—91.

59) Zur Topographie der römischen Kastelle am Limes und Neckar in Württemberg (Taf 2 und 3) WDZ. VI 1887 S. 46—71.

60) E. von Kallée Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 571; Hämmerle Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 265 f.

61) Korrespondenbl. der WDZ. VIII 1889 S. 33—39. Vgl. F. Haug

heit die Angabe des Frontin von dem 120 römische Meilen langen *limes* wiederum auf eine neue Art, nämlich auf einen von Strassburg nach Osten geführten Strassenzug, der mit Recht als *limes decumanus* bezeichnet worden sei und den Namen der *agri decumates* erkläre. Diese Deutung scheitert an dem längst hervorgehobenen Zusammenhang der Nachricht des Frontin mit dem Chattenkrieg des Domitian, welche die Beziehung auf das Decumatenland ausschliesst.

Oehringen, der *vicus Aurelianus* (nicht *Aurelius*), wie sich jüngst aus einer Inschrift von Falerii (CIL XI 3104) ergeben hat, war zugleich Standquartier eines *numerus Aurelianensis*[62]).

Die Geschichte des Decumatenlandes und seiner militärischen Besetzung durch die Römer ist, im Zusammenhang mit der Erörterung des Limes und seiner Bedeutung, von einem jüngst verstorbenen gelehrten Militär, dem württembergischen General E. von Kallée, als Herzogs Mitarbeiter und durch eine Reihe von topographischen, archivalischen und strategischen Untersuchungen, die er in der Württembergischen Vierteljahrsschrift und der Münchener Allgemeinen Zeitung veröffentlicht hat, den Limesforschern längst bekannt, von grossen Gesichtspunkten aus in vielfach fördernder Weise betrachtet worden[63]). Die südlich der Rems liegenden Kastelle bei Unterböbingen und Schirenhof, sowie das Kastell Köngen[64]), die von dem Verf. zuerst festgestellt worden sind, haben, entgegen den früheren Ansichten, die württembergischen Forscher (wie H. Ludwig und P. Weizsäcker) von neuem darauf geführt, das Zusammentreffen des raetischen mit dem germanischen Limes nicht nördlich

---

ebend. VII 1888 S. 1—3. Hier mag eine Notiz Platz finden, welche die Lokalforscher vielleicht aufklären können. Am 24. Januar 1781 schreibt Lucchesini Friedrich dem Grossen: 'wie ich hörte ist in dem Fürstenthum Hohenlohe eine alte Stadt entdeckt worden, die den alten *Arae Flaviae* entsprechen soll; man hat ein Feldzeichen der 12. Legion aufgefunden, welches den Namen der Faustina, der Gemahlin des Kaisers Mark Aurel, trägt' (Gespräche Fr. d. Gr. mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini herausg. von F. Bischoff, Leipzig 1885 8., S. 198).

62) A. von Domaszewski Korrespondenzbl. der WDZ. VIII 1889 S. 46.

63) Das raetisch-obergermanische Kriegstheater der Römer Württemberg. Vierteljahrshefte für Statistik und Landeskunde XI 1888 S. 81—127 mit einer Karte; vgl. P. Weizsäcker Wochenschr. für klass. Philol. VI 1889 S. 741 f.

64) Vgl. Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 4.

von der Rems bei Lorch und Pfahlbronn, sondern südlich derselben nahe dem Hohenstaufen anzusetzen, trotz Cohausens wiederholt betonter entgegengesetzter Annahme. Die Linie des raetischen Limes Hesselberg - Sixenhof - Gmünd - Staufen - Köngen und des germanischen Köngen - Neckarelz - Wörth am Main könnte sehr wohl die ältere gewesen sein. Diess ist der schon früher von mir bezeichnete Punkt, wo neue Untersuchungen zunächst einzusetzen haben werden.

Für das Strassennetz des Decumatenlandes haben die die unzureichenden Näherschen ersetzenden Arbeiten von Miller für Oberschwaben[65]), wo die Strassen in grosser Vollständigkeit erhalten sind, und von O. Ammon für das Rheinthal[66]) neue und werthvolle Ergebnisse gebracht. Von Bedeutung für die richtige Beurtheilung dieser Verhältnisse ist der aus einer griechischen Inschrift aus Dusa am Olympos in Bithynien bekannt gewordene kaiserliche Procurator *tractus Sumelocennensis et tractus translimitani*, wahrscheinlich aus der Zeit Domitians oder Traians[67]), als Sumelocenna der Mittelpunkt der römischen Verwaltung im Decumatenland war. Ob daraus folgt, dass der Limes zwar die militärische, nicht aber zugleich die politische Grenze der Provinz gebildet habe, wird noch näher zu erwägen sein.

Das letzte Stück dieses Limesabschnittes bis zum Main mit den Stationen zwischen Osterburken, Walldürn und Miltenberg verdankt vor allem Herrn W. Conrady weitere Aufklärung[68]). Mir liegen durch seine Güte die ausführlichen Mittheilungen über das Kastell von Walldürn vor[69]), welche den Wall in dessen nächster Umgebung sowie einen Wachtthurm bei Altziegelhaus beschreiben.

Miltenberg selbst ist durch die schon genannte Inschrift von Falerii (CIL XI 3104) zu seinem alten Namen gekommen, der in

---

65) Schriften des Bodenseevereins Heft XIV 1885 vgl. Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 282.

66) Korrespondenzbl. der WDZ. IV 1885 S. 17 ff. 96 ff. 148 VI 1887 S. 101—103.

67) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 260. Vgl. Wochenschr. für klass. Philol. IV 1887 S. 283.

68) Ich berichtige hier das Versehen auf S. 52 der neuen Studien, wo Anm. 55 die Abhandlung W. Conrady's über Walldürn angeführt ist, welche in Anm. 48 gehört.

69) Karlsruher Zeitung vom 23. 24. 25. 29. Dezember 1885; vgl. Cohausens Nachtrag S. 13 f. Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 4 ff.

der dorther stammenden Inschrift bei Brambach 1739 nur unvollständig erhalten ist[70]. Es scheint im zweiten und dritten Jahrhundert die Station der *exploratores Seiopenses* gewesen zu sein; also lautete wohl der alte Name des Ortes *Seiopa* oder *Seiopum*. Wie sehr seine Lage gerade für eine Abtheilung militärischer Kundschafter sich eignet, bedarf keiner Ausführung.

Die Neckar-Mümlinglinie.

Auch für diese Linie von römischen Kastellen und Wachtthürmen längs der 'hohen Strasse' im Odenwald sind die letzten Jahre nicht ohne Ausbeute geblieben. Mit Ausschluss ihres Beginns bei den Kastellen von Neckarmühlbach bei Gundelsheim, Neckarburken und Oberscheidenthal[71], die theilweis ziemlich genau bekannt sind, hat diese Linie der um die Limesforschung in jenen Gebieten hochverdiente Fr. Kofler in Darmstadt wiederholter Untersuchung unterzogen[72]. Die sechs grösseren Kastelle Schlossau, Hesselbach, Würzberg, Eulbach (in dessen Nähe Fragmente einer grösseren Inschrift des Pius, wie es scheint, sich fanden, Kofler S. 67), Hainhaus und Lützelbach, sind mehr oder weniger genau festgestellt. Sehr dankenswerth sind Koflers Karten: nur vermisst man auf ihnen die Einzeichnung einzelner der im Text erwähnten Punkte, wie der 'Zwinge' und der 'Jägerwiese'. Die Kastelle liegen auf weithin herrschenden Höhenpunkten an den Hauptübergängen aus dem Main- in das Mümlingthal und sind offenbar nach einem Plan und gleichzeitig hergestellt; rechtwinklige Kastelle mit abgerundeten Ecken, meist vier Thore mit Thorthürmen. Sie variieren in der Grösse nicht bedeutend (68,4 × 55,3 bis 81,69 × 73,90 m). Zwischen ihnen liegen ebenfalls auf zur Beobachtung nach vor- und rückwärts geeigneten Punkten Wachtthürme. Auch Bäder oder Villen mit Bäderanlagen sind in ihrer Nähe, z. B. bei den Kastellen 'Hainehäusel' unweit Würzberg, 'Hainhaus' bei Breitenbrunn, Schlösschen bei Lützel-Wiebelsbach. Bei der 'hohen Strasse', welche jetzt

---

70) Oben Anm. 62.

71) Vgl. Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 273.

72) Die Neckar-Mümlinglinie von Schlossau an bis zur hessischen Grenze unweit Wörth a. M. (mit Karte auf Taf. 1 und 2) WDZ. VIII 1889 S. 52—70 u. 141—161; vgl. Korrespondenzbl. VI 1887 S. 116. Zu des Verf. soeben erschienener und äusserst dankenswerther archäologischen Karte des Grossherzogthums Hessen ist der Text (mit allen Quellenangaben) noch nicht ausgegeben worden.

auf der rauhen, für römische Niederlassungen nicht geeigneten Höhe nicht weit von den Kastellen, oft in ihrer nächsten Nähe läuft, hat Kofler dagegen keine römische Anlage gefunden obgleich er das Vorhandensein eines Verbindungsweges zwischen den Befestigungsanlagen nicht leugnet. Wall und Graben aber fehlen durchaus; immerhin ist es aber nicht unmöglich, dass, wie A. Hammeran vermuthet, eine Pallisadenreihe, ein Pfahlwerk, die Kastelle untereinander verband. Eine Fortsetzung der Linie über Brettenbach und das Haingrundthal hinaus bis zu den Höhen oberhalb der Mümling und über diese hinaus bis zur Gersprenz, die man voraussetzen möchte, ist noch nicht nachgewiesen. Dass die inschriftlichen Funde bis jetzt nicht über die Zeit des Pius hinauf reichen, schliesst zwar nicht aus, dass die Linie der Kastelle selbst älter ist. Aber es wird die Möglichkeit zu erwägen sein, dass gleichzeitig 'die innere Parallele' mit dem davor liegenden Limes Verstärkung und Ausbau erfuhr. Das Decumatenland wird von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an eine solche Ueberwachung neben dem Grenzschutze nöthig gehabt haben. In einem Limesthurm südlich von Hesselbach ist im August 1889 eine der ältesten Inschriften der Mümlinglinie gefunden worden, eine Weihung der oft genannten *Brittones Triputienses* an Pius vom J. 146 [73]).

Dagegen fehlt es nicht an ziemlich zahlreichen römischen Niederlassungen zwischen der Mümlinglinie und der Rheinebene, in den Thälern der Modau, Mümling und Gersprenz. Dazu gehört die ausgedehnte Römerstätte bei Gernsheim am Rhein, welche Kofler zuerst auffand [74]). Der Ort, gerade in der Mitte zwischen den Mündungen des Neckar und des Main gelegen, ein Knotenpunkt mehrerer Strassenzüge [75]), wahrscheinlich einst durch eine Brücke mit dem linken Ufer verbunden, beweist, dass auch das rechte Rheinufer fester, militärisch besetzter Plätze nicht entbehrte, wenn diese auch vielleicht früh schon dem Ansturm der Germanen erlagen. Es sind in Gernsheim eine Anzahl von Legions- und Cohortenziegeln gefunden worden, der *I adiutrix*, der *VIII*, der *XIV gemina*, der *XXII primi-*

---

73) A. Hammeran Frankfurter Zeitung vom 31. Aug. 1889, Korrespondenzbl. der WDZ. 1889 S. 161. 206.

74) 'Eine neu entdeckte Römerstadt bei Gernsheim' Quartalblätter des Histor. Vereins für das Grossherzogthum Hessen 1885 Nr. 3 (Darmstadt 1885 8.) S. 6—14 und Korrespondenzbl. der WDZ. IV 1885 S. 67 V 1886 S. 194. 203.

75) F. Kofler Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1885 S. 145 f.

*genia* und der ersten Asturercohorte[76]. Die Haselburg im Odenwald ist sicherlich nur eine bürgerliche Niederlassung gewesen[77].

Auch aus anderen Orten Rheinhessens, Badens, der Pfalz und Elsass-Lothringens fehlt es nicht an Funden, welche für die Grenzverfassung von Bedeutung sind. Worms hat in A. Weckerling einen Beschützer und Erklärer seiner Alterthümer gefunden. Der ersten Abtheilung seines Katalogs der römischen Alterthümer in der städtischen Sammlung (neue Studien S. 140 Anm. 284) ist inzwischen die zweite gefolgt[78]. Ueber Mannheims Urgeschichte berichtet R. Baumann[79]. Die auf dem Heiligenberg bei Heidelberg gefundene Inschrift vom J. 225 bezeugt, wie es scheint, den Ausbau einer Wasserleitung durch den Statthalter der Provinz mit Hülfe eines als *commilito Germanus* bezeichneten Mannes des Namens Probus. In diesem Probus vermuthete man zuerst 'einen nicht reichsangehörigen Germanen, der freiwillig im römischen Heere diente oder ihm attachiert war'; doch ist auch eine andere Deutung der Inschrift möglich[80]. Dies wäre, wenn es sich bestätigt, ein für die Beziehungen des römischen Reichs zu den Germanen im dritten Jahrhundert wohl zu bemerkendes Faktum. Der Versuch, zu dem angeregt worden war[81], Valentinians Kastell und Rheinhafen an der Neckarmündung bei Altrip nach der Beschreibung des Ammianus Marcellinus (XXVIII 2 ff.) und des Symmachus (Cap. 16. 18. 20) nachzuspüren, hat bis jetzt noch nicht zu sicheren Ergebnissen geführt[82].

In der verschollenen Ortschaft Tunhusen (oder Dunhusen) an der Murgmündung sah ein Korrespondent Konrad Peutingers

76) A. Hammeran Korrespondenzbl. d. WDZ. V 1886 S. 74 f.

77) E. Anthes Korrespondenbl. d. WDZ. VI 1887 S. 37.

78) Die römische Abtheilung des Paulusmuseums der Stadt Worms II. Theil (16 autograph. Tafeln) Worms 1887 (120 S.) 8. Dazu Korrespondenzbl. d. WDZ. IV 1885 S. 57. 107. 164 VI 1887 S. 140; M. Ihm Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 125.

79) 'Urgeschichte von Mannheim und Umgegend' (mit Karte) Mannheimer Vorträge 1888 I S. 1—29.

80) K. Zangemeister Korrespondenzbl. d. WDZ. VIII 1889 S. 82; Th. Mommsen ebend. S. 120.

81) Korrespondenzbl. d. WDZ. V 1886 S. 262.

82) Th. Stromberger die schriftliche Ueberlieferung über den angeblichen Neckararm von Heidelberg zum Rhein WDZ. V 1886 S. 258—264; vgl. Rosenthal Korrespondenzbl. d. WDZ. VI 1887 S. 104; K. Christ Mannheimer Vorträge 1888 II S. 30—61.

im 15. Jahrhundert vier römische Inschriften, die sonsther nicht bekannt sind und eine römische Niederlassung daselbst beweisen[83].

Für die Pfalz ist auf die Arbeiten des historischen Vereins unter der Führung von W. Harster und C. Mehlis zu verweisen[84]. Harster wird die Beschreibung des Urnenfeldes bei Mühlbach am Glan[85] sowie der neue Katalog des Speierer Museums verdankt[86]. In Waldfischbach sind Inschriften, auf der Heidelburg erhebliche Baureste gefunden worden[87].

Unter den neuerdings im Elsass bekannter gewordenen römischen Orten ist Argentovaria-Horburg (bei Colmar) zu erwähnen, dessen Kastell (von 176 × 166 m) Reste einer 3 m dicken Umfassungsmauer aufweist[88].

Erneute, aber noch immer nicht abschliessende Besprechung hat nach F. Dahns unzulänglicher Behandlung der Frage[89] die Alamannenschlacht bei Strassburg erfahren durch Wilhelm Wiegand[90], unter der Zustimmung A. Hollaenders, aber nicht zu

---

83) Korrespondenzbl. d. WDZ. IV 1885 S. 159.

84) 'Die Ausgrabungen des histor. Vereins der Pfalz u. s. w.' (Festgabe für Heidelberg; 16 Tafeln) Speyer 1886 (74 S.) 4.; dazu F. Hettner Korrespondenzbl. d. WDZ. V 1886 S. 206 f.

85) WDZ. V 1885 S. 283—298 Taf. XV—XVIII.

86) W. Harster Katalog der historischen Abtheilung des Museums zu Speyer (1 Taf.) Speyer 1888 (116 S.) 8. Dazu Korrespondenzbl. d. WDZ. VII 1887 S. 23 f.; C. Mehlis Bonn. Jahrb. LXXXV 1888 S. 123 LXXXVII 1889 S. 155. 201.

87) WDZ. VI 1888 S. 357—365.

88) E. Herrenschneider Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothringens I 1888 S. 25—39; vgl. H. Crohn Berl. Philol. Wochenschr. V 1885 S. 1305 VI 1886 S. 866; A. Schricker WDZ. V 1886 S. 466; Korrespondenzbl. d. WDZ. VI 1887 S. 174.

89) F. Dahns Abhandlung (neue Studien S. 141 Anm. 289) ist zum dritten Male gedruckt in dessen 'Bausteinen, gesammelte kl. Schriften VI. Reihe', Berlin 1884, S. 31 ff. Dazu G. Kauffmann Deutsche Litteraturzeitung 1884 S. 941.

90) Die Alemannenschlacht vor Strassburg, eine kriegsgeschichtliche Studie (Beiträge zur Landes- und Völkerkunde von Elsass-Lothringen III) mit einer Karte und einer Wegskizze Strassburg 1887 (46 S.) 8. Dazu A. Hollaender Deutsche Litteraturzeitung 1887 S. 1704; H. Nissen WDZ. VI 1887 S. 319—335 mit Wiegands Antwort VII 1888 S. 63—73; *Revue critique* 1888 II S. 202 f. E. G. Hardy *Classical Review* 1888 S. 60. Vgl. auch H. von Schubert die Unterwerfung der Alamannen unter die Franken Strassburg 1889 8.

voller Befriedigung H. Nissens, der die erneute Untersuchung der Frage im Jahr 1880 angeregt hatte.

Einen Versuch endlich, wie früher für das Zehentland, so für den ganzen Südwesten Deutschlands und die angrenzenden Gebiete Galliens die römischen Strassenzüge im Zusammenhang darzulegen, hat J. Naeher gemacht[91]). Auch dieser Arbeit des thätigen Verf. gegenüber wird man sich vorsichtig verhalten müssen, bis eine strenge Scheidung des thatsächlichen von dem vermuthungsweise aufgestellten durchgeführt ist.

Hier mag noch darauf hingewiesen werden, dass der Arnd-Steinersche 'angebliche römische Grenzwall im Spessart' von H. Haupt[92]), wie vorher von F. Kofler für den Vogelsberg, durch das einzige untrügliche, aber bisher noch nicht angewendete Mittel, nämlich durch eine Nachprüfung an Ort und Stelle, endgültig beseitigt worden ist. Dabei haben auch eine Anzahl der verfehlten Versuche von Wilhelm Arnold, Ortsnamen aus dem Pfahl zu erklären, Zurückweisung erfahren.

## IV.

## Die Mainlinie.

Den Abschluss der Donau-Mainlinie und ihr Verbindungsglied mit der Taunuslinie bildet bekanntlich der Main als nasse Grenze von Miltenberg bis Grosskrotzenburg. Auch für diesen Theil des Limes ist W. Conrady der Forscher, auf dessen Untersuchungen hauptsächlich unsere Kenntniss ruht[93]). Ihm haben sich, wie er wiederholt betont, als Ergebnisse seiner langjährigen Beobachtungen Eindrücke über den Zweck des Limes und seiner Kastelle ergeben, welche mit denen des Herrn von Cohausen nicht ganz übereinstimmen. Conrady hält mit Entschiedenheit an dem fortificatorischen Charakter der ganzen Anlage fest. Wenn es ihm auch noch nicht gelungen ist, sichere Beweise für das einstige Vorhan-

91) Die römischen Militärstrassen und Handelswege in Südwestdeutschland, Elsass-Lothringen und der Schweiz (2 Karten) Strassburg 1887 (VIII 42 S ), 2. Aufl. ebend. 1888 (IV 33 S.) 4. Vgl. G. Wolff Berl. Philol. Wochenschr. VIII 1888 S. 114 f. Wolfram Korrespondenzbl. d. WDZ. VII 1888 S. 68—71.

92) WDZ. V 1886 S. 248—258 mit Uebersichtskarte.

93) Die Fortsetzung seiner in den neuen Studien S. 58 Anm. 78 erwähnten Arbeiten WDZ. IV 1885 S. 157 ff.; vgl. Cohausens Nachtrag S. 16 f.

densein von Pallisaden zu erbringen, so zweifelt er doch nicht daran, dass sie vorhanden gewesen sein müssen. Ebenso ist er überzeugt, dass wo gegenwärtig kürzere oder lärgere Unterbrechungen der Limeslinie, durch Waldschneusen, Sümpfe u. s. w. sich finden, der ursprügliche Zusammenhang nur zerstört oder verdeckt ist, aber einst vorhanden war; in vielen Fällen lässt er sich noch nachweisen. Die linksmainischen Kastelle sind dem Lauf des Maines folgend Miltenberg (160 × 170 m), Trennfurt (88 × 68 m), Obernburg (rund 190 × 160 m), an Umfang der Saalburg nahe stehend[94]), Niedernberg (das Kastell noch nicht ermittelt), Stockstadt (167 × 201 m, wiederum der Saalburg fast gleich kommend), wo einige neue Inschriften gefunden wurden[95]), Seligenstadt (noch nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit ermittelt) mit Resten einer Mainbrücke und Spuren eines Brückenkopfes am rechten Ufer[96]), welche jedoch von Conrady für mittelalterlichen oder noch späteren Ursprung angesehen werden, Kleinkrotzenburg, Heinstadt ebenfalls noch zu ermitteln. Das Kastell von Wörth (84 × 92 m), das zugleich den Abschluss der Neckar-Mümlinglinie bildet, scheint nach einer einleuchtenden Beobachtung von Conrady, erst nachträglich in die Linie der Mainkastelle eingefügt worden zu sein; es ist von Trennfurt nur $3^1/_2$, von Obernburg 5 km entfernt. Dazwischen sind einige Wachtthürme festgestellt worden, bei Trennfurt, zwei bei Obernburg, deren einer erst ganz vor Kurzem aufgedeckt wurde; ausserdem hat sich die Erinnerung an einen bei Klein-Heubach einst vorhandenen erhalten. Bei Obernburg sind von Conrady in allerletzter Zeit zwei werthvolle inschriftliche Funde gemacht worden, welche er demnächst veröffentlichen wird. Ich bemerke hier nur nach des Finders freundlicher Mittheilung, dass der eine ein Dolichenusaltar ist vom J. 207 n. Chr., mit merkwürdiger Bezeichnung der Weihenden, Soldaten der XXII. Legion. Der andere ist ein Grabstein von selten zierlicher Ausführung, *in situ* mit wohlerhaltener architektonischer Umgebung im Felde unterhalb der linken Kastellflanke aufgedeckt. In Stockstadt hat Conrady ebenfalls eine Anzahl werthvoller

---

94) W. Conrady WDZ. IV 1885 S. 157—177 mit zwei Tafeln.

95) W. Conrady WDZ. V 1886 S. 331—354; J. Klein Bonner Jahrb. LXXXII 1886 S. 209 f.

96) F. Kofler Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 169. Vgl. G. Wolff zu A. Dunckers Gesch. der Chatten (Anm. 13) S. 115.

Funde gemacht[97]) und jüngst das umfangreiche Praetorium aufgedeckt. Die z. Th. nach Aschaffenburg gekommenen Inschriften dorther, wie die beiden Altäre vom J. 191, beweisen die militärische Bedeutung des Kastells. Aschaffenburg verliert damit den letzten Schein eines Anhaltes für die Annahme, dass es jemals römisches Kastell gewesen sei.

Bei Grosskrotzenburg ist durch Major O. Dahm die über eine Insel im Main geführte, wenigstens 200 m lange und wahrscheinlich auf sieben Pfeilern ruhende römische Brücke festgestellt worden[98]). Die Bauart der Brücke scheint der der Mainzer Rheinbrücke sehr ähnlich gewesen zu sein. Sobald die versprochene vollständige Veröffentlichung der Brückenaufnahme vorliegt, werden sich daraus Folgerungen für ihre Entstehung ziehen lassen. Ueber die weitern Ausgrabungen auf der Strecke von Grosskrotzenburg nordwärts siehe den folgenden Abschnitt. Dass, wie G. Wolff vermuthet[99]), 'in Grosskrotzenburg und ebenso wohl auch an anderen Orten des Decumatenlandes nach Verdrängung der Römer aus den rechtsrheinischen Gebieten gallorömische Ansiedler unter germanischer Herrschaft sitzen blieben und sich hinter den nur halb oder gar nicht zerstörten Kastellmauern niederliessen', ist eine Annahme, die mit dem von mir seit Jahren in allen römischen Provinzen des Westens Beobachteten übereinstimmt und wahrscheinlich mit der Zeit zu immer grösserer Gewissheit gebracht werden wird. Sie gilt auch z. B. von der Altstadt Miltenberg und findet in dem Heerwesen der diocletianisch-constantinischen Zeit ihre Bestätigung. Auch die Ansicht desselben Verf. verdient Beachtung, dass die Mainlinie ursprünglich bis Steinheim gegenüber von Hanau die alte Grenze gebildet, an die sich dann auf dem rechten Ufer eine befestigte Grenzstrasse nach Friedberg (und Butzbach?) als älterer Limes angeschlossen habe, gewissermaassen als Fortsetzung der Neckar-Mümlinglinie. Die Reste der römischen Mainbrücke bei Hanau gedenkt Wolff demnächst zum Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung zu machen[100]). Auf dies Stück bezieht derselbe Ge-

97) WDZ. V 1886 S. 331—354 Tafel 14.

98) WDZ. V 1886 S. 65—71 vgl. G. Wolff Berliner Philol. Wochenschrift VI 1886 S. 1384, VIII 1888 S. 314.

99) WDZ. II 1881 S. 420 und Korrespondenzbl. II S. 83.

100) Bonner Jahrb. LXXXII 1886 S. 197 und die Anmerkung zu A. Dunckers Geschichte der Chatten (oben Anm. 13) S. 103 f. G. Wolff

lehrte die 120 römischen Millien der Frontinusstelle. Die Vermuthung, dass einst der Main noch darüber hinaus westlich bis Mainz die Grenze gegen das Barbarenland gebildet habe, ist eine nahe liegende Folgerung aus den von Wolff gemachten Beobachungen[101]).

## V.

## Der Grenzwall zwischen Main und Wetter.

An der Vervollständigung unserer Kenntniss dieses im Ganzen durch Cohausen bekannten Theils des Grenzwalls, zugleich an der Berichtigung der von Cohausen gefundenen Linie, hat sich für den südlichen Theil, Grosskrotzenburg bis Marköbel, der Hanauer Geschichtsverein und für ihn in erster Linie Major Dahm und Georg Wolff, für den nördlichen, von Marköbel bis Arnsburg, nach einigen Vorarbeiten von Soldan, Gareis, Deichert und Irle[102]), Friedrich Kofler in Darmstadt neue und bleibende Verdienste erworben. Ueber die Arbeiten des Hanauer Vereins berichtet zusammenfassend G. Wolff[103]). In den grossen Kastellen von Grosskrotzenburg, Rückingen und Marköbel sind jetzt überall die in der Praetentura des Kastells liegenden von den Praetorien verschiedenen Gebäude mit Hypokausten aufgedeckt worden, die nicht ohne grosse Wahrscheinlichkeit als die eigentlichen Wohnungen der Befehlshaber angesehen werden. Dessgleichen sind ausserhalb der Kastelle bei Grosskrotzenburg wie bei Rückingen die grossen Bäderanlagen festgestellt worden (vgl. neue Studien S. 148 Anm. 298), nicht Villen oder Offizierskasino's, sondern, wie nun die Einzeluntersuchung z. B. bei Rückingen[104]) bestätigt hat, wirklich Thermen, die möglicher Weise zugleich als *hospitia* für den Statthalter der Provinz

---

Berl. Philol. Wochenschr. VI 1886 S. 1521. Derselbe 'Römerstrasse und römische Mainbrücke bei Hanau' Quartalblätter des histor. Vereins für das Grossh. Hessen 1887 Nr. 1 S. 2—10.

101) 'Bei Höchst ist eine römische Brücke einigermassen wahrscheinlich geworden' Cohausen Nachtrag S. 25 und im Wochenblatt für Baukunde (Frankfurt a. M.) Nr. 1 (1. Jan. 1886) S. 2—4; daraus Bonner Jahrb. LXXXII 1886 S. 200—205.

102) Siehe H. Haupts Vortrag (Anm. 11) S. 30.

103) Berliner Philol. Wochenschr. IV 1884 S. 1619 ff. 1648 ff. VIII 1888 S. 314 ff. 344 ff.

104) G. von Rössler WDZ. IV 1883 S. 353 ff. Vgl. dazu G. Wolff in der Anm. zu A. Dunckers Gesch. der Chatten (Anm. 13) S. 111.

und den Kaiser Verwendung finden konnten. Conrady hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich regelmässig immer nur eine solche Anlage in der Nähe der grösseren Kastelle befunden habe; das scheint ihren offiziellen Charakter zu erweisen. Damit ist eine vielbehandelte Frage in befriedigender Weise erledigt.

Als das erste Kastell der von G. Wolff, wie wir sahen, vorausgesetzten ältern Limeslinie Hanau-Friedberg ist Kesselstadt bei Schloss Philippsruhe an der Kinzigmündung, mit grossen Villenanlagen auf dem Salisberg, auf welches sich schon früher die Aufmerksamkeit gerichtet hatte (neue Studien S. 58), ermittelt worden, und zwar mit 375 m Seitenlänge in allen seinen Fronten. G. Wolff hat die *porta principalis sinistra* mit doppeltem Eingang, über die Mauer vorspringenden Thürmen und einem Eckthurm mit der hinter dem Wall verlaufenden Lagerstrasse aufgedeckt. Der Veröffentlichung dieser Funde mit Plänen und Profilen darf man mit grossem Interesse entgegen sehen. Die abnorme Grösse, wenn sie wirklich als feststehend gelten darf ('sie übertrifft die Saalburg an Flächeninhalt fünfmal und das grosse Kastell von Niederbiber bei Neuwied noch dreimal'), welche der des noch nicht näher untersuchten Kastells von Friedberg annähernd entsprechen soll, würde vielleicht für das hohe Alter der ganzen Anlage sprechen.

Die Funde von Münzen und Stempeln aus dem Hanauer Gebiet hat R. Suchier von Neuem verzeichnet[105]). Von besonderer Wichtigkeit sind die hier sorgfältig beschriebenen und gezeichneten Legions- und Corhortenstempel angesichts der noch ungelösten Frage, wie weit der Fundort dieser Stempel in den verschiedenen Kastellanlagen für die dortige längere Anwesenheit der betreffenden Truppentheile beweisend ist. Hier standen sich die Ansichten von G. Wolff und A. Hammeran gegenüber. G. Wolff ist dem aus dem Vorkommen derselben Stempel an den einzelnen Orten gemachten Schlusse entgegengetreten, dass die betreffenden Truppentheile dann auch die Besatzungen daselbst gebildet hätten. Dass dieser Schluss zu unmöglichen Folgerungen führt, ist auch von Hammeran dargelegt worden. Es leuchtet ein, dass die Cohorten, deren Ziegel sich finden, zwar nothwendig an dem Bau der Kastelle oder einzel-

105) Weitere römische Münzen und Stempel aus der Nähe von Hanau, Festgabe u. s. w. Mittheilung des Hanauer Bezirksvereins Nr. 10, mit 4 Tafeln, Hanau 1885 (40 S.) 4.; dazu A. Hammeran WDZ. V 1886 S. 404—407. Vgl. neue Studien S. 61 Anm 86.

ner ihrer Gebäude betheiligt gewesen sein müssen, keineswegs aber, dass sie als die dauernden Besatzungen anzusehen sind. Einzelne Cohorten, wie z. B. die vierte der Vindeliker, sind ebenso wie die Legionen über fast den ganzen Limes hin zu den Kastellbauten herangezogen worden; bei den einheimischen Vindelikern ein sehr natürlicher Vorgang. Dass die fertigen Ziegel mit den Stempeln verschickt und von beliebigen anderen Truppentheilen, als den auf ihnen genannten, verbaut worden seien, bezeichnet Hammeran als 'eine verhängnissvolle Verkennung der natürlichen Voraussetzungen römischer Militärbauten', als 'eine Vernichtung des historischen Zeugnisses, ja theilweise des epigraphischen Werthes' der Stempel. So nimmt also Hammeran, wenn ich ihn recht verstehe, in den einzelnen Kastellen gesonderten Betrieb der Ziegeleien an. Daneben aber sieht er in den an den verschiedensten Orten vorkommenden Stempeln mit Namen von privaten Ziegeleibesitzern und in den weitverbreiteten Legionsziegeln doch auch wieder den Beweis 'für die Thatsache grosser Centralwerkstätten und eines Armeemagazins der Ziegelfabrikation'. Aus einer solchen Centralwerkstätte müssten dann also die Ziegel nach allen Seiten versandt worden sein, wenn nicht die Stempelformen auf irgend eine Weise vervielfältigt wurden. Hier scheinen mir die bisherigen Annahmen der Correctur durch den Vergleich mit den in den übrigen Provinzen des römischen Reiches in Bezug auf die Ziegelstempel gemachten Erfahrungen zu bedürfen, da die rheinischen Kastelle allein ein zu geringes Beobachtungsfeld bieten. Mir ist kein Fall von nachweislicher Massenverschickung von Ziegeln aus Centralwerkstätten erinnerlich. Grade die grosse Verschiedenheit der wenn auch dem Inhalt nach gleichen Stempel eines und desselben Truppentheils spricht vielmehr dafür, ihre Herstellung an verschiedenen Orten anzunehmen. Wenn sich völlig identische, aus einer Matrize stammende Stempel an verschiedenen Orten finden, so beruht das, wie häufig nachgewiesen werden kann, auf Verschleppung in moderner Zeit. Ist diese Verschleppung thatsächlich ausgeschlossen, so wird an successive Benutzung derselben Matrizen an verschiedenen Orten gedacht werden können. Die Frage darf nicht von der der Herstellung steinerner Bauten durch einzelne Truppenkörper getrennt werden. Es ist ja bekannt, dass zeitweilig einzelne Truppenkörper oder Theile von ihnen, Vexillationen und Numeri, in die Steinbrüche commandiert worden sind, um zunächst das Baumaterial für die von ihnen herzustellenden Bauten zu schaffen. Ebenso

wird man, bis auf den schwerlich zu erbringenden Gegenbeweis, stets anzunehmen haben, dass in der Regel auch die Ziegel *in loco* von den für die Bauten commandierten Truppentheilen hergestellt worden sind. Hammeran hebt mit vollem Recht von Neuem hervor, dass Alles auf die genaue Unterscheidung der einzelnen Arten von Stempeln desselben Truppenkörpers nach Alter und Herstellungsort ankomme. Suchiers Arbeiten haben dafür einen vortrefflichen Anfang gemacht. Bei der grossen Mannigfaltigkeit in den Schriftformen der Stempel wird, wo sie zur Altersbestimmung nicht ausreichen, auch die Verschiedenheit der Ziegelerde zu berücksichtigen sein; worauf G. Wolff aufmerksam machte. Aber erst die vollständige Sammlung aller gallisch-germanischen Legions- und Cohortenstempel für die germanischen Provinzen wird hier die Grundlage schaffen, auf der Lösungen überhaupt versucht werden können. Ob sie gelingen werden, hängt von dem Umfang und der Beschaffenheit des Materials ab. Die Aufgabe ist der Art, dass ihr nur durch eine umfassende Spezialarbeit, etwa wie die jüngst für den Bestand der Auxiliarcohorten überhaupt oder für die unteren militärischen Chargen unternommenen, beizukommen sein wird.

Den Uebergang des Limes über den Doppelbiergrabensumpf in der Bulau bei Hanau hat Major Dahm festgestellt[106]) und damit eine weitere Lücke in dem bisher ermittelten Laufe desselben ausgefüllt.

Auch die römischen Strassen dieses Gebiets sind weiter untersucht worden, wie die 'über den Ulmenrück und die Nidda zwischen Bonames und Beckersheim', von Lotz[107]).

Der nördliche Theil des uns beschäftigenden Limesstückes, zwischen den Kastellen Marköbel, Altenstadt, Echzell und Arnsburg, ist von F. Kofler im Auftrag des historischen Vereins für Hessen genau untersucht worden[108]). Das Kastell 'Auf der Mauer' bei Alten-

106) WDZ. VII 1888 S. 1 ff.

107) Korrespondenzbl. des Gesammtvereins u. s. w. 1886 Nr. 4.

108) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 228 ff. 'Der Pfahlgraben im Horloffthale zwischen Hungen und Echzell in Oberhessen' Quartalblätter des Histor. Vereins für das Grossh. Hessen 1886 I S. 9—42 mit Tafel ('Castell Inheiden' ohne Unterschrift), 'Der Pfahlgraben in der Wetterau' ebend. IV S. 2—16 mit Karte; der Pfahlgraben der hessischen Grenze bei Marköbel bis Bisses' ebend. 1887 III S. 1—11 mit 3 Karten. 'Echzell ein Knotenpunkt römischer Strassen im östl. Theil der Wetterau' WDZ. VI 1887 S. 40—45 mit Karte, nebst Korrespondenzbl. VI 1887 S. 38. Eine

stadt ist ein grösseres von 150 × 136 m mit Thoren und Thürmen, und hat eine ausgedehnte bürgerliche Niederlassung neben sich. Bei Staden ist ein kleines Kastell von 56 m Länge und Breite. Westlich davon, 25 Minuten hinter der Limeslinie, liegt das grosse Kastell von Oberflorstadt, schon vor fast fünfzig Jahren von L. Dieffenbach, aber nur als Römerstätte, nicht als Kastell gekannt, der Saalburg an Grösse fast gleich (166 × 166 m), auf beherrschender Anhöhe beim Einfluss der Horloff in die Nidda. Unmittelbar dabei ist ein Mithraeum gefunden worden[109]). Dazwischen liegende kleinere Kastelle, Lagerstellen oder Wachtthürme übergehe ich. Es folgt nördlich das Kastell östlich von Echzell, südlich von Bisses (Haselheck), mit Friedberg und Arnsburg durch Strassenzüge verbunden, abgesehen von der den Limes entlang führenden Strasse; in der Nähe die Reste einer grossen römischen Töpferei oder Ziegelei. Die hier gefundenen Ziegelstempel der XXII. Legion notiert A. Hammeran[110]). Unmöglich ist nicht, dass bei Echzell noch ein zweites, grösseres Kastell hinter dem Limes und dem kleineren von Bisses lag, wie das von Oberflorstadt hinter dem Stadener. Nach kleineren Kastellen nahe der Basaltkuppe Massohl (13,90 × 12 m) und auf dem Wingertsberg (25 × 25) folgt das grössere Kastell 'Auf der Mauer' zu Inheiden (106,10 × 65,5 m). Hierauf tritt dann die Wendung der Limeslinie nach Westen ein, etwas südlich von Hungen. Das ganze Stück der Linie von Marköbel bis hierher ist nun erst durch Kofler endgültig fixiert.

Auch an vorrömischen Denkmälern fehlt es in diesen Gegenden nicht; bei Unterwiddersheim, Lich und vielen anderen Orten sind sie von Kofler und seinen Freunden bemerkt worden[111]).

Kofler sieht die Kastelle von Oberflorstadt und Inheiden, ebenso die Altenburg bei Arnsburg und die Hunneburg bei Butzbach für eine ältere Reihe von Befestigungen an, da sie sämmtlich weit, bis zu 1100 m, hinter dem späteren Limes liegen. So würde sich hier in kleinerem Maasse dasselbe wiederholen, was bei

---

Reihe von brieflichen Mittheilungen des verehrten Verf. liegen mir ausserdem vor.

109) Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 65—72.

110) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 213. 228.

111) F. Kofler V. Jahresbericht des oberhess. Vereins für Localgeschichte (1887) S. 86 ff. Korrespondenzbl. des Gesammtvereins u. s. w. 1888 Nr. 10.

der Neckar-Mümlinglinie sowie bei den Donaukastellen des raetischen Limes vermuthet worden ist. Auf dem Ziegenberg bei Grüningen, 600 m hinter dem Pfahlgraben, zwischen Arnsburg und Butzbach, vermuthet Kofler ebenfalls ein solches grösseres Kastell.

Das Butzbacher Kastell, die Hunneburg oder Hunenburg, ist zwar noch nicht genau ermittelt, aber schon aus der Grösse der sich daran schliessenden bürgerlichen Niederlassung wird von H. Haupt auf beträchtlichen Umfang desselben geschlossen[112]).

Von den hinter diesem Abschnitt des Limes liegenden grösseren Niederlassungen hat neben Friedberg und Vilbel[113]) besonders Heddernheim, worin Viele das *munimentum Traiani* des Ammian sehen wollen[114]), neue Denkmäler geliefert. Ich bemerke dabei, dass der Name der Stadt nicht, wie vermuthet worden ist, mit den Heiden zusammengebracht werden darf, sondern, nach einer Bemerkung G. Kossinna's, auf einen deutschen mit Hadu . . . beginnenden Personennamen zurückzuführen ist[115]). Ausser einem neuen Mithraeum[116]) ist daselbst das besterhaltene Exemplar der mit der Reiter- und Gigantengruppe gezierten Säulenmonumente gefunden und von O. Donner-von Richter und A. Riese veröffentlicht worden[117]). Hierdurch sowie durch F. Hettners Abhandlung über die Juppitersäulen[118]) ist uns eine Reihe von eigenartigen

112) 'Ueber die Hunenburg bei Butzbach' Jahresber. des oberhess. Vereins für Localgesch. 1887 S. 101 ff.; Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 69. Vgl. Philol. Anzeiger XVII 1887 S. 220; Berliner Philol. Wochenschr. VII 1887 S. 478.

113) Neuerdings wieder aufgedeckte römische Villa, Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 9.

114) So A. Duncker Gesch. der Chatten (Anm. 13) 136.

115) Vgl. A. Riese Korrespondenzbl. d. WDZ. VII 1888 S. 124—7 und VIII 1889 S. 65.

116) A. Hammeran Korrespondenzbl. der WDZ. IV 1885 S. 3. 171 VI 1887 S. 23. 40—48 86—90; Bonner Jahrb. LXXXIV 1887 S. 248 ff.

117) Heddernheimer Ausgrabungen, den Mitgliedern des Ver. für Gesch. und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. dargebracht u. s. w.: die Heddernheimer Brunnenfunde I das Juppiterheiligthum II Sol und Deus Lunus; die Giganten-Säule (5 Taf. in Lichtdruck) Frankfurt a. M. 1885 (20 S.) 4. Dazu A. Hammeran Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 96 und F. Hettner ebend. VI 1887 S. 16—19. Auch A. Riese ebendas. V 1886 S. 126. 137. 146.

118) WDZ. IV 1885 S. 365—388; vgl. Korrespondenzbl. IV 1885 S. 167. 171.

Denkmälern bekannt geworden, die mit den Viergötteraltären zu den besonders charakteristischen Eigenthümlichkeiten der römischen Kultur in Deutschland zu zählen sind. Wichtig ist das von A. Hammeran[119]) aus Fuchs nachgewiesene Grabmonument eines römischen Reiters, welches noch in das erste Jahrhundert gehört haben wird und mit dem Stein der *ala Picentina* (Brambach 1344) für die frühe Gründung Castels spricht.

## VI.

## Die Taunuslinie.

Ueber die Taunuslinie, das eigentliche Arbeitsgebiet Hrn. von Cohausens, kann ich mich kurz fassen. Die Linie des Limes mit ihren Kastellen und Wachtthürmen ist hier im Wesentlichen sicher ermittelt bis zu ihrem Abschluss gegenüber dem Vinxtbach bei Rheinbrohl; einzelne Berichtigungen, wie sie Fr. Kofler für die Linie vom Main bis zur Wetter gegeben hat, sind dabei nicht ausgeschlossen. Bei Born ist vermuthlich ein Limeskastell anzusetzen[120]); in den 'neuen Studien' S. 71 oben ist statt Born zu schreiben Linschied, auf dem Pohlfeld bei Schwalbach.

Doch knüpfe ich an diesen Abschnitt nicht, wie in den 'neuen Studien' (S. 74) eine Erörterung der 'allgemeinen Ergebnisse', welche in dem Abschnitt 'Allgemeines' (oben S. 2 ff.) hinreichend beleuchtet worden sind, sondern verzeichne was für zwei wichtige römische Plätze innerhalb dieses Limesabschnittes gelernt worden ist, nämlich für die Saalburg und für Castel nebst Wiesbaden.

Ueber die Saalburg, 'den einzigen Fleck in der ganzen Linie des römischen Grenzwalles, für dessen Erhaltung etwas geschieht' (von Cohausen), das Kastell wie die Lagerstadt, die Wiederherstellung der südwestlichen Winkelrundung bis zur ursprünglichen Mauerhöhe mit ihren Zinnen berichtet Cohausens Nachtrag (S. 21—25). In den zehn verschiedenen bis jetzt in der Lagerstadt aufgedeckten Hypokaustenanlagen will Herr von Cohausen nicht Wasserbehälter sehen, die er aus klimatischen und technischen Gründen für unwahrscheinlich hält, sondern nur heizbare Wohnräume,

119) Korrespondenzbl. der WDZ. V. 1886 S. 146 f.
120) F. Kofler Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 60.

die allenfalls auch zu Badezwecken verwendet werden konnten. Sehr dankenswerth ist es, dass ein solches Hypokaustum wieder in heizbaren Stand gesetzt werden soll, 'um über die Wirkung eine klarere Ansicht zu empfangen und weiter geben zu können'. Ob es geschehen ist, vermag ich nicht anzugeben. Lehrreich ist die nach genauer Prüfung der Texte erfolgte Zusammenstellung aller bisher in der Saalburg gefundenen Inschriften durch A. Hammeran[121]). Es ergiebt sich daraus, dass die *cohors II Raetorum civium Romanorum* (also wohl ursprünglich aus den römischen Städten Raetiens ausgehobenen Mannschaften) ihren ständigen Aufenthalt auf der Saalburg gehabt hat; sie ist verschieden von einer zweiten Cohorte der Raeter in Raetien selbst. Acht oder neun grössere Kaiserinschriften von Pius (oder vielleicht Hadrian) abwärts bis auf Severus Alexander sind vorhanden; wäre in anderen grossen Kastellen ebenso sorgfältig gegraben worden, so würde sich dort vielleicht eine entsprechende Anzahl gefunden haben. Niederbiber, wo sie ganz fehlen, muss früh sehr gründlich zerstört worden sein. Die Schlüsse *ex silentio* sind in solchen Dingen sehr gefährlich, da sie jeder Tag umwerfen kann. Steine von Legionaren fehlen in der Saalburg ganz; ebenso wie Grabsteine, der in allen Limeskastellen gemachten Beobachtung entsprechend.

Unweit Castel, zwischen dem Rheinufer und dem Wasserthurm der Cementfabrik Amöneburg, ist im J. 1887 ein im J. 224 von den *hastiferi sive pastores consistentes castello Mattiacorum* dem Kaiserhaus gesetzter Altar gefunden worden[122]), welcher sich seitdem im Wiesbadener Museum befindet. Er ist bald darauf von H. C. Maué eingehend besprochen worden[123]). Als *hastiferi civitatis Mattiacorum* war das Collegium schon aus der Inschrift eines Altars der *dea Virtus Bellona* vom J. 236 bekannt (Brambach 1336); in einer andern aus Mainz (Beckers Katalog Nr. 267) werden dieselben Leute *vicani h[astif]eri castelli Mattiacorum* genannt. Ca-

121) 'Die Inschriften der Saalburg bei Homburg' Korrespondenzbl. der WDZ. IV 1888 Nr. 8. 9 und WDZ. IV 1885 S. 389—403.

122) A. von Cohausen Annal. des Ver. für Nassauische Alterthumsk. XX 1887 S. 150; Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 180.

123) 'Die *hastiferi* vom Castellum Mattiacum' Philol. N. F. I 1888 S. 487—513. Dazu Th. Mommsen Hermes XXII 1887 S. 557 und Korrespondenzbl. der WDZ. VIII 1889 S. 19. 50 und Maué ebend. S. 103. Vgl. auch J. Klein Bonner Jahrb. LXXXIII 1887 S. 251.

stellum Mattiacum bezeichnet den Ort, der seinen Namen noch heute führt, als zu der *civitas Mattiacorum* gehörig. Die Hirten und Dorfbewohner, welche als *dendrophori* den Kult der *Magna Mater* und verwandter Gottheiten pflegten, könnten immerhin als Lokalmiliz einen Theil der Besatzung gebildet haben, wie Mommsen annimmt. Allein auch mir scheint der sacrale Charakter des Collegs wegen der βουκόλοι der orgiastischen Kulte Kleinasiens, auf welche O. Crusius passend hingewiesen hat, mit Maué wahrscheinlicher. Diess und andere Denkmäler beweisen, wie ausgedehnt der Weidebetrieb in den *saltus* jener Gegenden im dritten Jahrhundert gewesen sein muss.

Für Wiesbaden erwähne ich als neu erschienen Hrn. von Cohausens dankenswerthen Katalog des Museums[124]), und den Bericht von F. Otto über ein römisches Gebäude auf dem Kranzplatz zu Wiesbaden[125]).

Auch das letzte Stück des Limes von der Lahn bis zum Rhein bei Rheinbrohl hat auf der Strecke Niederbiber-Weiherhof einige Berichtigung durch Feststellung mehrerer Wachtthürme und eines Strassenzuges erfahren[126]).

## VII.

## Mainz und seine Brücke.

In Mainz hat in den letzten Jahren eine Reihe von zufälligen bei Kanal- und Erweiterungsbauten gemachten Inschriftenfunden werthvolle Ergebnisse gebracht; sie sind von Jacob Keller mit grosser Einsicht zusammengestellt und erläutert worden[127]). Es sind zum Theil geschichtlich wichtige Urkunden. So die unter Severus und Caracalla im J. 197 der zweiundzwanzigsten Legion von der

---

124) Antiquarisch-technischer Führer durch das Alterthums-Museum zu W. (Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde XX S. 153 ff. 10 Tafeln). Wiesbaden 1888 (212 S.) 8. Dazu Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 174—176.

125) Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 30—35.

126) Cohausens Nachtrag S. 25 f. und im Korrespondenzbl. des Gesammtvereins u. s. w. 1886 Nr. 7.

127) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 65 ff. 93. 133. 138—142. 185. 200 ff. 202. VI 1887 S. 108. 129. 146. 197 VIII 1889 S. 166 ff. und in der WDZ. selbst VI 1887 S. 79—92; 'die neuen römischen Inschriften des Museums zu Mainz, zweiter Nachtrag zum Becker'schen Katalog' in der Festgabe (s. unten Anm. 136) S. 115—168 [der erste Nachtrag erschien 1883]. Vgl. dazu F. Otto Jahrb. für Philologie 1888 S. 189.

*civitas Treverorum in obsidione ab ea defensa* gesetzt; womit nicht der Krieg des Severus gegen den Albinus, sondern vielmehr, wie Mommsen annahm, ein Angriff der Germanen gemeint zu sein scheint (Kellers Nachtrag S. 141). Trier setzte damals auch dem T. Varius Clemens für seine Hülfleistung bei der Expedition gegen Albinus in Celeia eine Statue (CIL III 5215), worauf Keller hinweist[128]). Noch ein zweites Bruchstück einer solchen Dankinschrift an die XXII. Legion hat sich gefunden (Nachtrag S. 143). Bemerkenswerth vor allem ist die grosse Inschrift zu Ehren Gordians vom J. 242, von dem Legaten der also damals wie von der Zeit des Claudius an noch immer ständig in Mainz liegenden XXII. Legion gesetzt; seine Titel bieten auch nach M. Ihms sorgfältiger Behandlung[129]) noch manche Schwierigkeiten der Lesung (Nachtrag S. 126). Ihrem Adler errichtet ein Legat unter Caracalla einen Altar, der sicher einst im Praetorium des Kastells stand (Nachtrag S. 129). Ihr Name ist seit dem zweiten Jahrhundert offiziell mit dem des Mainzer Kastells verbunden. Mit viel Wahrscheinlichkeit hat R. Cagnat ihren Namen bei Ptolemaeos (II 8, 8 Müller) zu Μογοντίακον λεγίων κβ' verbessert; das dort an falscher Stelle stehende Τραϊανή wird von ihm fünf Zeilen höher hinauf nach Batavodurum gesetzt, ὑφ' ἣν Τραϊανή, εἶτα Οὐέτερα; womit zugleich ein Zeugniss mehr für Vetera und seine beiden Legionslager gewonnen wird[130]). Eines ihrer älteren Zeugnisse ist der schöne Grabstein des Legionars *C. Faltonius C. f. Pom(ptina) Secundus* aus Dertona, welcher in reicher bürgerlicher Tracht mit seinen beiden Dienern in Relief dargestellt ist; eine gute Abbildung gibt Taf. I des 'zweiten Nachtrags' (zu S. 144). Sie gehört, wie der Schriftcharakter, der Stil der Inschrift, die Güte der Sculpturen deutlich zeigen, sicher spätestens der flavischen Zeit an, wie Keller richtig ausführt, und ist ein sprechender Beweis für den wiederholt von mir hervorgehobenen Satz, dass der römische Legionar ein Gentleman-Soldier war, der mit zwei Burschen zu Felde zog und mit unserem gemeinen Soldaten keineswegs auf eine Stufe gestellt werden darf. Hervorragend ist die eherne, ursprünglich versilberte Votivtafel, von dem aus Ju-

---

128) Vgl. auch M. J. Höfner Bonner Jahrb. LXXXII 1886 S. 205 f. und LXXXIII 1887 S. 238 f.

129) Bonner Jahrb. LXXXIV 1887 S. 88—102.

130) *Revue de philol.* IX 1885 S. 138 ff. vgl. Wochenschr. für klass. Philol. II 1885 S. 885.

venal bekannten Fabricius Veiento mit seiner Gattin Attica im J. 97 der keltischen oder germanischen Kriegsgöttin Nemetona geweiht (Nachtrag S. 133 [131]); und endlich das Militärdiplom des Domitian vom J. 90 (Nachtrag S. 157).

Nicht so zahlreich sind die Denkmäler der vierzehnten Legion, deren Geschichte, wie früher andere die der dreizehnten Gemina und der zehnten Gemina, neuerdings Metellus Mayer zusammengestellt hat [132]) und die der XXI. Rapax, die nach A. Hammeran [133]) nur etwa in den Jahren 70 bis 89 in Mainz und Friedberg nachweislich ist; nach dem Aufstand des Saturninus scheint sie aufgelöst worden zu sein. Aus Kellers beiden Nachträgen zu Beckers Katalog lässt sich schon jetzt ein Bild gewinnen von der Fülle von Belehrung über das militärische und bürgerliche Leben der ältesten Hauptstadt Deutschlands [134]), welche die Inschriften bieten.

Die topographische Erforschung von Mainz hat, wie sich aus den Lebensbedingungen der heutigen aufblühenden Stadt erklärt, nur geringe Fortschritte gemacht. Doch sind im Jahre 1886 bei der Niederlegung des einstigen Stockhauses am Eisgrubweg, an der Nordseite der Stadtmauer, die ältesten Theile der erhaltenen Ummauerung blossgelegt worden [135]). Sie enthielten römische Reste aller Art, Bautrümmer, Inschriften (einen Theil der oben erwähnten), Sculpturen. Auch hier also hat, wie so oft beobachtet worden ist, — neuerdings z. B. in Chester in England — in später Zeit, vermuthlich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, 'unter Nothstandsverhältnissen *ein opus tumultuarium* stattgefunden'. Die im Jahre 1888 fortgesetzte Ausgrabung des grossen römischen Gräberfeldes im Südosten der Stadt, in der 'Neuen Anlage', hat, wie

---

131) Ueber diesen Fund vgl. die Ausführung von Jac. Keller Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 96—105 auch Korrespondenzbl. der WDZ. III 1884 S. 92 u. 117.

132) Philologus N. F. I 1888 S. 653—677.

133) Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 80.

134) F. H. Quetsch das Verkehrswesen am Mittelrhein im Alterthum (mit Karte) Mainz 1887 (45 S.) 4. vgl. G. Wolff Berl. Philol. Wochenschrift VIII 1888 S. 531 f. ist eine ganz dilettantische und werthlose Arbeit.

135) Fr. Schneider Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 196 f. VIII 1889 S. 196. Weitere Mittheilungen darüber von W. Velke in den Quartalblättern des histor. Vereins für das Grossherzogth. Hessen 1888 III S. 54 f. und von J. Keller im Korrespondenzbl. der WDZ. 1889 Oktober.

Velke mittheilt, eine reiche Ausbeute an Funden (darunter auch Grabsteine und Sarkophage mit Inschrift) und Beobachtungen über die Bestattungsweise der spätrömischen Kaiserzeit ergeben, deren wissenschaftliche Verwerthung noch aussteht. Auch auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, im 'Gartenfeld', wurde eine Anzahl römischer Steinsärge, darunter drei mit Inschrift, gefunden. Beide Begräbnissplätze sind auch für die Topographie des römischen Mainz von Wichtigkeit.

Die Brücke

Dagegen liegt nun für die Mainzer Rheinbrücke die erwartete amtliche Veröffentlichung (neue Studien S. 109) vor[136]. Von den ermittelten Thatsachen über die Gründung der Pfahlroste, auf denen die massiven steinernen Pfeiler ruhten (519 Quadern sind gefördert worden, bei weitem mehr liessen sich nicht heben und liegen noch auf dem Grund), die Steinpackung vor denselben, den wahrscheinlich hölzernen Oberbau, die Anschüttung mit Werkstücken der verschiedensten Art, die alle von hohem Interesse sind, hebe ich nur die folgenden hervor. Erstens die, dass sich die von Julius Grimm vermutheten Pfeiler auf der Kasteler Landseite nicht gefunden haben (S. 204), so dass die Brücke 'auf andere Art, etwa durch einen Erddamm oder eine in leichter Holzconstruction ausgeführte Rampe mit dem Kastell verbunden gewesen sein muss, wie auch strategische Rücksichten diess geboten oder wenigstens wahrscheinlich machen' (Heim). Auf der linken Seite ist wenigstens der 'diesseitige letzte [oder auch erste] Landpfeiler' in der Zeughausgasse aufgedeckt worden (Nachtrag zur Festgabe). Dagegen ist ein im September 1889 in jener Linie aufgedecktes Fundament nicht das eines Pfeilers, wofür es zuerst gehalten wurde, sondern dass eines Denkmals; es wird noch weiter untersucht. Zweitens die, dass von der ungemein grossen Anzahl von Eichenpfählen, die aus den Pfeilern hervorgezogen worden sind (mit ihrer Hülfe konnte ein vollständiger Pfeilerrost wieder hergerichtet und auf dem Museumshof aufgestellt werden; Taf. IV), eine sehr grosse Anzahl mit römischen Ziffern bezeichnet sind, meist mit nur einer, zuweilen mit zweien. Die Pfähle

---

136) 'Die römische Rheinbrücke bei Mainz' von Baurath Heim und Dr. W. Velke in der Festgabe der Generalversammlung des Gesammtvereins u. s. w. zu Mainz am 13. bis 16. Sept. 1887 dargebracht von dem Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer (Zeitschrift des Vereins Bd. III Heft 4) mit 7 Tafeln Mainz 1887 (232 S.) 8. Dazu F. Otto Jahrbücher für Philologie 1888 S. 189 ff.

waren also wohl sämmtlich nummeriert (die Ziffern laufen bis DV); ebenso wie die Schwellenlagen mit den Ziffern·I bis IV bezeichnet waren. Der Grundriss eines Pfeilers Taf. 5 zeigt 231 Pfähle; doch konnten sie viel dichter stehen. Hiernach darf der schon früher bekannte Pfahl mit LXIIII nicht mehr auf die XIV. Legion bezogen werden.

Zu den Werkzeugen mit Aufschrift, die schon bekannt waren, sind noch zwei hinzugekommen, ein Brennstempel mit der Inschrift FL · NERI /// SARIN (S. 208 Taf VI); vor S stand nach der Abbildung noch ein undeutlicher Buchstabe, etwa noch ein S. Die Schrift ist nicht besonders gut. Also wohl nicht (mit Velke) *Fl(avius) Neri(us) Sarin(us* oder *-ianus)*, welches eine kaum mögliche Benennung scheint, sondern *Fl(avii) Nerissarin(i)*. Ich weiss freilich auch das keltisch klingende Cognomen nicht zu belegen. Ferner fand sich ein Beil mit den zwei Stempeln IV (oder VI) und XOMIT·, etwa *Iu(lii) Timox(eni)*, Name des *faber ferrarius*, aus dessen Werkstatt das Beil stammt. Irgend verwerthbare Münzfunde sind in den Pfeilern nicht gemacht worden.

In Betreff der Entstehungszeit der Brücke und ihrer Schicksale treffen Velke's Ausführungen in allem Wesentlichen mit den in den 'neuen Studien' begründeten Ansichten zusammen. Für die Entstehung unter Domitian führt Velke die Worte des Statius in dem Gedichte an den Vettius Crispinus, des Vettius Bolanus Sohn (Silven V 2, 133) an, in denen unter den Kriegsschauplätzen, die er im Heeresdienst aufsuchen werde *(quem Caesaris ibis in orbem?)*, die *Arctoi amnes* und *Rheni fracta flumina* genannt werden. Doch kann der dichterische Ausdruck auch nur den unterworfenen, nicht den überbrückten Strom bezeichnen. Weil die zufällig erhaltenen inschriftlichen Denkmäler älterer Zeit aus dem Brückenbau nur die vierzehnte Legion nennen, schliesst Velke die zweiundzwanzigste von der Betheiligung an dem Bau aus und meint das Fehlen von Denkmälern der vierzehnten Legion in den Limeskastellen erkläre sich eben daraus, dass sie mit dem Brückenbau beschäftigt war. Ich halte, trotz des Fehlens von älteren inschriftlichen Zeugnissen, welches rein zufällig sein kann, die Theilnahme auch der zweiten der in Mainz liegenden Legionen, welche damals, wie es scheint[187]), den Beinamen *pia fidelis* erhielt,

187) F. Möller Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 185 f. und Mommsen ebend. S. 234.

bei einem so grossen Werke wie der Brückenbau fast für selbstverständlich. Doch ist zuzugeben, dass den Quartadecumani vielleicht der Hauptantheil an dem Werk zufällt. Später, als nur noch die zweiundzwanzigste dort stand, hat sie natürlicher Weise auch alle Wiederherstellungsbauten an der Brücke auszuführen gehabt. Dass die beiden Werksteine von ihr (neue Studien S. 98), die sich auf den beiden Ufern gefunden haben, auf die Wiederherstellung unter Caracalla sich beziehen, bestätigt eine Bemerkung Zangemeisters über das Material, auf dem sie sich befinden[138]). Die muthmasslichen späteren Schicksale der Brücke, Zerstörung unter Severus Alexander, Wiederherstellung unter Maximian (nach dem Lyoner Bleimedaillon), denkt sich Velke ebenso wie ich. Ueber den Bau Karls fehlt es an sicheren Daten; erst in den Jahren 1882 bis 1885 ist, und zwar wenig unterhalb der römischen, wiederum eine feste Rheinbrücke bei Mainz erbaut worden.

Die neue Untersuchung über Domitians Chattenkrieg von R. H. Zwanziger[139]) so wie J. Asbachs Abhandlung über 'die Kriege der flavischen Kaiser an der Nordgrenze des Reiches'[140]) berühren auch die Anlage der Grenzbefestigungen gegen die Chatten. Die letzte enthält eine sehr übersichtliche Sammlung der auf den Chattenkrieg Domitians bezüglichen Stellen des Martial und Statius. Ueber A. Dunckers Geschichte der Chatten ist oben (Anm. 13) gesprochen worden. Zuletzt hat die Ereignisse der Jahre 88 und 89 S. Gsell nach der Zeitfolge zu ordnen versucht[141]).

Für die Geschichte der Rheinüberbrückungen im Allgemeinen wäre eine genaue Kenntniss der Reste römischer Brücken über den Oberrhein werthvoll (neue Studien S. 121). Haug bemerkt (s. Anm. 2), dass bei Eschenz-Stein (Tasgaetium), sodann bei Zurzach-Rheinheim, und ferner wahrscheinlich bei Augst-Whylen solche vorhanden seien. Genaueres darüber weiss ich nicht anzugeben.

---

138) WDZ. IV 1883 S. 362.

139) 'Der Chattenkrieg des Kaisers Domitian' Würzburg 1885 (32 S.) 8. Dazu J. Asbach WDZ. V 1886 S. 369—373.

140) Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 26—48.

141) *Chronologie des expéditions de Domitien pendant l'année* 89 in den *Mélanges d'archéol. et d'hist.* LX 1888 S. 1—16.

## VIII.

## Römische Befestigungsanlagen am Niederrhein.

Auch für die in diesem Abschnitt behandelten Fragen ist mancherlei Neues zu verzeichnen. Ich fasse wiederum auch das auf die angrenzenden Gebiete Galliens sowie auf die römischen Niederlassungen jener Gegenden bezügliche zusammen.

### 1. Die Strassenzüge in Niedergermanien.

J. Schneider in Düsseldorf fährt fort, unbeirrt durch Th. Bergks scharfe Verurtheilung seiner Arbeiten[142]), den Verkehrsstrassen nachzuspüren. Mir liegen ausser den neuen Forschungen 'über die Römerstrassen auf der linken Rhein- und Moselseite'[143]) vor eine Mittheilung desselben über die Strassen bei Aachen[144]) sowie einige neue Hefte über 'Heer- und Handelswege'[145]) (vgl. neue Studien S. 115 Anm. 204), welche das weite Gebiet von der Nordsee und der Ems bis zur Elbe, von Basel bis zum Niederrhein und von Kampen am Zuyder-See und Leer am Dollart über Minden bis Magdeburg, umfassen. Auch die römischen Itinerarien werden darin nach ihrer allgemeinen Bedeutung erörtert. Das letzte Heft behandelt 'das römische Strassennetz in der Provinz Rheinpreussen zwischen Rhein, Maas und Mosel'.

Für Trier und die Fragen, die sich an seine Entstehungszeit und das Alter seiner Bauwerke knüpfen, sind neue und entscheidende Momente meines Wissens nicht vorgebracht worden. Ich bescheide mich gern, mit meinen Ansichten darüber allein zu stehen und warte die Widerlegung derselben durch Thatsachen ab, denen ich mich natürlich fügen werde. K. Zangemeister hat Beiträge zur Geschichte der *civitas Treverorum* gegeben[146]) und F. Hettner

---

142) Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 118 ff.

143) Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 1—6.

144) 'Römerstrassen in der Umgegend von Aachen', Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins VII 1885 S. 173—178.

145) 'Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche u. s. w. (mit einer Karte) IV Leipzig 1885 (26 S.) V Leipz. 1887 (23 S.) 8. Dazu A. Chambalu Berl. Philol. Wochenschr. VII 1887 S. 1386—88. 1416—20; Centralbl. 1887 S. 1492, wo über des Verf. bald halbhundertjährige Thätigkeit zusammenfassend berichtet wird.

146) Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 50—55.

führt fort, die zu Tage kommenden Baureste sorfältig zu verzeichnen[147].

Einstweilen verzeichne ich den Fund der ältesten bisher in Trier zum Vorschein gekommenen römischen Inschrift, einer Statuenbasis des Lucius Caesar[148]. Ein solches Zeugniss der augustischen Zeit verdient unter allen Umständen Beachtung. Auf F. Hettners lehrreiche Ermittelungen einer in jenen Gebieten von Gallien und Germanien einst zahlreich vorhandenen Klasse von Denkmälern des römischen Kultus, Viergötter- und Wochengötteraltäre und Bilder des reitenden und sitzenden Juppiter (Wodan) auf Säulen, ist schon hingewiesen worden[149].

Das römische Metz hat den eifrigen Erforscher seiner Alterthümer Dr. Fritz Möller leider durch den Tod verloren. Ich verzeichne hier seine ansprechende Vermuthung über das Alter der Wasserleitung von Gorze: er schreibt sie, einer Inschrift des Metzer Museums folgend, den Augustalen von Metz und der Zeit des Traian zu[150].

Den Umbau der römischen Strasse Trier-Neumagen, wohl als eines Theiles der grossen Strasse, welche Traian von Gallien bis zum schwarzen Meer geführt haben soll, erweist ein von F. Hettner zuerst richtig gelesener und gedeuteter Meilenstein[151]. Neumagen selbst liefert immer noch Bildwerke und Inschriften[152]. Das Römerbad Bertrich a. d. Mosel und seine alten Wege hat General von Veith eingehend beschrieben[153] und den Gondorfer Thurm als einen römischen Wachtthurm bezeichnet[154]. In Jünkerrath in der Eifel ist ein römisches polygones Kastell spätester Zeit aufgedeckt worden[155]. Auch Tolbiacum (Zülpich) hat einige neue Denkmäler geliefert, darunter eine Inschrift der bekannten Göttin

---

147) Ebend. VI 1887 S. 180 f. VIII 1889 S. 113.

148) Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 Nr. 8.

149) Oben Anm. 118. WDZ. IV 1885 S. 365—388. Vgl. Korrespondenzbl. IV 1885 S. 106 VI 1887 S. 229.

150) Metzer Zeitung vom 27. u. 28. Juli 1887 Nr. 172. 173.

151) In der Festschrift für C. Leemans und im Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 19.

152) Ebend. V 1886 S. 117.

153) Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 6 ff. mit Tafel.

154) Ebend. S. 157 f.

155) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 167. 249.

Sunuxsalis vom J. 239[156]). Die Lage des römischen Kastells (139 × 160 m) und die am Ort gefundenen Inschriften und Alterthümer schildert übersichtlich Oberpfarrer H. Nagelschmitt[157]). Ob die angekündigte Erforschung des 'Kaisersteins zwischen Erft und Freibach am Abhang der Eifelberge' zur Auffindung des Kastells Belgica geführt hat[158]), ist mir nicht bekannt.

Von den Rheinkastellen von Mainz abwärts sind nur einige Gegenstand erneuter Untersuchungen geworden. So Andernach[159]), dessen Befestigungen sich als der späten Zeit angehörig zu erweisen scheinen, während daneben eine vorgeschichtliche Ansiedelung[160]) und Gräber verschiedener Zeiten aufgedeckt worden sind[161]), darunter ein im zwölften Jahrhundert für das des Kaisers Valentinian gehaltenes. Ueber Remagen berichtet H. Reuleaux[162]); über römische Niederlassungen an der Ahr P. Joerres[163]).

Das Grenzgebiet des belgischen Galliens und Niedergermaniens hat sich General von Veith zum Arbeitsfeld gewählt (vgl. neue Studien S. 115 Anm. 205 S. 124 Anm. 227—233). Seine Abhandlungen über die Römerstrasse von Trier nach Köln und Bonn[164]) und die neuere über 'das alte Wegenetz zwischen Köln, Limburg, Mastricht und Bavai mit besonderer Berücksichtigung der Aachener Gegend'[165]) zeichnen sich wiederum durch sorgfältige Benutzung

---

156) Klinkenberg Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 193 f.

157) Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein XLIV 1885 S. 123—138.

158) Siehe Schaaffhausens Vorwort zu General von Veiths Programm über das Bonner Castrum (Anm. 172).

159) G. Terwelp Beiträge zur Geschichte der Stadt Andernach a) das Grab Kaiser Valentinians (1 Tafel) Andernach 1888 (13 S.) 4. Vgl. Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 186; F. Hettner Korrespondenzbl. der WDZ. VIII 1889 S. 16 f.

160) H. Schaaffhausen Bonner Jahrb. LXXXVI 1888 S. 1—41 Taf. 1—3.

161) C. Koenen Bonner Jahrb. LXXXVI 1888 S. 148—230 mit 10 Tafeln.

162) 'Remagen im Miltelalter und zur Römerzeit' Bonner Jahrb. LXXX 1885 S. 161—183 mit Taf. III IV; LXXXII 1886 S. 59—74.

163) Bonner Jahrb. LXXXII 1886 S. 82—93. 184.

164) Bonner Jahrb. LXXX 1885 S. 1—22 mit Taf. I; LXXXII 1886 S. 35—57 mit Taf. III.

165) Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Bd. VIII 1886 S. 97—124 und IX 1887 S. 1—13.

der Vorarbeiten holländischer und belgischer Gelehrten so wie durch eigene Kenntnissnahme der Oertlichkeiten aus, die in einer anschaulichen Karte niedergelegt ist. Der Verf. findet überall in seinen Beobachtungen Bestätigung für seine Ansetzung von Aduatuca in Limburg und von Caesars Rheinübergängen zwischen Bonn und Köln. Ueber Aduatuca liegt eine neue Notiz eines belgischen Gelehrten vor[166].

## 2. Die Rheinbrücken.

In eine erneute Erörterung der rein endlosen Vermuthungen über Caesars Rheinübergänge will ich nicht eingehen. Ehe nicht neue und zweifellose Thatsachen vorliegen, ist dem vorhandenen Stoff keine sichere Beantwortung der Frage abzugewinnen. Doch verzeichne ich kurz einige weitere Stimmen, zunächst zu der immer noch nicht übereinstimmend aufgefassten Bauart der Brücke, von O. Widmann[167], O. Pohl[168], H. J. Roby, dem verdienten englischen Grammatiker[169]; die sämmtlich von R. Schneider kurz beleuchtet worden sind[170]. Am Thurmer Werth bei Neuwied hat der Baumeister Isphording bei den Arbeiten für den Strombau unzweifelhafte Reste römischer Brückenpfeiler gefunden[171]; aber kein inschriftlicher Fund, kein unzweifelhaftes Anzeichen für ihr Alter fand sich dabei. Es ist daher völlig unmöglich hierin nun die gesuchte sichere Bestätigung für Caesars Neuwieder Brückenschlag zu finden. Mit Recht ist von Neuem betont worden, dass der Wortlaut von Caesars eigener Angabe über den Ort der Brücke sich mit dieser Ansetzung in keiner Weise vereinigen lässt. Sondern wenn er, wie nicht unwahrscheinlich ist, zum ersten Mal bei Xanten den Rhein überschritt, so muss der zweite Uebergang eben-

166) L. Vanderkindern *notice sur l'emplacement des Aduatiques* u. s. w. *Bulletin de l'Acad. roy. de Belgique* 1885 S. 369 ff. Vgl. Wochenschr. für klass. Philol. II 1885 S. 1468.

167) In der Zeitschrift Gymnasium III 1885 Nr. 11 u. 12.

168) Festschrift des Realgymnasiums am Zwinger Breslau 1886 (14 S.) 4. Dazu H. Walther Gymnasium V 1887 S. 167 f.

169) *Classical Review* I 1887 S. 242.

170) Berl. Philol. Wochenschr. IV 1884 S. 161 ff. Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1887 Jahresber. S. 343 ff. 1888 S. 329 ff.

171) Centralblatt der Bauverwaltung 1886 S. 241 ff. 267. Bonner Jahrb. LXXXII 1886 S. 30—34 Taf. II; vgl. R. Schneider Zeitschr. für das Gymnasialw. 1887 Jahresber. S. 364.

falls am Niederrhein, gewiss nicht höher hinauf wie Köln oder Bonn, stattgefunden haben. Ging er zuerst bei Köln hinüber, was auch nicht unmöglich ist, so passt Bonn immer noch gut als zweite Uebergangsstelle. Aber mehr wie Vermuthungen lassen sich darüber nicht äussern.

Aber die neuen Funde und Feststellungen in Bezug auf die hauptsächlich in Frage kommenden römischen Städte am Niederrhein, Bonn, Köln, Neuss, Xanten, sollen hier möglichst unabhängig von der Brückenfrage verzeichnet werden.

Bonn

In Bonn ist jetzt endlich, achtzig Jahre nach dem Beginn ernstlich darauf gerichteter Bemühung, das Lager der ersten minervischen Legion soweit festgestellt und ermittelt worden, als es nach Lage der Bebauung vor der Hand möglich ist. Die von Dorow im Jahre 1818 begonnenen, seitdem hin und wieder fortgesetzten, im Jahre 1868 theilweis bekannt gemachten, von E. aus'm Weerth 1876 wieder aufgenommenen Nachgrabungen sind bis zum J. 1888 für das Prov.-Mus. fortgeführt und vom General von Veith in zusammenfassender Darstellung zugänglich gemacht worden[172]. Ueber die Geschichte der Aufdeckung berichtet H. Schaaffhausens Vorwort; die auf dem Castrum gemachten Funde stellt J. Klein zusammen; eine sorgfältige, äusserst dankenswerthe Veröffentlichung. Die Uebersichtskarte von Hauptmann Lüling (Plan I) zeigt die fast vollkommen regelmässige Anlage des Normallagers für eine Legion, von 500 × 500 m oder 25 ha Lagerraum mit den vier Thoren. General von Veiths Karte (Plan II) orientiert zugleich höchst anschaulich über die strategische Wichtigkeit der Anlage. Die *Porta praetoria*, in der Nord- oder Hauptfront, die wahrscheinlich allein durch grosse, etwas später hinzugefügte, rechteckige Thürme geschützt war, liegt in der Achse der römischen Strasse Mainz-Köln. Vor der Decumana, vor der sich nach Süden hin die grosse Lagerstadt, das heutige Bonn, ausbreitet, begegnen sich die römischen Strassen von Trier und von Mainz; am Rheinufer, auf dem alten Windmühlenberg, schützte ein römischer Wachtthurm die Lagerstadt,

---

172) Das römische Lager in Bonn, mit zwei Plänen. Festschrift zu Winckelmanns Geburtstag am 9. Dezember 1888 herausgegeben vom Vorstande des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1888 (XVII 43 S.) 4. Vgl. auch G. Wolff Korrespondenzbl. der WDZ. VIII 1889 S. 88 J. Klein ebend. VII 1888 Nr. 11 und Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 165—167.

in der ein Tempel und Thermen mit Wandmalereien im späteren pompeianischem Stil nördlich vom heutigen Theater nachgewiesen sind. Das rechte oder Rheinthor lag beim Wichelshof, 250 m südlich von dem Zugang zu der Rheinbrücke, die an der Nordostspitze des Lagers, beim Jesuitenhof, angesetzt wird. Der Wichelshof wird als Stück eines Procastrum angesehn; was möglich ist, trotz der unmöglichen Ableitung des Namens von *vigiliae*, welches gar nicht einen Wachtposten bezeichnet. Auch beim 'Schänzchen' vermuthet man einen Wachtthurm. Die Südfront scheint die älteste Bauart bewahrt zu haben, wie sich leicht erklärt; hier sind Vorbauten bemerkt worden, wohl spätere Zuthaten. Ein weiterer Wachtthurm stand auf dem 'Bonner Berg', 500 m nördlich von der Porta praetoria an der römischen Strasse nach Köln. Das linke oder Westthor liegt an der Achse der römischen Strasse nach Düren. Wall und Graben, Mauer- und Thorbauten, z. Th. mit Kasematten, Kanäle zur Be- und Entwässerung zeigen, wie es scheint, des ersten Jahrhunderts würdige Bauart und Abmessungen. Aber ein fünftes Thor an der Westfront (bei der Husarenkaserne) wird späteren Ursprungs sein, als die ganze Anlage des Lagers. Von den 25 ha Flächeninhalt des Lagers sind erst im Ganzen 5 ha an verschiedenen Stellen wirklich ausgegraben worden. Es ist daher begreiflich, dass die blossgelegten Fundamente noch nirgends zusammenhängende Anlagen von zweifelloser Bestimmung erkennen lassen. Nur die Kaserne an der Ostfront unweit der Porta dextra und südlich der Via principalis zeigen einen verständlichen Plan. Die der Südwestecke (bei der Husarenkaserne) sind nur theilweis verständlich. Noch ist keine Spur des Praetoriums oder anderer wichtiger Bauten gefunden worden; hier bleibt künftigen Nachgrabungen, wenn sie unter günstigen Umständen möglich sind, noch vieles vorbehalten. Eine andere Orientierung, Front nach Osten, schlägt C. Koenen vor[173]); sie hat auch an Georg Wolff in Frankfurt einen Vertheidiger gefunden und scheint sich aus allgemeinen Erwägungen zu empfehlen; denn in der That bildete die Flussseite die Hauptfront dem Feinde gegenüber. Unter den Fundstücken nehmen die 44 Varietäten des ausschliesslich vorkommenden Ziegelstempels der ersten Legion die erste Stelle ein; sie sind ein geschichtliches Zeugniss ersten Ranges. Auch auf einem steinernen Werkstück steht ihr Name (S. 35). Neben

173) Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 189 f. mit der Erwiederung.

denen der Legion kommt nur noch der einzige militärische Stempel VEX TR vor (S. 18 und 34), dessen Deutung unsicher ist. Das Werkstürk mit VEX·LIR (S. 37) ist davon nicht zu trennen. Die Feststellung der Lesung beider Stücke verdiente erneute Aufmerksamkeit; sollte damit das Vexillum, die Reiterabtheilung eines *Tr*... oder *L. Tr* . . . gemeint sein, nach Analogie der Kölner Inschrift eines *missus ex leg. I [vex]ssillo G. Lucreti [Mar]onis*[174])? Auch die Xantener Stempel mit *vex(illatio) ex Ger(mania) inf(eriore)* sind zu vergleichen[175]). Der Deutung des Fragments einer grossen Kaiserinschrift aus dem ersten Jahrhundert (S. 35) auf Vespasian, die J. Asbach begründete[176]), steht m. E. nichts im Wege. Ein anderes grosses Inschriftenfragment (S. 37) bezieht J. Klein[177]) auf eine Wiederherstellung unter den Antoninen. Von hervorragender Wichtigkeit ist die von demselben Gelehrten veröffentlichte, zum Münsterbau verwendete Basis des J. 160, wonach eine Vexillatio der Rheinflotte auf Befehl des Legaten der Provinz nach Bonn geschickt war, um Steine zur Pflasterung des Marktes der Colonia Ulpia Traiana bei Xanten zu brechen[178]), die damals gerade von einem Brande heimgesucht worden war (Brambach 216).

Ich gehe nicht ein auf die Frage nach der Rheinbrücke, die General von Veith beim Jesuitenhof, der Schwarzrheindorfer Kirche gegenüber, ansetzt[179]). Dort findet er zugleich einen Brückenkopf und hält Gensem (so, nicht Geusem, wie man früher sagte, wird jetzt als der urkundlich festgestellte Name des Ortes angesehen) mit seinen Mauerresten[180]) für das vielberufene Caesoriacum oder Ge-

---

174) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 168.

175) Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 95.

176) WDZ. VI 1886 S. 231.

177) Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 90.

178) J. Klein Bonner Jahrb. LXXX 1885 S. 151; Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 7. 76 f. 106. Vgl. Philol. Anz. XV 1885 S. 555. Zu den übrigen Fundstücken bemerke ich, dass auf dem Grabstein des Liberalinius Vitalis (S. 38) zu lesen sein wird *Maturinia Ga l(iberto) et coniugi*. Auf dem Bronzeblech (S. 21) stand vielleicht *strato[r] tr(ibuni)?*. Das kleine vergoldete Erztäfelchen mit Oese vom Bonner Berg (S. 27) war gewiss keine Dienstauszeichnung, sondern mit anderen gleichartigen bestimmt als Gürtel- oder Pferdeschmuck aufgereiht zu werden.

179) Die von E. aus'm Werth bei der Pfaffenmütze beobachteten Pfähle scheinen jüngeren Schutzwehren anzugehören; Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 142. 188.

180) Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 186–189.

soriacum (Gensoniacum?) der Florusstelle (II 30); während Bergk darin Xanten[181]), J. Pohl einen alten Namen von Mainz findet, der nirgends bezeugt ist[182]). In Bezug auf Brückenanlagen mahnen die Erfahrungen der letzten Jahre zur Vorsicht.

Köln Bald nach dem Erscheinen der neuen Studien gab der Bonner Verein General von Veiths Studie über das römische Köln heraus[183]). Wenn diese Studie kein anderes Verdienst hätte als das, die Untersuchung über Kölns Anfänge von Neuem in Fluss gebracht zu haben, so müsste sie schon als dankenswerth bezeichnet werden. Freilich erschöpft sie ihre Aufgabe nicht; nur ein an Ort und Stelle lebender Gelehrter, der die Fülle der lokalen Traditionen in der älteren Litteratur beherrscht und umfassende archivalische Studien anstellt, wird ein so erschöpfendes Sammelwerk über Kölner Alterthümer herstellen können, wie es dem General vorschwebte und allerdings die nothwendige Grundlage aller weiteren Forschung bildet[184]). Sehen wir zunächst dabei von Caesars Rheinübergängen und ebenso von dem Deutzer Kastell ab, so lehrt die geschichtliche Ueberlieferung über Kölns Gründung, wie sie zuletzt nach Düntzer und Bergk von J. Asbach beleuchtet worden ist[185]), nur folgendes. Agrippa hat im J. 38 v. Chr. die Ubier auf dem linken Rheinufer angesiedelt und bei seinem späteren Kommando in Gallien im J. 19 v. Chr. wie in Mainz so vielleicht auch in Köln die Grundlage zu dem festen Lager der Legionen gelegt. Nach der Niederlage des Lollius im J. 17 v. Chr., als das 'alte Lager' bei Xanten von Augustus angelegt worden war, hat Drusus die Stadt der Ubier zum Mittelpunkt der militärischen Verwaltung und zum stehenden

181) Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 117.

182) Verona und Caesoriacum die ältesten Namen für Bonn und Mainz, ein Beitrag zur Kritik und Erklärung des Florus, Münstereifel (Bonn) I II 1886—87 (33. 32 S.) 4. Vgl. Berl. Philol. Wochenschr. VII 1887 S. 259.

183) Das römische Köln, nebst einem Plane der römischen Stadt mit Einzeichnung der bemerkenswerthesten Funde. Im Auftrage des Vorstandes des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande verfasst von Carl von Veith, Generalmajor z. D.; Festprogramm zu Winckelmanns Geburtstag am 9. Dezember 1885. Bonn 1885 (63 S.) 4. Dazu F. Hettner Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 71 f. A. de Ceuleneer *Rev. de l'instr. publ. en Belgique* XXIX 1886 S. 262—264.

184) Vgl. Deutsche Rundschau XII 1886 S. 224.

185) 'Die Anfänge der Ubierstadt' Bonner Jahrb. LXXXVII 1885 S. 121—134. Vgl. A. Riese oben Anm. 26.

Lager zweier Legionen, der ersten und der zwanzigsten, gemacht und hier wie in Lyon den Altar der Roma und des Augustus geweiht. Segimund, Segestes Sohn, war im J. 9 v. Chr. Priester an diesem Altar und veranlasste die Erhebung der linksrheinischen Germanen nach der Niederlage des Varus. Von hier aus unternahm Tiberius im J. 8 v. Chr. seinen Feldzug gegen das freie Germanien. In der Ubierstadt endlich war das Hauptquartier des Germanicus in den Feldzügen vom J. 14 n. Chr. an; nur eine Schiffbrücke verband die beiden Ufer. Ob auch sein Kenotaph sich hier befand oder in Vetera Castra, während in Mainz vielleicht sein Ehrenbogen mit dem Tropaeum über die Markomannen stand, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden[186]). Köln wie Mainz haben ihren Eigelstein. Wie bei Mainz scheint dann erst unter den flavischen Kaisern eine feste Holzbrücke und als Brückenkopf das Kastell Divitia angelegt worden zu sein; ich komme auf diese Frage bei Deutz zurück. Aber wo der Altar der Ubier stand, der der Stadt ihren Namen gegeben hat, ist aus den Zeugnissen nicht zu entnehmen. Dass er auf der alten Rheininsel zu suchen sei, über die wenig glaubwürdige Berichte der alten Chronisten vorliegen, die aber den natürlichen Stützpunkt für jede Brückenanlage bilden musste, ist eine Annahme, die durch die vermeintliche Gleichartigkeit der Lage des Altars von Lugudunum am Zusammenfluss von Rhodanus und Arar nicht gestützt werden kann[187]). Wo er stand, werden vielleicht einmal zufällige Funde lehren; man sucht ihn an irgend einem hervorragenden Punkte ausserhalb des ältesten Lagers.

Es scheint nicht bezweifelt werden zu können, dass die an vielen Punkten bis vor kurzem vortrefflich erhaltene alte Umfassungsmauer Kölns die ursprüngliche, kein vollkommenes Rechteck bildende der Colonie ist, mag sie auch Erneuerung und Bekleidung in der Zeit nach Hadrian und ihre Thürme erst in constantinischer Zeit erhalten haben. Fraglich ist nur, ob die Stadt sich mit dem Castrum der Legion deckt, oder, wie in Bonn, sich seitlich an die-

---

186) Vgl. darüber zuletzt J. Asbach Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 29.

187) Was Riese in seinen neuesten 'Forschungen' (Anm. 26) S. 7 gegen die Bedeutung des Altars für die ganze Provinz bemerkt hat, kann hier unerörtert bleiben. Aber dass in anderen Provinzialstädten Priester der *ara* des Augustus vorkommen, beweist nicht, dass es daselbst auch solche Altäre gab; es beziehen sich diese Priesterthümer nur auf den einen Altar der Hauptstadt.

selbe herangelegt hat. Unmöglich ist es ja nicht, dass das Legionslager sich irgendwo in erhöhter Lage am Rhein neben der Stadt befand. Nur ist der vom General Wolf dafür erklärte Platz, 'die Alteburg' (südlich von Köln vor der Villencolonie Marienburg), wo General von Veith einen alten Wachtposten und später, nach dem J. 50, das Legionslager vermuthet (S. 28), nach den daselbst angestellten Grabungen bisher nur als der Sitz bürgerlicher Niederlassungen zu erkennen[188]. Möglich ist, dass ein Theil der hier gefundenen Baureste zu Anlagen für die Station der Rheinflotte gehörte, welche J. Asbach[189]) hier vermuthet hat, wenn anders die Stempel hier gefundener Ziegel CGP wirklich als *classis Germanica praetoria* zu deuten und nicht vielmehr die Namen eines Privatmannes damit gemeint sind.

Aber die früh aus Legionslagern hervorgegangenen Städte pflegen, wie besonders Nissens Untersuchungen klargestellt haben, in ihrem durch die rechtwinklich sich schneidenden Strassen gebildeten Kern durch alle Jahrhunderte hindurch kenntlich zu bleiben. Es ist daher mindestens eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass Köln, bei dem auch die von aussen kommenden Strassen in jenem Kern zusammentreffen, in der That wie Mainz, Aosta und zahlreiche andere römische Städte das Legionslager, nachdem es aufgehört hatte von Truppen besetzt zu sein, in sich aufgenommen habe und mit ihm zusammengewachsen sei. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind die am Dom und in dem Raum zwischen ihm, Obenmarspforten und der Hochstrasse gemachten Funde[190]). Die Inschrift Brambach 331 zeigt ungefähr die Lage des Praetoriums an; hier wird man des Germanicus Haus anzunehmen haben. Erfahrungsmässig sind die Kathedralen vielfach an die Stelle der alten Burgheiligthümer getreten; wie ja längst von Düntzer

---

188) Ueber die sehr verdienstlichen Arbeiten des Generals habe ich der Berliner archäologischen Gesellschaft berichtet, Berl. Philol. Wochenschr. VIII 1888 S. 416; Wochenschr. für klass. Philol. III 1886 S. 1116 IV 1887 S. 828; vgl. Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 155. Vgl. auch desselben Aufsatz 'Wie gross war ein römisches Winterlager für zwei Legionen?' Bonner Jahrb. LXXXVI 1886 S. 94—106. Soeben erschien F. Wolf Kastell Alteburg bei Köln, geschichtliches Denkmal der ältesten Römerzeit am Rhein (3 Taf.) Köln 1889 (III 56 S.) 8.

189) Bonner Jahrb. LXXXVI 1888 S. 129.

190) Vgl. A. von Cohausen Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 214—220; L. Schwörbel ebend. LXXXII 1886 S. 15—29.

für Köln ausgeführt worden ist[191]). Sollte an der Stelle des Doms der Altar der Ubier gestanden haben? Das Amphitheater, zwischen Dom und Appellhof, lag gewiss ausserhalb des ältesten Legionslagers. Für späteren Ursprung der Gebäude in jener Umgebung spricht auch der Fund von Ziegeln der *legio XXX Ulpia Victrix*[192]). Ob es einmal gelingen wird, das älteste Legionslager innerhalb der Ummauerung der Colonie nachzuweisen, steht dahin. Die erhaltene Ummauerung wird, wie gesagt, mit Mertz für die uranfängliche zu halten sein; Verstärkungen, Wiederherstellungen im dritten und vierten, Neubau der Thore etwa im zweiten Jahrhundert sind an sich wahrscheinlich, zum Theil, für die Kaiser Gallien und Constantin, sicher bezeugt.

Deutz

Unabhängig hiervon ist die Frage nach der Gründung des Kastells von Divitia[193]) zu betrachten. Was zunächst die Brücke anlangt, als deren Kopf das Deutzer Kastell anzusehen ist, so hat General Wolfs Behandlung derselben eine eingehende Würdigung durch H. Düntzer gefunden[194]), aus der manches zu lernen ist. Ich weiche bereitwillig den Gründen, welche Hettner gegen die von mir[195]) versuchte Datierung vorgebracht hat[196]). Ihre Grundlage, die Vergleichung mit den Maassen der Mainzer Brücke, hat sich als unzulänglich herausgestellt. Von dieser Seite ist also eine Datierung der im Rhein gefundenen Brückenpfeiler nicht möglich. Darüber, ob nach dem Aufgeben des rechten Rheinufers und der Aufhebung des Legionslagers in Köln eine stehende Brücke unnütz oder gefährlich war, lässt sich streiten. Ganz ohne Besatzung

---

191) Die Kirche Maria am Capitol führt ihren Namen erst seit dem 11. Jahrhundert, wie Düntzer richtig annimmt; trotz des Widerspruchs von O. Kuhfeld *de capitoliis imperii Romani* (Berlin 1882) S. 74 f.

192) J. Klein Bonner Jahrb. LXXXVI 1888 S. 288 LXXXVII 1889 S. 211—214.

193) Die Namensform ist jetzt inschriftlich festgestellt durch K. Zangemeister Korrespondenzbl. der WDZ. VIII 1889 S. 39. Riese's Vorschlag (Forschungen S. 21; s. Anm. 26) das verderbte *Nictrensium* in der vielbesprochenen Stelle des Provinzialverzeichnisses in *Divitiensium* zu ändern ist paläographisch nicht leicht und sachlich unmöglich, weil hier nur Volksnamen, *civitates*, stehen.

194) Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 7—25 LXXXII 1886 S. 152 f.

195) WDZ. V 1886 S. 238 ff. Vgl. die Erwiderung des General Wolf Bonner Jahrb. LXXXIII 1887 S. 227—235. sowie denselben ebend. LXXXV 1888 S. 172—178.

196) Ebend. S. 244 ff.

ist Köln sicher nie, so wenig wie andere Provinzialhauptstädte, gewesen; der Sitz der Legaten von Untergermanien hat, wie die zahlreichen Soldatengrabsteine aus Köln aus der Zeit von der Mitte des ersten Jahrhunderts abwärts zeigen, stets Mannschaften für den Dienst des Legaten beherbergt, wie z. B. die *ala Classiana*[197]); im Nothfall bildeten hier, wie überall, die Veteranen und übrigen Bürger eine Schutztruppe[198]). Das Zeugniss endlich des Eumenius sagt nur, dass man damals begonnen habe Fundamente in dem reissenden Fluss zu legen. Dass solche überhaupt bis dahin nicht vorhanden gewesen seien, liegt in diesen Worten nicht. Auch wenn man von aller panegyrischen Uebertreibung in jenen Kapiteln (11—13) der Rede absieht, die dem Lobredner doch wohl zugetraut werden kann, so besagen seine Worte, dass die binnen kurzem fertig gestellte neue Kölner Brücke zugleich mit den *per intervalla disposita castella*, die den Limes mehr zierten als schützten, wie auch die Brücke selbst *magis ad gloriam imperii et ornatum limitis* diene, und mit der Rheinflotte das sicherste Mittel sei, die Feinde durch die Möglichkeit schneller Eroberungszüge in Respect und die friedlichen Einwohner in sicherem Schutze zu halten. Dass eine ältere, meinetwegen weniger massive stehende Brücke überhaupt niemals vor Constantin, oder wenigstens seit Claudius nicht bestanden habe, hatte der Redner zu bemerken gar keine Veranlassung. Wenn ihr Vorhandensein durch andere Zeugnisse feststände, wie es bei der Mainzer Brücke der Fall ist, so bin ich noch heute der Meinung, dass die Worte der Lobrede dem nicht entgegenstehen. Leicht kann übrigens, wie die Mainzer, so auch die Kölner Brücke wiederholt im zweiten und dritten Jahrhundert abgebrochen und wieder errichtet worden sein. Dass in der Zeit zunächst vor Constantin keine vorhanden war, wird Niemand bestreiten.

Für die Erbauungszeit des Deutzer Kastells hat Hettner wiederum das Verdienst, zuerst auf die dem Ende des dritten oder dem Anfang des vierten Jahrhunderts angehörigen, auch in Trier häufigen Ziegel mit den Aufschriften *Capio* und *Capionaci* (und einigen

---

197) F. Bücheler Rhein. Mus. XLII 1887 S. 151.

198) Wie J. Asbach Bonner Jahrb. LXXXVI 1888 S. 131 richtig hervorhebt. Die Decurionen der Ara Ubiorum unterhandeln mit den überrheinischen Germanen als militärische Führer; vgl. Marquardts Handbuch II² S. 537.

ähnlichen) aufmerksam gemacht zu haben[199]), welche sich in manchen Theilen der Mauern und Thürme gefunden haben. Da ausserdem die ganze Bauart, Tuffsteine mit dazwischen gezogenen Ziegelschichten, hier wie in Boppard, Kreuznach, Neumagen und Jünkerath, ebenso in Frankreich und in England in zahlreichen Beispielen, meist Bauten des dritten und vierten Jahrhunderts eigen ist, und ebenso das Defensivsystem des Baues, die Thürme, der späten Kaiserzeit entsprechen, so ist die Erbauung aller Theile der bis jetzt freigelegten Umwallung in constantinischer Zeit in hohem Maasse wahrscheinlich. Auch passt die Anlage oder erhebliche Verstärkung eines solchen Kastells zu den vorhandenen Nachrichten über die allgemeine Grenzvertheidigung unter Diocletian, auf welche Mommsen hinweist.

Dreierlei Zeugnisse aber lassen sich damit, dass vorher überhaupt in Deutz kein gemauertes Kastell vorhanden gewesen sei, nicht ohne Weiteres vereinigen. Einmal die Ziegel der beiden obergermanischen Legionen, der achten und der zweiundzwanzigsten, die, so jung sie auch sein mögen, doch sicher nicht der diocletanischconstantinischen Zeit angehören. Daher auch das zufällige Vorkommen eines solchen Ziegels der zweiundzwanzigsten Legion neben jenen späten mit *Capio* u. s. w. in der Porta praetoria nichts weiter beweist, als dass bei dem späteren Bau auch einmal ein älterer Ziegel wieder Verwendung gefunden hat. Dass diese Ziegel von Mainz nach Deutz geliefert worden seien, ist, wie oben (S. 39) bemerkt wurde, in hohem Maasse unwahrscheinlich und mindestens unbeweisbar. Dazu kommt, dass auch in Köln Ziegel dieser Legion neben denen der XXX Ulpia Victrix gefunden worden sind[200]). Dass die beiden Legionen zeitweilig nach Deutz zum Kastellbau commandiert waren, führt wiederum mit Nothwendigkeit spätestens auf die Zeit vor Diocletian.

Ferner die in Deutz gefundenen Inschriften. Die Inschrift der Kaiser Marcus und Verus, mag sie innerhalb mittelalterlichen Bauwerks gefunden sein und sich nicht auf die Porta praetoria beziehen, was ohne Weiteres zugegeben werden kann, — dass sie von Köln oder sonst woher herübergebracht worden sei, ist so wenig beweisbar, wie

---

199) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 180. Vgl. auch L. Schwörbel Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 206—212.

200) Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 213.

dass die übrigen aus den Trümmern der Benedictinerabtei hervorgezogenen Deutzer Steine (Brambach 438—442. 443. 444) die sämmtlich dem zweiten und dritten Jahrhundert angehören, aus Köln stammen (442 kann von einem Kölner Augustalen in einem ländlichen Heiligthum gesetzt sein). Wo nicht zwingende Gründe hindern, ist man hier wie anderswo berechtigt eine am Ort gefundene Inschrift als zugehörig anzusehn. Zu einem Denkmal, wie das Relief mit der Schafherde, hat die Inschrift der Kaiser Marcus und Verus sicher nicht gehört. Aber selbst dann bliebe das Datum bestehen.

Endlich die seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts vorkommenden *numeri Divitiensium*. Dass diese Heeresabtheilungen nicht nach ihrem Aushebungsbezirk, sondern von den Lagerorten den Namen erhielten, ist bekannt. Aber dass es noch ein zweites Divitia in Obergermanien gegeben habe, beweist die afrikanische Inschrift des *numeri Divitiensis Germaniae superioris* (CIL VIII 9059) meines Erachtens nicht; sie besagt nur, dass ein *numerus Divitiensis* in Obergermanien stand. Dass Divitia, ein einzelnes Kastell, der Aushebungsbezirk des Numerus gewesen sei, hat Niemand behaupet. Aber dass diese Truppentheile den Namen ihres ursprünglichen Lagerortes auch bei Versetzungen in andere Lager und Provinzen beibehielten, wenn sie, wie die *Bremenienses* und *Divitienses*, eben kein anderes Ethnicum im Namen führten, passt auf alle solche Bezeichnungen. Ich fahre bis zur Widerlegung meiner Ansicht daher fort zu glauben, dass eine Anzahl ursprünglich in dem Kastell von Deutz garnisonierter Truppentheile vom Anfang des dritten Jahrhunderts an von dort in andere weit entfernte Garnisonen verlegt und an ihrem ursprünglichen Lagerort durch andere ersetzt worden sind. Wodurch denn das Vorhandensein eines Kastells *Divitia* im zweiten und dritten Jahrhundert erwiesen wäre.

Bei Untersuchungen dieser Art sind wir alle dem Irrthume um so mehr unterworfen, als die lückenhafte Ueberlieferung und die noch nicht ausreichende Erforschung durch Grabungen oft sehr verschiedenartige Auslegungen zulässt. Unser aller Aufgabe aber ist es, zunächst vorurtheilslos zu lernen. Auch über Köln und Deutz haben wir bereits manches Neue gelernt und hoffen von der Zukunft weitere Belehrung.

**Neuss** Neuss scheint nach C. Koenens Untersuchungen neben dem Legionslager bei Grimlinghausen früher nur ein *vicus*, erst seit Constantin ein befestigtes Kastell geworden und als solches unter Julian

und Valentinian und bis in die fränkische Zeit gedauert zu haben[201]). Vorrömisches, römische Inschriften und Gräber, Ziegel der *legio [XXX Ulpia] victrix*[202]) und ein römischer Kanal bei dem Lager vor Grimlinghausen sind gefunden worden. Koenen hat an den Funden bei Schloss Dyck in lehrreicher Weise gezeigt, wie sich unter den besonderen Verhältnissen der spätesten Römerzeit aus römischen Villen und Landgütern frühmittelalterliche Dynastensitze entwickelt haben[203]).

Für die Kenntniss des Köln und Neuss gegenüberliegenden rechtsrheinischen Germanenlandes, insbesondere für die Düsseldorfer Gemarkung, haben nach den verdienstlichen Arbeiten F. Schneiders (oben S. 10) wiederum C. Koenens schon oben (S. 51) erwähnte vortreffliche Beobachtungen wichtige Thatsachen aufgedeckt[204]). Die Wohnsitze, die Verkehrswege, die auch Römerstrassen waren, die Gräber der germanischen Stämme jener Gegenden aus verschiedenen Epochen treten aus den dort gemachten Funden jetzt zu Tage. Der Verf. ist mit Untersuchungen über die germanischen Völkerstämme beschäftigt, welche Müllenhoffs grossen Combinationen hoffentlich dereinst einmal die Ergebnisse aus der erst beginnenden Untersuchung der vorgeschichtlichen Funde jener Gegenden dienstbar machen werden.

Auch in Aachen sind merkwürdige römische Ziegel gefunden und von B. M. Lersch in vortrefflichen Abbildungen veröffentlicht worden[205]).

Xanten

Für Xanten, über dessen Anlage nach General von Veith zuletzt J. Asbach gesprochen hat[206]), liegen keine neuen Berichte vor. R. Cagnats oben (S. 46) angeführte Verbesserung der Stelle des Ptolemaeos über Batavodurum (II 8, 8) hat den anderweitig hinreichend bezeugten Namen der *colonia Traiana* als einer selbständigen Stadt neben den Castra Vetera glücklich wiederhergestellt.

201) Bonner Jahrb. LXXXIV 1887 S. 261—263 LXXXV 1888 S. 156—169.

202) C. Koenen Bonner Jahrb. LXXX 1885 S. 236 f. 239 LXXXI 1886 S. 227; Korrespondenzbl. der WDZ. IV 1885 S. 114 VI 1887 S. 153. 250 VIII 1889 Nr. 7.

203) Bonner Jahrb. LXXXI 1886 S. 150—162.

204) 'Zur ältesten Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung' Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 147—154 vgl. LXXXVII 1889 S. 179 f.

205) Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins VII 1885 S. 159—172.

206) Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 15 f. Vgl. auch General von Veith ebend. LXXXIII 1887 S. 246.

Auf den Inschriften der *equites singulares* in Rom erscheinen *milites Traianenses Baetasii*[207]). Aus den Mittheilungen von J. Steiner über 'das Trümmerfeld vor dem Clever Thore der Stadt Xanten[208]) ergiebt sich, dass daselbst ausgedehnte Substructionen von römischen Gebäuden guter Zeit vorhanden sind, deren Bestimmung noch nicht zu erkennen ist. Ziegel der dreissigsten Legion sind dabei nicht, wohl aber solche der *leg. XV* und anderer Truppentheile gefunden worden.

### 3. Die rechtsrheinischen Befestigungslinien.

Während die 'neuen Studien' am Schlusse (S. 137) einen gewissen Abschluss der zahllosen älteren Untersuchungen über die Römerkriege in Deutschland verzeichneten, ist seitdem der Kampf der Meinungen und Vermuthungen erst recht entbrannt. P. Höfers Buch über den Feldzug des Germanicus hat eine mit Recht vorwiegend ablehnende Beurtheilung erfahren[209]), obgleich die lokalen Beobachtungen des Verf. einen gewissen Werth behalten. J. von Pflugk-Harttung hat an eine Besprechung des Buches eine Reihe von selbständigen Ausführungen geknüpft[210]). Dagegen sind die Ergebnisse von Mommsens und Menadiers Untersuchungen über die Oertlichkeit der Varusschlacht (Anm. 279) inzwischen von K. Zangemeister in lichtvoller Darlegung zusammengefasst und allseitig und vollständig erläutert worden[211]), so dass es nicht nöthig ist, darauf noch

207) Korrespondenzbl. der WDZ. V 1886 S. 123 f.

208) Bonner Jahrb. LXXXVII 1889 S. 87—96.

209) Neue Studien Anm. 278; G. Helmreich Bursians Jahresber. XXXIX 1884 S. 156; E. Klebs Deutsche Litteraturzeitung 1885 S. 1113; G. A(ndresen) Wochenschr. für klass. Phil. II 1885 S. 1361; Weidemann Philol. Rundschau V 1885 S. 1549 f. G. Kossinna Zeitschr. für deutsches Alterthum XXX 1885 S. 165 f.; A. Duncker Hist. Zeitschr. N. F. XX 1886 S. 66 f. Vgl. auch A. Deppe Kriegszüge des Germanicus in Deutschland Heidelberg 1887 (42 S.) 8. und dazu A. Eussner Berl. Philol. Wochenschr. VII 1887 S. 721; R. Wagner Korrespondenzbl. der deutschen Gesellschaft für Antropologie XVIII 1887 Nr. 4.

210) Rhein. Museum XLI 1886 S. 73—85.

211) WDZ. VI 1887 S. 234—252. 335—354. Dazu die mehr oder weniger zustimmenden Besprechungen von A. Centralbl. 1885 S. 1259; W. Velke Deutsche Litteraturzeitung 1885 S. 1338; A. Duncker Histor. Zeitschr. N. F. XX 1886 S. 64 ff.; R. Cagnat *Revue critique* XXIV 1887 S. 285 ff.; Weidemann Philol. Rundschau V 1885 S. 1588; J. Asbach Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 34 ff.; A. Deppe Bonner Jahrb. LXXXVII S. 53—59.

einmal zurückzukommen. Dabei sind zugleich die gänzlich unbegründeten Widersprüche gebührend zurückgewiesen worden, welche H. Veltmann[212]) und nach ihm H. Neubourg[213]) erhoben haben, dessen Arbeit, wie Zangemeister bemerkt, kaum ernst zu nehmen ist. Auch die späteren Arbeiten haben an dem so gewonnenen Ergebniss nicht viel zu ändern vermocht. Nicht gefördert ist die Sache durch den erweiterten Wiederabdruck der älteren Schrift von E. M(üller) von Sondermühlen (vgl. Zangemeister S. 350 Anm. 90) über die Varusschlacht, die sie zufällig auch nach Barenau setzt[214]).

F. Böcker hat ohne jeden Erfolg nach J. E. Stüve's Vorgang (Zangemeister S. 348) Damme als den Ort der Varusschlacht wieder hervorgesucht[215]). Höfers Buch und die Widersprüche, die es gefunden, haben eine noch viel ausführlichere neue Behandlung der ganzen Frage durch F. Knoke hervorgerufen[216]).

---

212) Neue Studien Anm. 280; vgl. A. Centralbl. 1887 S. 702; P. von Rohden Wochenschr. für klass. Philol. IV 1887 S. 1325 ff.; A. F. Abraham Mittheil. aus der histor. Litteratur XVI 1887 S. 300—302.

213) Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichniss der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen Detmold 1887 (VI 70 S.) 8. Dazu A. Centralbl. 1887 S. 1429; P. von Rohden Wochenschr. für klass. Philol. IV 1886 S. 1325 ff.; P. Höfer Zeitschr. für Gymnasialw. 1887 S. 770 f.; M. Ihm Bonner Jahrb. LXXXV 1887 S. 127 f.; Menadier Zeitschr. für Numismatik XIV 1887 S. 19—27; A. F. Abraham Mitth. aus der histor. Litteratur XVI 1888 S. 292; G. Wolff Berl. Philol. Wochenschr. IX 1889 S. 46. 936 ff.

214) M. von Sondermühlen Spuren der Varusschlacht, Berlin 1888 (I 123 S.) 8. Dazu P. von Rohden Wochenschr. für klass. Philol. V 1888 S. 1066; E. Dünzelmann Neue Philol. Rundschau 1888 S. 95; G. Wolff Berl. Philol. Wochenschrift IX 1889 S. 123 und Nr. 29.

215) Damme als der muthmaassliche Schauplatz der Varusschlacht Köln 1887 (71 S.) 8. Dazu Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 173 f.; G. Wolff Berl. Philol. Wochenschr. VIII 1888 S. 51 f.; Brüngert Gymnasium 1888 S. 198 f.; A. F. Abraham Mitth. aus der histor. Litt. XVI 1888 S. 303.

216) Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland, mit fünf Karten Berl. 1887 (XI 566 S.) 8. [vgl. dazu des Verf. frühere Abhandlung zu dem Feldzug des Germanicus im J. 16 nach Chr. Jahrb. für Philol. 1885 S. 633—638.] Dazu A. Centralbl. 1887 S. 1101; G. Andresen Wochenschr. für klass. Philol. IV 1887 S. 623 ff.; R. Cagnat *Revue critique* XXIV 1887 S. 285 ff.; Curschmann Neue philol Rundschau VII 1887 S. 261 ff.; Goebel Jahrb. für Philologie 1888 S. 603 ff.; Brüngert Gymnasium 1888

Trotz der unleugbaren Vorzüge des Buches, die nur durch seine übertriebene Breite beeinträchtigt werden, vermag ich mir, abgesehen von vielen anderen Einzelnheiten, die hauptsächlichen topographischen Ergebnisse des Verf. (die Varusschlacht zwischen Leeden und Lose, die vom J. 15 bei Barenau, Aliso Nienbrügge an der Ahse bei Hamm, Idisiaviso die Eisberge bei Arensburg) nicht anzueignen. Die zahlreichen Einwendungen, welche gegen sein Werk in den Beurtheilungen und in den selbständigen auf den Gegenstand bezüglichen Arbeiten der letzten zwei Jahre erhoben worden sind, bespricht der Verf. wiederum ausführlich in einem besonderen Nachtrag[217]), einem 'streitbaren Buche', das sich besonders gegen Höfer wendet. Der Verf. hat auch für die weitere Verbreitung seiner Ansichten durch allgemein verständliche Darstellungen gesorgt[218]) und zuletzt den Bericht des Florus über die Varusschlacht noch einmal wieder besonders beleuchtet[219]). Wie wenig damit die Frage zum Abschluss gebracht ist, zeigen die neuesten Monographien über die Varusschlacht von Major O. Dahm[220]), P. Höfer[221]) und E. Dünzelmann[222]). Major Dahm stützt Barenau als Ort der Schlacht durch Autopsie und lässt den Varus von seinem Sommerlager bei Rehme

S. 195 f.; H. Haupt *Rev. historique* XXXVII 1888 S. 424.; P. Höfer Zeitschr. für Gymnasialwesen 1887 S. 770.; Rottmanner Bl. f. d. bayer. Gymn. 1888 S. 326—328.

217) Die Kriegszüge des Germanicus u. s. w. Nachtrag. Berlin 1889 (215 S.) 8. Dazu G. Andresen Wochenschr. für klass. Philol. VI 1889 S. 483 f.; E. Dünzelmann Neue Philol. Rundschau 1888 S. 109—111; R. Cagnat *Rev. critique* XXII 1888 S. 225; A. F. Abraham Mittheil. aus der histor. Litt. XVI 1888 S. 293—295.

218) Wanderungen über die berühmtesten Schlachtfelder der Römerkriege in Deutschland, Neue Monatshefte des Daheim 1888/9 Heft 9 S. 313—337 mit hübschen Illustrationen.

219) Jahrbücher für Philologie 1889 S. 361—368.

220) Die Hermannschlacht Vortrag u. s. w. mit Karte, Hanau 1888 (52 S.) 8; dazu E. Dünzelmann Neue Philol. Rundschau 1888 S. 111; F. Hettner Korrespondenzbl. der WDZ. VII 1888 S. 262—264; P. von Rohden Wochenschr. für klass. Philol. VI 1889 S. 1057; G. Wolff Berl. Philol. Wochenschr. IX 1889 S. 936—941.

221) Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz, mit einer Kartenskizze Leipzig 1888 (XIII 333 S.) 8.

222) Der Schauplatz der Varusschlacht Gotha 1889 (24 S.) 8; dazu A. Centralbl. 1889 S. 1477; P. von Rohden Wochenschr für klass. Philol. VI 1889 S. 1114; R. Cagnat *Rev. critique* XXVIII 1889 S. 255. G. Wolff Berl. Philol. Wochenschr. IX 1889 Nr. 29.

die Werre und Else hinauf durch das Huntethal auf die nördliche Seite des Wiehengebirges gelangen; Germanicus sei, wie man meist angenommen hat, bis zu den Quellen der Ems und Lippe 'nicht fern vom Teutoburger Wald' vorgedrungen, durch die Dörenschlucht (nach Zangemeister eher durch den Pass von Iburg oder Borgholzhausen) in das Huntethal gelangt und etwa bei Melle auf die *prima castra* des Varus gestossen. Dünzelmann dagegen sieht die Lupia in der Hunte und Aliso in der Hunteburg; ohne jede Wahrscheinlichkeit. Es ist ja begreiflich, dass diess entscheidendste Ereigniss unserer Vorgeschichte immer von neuem zu eingehender Erforschung reizt. Aber hier ist für vieles mit Entsagung die *ars nesciendi* zu üben, bis neue Thatsachen, Münzfunde besonders, einen Schritt vorwärts zu thun gestatten. Immerhin aber ist doch darin ein Fortschritt zu verzeichnen, dass die Fragen von geschulten Philologen behandelt werden. Es wird nicht mehr Zeugniss gegen Zeugniss gestellt, sondern die Quellen und der Werth der einzelnen Angaben geprüft. Damit ist der dilettantischen Willkür ein Riegel vorgeschoben, die so lange auf diesem Gebiete geherrscht hat. Vieleicht gelingt es auch über Grundfragen, wie über den Werth der Zeugnisse des Florus, eine weitere Verständigung zu erreichen.

Keinen Fortschritt gegen Mommsen und Knoke bezeichnet die Abhandlung von Paul Baehr[223]), der die Schlacht von Idisiaviso (Kossinna hat mit Recht verlangt, dass diese evidente Verbesserung Jacob Grimms für das überlieferte Idistaviso endlich allgemein und nicht bloss von den deutschen Philologen angenommen werde) in die Ebene verlegt, 'welche von der damals in Windungen sich hinschlängelnden Weser zwischen Porta und Minden im Westen, und von den Nammer Bergen und dem Hügelrücken, auf welchem Röcke liegt, im Osten begrenzt wird'. Die 'römischen und prähistorischen Funde von der Porta Westphalica', welche bei einem gelegentlichen Aufenthalt daselbst G. Wolff in Frankfurt verzeichnet hat[224]), lassen auch andere Deutungen zu.

Zwei neue Versuche[225]) sind endlich gemacht worden, die ge-

---

223) Die Oertlichkeit der Schlacht auf Idistaviso, Halle 1888 (37 S.) 8. Dazu A. Centralbl. 1888 S. 972; G. Wolff Berl. Philol. Wochenschr. IX 1889 S. 123.

224) Berl. Philol. Wochenschr. VI 1886 S. 547 und 577 f.

225) Zu ihnen rechne ich nicht G. A. B. Schierenberg, die Kriege der Römer zwischen Rhein, Weser und Elbe u. s. w. (mit Karte) 2. Ausg.

sammte Ueberlieferung über die Römerkriege in Deutschland mit Rücksicht auf ihre Quellen und ihren inneren Zusammenhang zu prüfen, von J. Asbach und A. Riese. Asbach[226]) sucht, theilweis im Anschluss an Bergk, den Nachrichten über die Anfänge unserer Geschichte bei Florus (II 30) denen des Dio gegenüber grössere Glaubwürdigkeit zu vindicieren. Den Text des Florus legt er sich dafür freilich erst durch einige keineswegs leichte Aenderungen zurecht. Dass Florus aus 'gleichzeitigen Quellen', d. h. hauptsächlich aus Livius schöpft, soweit dessen Werk reichte, nachher wie Tacitus aus Plinius, unterliegt keinem Zweifel; aber die Art, wie er schöpft, um seinen Bericht in eine Reihe kurzer, rhetorisch zugespitzter Sätze zusammenzudrängen, raubt ihm den Anspruch auf grössere Glaubwürdigkeit, als sie dem freilich noch späteren und manches missverstehenden Dio zukommt. Weder in der Kritik des Dio noch in vielen seiner topographischen Ansetzungen vermag ich dem Verf. zu folgen. In der Darlegung der Feldzüge des Drusus und Tiberius in ihren Zielen und ihrem Verlauf, in denen Asbach vielfach mit Ranke's glänzender Darstellung zusammentrifft, ist dagegen viel Beachtenswerthes.

Asbach benutzt bereits die Ergebnisse einer hier hervorzuhebenden neuen Arbeit des Generals von Veith[227]), welche den von Tacitus (Ann. I 50) erwähnten *limes a Tiberio coeptus* zum Gegenstande hat. Der General findet ihn, z. Th. einer Andeutung F. W. Schmidts folgend, in dem durch die Natur und durch grossartige Wälle befestigten, neun Quadratmeilen grossen Terrainabschnitt nördlich der Lippe zwischen Borken, Dülmen, Halteren und Schermbeck, im Lande der Brukterer. Der Nachweis dieser grossen Wallanlage ist höchst dankenswerth. Dass in den dem Rheinlauf parallelen Ysselwällen, ebenso in den das rechte Ufer der Lippe begleitenden Wällen römische Erdwerke zu erkennen sind, ist mir von jeher, seit

---

von des Verf. Schrift die Römer im Cheruskerland Frankfurt a. M. 1888 (198 S.) 8. sowie desselben kürzere Schrift die Räthsel der Varusschlacht ebend. 1888 8.; dazu G. H. Histor. Zeitschr. N. F. XXVI 1889 S. 288 f.

226) 'Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus' Bonner Jahrb. LXXXV 1888 S. 14—54. Vgl. auch P. Seyffert *quaestiones ad Augusti bella Germanorum criticae I de clade Lolliana et de Drusi bellis* Erlangen 1888 (32 S.) 8.

227) Römischer Grenzwall an der Lippe (mit Tafel I) Bonner Jahrb. LXXXIV 1887 S. 1—27. Vgl. Wochenschr. für klass. Philol. V 1888 S. 499,

den Untersuchungen Hölzermanns, wahrscheinlich gewesen. Die nördlichen Wälle an der Aa zwischen Schermbeck, Borken (bei Gemen) und weiter bis Dülmen, in dessen Nähe die Borkenberge liegen, und Halteren an der Lippe, zeigen bis jetzt, so viel ich sehe, keinen rechten Zusammenhang. Dass römische Strassen, zu denen auch die Pontes longi gehören, und römische Schanzen in diesen Gegenden noch sichtbar sind, wird nicht zu bestreiten sein. Hierbei sei erwähnt, dass auch die Pontes longi zwischen Mehrholz und Brägel bei Diepholz sich nach F. Knoke's Untersuchungen als römischen Ursprungs ergeben haben sollen[228]). Die Herleitung des hier öfter vorkommenden Namens Borken von den Brukterern mögen die Germanisten prüfen. Die *silva Caesia* ist wohl nicht mit Coesfeld, sondern nach Jacob Grimm mit der urkundlich in jener Gegend bezeugten *silva Heissi* zusammenzubringen. Auch sonst begegnen etymologische Parallelen, denen gegenüber Vorsicht geboten ist. Hier wären Münzfunde zur Verstärkung der topographischen Möglichkeiten — weiteres sehe ich bis jetzt nicht — erwünscht.

Riese's schon erwähnte Forschungen gehen, wie oben gesagt (S. 10), besonders darauf aus, das staatsrechtliche Verhältniss der germanischen Heeresleitung zu den gallischen Provinzen und die Entstehung der beiden Germanien als besonderer Provinzen festzustellen. Er sucht nachzuweisen, dass es eine Provinz Germanien bis auf Tiberius überhaupt nicht gegeben habe, sondern dass noch Tiberius und Germanicus, nach den Niederlagen des Varus, die daran nichts änderten, die Aufgabe hatten, Germanien bis zur Elbe der dreigetheilten gallischen Provinz hinzuzufügen, deren oberste Leitung mit dem Kommando der rheinischen Legionen verbunden war. Des Augustus Testament habe vorgeschrieben die Grenze des Reiches nicht über die Elbe hinaus zu erweitern, nicht aber sich mit der Rheingrenze zu begnügen. Erst des Tiberius Eifersucht auf den Germanicus veranlasste, dass nach der Abberufung desselben im J. 17 das rheinische Heer keinen neuen Oberbefehlshaber erhielt und die Eroberung des rechtsrheinischen Germaniens aufgegeben wurde. Seitdem gab es zwei Heere, von Ober- und Untergemanien, mit besonderen Befehlshabern, und der Rhein wurde die Grenze des Reichs. Das ganze rechtsrheinische Gebiet wurde schon damals aufgegeben,

228) Berl. Philol. Wochenschr. VIII 1888 S. 1234; Bonn. Jahrb. LXXXVII 1889 S. 198. Vgl. Zangemeister S. 248 Anm. 38.

bis auf die Oberhoheit über die Friesen am Niederrhein. Schon nach der Teutoburger Schlacht wurden die bis dahin bestehenden festen Brücken über den Rhein abgebrochen und später nur zeitweilig Brücken errichtet und wieder abgebrochen. Brückenbauten hätten dann erst wieder unter den flavischen Kaisern begonnen; in diese Zeit gehöre auch die Befestigung von Kastel als Brückenkopf und die erste Anlage des Kastells Divitia. Nachdem dann unter Gallien das rechtsrheinische Gebiet von neuem verloren gegangen, seien erst wieder unter Maximian in Mainz, unter Constantin in Köln feste Brücken gebaut worden. Mit den Forschungen über den Grenzwall hängen die Ergebnisse dieser Erörterung in sofern zusammen, als Riese die Bezeichnung der beiden Germanien als Provinzen mit dem Abschluss des domitianischen Limes in den achtziger Jahren des ersten Jahrhunderts zusammenbringt; in dieser Zeit erst habe die Wiedereroberung des rechtsrheinischen Gebietes begonnen. Was von Riese's Annahmen neu ist, wird noch eingehender Nachprüfung bedürfen. Die nächste Aufgabe ist nicht sowohl die vielfach dunkelen Anfänge der Eroberung und der Städtegründung aufzuhellen, sondern vielmehr die greifbaren Zeugnisse der verschiedenen Epochen der römischen Herrschaft im Rheinlande, die Stadtmauern und Thore, in Bezug auf ihre Bauart zu prüfen.

Den Abschluss der diessmaligen Uebersicht über den Zuwachs römischer Denkmäler im Rheingebiet bildet die Erwähnung des im August 1888 in Beetgum bei Leeuwarden in Friesland gefundenen Altars der *dea Hludana*, welchen U. Ph. Boissevain[229]) und K. Zangemeister[230]) besprochen haben. Die Inschrift *deae Hludanae conductores piscatus mancipe Q. Valerio Secundo v(otum) s(olverunt) l(ibentes) m(erito)* wird von Boissevain in die Zeit bald nach Claudius, von Zangemeister in die des Vespasian bis Traian gesetzt; was die Schriftzüge des Facsimile's bestätigen. Sie beweist, dass römische Fischereigesellschaften nördlich vom Rhein unter römischer Oberhoheit ihr Gewerbe auf den fischreichen Flüssen und Seen jener Gegenden betrieben, obgleich der Rhein die eigentliche Grenze des römischen Gebietes geworden war. Indessen in jenen weiten Niederungen wird die Grenze damals überhaupt kaum streng eingehalten worden sein.

---

229) Mnemosyne XVI 1888 S. 439—447.
230) Korrespondenzbl. der WDZ, VIII 1889 S. 1 ff.

## IX.

### Schluss.

Wieder einmal hat uns die Betrachtung in raschem Laufe von den Mündungen der Donau bis zu denen des Rheins geführt. Trotz unleugbaren Zuwachses, den unser Wissen von der römischen Herrschaft in jenen ausgedehnten Länderstrecken gewonnen hat, ist doch auch hier wiederum der Weisheit letzter Schluss der, dass wir erkennen, wie wenig wir erst wirklich wissen. Nach zwei Seiten hin bedarf unsere Kenntniss tieferer Begründung.

Es ist ein umfassender und viel versprechender Anfang dazu gemacht worden, die vorrömische Zeit auch in den Rheinlanden genauer zu erforschen. H. Schaaffhausens und der Anthropologen darauf gerichtete Bemühungen führen bis in die Anfänge aller Kultur in diesen Gegenden zurück. Ringwälle, Hügel- und Urnengräber ältester wie später Zeit sind z. B. durch L. Lindenschmit, H. Scheidemandel, K. Bissinger, W. Harster, E. Wagner u. A. aufgedeckt und auf ihren Inhalt geprüft, die Metallzeit der Rheinlande durch E. von Tröltsch, I. Undset und O. Tischler an den gleichartigen Funden in Italien, im Osten Europa's und im skandinavischen Norden genauer fixiert worden. Auch das Fehlen solcher vorrömischer Spuren in einzelnen Gebieten, wie z. B. im Odenwald, ist ein geschichtliches Zeugniss. Für die Limesforschung im engeren Sinn möchte ich die neben den römischen Kastellen und Wachtthürmen auf fast allen Strecken beobachteten kleineren und grösseren Ringwälle einer vergleichenden Untersuchung und Beurtheilung empfehlen. Dass in ihnen den römischen Bauten gleichzeitige Anlagen vorliegen, Einfriedigungen für das Vieh oder Hügel für Feuersignale oder ähnliches, wird man sich schwer entschliessen zu glauben. An den britannischen Wällen ist meines Wissens nichts ähnliches bemerkt worden. Dagegen fehlt es ja nirgends sonst in den Provinzen und im Barbarenland an mannigfaltigen Ueberresten von Wohnplätzen, Hütten, Ringwällen und dgl. Dass der Grenzwall nicht mit dem Ende der römischen Herrschaft vom Erdboden verschwand, sondern wie die römischen Städte der einheimischen Bevölkerung zur Zufluchtstätte und zuletzt zum Steinbruch gedient hat, bezweifelt ja Niemand. Möglich auch, dass vorrömische Ringwälle und Warten in die römische Anlage hineingezogen und unzerstört in ihr belassen wor-

den sind. Hier also ist strenge Unterscheidung des Römischen vom Vorrömischen nothwendig. Wie eng sich diese Fragen mit den anthropologisch-ethnographischen berühren, braucht nicht hervorgehoben zu werden. Der Versuch, die verschiedenen Schichten der Urbevölkerung nach ihren Ueberresten zu unterscheiden, wie er überall an den Stätten der alten wie der neuen Kulturvölker angestellt wird, führt denn auch sogleich mitten in die Probleme der Ethnographie; wie oben bei den Arbeiten C. Koenens hervorgehoben wurde. Das Verhältniss der Germanen zu den Nachbarvölkern, wie es nach Müllenhoff jüngst W. Henning zum Gegenstand der Erörterung gemacht hat[231]), erhält durch solche Forschungen erst Licht. Auch die auf Grund der Denkmäler geführten Untersuchungen über den einheimischen Gottesdienst, z. B. der Matronen und Suleven, und seine Verschmelzung mit dem römischen, z. B. des Juppiter und Mars, sind für die älteste Völkergeschichte zu verwerthen.

Auf der andern Seite ist wiederum innerhalb der römischen Anlagen selbst zwischen früheren und späteren zu unterscheiden. Auf die Zunahme unserer Kenntniss der späten, nachdiocletianischen Befestigungen gegenüber den alten Limeskastellen ist schon hingewiesen worden. Wie sich in den Städten begreiflicher Weise oft Bauten der verschiedensten Epochen neben einander finden, so wird auch am Limes selbst und an seinen Kastellen der Fortschritt und die Verschiedenheit der Anlage bei genauerer Beobachtung nach und nach hervortreten. Wie weit hierfür die Münzschatzfunde verwerthbar sind, deren Verzeichniss F. Hettner verdankt wird[232]), lässt sich vorläufig noch nicht übersehen. Bis zu einem gewissen Grade kommt hierfür auch in Betracht die veränderte Stellung der *milites limitanei* in der diocletianisch-constantinischen Heeresverfassung, ihr Grundbesitz als *milites castriciani*[233]). Von den Erdwerken des Drusus wird sich schwerlich noch viel nachweisen lassen, obgleich die deutlichen Spuren caesarischer Lager, die sich in Frankreich erhalten haben, die Möglichkeit des Vorhandenseins von Befestigungen aus der ersten Zeit der Eroberung nicht völlig ausschliessen. Bauten und Anlagen der augustischen Zeit oder wenigstens der ersten Hälfte des ersten, ferner solche der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, noch mehr die des zweiten und der folgenden Jahr-

231) WDZ. VIII 1887 S. 1—51.
232) WDZ. VI 1887 S. 119—154.
233) Vgl. dazu Mommsen Hermes XXIV 1889 S. 198 ff.

hunderte, müssen sich nach bestimmten technischen Kriterien so gut unterscheiden lassen, wie das bei den allerdings weit zahlreicheren und besser erhaltenen mittelalterlichen Bauten längst geschieht. Hierfür wird das durch A. Hammeran und G. Wolff begonnene genaue Studium der Ziegelstempel immer grössere Wichtigkeit erlangen; worauf auch schon hingewiesen wurde. Hier berührt sich mit der profanen die Kirchengeschichte; auf Grund genauerer Kenntniss der römischen Niederlassungen in ihrer spätesten Entwicklungszeit und mit Hülfe der christlichen Inschriften der Rheinlande werden die ersten Kapitel eines so vorzüglichen Werkes, wie es A. Hauck geschaffen hat[234]), künftig einmal zu weit grösserer Anschaulickeit und Bestimmtheit der Angaben gelangen. Nirgends also fehlt es an lohnenden Aufgaben, deren Inangriffnahme sichere Ergebnisse verspricht.

So möge denn auch dieser Bericht wie seine Vorgänger dazu helfen, dass an den rechten Stellen und auf die rechte Weise weiter gesucht werde; dann wird auch weiterer Erfolg nicht ausbleiben.

---

## Nachtrag.

S. 2. Allgemeines. H. Haupt verdanke ich den Nachweis, dass auch in Russland den Studien über deutsches Alterthum jetzt einige Aufmerksamkeit zugewandt wird; in der Zeitschrift des russischen Ministeriums für Volksaufklärung ist vor Kurzem eine Besprechung der neueren Limesforschungen in russischer Sprache erschienen.

S. 22. Ebenfalls H. Haupt macht aufmerksam auf einige Aufsätze von Fr. Winkelmann über das Kastell von Pfünz[235]).

S. 23. Zu den Markomannenkriegen ist die Abhandlung von Conrad zu nennen; doch hat sie mir noch nicht vorgelegen[236]).

234) Kirchengeschichte Deutschlands Bd. I (Leipzig 1887) S. 1—81.

235) Das Römerkastell in Pfünz (mit Plan) in den Sammelblättern des historischen Vereins in Eichstädt II 1887 S. 77 ff. III 1888 S. 59 ff.; derselbe ein römischer Tempel bei Pfünz ebenda III 1888 S. 77 ff.

236) Mark-Aurels Markomannenkrieg, Neu-Ruppin 1889 (21 S.) 4.

S. 33. Für Baden ist zu erwähnen, dass K. Bissinger, dem schon ähnliche Arbeiten verdankt werden, eine nützliche Zusammenstellung der römischen Münzfunde gegeben hat[237]).

S. 42. In Frankfurt sind, wie ich einer freundlichen Mittheilung G. Wolffs entnehme, in den letzten Tagen des October und den ersten des November d. J. bei Kanalisationsarbeiten in der Höllgasse am Krautmarkt, unmittelbar westlich vom Dom, also im ältesten Theil der Stadt, unzweifelhafte Spuren eines römischen Bauwerks gefunden worden. Es zeigten sich Thonröhren und Thonplatten einer Wasserleitung, Bruchstücke römischer Gefässe und ein Ziegel der XIV. Legion, dessen Stempel zwar nicht vollständig erhalten ist, aber wahrscheinlich die Beinamen der Legion *gemina Martia victrix* nicht enthielt[238]). Obgleich dieser Umstand nicht entscheidet, so ist es doch wahrscheinlich, dass Frankfurt also wirklich an der Stelle eines römisches Wachtpostens am Main lag und nicht erst, wie man bisher allgemein annahm, in nachrömischer Zeit gegründet worden ist. Vor einem halben Jahre schon ist an der Eschenheimer Strasse ein römischer Steinsarg zum Vorschein gekommen, der wohl dem dritten Jahrhundert angehört; diese Fundstelle deutet, nach Wolffs Meinung, auf eine nordwestliche Verbindung von der Mainfurt aus nach Heddernheim.

S. 44. In Schierstein ist Anfang November, wie Herr von Cohausen mittheilt, ein dem Jupiter von einem Reiter der XXII. Legion im Jahr 221 gesetzter Altar gefunden worden[239]).

S. 58. Eine neueste Aeusserung über Kölns Ursprung, von B. Schöttler, kann ich hier nur verzeichnen, da ich sie noch nicht sah[240]).

---

237) Funde römischer Münzen im Grossherzogthum Baden I II III Donaueschingen 1887—1889 (41 S.) 4. Dazu F. Hettner Korrespondenzbl. der WDZ. VI 1887 S. 122 VII 1888 S. 100 VIII 1889 S. 122.

238) Frankfurter Zeitung, Morgennummer vom 12. Nov. 1889.

239) Rheinischer Courier vom 11. Nov. 1889.

240) Ueber die Lage der geschichtlichen Orte Aduatuca Eburonum (Caesar), ara Ubiorum (Tacitus) und Belgica (Itinerarium Antonini) Rheinbach 1889 4.

## Litteraturverzeichniss

(Die Zahlen sind die der Anmerkungen)

# Inhalt.

## 2. Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen.

Von

**Joseph Klinkenberg.**

---

### 1. Die Weihinschrift des Clematius.

divinis flammeis visionib. frequenter
admonit. et virtutis magnae mai
iestatis martyrii caelestium virgin
imminentium ex partib. orientis
exsibitus pro voto Clematius v. c. de
proprio in loco suo hanc basilicam
voto quod debebat a fundamentis
restituit. si quis autem super tantam
maiiestatem huiius basilicae ubi sanc
tae virgines pro nomine XPI san
guinem suum fuderunt corpus alicuiius
deposuerit exceptis virginib. sciat se
sempiternis tartari ignib. puniendum

Unter den spärlichen inschriftlichen Denkmälern, welche von der Verbreitung und Blüthe des Christenthums in den beiden Germanien zur Zeit der Römerherrschaft Zeugniss ablegen, nimmt der Clematianische Titel der Ursulakirche zu Köln wohl die hervorragendste Stelle ein. Während nämlich alle übrigen christlichen Inschriften der Rheinlande, die von Trier, welches bei weitem die grösste Ausbeute geliefert hat, nicht ausgenommen, zur Gattung der Grabinschriften gehören, besitzen wir in ihm die einzige erhaltene Bauurkunde einer christlichen Kirche am ganzen Rheinstrom. Noch bedeutsamer aber ist die Inschrift dadurch, dass sie ein glorreiches Martyrium von Jungfrauen zu Köln bekundet, über welches sonst nur unsichere, falsche oder entstellte Nachrichten auf uns gekommen sind; sie bildet demnach den Ausgangspunkt für alle Untersuchungen über dieses (das sog. Ursulanische) Martyrium. Die Bedenken, welche zu Zeiten gegen die Echtheit der Inschrift geltend gemacht wurden[1]),

1) Ennen, Gesch. der Stadt Köln I S. 72.

sind heute angesichts der Gutachten eines Ritschl und de Rossi[1]) und der Fortschritte der Epigraphik gänzlich geschwunden.

Seiner hohen Bedeutung entsprechend ist der Clematianische Titel stets in Ehren gehalten und vielfach interpretirt worden. Schon die Festrede eines Kölnischen Geistlichen am Gedächtnisstage der Ursulanischen Jungfrauen, welche aus der Karolingerzeit stammt, citirt den ersten Theil desselben und beurtheilt eine Reihe von Erklärungen einzelner Stellen, welche zur Zeit des Verfassers umliefen[2]). Auch die zahlreichen Forscher, welche seit dem 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage der Aufhellung der ursulanischen Martergeschichte ihre Studien zugewandt haben, sind von dem Werthe der Clematianischen Inschrift überzeugt und suchen dieselbe, so gut sie es vermögen, zu deuten[3]). Da sie es aber an der nöthigen Sorgfalt im einzelnen, besonders in sprachlichen Dingen, sehr fehlen lassen, so haben ihre Arbeiten das Verständniss der Inschrift wenig gefördert. Anders steht es mit drei Behandlungen, welche unsere Inschrift zu ihrem ausschliesslichen Gegenstande haben und daher auch im folgenden zumeist berücksichtigt werden: Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule II nr. 678 B, Floss, die Clemat. Inschrift in den Ann. des hist. V. f. d. N. 26/27 S. 177 ff.; Düntzer, die Weihinschrift des Clematius in der Ursulakirche zu Köln in den Bonner Jahrb. 55/56 S. 136 ff.[4]). Aber auch nach diesen verdienstlichen Arbeiten bleibt des zu Ergänzenden und zu Verbessernden so viel, dass eine erneute Behandlung vollständig gerechtfertigt erscheint.

Unsere Inschrift steht auf einer Kalksteinplatte von 0,71 m Breite, 0,51 m Höhe, und, wie sich bei ihrer vor einiger Zeit er-

---

1) Kessel, St. Ursula u. ihre Gesellschaft S. 152.

2) Sermo in natali ss. virginum XI milium c. 6 u. 7 bei de Buck, Acta Sanct. m. Oct. IX S. 154.

3) Crombach, S. Ursula vindciata p. 479; de Buck, Acta Sanct. Oct. IX p. 210; Kessel, St. Ursula u. ihre Gesellschaft, S. 10 u. 51; Stein, die hl. Ursula u. ihre Gesellschaft in den Annal. des hist. Ver. f. d. Niederrhein, Heft 26/27, S. 123 ff.

4) Als bereits die gegenwärtige Abhandlung vollendet war, erschien eine Erläuterung des ersten Theiles der Clematianischen Inschrift von Joerres in den Bonner Jahrbüchern 87 S. 192 f. Die daselbst vorgetragenen Ansichten über die Bedeutung der einzelnen Wörter und Wortverbindungen finden sich schon in den oben angeführten Schriften vor und gelangen demnach mit diesen zur Besprechung.

folgten Herausnahme aus der Südwand des Chores gelegentlich einer Restauration desselben ergeben hat, 0,10 m Dicke. Spuren ehemaliger rother Bemalung sind wie an mehreren anderen in Köln gefundenen römischen Inschriften[1]) deutlich zu erkennen. Der Lesung bietet dieselbe keine Schwierigkeiten, desto grössere aber der Interpretation. Das Scheitern aller Versuche, den schon für Ritschl unverständlichen ersten Satz der Inschrift zu construiren, veranlasste Floss S. 185 zu der Annahme eines Versehens des Steinmetzen: statt VIRTVTIS, glaubte er, sei VIRTVTIB· = virtutibus zu lesen. Allein diese Annahme, in der ihm alle späteren Erklärer, so viel ich sehe, gefolgt sind, erweist sich bei dem öffentlichen Charakter unserer Urkunde, bei der hohen Stellung und Bildung[2]) ihres Verfassers, insbesondere aber bei der von Floss selbst anerkannten sorgfältigen Ausführung der ganzen Inschrift als durchaus hinfällig. Auch der Sinn gewinnt keineswegs durch die genannte Conjektur. Clematius ist — nach der eigenen Uebersetzung von Floss — „durch göttliche flammende Visionen häufig gemahnt und durch die Wunder[3]) der grossen Majestät der Marterstätte der himmlischen Jungfrauen aus den Gegenden das Orients herbeigeführt“ worden. Sonderbar genug, dass es zwei so verschiedenartiger Mittel, der Visionen und der Wunder auf der Marterstätte, bedarf, um Clematius zu dem Kirchenbau zu veranlassen, noch sonderbarer, dass die an ihn persönlich gerichteten Visionen ihn nur zu dem frommen Werke mahnen, während die Wunder der Marterstätte, die keinen persönlichen Bezug auf ihn haben, ihn aus dem Oriente (!) herführen und dasselbe endlich unternehmen lassen. Wir sind daher durchaus der Ansicht, dass das Wort „virtutis“ nicht der Emendation, sondern der Interpretation bedarf. Diese geht am füglichsten von exsibitus aus. Exhibere ist ein juristischer terminus technicus, der die Bedeutung hat, „eine Person oder eine Sache dem Gerichte

1) Vgl. Düntzer, Verzeichniss der römischen Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln II nr. 130. 144. 223.

2) Vgl. unten.

3) Die Bedeutung „Wunder“ hat virtutes allerdings wiederholt in der Vulgata, wo es Uebersetzung des griech. δύναμις und in zweiter Linie des hebr. חַיִל ist (Kaulen, Hdbuch der Vulgata S. 28); auch Kirchenschriftsteller, welche sich der biblischen Sprache bedienen, gebrauchen dasselbe in diesem Sinne (Floss S. 186). Keineswegs darf jedoch eine solche Bedeutung angenommen werden in einer Inschrift, deren Ausdrucksweise nichts weniger als biblisch ist (vgl. unten).

zum Zwecke einer Verhandlung ausliefern, stellen, vorführen". Derselbe ist Gegenstand des tit. 4 des 10. Buches der Digesten, wo § 2 folgende treffende Definition gegeben wird: Exhibere est facere in publico potestatem, ut ei, qui agat, experiundi sit copia[1]). Auf das durch dieses Wort nicht selten angedeutete Zwangsverfahren weisen Ausdrücke hin wie Dig. XII, 2, 28: debitorem in iudicium exhibere. XI, 4, 1: fugitivos apud magistratus exhibere.

Virtutis, der erste der „räthselhaft gehäuften Genetive", kann nur von exsibitus abhangen, welches als verbum iudiciale nach Analogie der nächstverwandten arcessere und postulare den Gegenstand des Prozesses (mit Ellipse von nomine, lege, causa) im Genetiv zu sich nimmt. Freilich lässt sich diese Construktion von exhibere mit keinem Beispiel aus der vorhandenen Litteratur belegen; aber dem Charakter der Sprache entspricht sie durchaus. Wie viele Singularitäten gerade bei den verba iudicialia vorkommen, sowohl in Bezug auf die angewandten Verben als auch in Bezug auf die von ihnen abhangenden Genetive, zeigen am besten die zahlreichen Beispiele aus allen Zeiten der Litteratur bei R. Kühner, Ausf. Gramm. der lat. Sprache II 1 S. 338 ff. In der Verbindung virtus magnae maiestatis martyrii liegt wie in der im zweiten Satze folgenden tanta maiestas huius basilicae eine Enallage vor, jene der späteren Latinität so geläufige Form der Metonymie, welche das Adjektivum in ein abstraktes Substantivum verwandelt, zu welchem das ursprüngliche Subjekt in den Genetiv tritt. In dem ersten Ausdruck bleibt es jedem überlassen, ob er eine zweimalige Anwendung der Enallage annehmen oder magnae maiestatis als Genet. qualitatis zu martyrii fassen will.

In der Verbindung und Erklärung der folgenden Worte bis exsibitus herrscht die grösste Verschiedenheit. Der sermo in natali verbindet imminentium als Attribut mit virginum in dem Sinne von „drohend" und ex partibus Orientis als Ortsadverbiale mit exsibitus = aus dem Orient herbeigeführt. Seiner Auffassung haben sich die späteren Erklärer angeschlossen, und Floss hat dieselbe sogar eingehend zu begründen gesucht. Es ist wunderbar, welche Geschichte

1) Ausserdem Definitionen mit Bezug auf bestimmte Objekte Dig. XXXXIII, 5, 3 § 8: exhibere hoc est, materiae ipsius adprehendendae copiam facere (von der Auslieferung der Testamente) und Dig. XXXXIII 29, 1 § 3: exhibere est in publicum producere et videndi tangendique hominis facultatem praebere (von der Auslieferung eines Freien).

sich an diese das ganze Mittelalter hindurch und bis in die neueste Zeit fast dogmatisch feststehende Erklärung unserer Stelle knüpft, wie man aus dem Orientalen Clematius zunächst wohl mit Rücksicht auf Amm. Marc. XIV, 1, 3 einen Alexandriner, aus diesem ein ganzes Geschlecht theils in Alexandrien theils in Köln ansässiger Clematii mit drei hervorragenden Vertretern gemacht hat, auf welches das kölnische Adelsgeschlecht der von Kleingedanck-Mommersloch seinen Ursprung zurückführte. Mit Recht hat Düntzer sich gegen die alte Auffassung hauptsächlich deshalb gewandt, weil imminere nicht gleich minari sein kann, das juristische exhibere wegen der fehlenden örtlichen Beziehung eine Verbindung mit ex nicht zulässt und das Part. der Gleichzeitigkeit imminentium neben exsibitus in dem Sinne „hergeführt" einen logischen Fehler bedeuten würde. Aber was er an die Stelle setzt, ist ebenso unhaltbar. Virgines imminentes sollen „nach gangbarem Gebrauch die nahen Jungfrauen, die dem Clematius, dem Hause des Clematius nahe liegenden, in dessen Nähe bestatteten Jungfrauen" sein. Allein wo imminere die Bedeutung der örtlichen Nähe hat, da ist dieselbe abgeleitet aus der Grundbedeutung „überhangen, hervorragen" [1]), die Anwendung des Wortes in der Bedeutung „in der Nähe bestattet" ist daher durchaus unstatthaft. Dann lässt Düntzer, eine Auffassung wieder aufnehmend, welche bereits zur Zeit der Abfassung des sermo in natali üblich war, ex partibus orientis unmittelbar von virginum abhangen. Nun ist zwar sprachlich gegen diese Construktion nichts einzuwenden; allein ist die Heimathsangabe der Jungfrauen in dieser allgemeinen Form angemessen oder auch nur denkbar? und wie merkwürdig nimmt sich überhaupt die Angabe der irdischen Heimath neben dem unmittelbar vorangehenden caelestium aus! Das Richtige hat an dieser Stelle offenbar Le Blant gefunden: ex partibus orientis ist abhängig von imminentium. So findet sich dieses Verbum construirt bei Val. Fl. VI 681: imminet e celsis audentius improba muris virgo. Hier ist dasselbe durchaus seiner Grundbedeutung „darüber hangen" (vgl. das Horazische inminente luna) entsprechend von einer dem Clematius zu Theil gewordenen

1) Vgl. besonders Liv. I, 33, 8 carcer imminens foro der höher als das anstossende Comitium liegende Kerker; ebenso II, 33, 7 imminentibus muro aedificiis. Von derselben Auffassung geht aus Ov. Met. I, 541 tergo fugacis imminet.

Erscheinung der Jungfrauen am östlichen Himmel angewandt. Das Paradies nämlich, welches nach Gen. II, 8 von Gott im Osten (מִקֶּדֶם) gepflanzt ist, gilt den Christen der ersten Jahrhunderte als Wohnsitz der Seligen und ist in diesem Sinne mit caelum gleichbedeutend[1]); daher werden Heilige in Visionen durch Engel gegen Osten zum Paradiese hinaufgeführt[2]). Die Einwendungen von Floss, dass ex partibus orientis im obigen Sinne beispiellos und dass der Zusatz imminentium ex p. o. nach caelestium überflüssig sei, sind nicht stichhaltig. Denn dass partes orientis hier nicht, wie gewöhnlich, als Gegend der Erde, sondern als Gegend des Himmels zu fassen sei, ist durch caelestium und imminentium klar angedeutet; der ganze Ausdruck aber bildet das logische Subjekt zu exsibitus, denn die am östlichen Himmel erscheinenden Jungfrauen sind es, welche den Clematius in Sachen der Verherrlichung ihres Martyriums zur Verhandlung ziehen. So steht das zweite dem Subjekte voraufgehende Particip sammt seinen näheren Beziehungen in schönster Correspondenz zu dem ersten divinis flammeis visionibus frequenter admonitus: die flammeae visiones sind für Clematius dei monitus, Wahrzeichen, durch welche ihm Gottes Wille, der von ihm eine Leistung verlangt, kundgethan wird. Wem fällt hier nicht unwillkürlich das auf heidnischen Weihinschriften so häufige (ex) visu oder viso und monitu ein? Auch sei erinnert an Verg. Aen. III, 36, wo Aeneas, der beim Ausreissen des auf dem Grabe des Polydorus emporgesprossten Gesträuchs den Wurzeln Blut entströmen sieht, zu den Göttern betet, secundarent visus omenque levarent; an Liv. II, 36, 2 ff., wo T. Latinius von Jupiter in visu admonitus (Ausdruck der periocha) zur Strafe für die Vernachlässigung der Ausführung des ihm ertheilten Befehls gelähmt wird; endlich an Liv. VIII, 6, 9 ff., wo die beiden Consuln vor der Schlacht am Vesuv durch

---

1) Belegstellen bei Floss S. 187 Anmerk. 4.

2) Vgl. Passio S. Perpetuae etc. c. 11 bei Ruinart, Acta martyrum p. 84: Sed et Saturus benedictus hanc visionem suam edidit, quam ipse conscripsit. Passi, inquit, eramus, et exivimus de carne, et coepimus ferri a quattuor angelis in orientem, quorum manus nos non tangebant. Ibamus autem non supini sursum versi, sed quasi mollem clivum ascendentes . . . . Et dum gestamur ab ipsis quattuor angelis, factum est nobis spatium grande, quod tale fuit quasi viridarium, arbores habens rosae et omne genus floris, altitudo autem arborum erat in modum cypressi, quarum folia cadebant sine cessatione.

nocturni visus in Gestalt eines Riesen die Mittheilung erhalten, es müsse auf der einen Seite der Feldherr, auf der anderen das Heer den Manen und der Mutter Erde zum Opfer fallen.

Mit exsibitus schliessen die dem Subjekte vorangeschobenen Attribute sammt ihren näheren Bestimmungen ab; pro voto gehört offenbar schon zu restituit. Im Gegensatz zu dieser Auffassung haben Floss und Düntzer dasselbe mit exsibitus verbinden zu müssen geglaubt, ersterer in dem Sinne „hergeführt gemäss einem Gelübde“, letzterer in dem Sinne „bestimmt zu dem Gelübde“. Unsere Deutung von exsibitus schliesst überhaupt diese Verbindung aus; aber auch an und für sich genommen kann pro voto die an letzter Stelle genannte Bedeutung nur im Vulgärlatein haben, von dem doch unsere Inschrift nicht die geringste Spur aufweist. Der Ausdruck, der auf Inschriften sehr selten nachweisbar[1]), aber durchaus sprachgemäss ist, vertritt den gewöhnlicheren ex voto oder (ex) voto suscepto. Clematius hat auf Grund der durch das Gelübde übernommenen Verpflichtung die Kirche wiederhergestellt.

In welchem Verhältniss stehen aber die dem Clematius zu Theil gewordenen visionären Mahnungen und sein Gelübde? Haben dieselben ihn zur Erfüllung oder zur Uebernahme des Gelübdes veranlasst? Floss nimmt das erstere an[2]) und tritt damit dem sermo in natali entgegen, der die letztere Ansicht vertritt[3]). Mit Recht hat Düntzer sich gegen Floss gewandt, freilich ohne Gründe für seine Auffassung beizubringen. Sprachlich, glaube ich, lassen sich beide Erklärungen rechtfertigen; die Entscheidung ist also auf einem anderen Wege zu suchen. Wir haben schon oben die auffallende Aehnlichkeit beobachtet, welche unsere Inschrift mit den heidnischen Weihinschriften zeigt. Dieselbe dokumentirt sich auch darin, dass hier wie dort das votum mit dem monitus verbunden vorkommt. Solche Inschriften sind z. B. C. I. L. XII, 5890: [per] so[m]niu[m

---

1) Vgl. Floss S. 188, Anm. 7 mit Düntzer S. 141 Anm. 1.

2) S. 190 ff.: „Die Nachricht von der Zerstörung des Heiligthums durch die Franken rief in ihm den Entschluss hervor, dem Vermächtnisse der Vorfahren treu, die Kirche durch einen Basilikenbau zu ersetzen, wozu er sich noch besonders durch ein Gelübde verpflichtete, das zu erfüllen ihn in Visionen die Jungfrauen antrieben.“

3) Sermo in natali 6: ut . . . Clematius . . . quaecunque coactus (nämlich crebris visionum prodigiis) in suo loco primum timore spoponderat, hic . . . perficeret.

iuss]us Val. Ta . . . Parcabus v. s. l. m. 1102: [Silvano?] Valerius [S]ecundinu[s] [e]x iussu v. s. l. m. 655: ex imperio T. Attius Quartus CAIIARO· v. s. l. m. In diesen wird jedoch um so weniger jemand an eine Aufforderung zur Lösung eines bereits gemachten Gelübdes denken, als in dem Ausdruck votum solvit lubens merito der Begriff des Gelübdes vollständig verblasst und kaum mehr zum Bewusstsein gekommen ist[1]). Daher sind die obigen Inschriften inhaltlich durchaus neben solche zu stellen, wie C. I. Rh. 529: Matroni Vacalinehis Tib. Claudi(us) Maternus imp. ipsa(rum) l m p(osuit). Nicht anders ist zu beurtheilen Orelli 2091: Matrabus Aug. Martialis Augg. nn. ver. ex disp(ensatore) ex voto monitus. Die umgekehrte Auffassung könnte vielleicht bei ungenauer Betrachtung nahe legen die merkwürdige Inschrift Orelli 1790: Nemesi sanctae campestri pro salute dominorum nn. Aug. P. Ael. P. f. Aelia Pacatus Scupis quod coh. doctor voverat nunc campi doctor cho. I pr(aetoriae) p(iae) v(indicis) somnio admonitus posuit II (d. h. iterum). In Wirklichkeit aber bildet sie eine treffliche Stütze für unsere Annahme. Aelius Pacatus hatte sein Gelübde bereits erfüllt (dies liegt in posuit iterum), als er nach seiner Beförderung durch ein Traumgesicht zur Wiederholung seiner Leistung aufgefordert wurde. Wie in allen diesen Inschriften ist auch das Verhältniss in der Clematianischen aufzufassen.

Dass dem pro voto später noch voto quod debebat folgt, ist keineswegs müssig. Da man nämlich sehr leicht den Inhalt des Gelübdes bloss auf das basilicam a fundamentis restituere beziehen könnte, so will der Verfasser durch den genannten Zusatz andeuten, dass die Wiedererrichtung der Basilika de proprio und in loco suo ebenfalls Gegenstand desselben gewesen sei und dass er auch diesen Verpflichtungen Genüge geleistet habe.

Was das eben erwähnte in loco suo angeht, so hat hier abermals die mittelalterliche Auffassung das richtige Verständniss nicht zum Durchbruch kommen lassen. Selbst Floss und Düntzer halten noch daran fest, es bedeute — was allerdings grammatisch möglich ist — „auf seinem Grundstück“, und da aus dem zweiten Satze der Inschrift hervorgeht, dass der Platz der Basilika die Marterstätte

1) Die Formelhaftigkeit des Ausdrucks zeigt besonders Friederichs, matr. mon. 494: (i) h. d. d deabus Mair . . . . Iulius Regulus miles legionis VI Antoniniane a absartus (?) ex vo(to) pro se et suis v. s. l. m.

der Jungfrauen ist, so knüpfte Floss an unsere Stelle eine lange, auf die historisch ganz unbegründeten Traditionen des Mittelalters sich stützende Auseinandersetzung über die Frage, wie die Marterstätte Eigenthum des Clematius geworden sei (S. 190 f.). Allein was hat es für einen Sinn, dass Clematius sich durch das Gelübde verpflichten soll, die Basilika auf seinem Grundstück wieder herzustellen? Vernünftig aber und durchaus angemessen ist es, dass Clematius die Verpflichtung übernimmt, die Kirche auf ihrem ursprünglichen, durch das Marterthum der Jungfrauen geheiligten Platze wieder aufzurichten. Mit anderen Worten: suo muss auf das folgende hanc basilicam bezogen werden. Dies macht ebenso wenig Schwierigkeit, wie Liv. XXIX, 1 Scipio suas res Syracusanis restituit, und die Stellung von hanc basilicam vor voto quod debebat, welches letztere auf de proprio in loco suo zurückgeht, zeigt deutlich, dass in loco suo hanc basilicam enge zu verbinden ist. Was endlich den Namen Clematius und sein besonders im 4. Jahrhundert häufiges Auftreten im Morgen- wie im Abendlande angeht, so hat Floss S. 180 ff. ein reiches Material zusammengetragen. Natürlich wäre es verwegen, unsern vir clarissimus[1]) mit einem der anderweitig bekannten Clematii identificiren zu wollen, da es hierfür an jedem Anzeichen fehlt; wohl aber darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass Clematius ein Kölner Bürger war.

Es erübrigen noch einige Bemerkungen über die eigentliche Baurkunde, die sich nicht wohl an anderer Stelle unterbringen liessen. Clematius sagt in Bezug auf die ihm zu Theil gewordenen Visionen nur, dass dieselben feuriger Natur gewesen seien, über die Gestalt derselben erfahren wir nichts. Ebenso wenig gibt admonitus bestimmten Aufschluss darüber, ob mit diesen Visionen eine ausdrückliche Aufforderung zur Wiederherstellung der Basilika verbunden war, oder ob die Erscheinungen für Clematius nur eine allgemeine Mahnung waren, dass Gott eine Leistung von ihm verlange. Schon das beigefügte frequenter veranlasst mich, das letztere anzunehmen, und die folgenden Worte bis exsibitus bestärken mich in dieser

---

1) Dieser Titel bezeichnet nach der diokletianischen Reichsverfassung die Zugehörigkeit zum senatorischen Stande, der jetzt mehrere Tausende von Mitgliedern umfasste. Vgl. H. Schiller, Geschichte der röm. Kaiserzeit II S. 39.

Auffassung. Ich kann nämlich der ganzen Fassung der Stelle nach nicht umhin, die durch virginum imminentium ex partibus orientis angedeuteten Erscheinungen als anders geartete und zu anderer Zeit eingetretene zu betrachten wie die durch flammeae visiones bezeichneten. Nun ist aber mit den ersteren die Erwähnung einer Verhandlung (exsibitus), d. h. einer ausdrücklichen Belehrung über die geforderte Leistung verbunden; also liegt es nahe, in den flammeae visiones bloss allgemeine Andeutungen zu erkennen. So gestaltet sich die Aufeinanderfolge der Ereignisse ganz der in der Inschrift beobachteten Reihenfolge entsprechend. Erst wird Clematius durch wiederholte Feuergesichte auf die ihm von Gott gestellte Aufgabe aufmerksam gemacht, dann wird er in einer Erscheinung der Jungfrauen ausdrücklich über dieselbe belehrt; dem göttlichen Willen gehorchend macht er ein Gelübde und erfüllt endlich dasselbe durch Wiedererrichtung der Basilika aus eigenen Mitteln und auf ihrem früheren Platze.

An die Bauurkunde schliesst sich das Verbot des Clematius, super tantam maiestatem huius basilicae jemand zu bestatten. Was die genannte Wendung angeht, so hat keiner der bisherigen Erklärer der Inschrift dieselbe trotz ihrer grossen Auffälligkeit genügend gewürdigt. Floss übersetzt „über der so grossen Majestät dieser Basilika“, Stein „trotz der Majestät dieser Basilika“. Ersteres ist unverständlich, letzteres vindicirt der Präposition super eine Bedeutung, die sie niemals gehabt hat. Die Erklärung ist in Anschauungen und Gebräuchen der altchristlichen Kirche zu suchen. Bekannt ist, dass die Christen der ersten Jahrhunderte, ähnlich wie die Heiden und Juden, die Schändung des Grabes als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen betrachteten, das die Strafe der ewigen Verdammniss nach sich ziehe. Daher jene Verwünschungen, welche auf christlichen Grabinschriften über Grabschänder herabgerufen werden: er möge den Lohn des Verräthers Judas oder des Giezi empfangen, dem Gerichte Gottes verfallen, an der Auferstehung der Todten keinen Theil haben u. s. w.[1]). Eine besondere Art der Gra-

1) Ein lat. und ein griech. Beispiel mögen für die bekannte Thatsache genügen. C. I. L. XI, 1325. Hic requi[escit in pace] Gregorius [diaconus?] Rav eccliae. si [quis hunc] sepulchrum. vio[laverit] abeat parte. c[um Iuda] traditore. e(t) in iudicium dei [incurrat] excepto. parentibus meis. Acta Sanct. Oct. IX p. 513 im Epitaph des Bischofs Abercius: *Οὐ μέντοι*

besschändung bestand darin, eine neue Leiche in das von einer anderen bereits besetzte Grab zu legen oder gar dieselbe über die frühere zu schichten, was man mit superponere bezeichnete; z. B. C. I. L. XII, 5753: si qius *(sic!)* cu[m eo sepeliri] volue[rit ... il]li anatema sit. Reines. 964, n. 290: abeat anathema a Juda. si quis alterum omine (= hominem) superposuer(it). Von diesem superponere ist aber wohl zu unterscheiden das ponere supra, ein christlicher Begräbnissgebrauch, der eine tiefe Verehrung für den Verstorbenen bekundete und daher besonders bei Märtyrern und sonstigen heiligen Personen zur Anwendung kam[1]). Man begnügte sich nämlich nicht damit, sich in der Nähe oder an der Seite eines Märtyrers bestatten zu lassen, um so der Fürbitte desselben bei Gott theilhaftig zu werden (Le Blant, inscr. chrét. de la Gaule II nr. 293: qui meruit sanctorum sociari sepulcri(s); Grabschrift des Satyrus, des Bruders des hl. Ambrosius bei Gruter 1167: Urbanio Satyro supremum frater honorem martyris (s. Nazarii) ad laevam detulit Ambrosius), sondern man verlegte sein Grab geradezu über das Grab eines Heiligen, aber doch von demselben getrennt; vgl. Ambros. de excessu fratris sui Satyri I, 18: commendabiliorem deo futurum esse me credam, quod supra sancti corporis ossa quiescam[2]). Auch gegen diese an und für sich fromme Sitte der Beisetzung bei oder über den Gräbern der Heiligen erheben sich seit dem 4. Jahrhundert gewichtige Stimmen, hauptsächlich deshalb, weil manche im Widerspruch mit der kirchlichen Lehre an dieselbe geradezu die Rechtfertigung knüpften. So sagt August. de cura pro mortuis gerenda (op. ed. Venet. VII, 2, 1860 ff.): Quod vero quisque apud memorias martyrum sepelitur, hoc tantum mihi videtur prodesse defuncto, ut commendans eum etiam martyrum patrocinio affectus pro illo supplicationis augeatur. Den heftigsten Protest gegen die unbillige Bevorzugung einer Grabstätte in der Nähe von Märtyrern erhebt Sabinus in seinem Epitaph (de Rossi, Insc. I, 250; Kraus R. S. 107):

---

*τύμβον ἕτερον τις* [*ἀπ'*]*ἐμοῦ* ⟨*γ'*⟩ [*ἐπάνω*] *ἐπιθήσει.* (Die Klammern bezeichnen die muthmassliche Emendation des Verses.

1) Floss vermengt die beiden sehr verschiedenen Begriffe S. 191 mit einander.

2) Aehnlich in der Inschrift Marchi mon. 150: Dracontius. Pelagius. et. Iulia. Etelia | Antonina. paraverunt. sibi locum ☧ | at Ippolitu. super. arcosoliu. propter una filia.

(n)il iuvat, immo gravat tumulis haerere piorum:
sanctorum meritis optima vita prope est;
(co)rpore non opus est, anima tendamus ad illos,
(q)uae bene salva potest corporis esse salus.

Wenn nun Clematius jenes Verbot des Begräbnisses in der von ihm erbauten Basilika erlässt, so will er offenbar, wie der Ausdruck und die angedrohte Strafe zeigen, den Frevel der superpositio verhüten. Jedoch denkt er an diesen nicht in dem üblichen Sinne der grabschänderischen Schichtung einer Leiche über die andere; denn dass jemand sich dazu versteigen sollte, eine Leiche auf die hochverehrten Gebeine der aller Wahrscheinlichkeit nach in der Basilika bestatteten hl. Jungfrauen zu legen, ist von vorne herein nicht anzunehmen; wohl aber konnte und musste gerade diese hohe Verehrung dazu führen, dass zahlreiche Gläubige in der Basilika neben oder über den Jungfrauengräbern bestattet zu werden wünschten. Allein auch diese an und für sich durchaus ehrfurchtsvolle und auf einer weitverbreiteten Sitte beruhende Beisetzung Verstorbener in der Nähe von Märtyrergräbern konnte Clematius nicht gestatten, weil der Grund und Boden der Basilika getränkt war mit dem Blute der hl. Jungfrauen, welches sie für das Bekenntniss des Christenthums[1]) vergossen hatten (ubi sanctae virgines pro nomine Christi sanguinem suum fuderunt). Das Begräbniss eines Menschen auf demselben erschien dem Clematius als ein ebenso fluchwürdiges Sakrileg, wie sonst das Begräbniss einer Leiche über einer anderen, und darum knüpfte er auch an die Uebertretung seines Verbotes dieselbe Strafe[2]). Letzteres bezieht sich aber nach dem Wortlaute der Inschrift, was wohl zu beachten ist, nur auf den Raum der Basilika; ausserhalb derselben war die Anlage von Begräbnisstätten jedem unbenommen. Dass an unserer Stelle unter basilica die area basilicae zu verstehen ist, geht aus dem Gebrauche von super hervor, kann aber auch an und für sich um so weniger befremden, als basilica in erster Linie

1) Dies ist die Bedeutung des Ausdrucks pro nomine Christi. Vgl. Tacit. ann. XV, 44: auctor eius nominis Christus.

2) Kraus, Realencyclopädie der christl. Alterthümer I S. 20 führt diese Vorschrift auf die im 4. Jh. in Misscredit gerathene depositio ad sanctos zurück, von welcher oben S. 89 die Rede war. Die Androhung der Höllenstrafe für die Uebertretung des Gebotes ist der schlagende Beweis für die Irrigkeit dieser Ansicht.

von Cömeterialbauten gebraucht wird, bei denen es zunächst auf die Begräbnissstätte ankommt[1]).

Eine Ausnahme vom Verbot der Bestattung in der Basilika wird durch die demselben angehängten Worte exceptis virginibus bezeichnet. Dass es sich hier weder allgemein um alle Jungfrauen, noch um eine bestimmte Klasse derselben, etwa Monasterialen, sondern nur um die unmittelbar vorher genannten sanctae virgines handelt, darf heutzutage wohl als allgemein angenommen betrachtet werden; es erhält aber auch diese Ansicht eine Bestätigung durch das, was oben über das superponere gesagt worden ist: Jeder Leichnam ausser dem der heiligen Märterinnen selbst würde die mit ihrem Blute getränkte Erde als superpositus verunehrt haben[2]). Eine andere Frage aber ist es, in welche Zeit das schon früh erstarrte exceptis verlegt werden muss. Auf den ersten Blick wird jeder, dem deposuerit entsprechend, an eine Ausnahme denken, welche mit einem zukünftigen Begräbniss der heiligen Jungfrauen gemacht werden soll. Allein diese Annahme stösst auf grosse historische Schwierigkeiten. Clematius würde nämlich, die Richtigkeit derselben vorausgesetzt, auf eine demnächst vorzunehmende Uebertragung ihrer Gebeine in die Basilika hingewiesen haben. Aber wo sollen wir uns denn bis dahin ihre Grabstätte denken? Wird nicht die Kölner Christengemeinde zur Zeit ihres Martyriums grade aus dem Grunde und unter dem Titel den vor dem Nordthore der Stadt nahe der Heerstrasse gelegenen Marterplatz zu ihrem Eigenthum gemacht haben, um ihnen hier auf dem Schauplatze ihres Sieges die würdigste Ruhestätte zu bereiten? Was aber die Hauptsache ist, eine Translation von Gebeinen der Heiligen, die von Clematius intendirt und später ausgeführt worden wäre — denn thatsächlich erhoben sich zur Zeit des hl. Cunibert in der Basilika tumuli — können wir nach der Sitte der damaligen Zeit gar nicht annehmen. Schon den heidnischen Römern galt die Uebertragung der Gebeine eines rite Bestatteten von ihrem religiösen Standpunkte aus als eine Störung der Grabesruhe und war auch rechtlich sehr erschwert. Was speziell die Translation von Heiligengebeinen im

1) Vgl. C. I. L. X, 3310/11: C. Nonius Flavianus plurimis annis orationibus petitus natus vixit anno uno m. XI. in cuius honorem basilica haec a parentibus adquisita contectaquae *(sic!)* est requievit in pace XVIII. Kal. Ian.

2) Auf die Ausschliessung jedes anderen Leichnams weist auch das nachdrückliche alicuius hin.

Abendlande angeht, so kennen wir im Ganzen nur drei, welche durch den hl. Ambrosius aus sehr zwingenden Gründen vorgenommen wurden. Die stets im Abendlande gewissenhaft beobachtete Unverletzlichkeit der Grabesruhe wurde im Jahre 386 durch Theodosius zum Gesetz erhoben, und 594 schreibt Gregor der Grosse, in Rom wie im ganzen Abendlande werde es als Sakrileg betrachtet, wenn jemand die Leiber der Heiligen anrühren wollte[1]). Es spricht demnach alles gegen und nichts für eine spätere Uebertragung der Gebeine der hl. Jungfrauen in die Clematianische Basilika. Aber der Wortlaut der Inschrift lässt auch eine andere Deutung zu. Man kann exceptis virginibus in dem Sinne fassen: „nachdem die Jungfrauen (von dem vorhin genannten Verbot der depositio) ausgenommen worden sind", d. h. „ausser den beigesetzten Jungfrauen". Die in der ganzen Inschrift herrschende Kürze des Ausdrucks bedingt zwar hier wie bei dem oben besprochenen virginibus für uns eine gewisse Zweideutigkeit; allein wir dürfen nicht vergessen, dass diese für die Zeitgenossen des Clematius nicht vorhanden war, da dieselben mit den thatsächlichen Verhältnissen vertraut waren.

Den Schluss der Erklärung der Inschrift möge eine Uebersetzung derselben bilden: „Durch gottgesandte feurige Gesichte wiederholt gemahnt und vorgefordert in Sachen des heldenmüthigen, hochhehren Martyriums der himmlischen Jungfrauen, die von Osten her erschienen, hat seinem Gelübde gemäss Clematius, ein Mann senatorischen Ranges, diese Basilika aus eigenen Mitteln auf ihrem ursprünglichen Platze, wozu er durch sein Gelübde verpflichtet war, von Grund aus wiederherstellen lassen. Sollte aber jemand auf dem hochheiligen Boden dieser Basilika, wo die heiligen Jungfrauen für das Bekenntniss des Christenthums ihr Blut vergossen haben, den Leichnam irgend jemandes ausser den (dort ruhenden) Jungfrauen beisetzen, so wisse er, dass er die Strafe des ewigen Feuers der Hölle verdient."

Was die Zeit angeht, in welche die Abfassung des Clematianischen Titels fällt, so ist derselbe von Floss u. a. richtig in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts gesetzt worden, jedoch, so viel

1) Vgl. über diesen Gegenstand Sdralek bei Kraus, Real-Encyclopädie der christl. Alterthümer II S. 913 ff.

mir bekannt, nur mit Rücksicht darauf, dass nach Entblössung der Rheingrenze seitens der römischen Legionen und nach der Ueberfluthung derselben durch germanische Volksstämme um das Jahr 400[1]) an einen Basilikenbau wie den unserigen nicht mehr gedacht werden kann, während andererseits die zehnmonatliche Verwüstung Kölns durch die Franken im Jahre 356[2]) einen passenden Anhaltspunkt bildet, um die Zerstörung der nach dem restituit der Inschrift vorauszusetzenden ersten Basilika zu erklären. Aber auch die Inschrift selbst bestätigt diese Datirung. Den terminus post quem bezeichnet aufs deutlichste der Gebrauch des Wortes basilica. Dasselbe erscheint im Sinne einer christlichen Cultstätte erst seit dem 4. Jahrhundert, und zwar zuerst in Africa. Noch im Jahre 333 war der Ausdruck so neu, dass der Verf. des Itinerarium Hierosol. ed. Parthey et Pinder 280 von der hl. Grabeskirche schreibt: ibi (Hierusalem) modo iussu Constantini basilica facta est, id est dominicum, mirae pulchritudinis. Constantin selbst gebraucht ihn in seinem Briefe an den Bischof Macarius von Jerusalem[3]). Seit der Mitte des 4. Jahrhunderts aber erhält das Wort eine allgemeine Verbreitung und findet sich zahlreich in den Schriften der Kirchenväter, in den Märtyrerakten und den Inschriften der verschiedensten Gegenden[4]). Wir dürfen daher die Erneuerung unserer Basilika durch Clematius nicht vor die Mitte des 4. Jahrhunderts setzen, aber auch nicht später als das Ende desselben; ja es erscheint angezeigt, dieselbe möglichst nahe an die erstgenannte Zeitgrenze heranzurücken. Dazu nöthigt zunächst die Buchstabenform der Inschrift, welche noch durchaus die Markigkeit und Zierlichkeit der klassischen Züge an sich trägt und dieselbe wesentlich von den Inschriften des 5. Jahrhunderts mit ihren korrumpirten Formen und zahlreichen Ligaturen unterscheidet[5]). Ganz besonders aber fällt die

1) Die am Ende des 4. Jhs. verfasste notitia dignitatum nennt als römische Grenzstationen nur noch Bingen, Boppard, Coblenz und Andernach; die nördlicher gelegenen Remagen, Bonn, Köln und Neuss befanden sich also bereits in den Händen der Franken.

2) Amm. Marc. XVI, 3.

3) Euseb. vita Const. III, 31.

4) Kraus, Real-Encyclop. der christl. Alterthümer I S. 109 ff.

5) Facsimile bei Floss a. a. O. Man vgl. insbesondere die Buchstaben C, D, G (noch nicht ς), L (noch nicht ‌ʅ), M, O (kreisf.), Q (noch nicht ۹), P (offen), R (Endhasta geschmackvoll geschweift). Was die

Schreibung xs = x und die consequente Anwendung der i geminata für den vokalisch-consonantischen i-Laut zwischen zwei Vokalen ins Gewicht, die auf bester Grammatikertradition beruhend, sich schwerlich noch auf einer anderen Inschrift des 4. Jahrhunderts wird nachweisen lassen[1]).

Wie so die äussere Erscheinung der Inschrift im wesentlichen noch die Spuren der klassischen Zeit an sich trägt, so hat ihre Darstellungsform bei aller Christlichkeit des Inhaltes im ersten Satze wenigstens einen durchaus heidnischen Charakter. Ganz abgesehen von dem betonten de proprio, das man viel eher auf einem heidnischen als auf einem christlichen Denkmale erwarten sollte, sind dafür massgebend die in der Inschrift angeführten Gründe der Dedication, der visus, der monitus oder das imperium und das votum, welche mit den dem heidnischen Alterthum geläufigen durchaus übereinstimmen. Für die Vereinigung aller drei auf derselben Inschrift weiss ich nur anzuführen C. I. L. XII, 659: d]is inferis sive [Par?]c[is] Quartia L. [f.] . . . siv[e] v[oto] sive visu sive monitu posuit l. m. Auf christlichen Weihinschriften erscheint, so viel mir bekannt, nur das votum, in der Erwähnung des visus und monitus steht der Clemat. Titel einzig da, eine Eigenthümlichkeit, welche bereits den Bollandisten aufgefallen ist[2]) und welche auf eine Anlehnung an heidnische Formen hinweist.

Zum Schlusse mögen einige christl. Weihinschriften, welche der Zeit nach der Clematianischen nahe stehen, hier Platz finden, um einen Vergleich mit dem Stile der letzteren zu ermöglichen.

Le Blant, Inscr. chrét. de la Gaule 369:

devotione . vigens
augustas . Pontius . aedis. Α☧Ω
restituit . praetor .

---

Ligaturen betrifft, so erinnert nur OR an die späte Zeit. Dieselbe Ligatur Eph. epigr. VII S. 133 nr. 102.

1) Vgl. W. Schmitz, de i geminata et i longa. Programm des Gymnasiums zu Düren 1860. — Damit ist nicht zu verwechseln die phonetische Schreibung ii = i nach einem Consonanten und vor einem Vokale zur Bezeichnung des in volksthümlicher Aussprache hinter dem vokalischen i sich einschleichenden j-Lautes. Letztere ist natürlich gerade der späteren Zeit eigenthümlich und findet sich z. B. noch auf einer Inschrift aus 563 n. Chr. C. I. L. XII, 5861: SVBDIIACONVS = subdijaconus. Vgl. W. Schmitz, Beiträge zur lat. Sprach- u. Litteraturkunde S. 90 ff.

2) Acta Sanct. Oct. XI p. 210.

longe . praestantius . illis .
quae . priscae . steterant .
talis . respublica . quere . *(sic!)*
dn. Gratiano . Aug. IIII . et Mer.[1]) cos.
Pontius . Asclepiodotus . v p p d d.

p. Chr. 377.

C. I. L. XIV, 1937 (nach de Rossi Ende des 4. oder Anf. des 5. Jhs.):

Sanctis martyribus et beatissi[mis]
Eutropio . Bonosae et Zosim[ae]
Donatus episc. tumulum ador[navit]
sed et basilicam coniunctam [tumulo]
a fundamentis sanctae plebi dei [construxit]

C. I. L. XII, 4311:

+ Othia prb. anno XXIII +
prbts . sui . baselicam ex voto
suo in hon scrm mart. Vincenti
Agnetis . et Eulaliae contr. et ddc
Valentiniano VI[II] et An[t]hem[io coss]

p. Chr. 455.

Vermiglioli Inscr. Perug. II p. 583:

Memmius Sallustius
Salvinus Dianius v s
basilicam sanctorū
angelorum fecit in
qua sepeliri non licet.

1) = Merobaude.

## 3. Die kleineren inschriftlichen Denkmäler des Bonner Provinzialmuseums.

Von

**Josef Klein.**

---

IV. Thonlampen mit Inschriften[1]).

1 (997). Lampe von grobem hellbraunem Thon ohne Handhabe, 11 cm lang. Die Vorderfläche stellt eine Kröte dar, in deren Mitte das Füllloch. Unter der Bodenfläche ein vertieftes A.

2 (A. V. 190). Lampe aus hellbraunem Thon mit drei Brennern (Trimyxos), von denen der äusserste rechte jetzt fehlt; 14 cm lang. Auf dem Rande der Vorderfläche die sechs Mal sich wiederholende Darstellung eines auf einem mit vier Rossen bespannten Wagen stehenden Auriga. In der Mitte derselben die Büste einer Frau mit wallendem Lockenhaar, zu deren Linken sich das Füllloch befindet, darüber ein Altar mit Opferflamme oberhalb einer Pansflöte, zur Rechten ein mit der Spitze nach unten gekehrter Dolch und die Umschrift:

ANIA

Aus der Sammlung Eberle, Katalog Nr. 1373. B. Jahrb. XXXVIII, S. 167 n. 21; Schuermans, Sigles figulins n. 319.

3 (A. V. 405). Lampe aus gelbem Thon, ohne Verzierung; $8^3/_4$ cm lang. Im Boden der Stempel:

ATIMET·

Fundort: Bonn.

4 (1571). Lampe, unverziert aus braunem Thon, mit theilweise abgebrochener Handhabe; 8 cm lang. Im Boden:

ATIMETI
S

Fundort: Andernach.

---

1) Für den Leser bemerke ich, dass, wo kein Fundort angegeben ist, derselbe nicht mehr genau hat festgestellt werden können. Alle Lampen aber sind ausnahmslos im Rheingebiete gefunden. Wo nichts bemerkt ist, ist die Handhabe durchbrochen.

5 (3054). Lampe aus braunem Thon, Dochtansatz abgebrochen; jetzt $6^1/_2$ cm lang. Männlicher Kopf mit Bruststück über einem Halbmonde. Im Boden der Stempel:

ATTILLVS
F

Fundort: Köln vor dem Hahnenthor.

6 (CCLXXIIb). Lampe, einfach, 7 cm lang mit halb abgebrochenem Griff. Im Boden:

ΛTTIV>
F

Gefunden beim Eisenbahnbau zwischen Engers und Sayn.

7 (3580). Lampe aus rothem schwarz überzogenem Thon, $11^1/_2$ cm lang. Den Rand bildet ein Kranz von Blättern, darin auf der Vorderfläche zwei Phallen an einem Ringe. Im Boden der Stempel:

AV·////ERIF

Fundort: Köln, Weyerthor.

8 (A. V. 413). Lampe aus rothem Thon, an der Dochtöffnung beschädigt, jetzt 11 cm lang. Auf der Vorderfläche ein den Jagdspiess in der Linken schwingender Jäger mit Hund. Im Boden ein undeutliches Epheublatt und der Buchstabe

C

Fundort: Bonn.

9 (A. V. 414). Lampe aus gelbem Thon, Dochtöffnung und Handhabe beschädigt, jetzt $9^1/_2$ cm lang, mit derselben Darstellung und dem gleichen Stempel. Fundort: Bonn.

10 (3661). Lampe aus gelb überstrichenem, weissem Thon, vorne beschädigt, ohne Handhabe 10 cm lang. Auf der Vorderfläche ein n. r. laufender Eber, dem ein auf dem Rücken sitzender Hund ins Genick beisst, in sehr scharf ausgeprägtem Relief. Im Boden der Stempel:

C
P

Fundort: Alteburg bei Köln.

11 (3634). Lampe aus hellbraunem Thon, $11^1/_4$ cm lang. Auf der Vorderfläche ein auf dem rechten Beine stehender n. r. gewendeter Hahn, während das linke in die Höhe gezogen ist; hinter ihm ein Palmbaum. Im Boden der Stempel:

CACVS
F

Fundort: Köln.

12 (820). Lampe aus roth überstrichenem Thon, ohne Handhabe; 7 cm lang. Im Boden der scharf ausgeprägte Stempel:

CAMPILI

Fundort: wahrscheinlich Bonn.

13 (A. V. 358). Lampe aus grauem Thon, 8 1/2 cm lang. Im Boden der schwach ausgeprägte Stempel:

CARTO [1]
F

Fundort: Bonn, Coblenzer Strasse.

14 (3632) Lampe aus gelbem Thon auf rundem Fuss, 13 1/2 cm lang. An der Handhabe als Griff für den Daumen ein hübsches Epheublatt. Auf der Vorderfläche, welche am Rande von zwei Kreisen eingefasst ist, ein auf einem Zweige sitzender Vogel (Taube?). Im Boden der Stempel:

CARTO
F

Fundort: Köln.

15 (A. V. 358). Lampe aus weissem Thon, 7 cm lang. Im Boden der ziemlich undeutliche Stempel:

CASSI
F

Fundort: Bonn, Coblenzer Strasse.

16 (A. V. 408). Lampe aus röthlichem Thon, 87 mm lang. Im Boden der sehr undeutliche Stempel:

////CCV////

Fundort: wahrscheinlich Bonn. Aus dem Hundeshagenschen Nachlass.

17 (4872). Lampe aus grauem gelb überstrichenem Thon, 9 1/2 cm lang, fragmentirt. Im Boden der Stempel:

CICA////

Fundort: Neuss.

18 (985). Lampe aus röthlichem Thon, 10 1/2 cm lang. Tanzende

---

1) So wird wohl auch auf der von Kamp (die epigr. Anticaglien in Köln S. 4 Nr. 21) edirten Lampe des Museums Wallraf-Richartz statt

CAHTO
F

zu lesen sein.

Figur n. l. Cymbeln schlagend. Im Boden vertieft und sehr scharf eingegraben der Stempel:

CLO·HEL·

Aus der Sammlung F. H. Wolff. Fundort: Köln.

19 (A. V. 730). Lampe aus gelbem roth überstrichenem Thon, das Dochtloch abgebrochen, jetzt 10 cm lang. Ein Wettfahrer (n. l.) auf einer Biga in ziemlich scharfem Relief, in der vorgestreckten Linken die Zügel haltend, in der Rechten die Peitsche schwingend. Gesicht zerstört. Im Boden der vertiefte Stempel:

C CLO·SVC

Fundort: Bonn, auf dem alten Exerzierplatz.

20 (CCLXXII a). Lampe aus gelbem Thon, beschädigt; 6 cm lang. Im Boden der Stempel:

CO//////

Gefunden beim Eisenbahnbau zwischen Engers und Sayn.

21 (CXXXV m). Lampe aus gelbem Thon, offen, ohne Handhabe; fragmentirt; jetzt 9 cm lang. Im Boden der Stempel:

COMMVNIS

Gefunden innerhalb des Römerlagers zu Bonn. Vgl. Winckelmannsprogramm 1888 S. 40 n. 15.

22 (A. V. 936). Lampe aus weissem, grau überstrichenem Thon mit fragmentirter Handhabe, $7^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

COMVNI

23 (869). Lampe aus hellgelbem Thon, am Dochtloch abgebrochen, $9^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

COMVNI

Fundort: Müden an der Mosel.

24 (6387). Lampe aus grauem Thon; $8^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

COMVNI

Fundort: Anischer Hof bei Clotten an der Mosel.

25 (A. V. 947). Lampe aus weissem, gelb überzogenem Thon, $8^1/_4$ cm lang. Im Boden der abgeriebene Stempel:

COMVNI
C.

Fundort: Bonn.

26 (A. V. 954). Lampe aus röthlichem, grau überstrichenem Thon, Griff abgebrochen; jetzt $7^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

COMVNIS

27 (6388). Lampe aus röthlichem Thon, fragmentirt und geflickt, $7^1/_2$ cm lang. Im Boden der ziemlich undeutliche und fragmentirte Stempel:

?
COMV////

Fundort: Anischer Hof bei Clotten an der Mosel.

28 (1001). Lampe aus weissem, braun überzogenem Thon, Handhabe grösstentheils abgebrochen; 11 cm lang. Um das Füllloch legt sich ein Band von sieben concentrischen Kreisen von Perlen. Im Boden vertieft der Stempel:

COPRESI

Aus der Sammlung Wolff. Fundort: Köln.

29 (A. V. 937). Lampe aus grauschwarzem Thon, $8^1/_2$ cm lang. Im Boden der schlecht erhaltene Stempel:

COT///////

30 (3642). Lampe aus braunem Thon mit durchbrochener cannelirter Handhabe, 10 cm lang. Hart am Ansatz der Handhabe das Füllloch. Darunter die ganze Vorderfläche einnehmend Kopf des Pluton mit reichem Lockenhaar und starkem Vollbart in gut ausgeführtem Relief. Im Boden der Stempel:

COTVS
×F×
\+ +

Fundort: Köln, Spiesergasse.

31 (365). Lampe aus weissem Thon mit massivem Griff, $9^1/_2$ cm lang, mit viermal wiederholtem Stempel:

CR und CRVI

auf beiden Seiten des Randes der Vorderfläche, dann auf beiden Seiten des unteren Lampenkörpers

ƧVЯƆ Ƨ und ЯƆ CIS

Fundort: Bonn.

32 (3177). Lampe aus gelbem Thon mit massivem Griff: die obere Hälfte fehlt; 8 cm lang. Im Boden der unleserliche Stempel:

CVΓ//////

Fundort: Köln, Appellhof.

33 (984). Lampe aus gelblichem Thon, 15 cm lang. An einem Pfeiler stehende weibliche Figur, deren Oberkörper bis zu den Hüften entblösst ist, in der seitwärts ausgestreckten

Rechten einen nicht ganz deutlichen Gegenstand (Spinnrocken ?), in der Linken einen Zweig haltend. Im Boden vertieft der schwach ausgeprägte Stempel:

ERACLIV

Aus der Sammlung Wolff. Fundort: Xanten.

34 (3635). Lampe aus braunem Thon in Gestalt eines linken auf einem kräftigen Hypodema ruhenden Fusses, welches mit drei Querriemen und einem über die Länge des Fusses laufenden Riemen befestigt ist, der mit den übrigen durch eine Schlinge in Verbindung steht. Die Eingussöffnung bildet die Abschnittfläche über dem Knöchel, die massive Handhabe befindet sich über der Ferse; das Dochtloch auf dem Nagel der grossen Zehe. Die untere Fläche der Sohle ist mit vielen Nägeln beschlagen. Dazwischen die punktirte Inschrift:

ERVSF

in rückwärts laufender Schrift. Länge 8 cm, Höhe am Hinterfuss 6 cm. Fundort: Köln.

35 (4992). Lampe aus röthlichem Thon mit durchbrochener beschädigter Handhabe, 10 cm lang. Im Boden der Stempel:

EVCARPI

Fundort: Köln, Aachener Strasse.

36 (3056). Lampe aus gelbem Thon, stark fragmentirt und geflickt, $9^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

EVCARPI

Fundort: Köln, vor dem Hahnenthor.

37 (A.V. 189). Lampe aus gelbem Thon, $12^1/_2$ cm lang. Ein n. l. eilender nackter Mann, welcher einen anderen auf den Schultern trägt; rechts daneben ein radähnlicher Gegenstand, links ein Dolchmesser. Im Boden der Stempel:

EVCARPF

Fundort: Neuss. Aus der Sammlung Eberle[1]); Katalog Nr. 1374.

37 a (4872). Lampe aus röthlichem Thon, fragmentirt; $9^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

---

1) Die Lampe ist jedenfalls identisch mit dem von W. Schmitz in diesen Jahrbüchern XXXVIII S. 167 n. 20 beschriebenen Exemplar der Eberle'schen Sammlung, wenngleich Schmitz dort den Stempel EVCARPI gelesen hat.

EVCAR////

Der Rest des Stempels durch aufgebackene Thonstückchen verdeckt. Fundort: Grimmlinghausen.

37b (990). Lampe aus dunkelbraunem Thon, $8^1/_2$ cm lang. Ueber dem Füllloch ein n. l. laufender Maulesel. Im Boden der Stempel vertieft eingegraben:

FABRIC MAS

darunter eine Rosette. Fundort: Köln. Aus der Sammlung Wolff.

38 (A. V. 940). Lampe aus gelblichem Thon, $10^1/_2$ cm lang. Im Boden um eine Rosette der vertieft eingegrabene Stempel:

FIDELIS * F *

39 (3571). Lampe aus grauem Thon, 8 cm lang. Auf der Vorderfläche die Füllöffnung, welche von einer strahlenförmigen Rosette umgeben ist. Im Boden der Stempel:

FORTIS

Fundort: Köln, Weyerthor.

40 (337). Lampe aus rothem Thon ohne Handhabe, $10^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

Fundort: Bertrich.

41 (CXXXV m). Lampe aus gelbem Thon, fragmentirt. Im Boden der undeutliche, nicht vollständig ausgedrückte Stempel:

FORTI··

Fundort: Römerlager zu Bonn. Vgl. Winckelmannspr. 1888 S. 40 n. 15.

42 (5343). Lampe aus röthlichem Thon, $7^1/_2$ cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

(S hat eine etwas gequetschte Form). Fundort: Grimmlinghausen.

43 (A. V. 938). Lampe aus grauem Thon, 10 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

(F abgerieben).

44 (A. V. 406). Lampe aus braunem Thon, vorne abgebrochen; jetzt 7 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

Fundort: Bonn. Aus dem Hundeshagen'schen Nachlass.

45 (CCLXXII e). Lampe aus weissem, broncefarbig überstrichenem Thon, 8 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

Gefunden beim Eisenbahnbau zwischen Engers und Sayn.

46 (CXCIX). Lampe aus hellgelbem Thon, 12 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

Fundort: Köln, Zülpicher Strasse.

47 (A. V. 416). Lampe aus rothem Thon, vorne abgebrochen, jetzt 9 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS

Fundort: Bonn. Aus dem Hundeshagen'schen Nachlass.

48 (A. V. 626). Lampe aus schwarzgrauem Thon, $10^1/_4$ cm lang. Im Boden der Stempel:

S
FORTI

Gefunden beim Bau der linksrheinischen Eisenbahn in der Nähe von Bingerbrück.

49 (A. V. 115). Lampe aus braunem Thon; Handhabe beschädigt. 9 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS
7

Fundort: Bonn, Coblenzerstrasse.

50 (A. V. 939). Lampe aus röthlich gelbem Thon; Handhabe fragmentirt; 8 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS
I

51 (A. V. 410). Lampe aus gelbem Thon mit beschädigter Handhabe; 8 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS
I

Fundort: Bonn. Aus dem Hundeshagen'schen Nachlass.

52 (A. V. 953). Lampe aus rothem Thon, 8 cm lang. Im Boden der Stempel:

FORTIS
I

53 (6045). Lampe aus rothem Thon, Handhabe abgebrochen. $6^1/_2$ cm lang. Im Boden der schlecht lesbare Stempel:

FORTIS
I

Fundort: Grimmlinghausen.

54 (3175). Lampe aus braun überstrichenem Thon, Oberfläche theilweise ausgebrochen; ohne Handhabe, 8 cm lang. Im Boden ein Altar, daneben der kaum lesbare Stempel:

LAES oder LASS

Fundort: Köln, Appellhof.

55 (4991). Lampe aus grauem Thon, $7^3/_4$ cm lang. Im Boden der Stempel:

LICIDVS

D sieht aus wie O. Fundort: Köln, Aachener Strasse.

56 (A. V. 959). Lampe aus rothem Thon ohne Handhabe; Dochtansatz abgebrochen. Im Boden der sehr undeutliche Stempel:

L COSSI

Was ich gebe ist keineswegs als sicher zu betrachten. Es scheinen zwei Stempel über einander eingedrückt zu sein, in Folge dessen die Buchstaben unentwirrbar durcheinanderlaufen. Denn zugleich schimmert ein Wort wie LVTOCIS durch. Uebrigens scheint der von Bücheler Bonn. Jahrb. LIX S. 43 f. besprochene Bonner Stempel dieselbe Fassung wie der unserige gehabt zu haben. Fundort: Remagen.

57 (A. V. 992). Lampe aus hellrothem Thon ohne Handhabe, 12 cm lang. Zwei zu einem Kranze verschlungene Zweige mit Blättern und Blüthen. Im Boden der schwach sichtbare Stempel:

M

58 (3640). Lampe aus hellgelbem Thon, $8^1/_2$ cm lang Ziemlich grosser Phallus, darunter die Füllöffnung. Der Rücken der Handhabe und die Bodenfläche mit vertieften Punkten verziert. Auf derselben innerhalb eines aus Punkten gebildeten Kreises ein punktirtes

M

Fundort: Köln, Severinstrasse.

59 (993). Lampe aus rothem Thon. Handhabe abwärts abgebrochen; $10^1/_2$ cm lang. Obscoene Darstellung: Mann und Frau in unnatürlichem Coitus. Im Boden vertieft der Stempel:

NELESSVS

Fundort: Köln. Aus der Sammlung Wolff.

60 (5900). Lampe aus rothem Thon mit einem Füllloch und zwei Dochtlöchern, vor deren jedem ein feines Loch zum Her-

aufstochern des Dochtes sich befindet. Handhabe beschädigt, jetzt 12 cm lang. Im Boden der Stempel:

NERI

Fundort: Köln, Luxemburgerstrasse.

61 (1688). Lampe aus gelbem Thon ohne Handhabe, 12 cm lang. Victoria nach links schreitend im langen Chiton und in der Rechten einen Schild haltend, auf dem die Aufschrift

OB
CIIVIS
SER

eingetragen ist. Fundort: Andernach.

62 (A. V. 382). Lampe aus rothem Thon ohne Handhabe, 7¹/₄ cm lang. Im Boden der Stempel:

OPTATI

Aus der Sammlung von Grashoff.

63 (A. V. 729). Lampe aus braun gestrichenem Thon mit massiver Handhabe, 9 cm lang. Auf der von concentrischen Ringen eingefassten Vorderfläche zwei Masken, dazwischen das Füllloch. Im Boden der vertieft eingedrückte undeutliche Stempel:

PVBLIOOF,

von dem die punktirten Buchstaben nicht so klar sind wie die drei ersten. Gefunden am ehemaligen Exerzierplatz vor dem Kölnthor zu Bonn.

64 (A. V. 415). Lampe aus weissem, braun überstrichenem Thon, 10¹/₄ cm lang. Auf der Vorderfläche zwei Fratzen, dazwischen das Füllloch. Im Boden der vertieft eingedrückte undeutliche Stempel:

PVBI //////

Der Rest des Stempels ist mit der Glasur abgesprungen, indessen scheint der Wortlaut desselben mit dem des vorhergehenden identisch gewesen zu sein. Fundort: wahrscheinlich Bonn. Aus dem Hundeshagen'schen Nachlass.

65 (3593). Lampe aus hellbraunem Thon, 12 cm lang. Grosser Phallus; daneben links das Füllloch, ausserdem am Rande vor dem Dochtansatz eine kleine Oeffnung zum Vorschieben des Dochtes. Auf dem Rande der Vorderfläche je ein Buckel. Im Boden der Stempel:

SATTONS

Fundort: Köln, am Weyerthor.

66 (A. V. 627). Lampe aus grauem Thon, 7 1/4 cm lang. Handhabe oberwärts abgebrochen. Im Boden der Stempel:

SATTONIS

Fundort: Bingerbrück.

67 (A. V. 952). Lampe aus gelbem Thon, am Dochtansatz beschädigt, 6 cm lang. Im Boden der Stempel:

SATTONIS

68 (821). Lampe aus gelbem Thon, 8 1/2 cm lang. Im Boden der Stempel:

SATTONIS

Fundort: wahrscheinlich Bonn.

69 (A. V. 951). Lampe aus röthlich gelbem Thon, 8 cm lang. Im Boden der Stempel:

SATTONIS

70 (A. V. 409). Lampe aus gelbem Thon, 10 cm lang. Im Boden in flüchtigen rückwärts laufenden Schriftzügen der Stempel:

SIICVNDVS

Fundort: Bonn. Aus dem Hundeshagen'schen Nachlass.

71 (3331). Lampe aus gelbem dunkelgrau überstrichenem Thon, offen, 11 1/2 cm lang. Im Boden der Stempel:

SENN|

Gefunden in einem Steinsarge auf der Ziegelei von Nicolas & Cie. zu Klettenberg bei Köln.

72 (A. V. 887 a). Lampe aus rothem Thon ohne Handhabe, 10 1/2 cm lang. In flachem abgestumpftem Relief ein männlicher Kopf in Vorderansicht. Im Boden der Stempel:

SPERΛTI

(E sieht fast wie F aus; Λ ohne Querstrich). Fundort: Poppelsdorf am Reuterswege.

73 (472). Lampe aus rothem Thon, 8 cm lang. Auf der Oberfläche eine nach der Mitte hin aufsteigende Sternrosette, welche mit einem zwischen zwei Eingusslöchern befindlichen Ring als Griff abschliesst. Im Boden der rückwärts laufende Stempel:

S T<br>FEC

Fundort: Xanten. Aus der Sammlung Buyx in Nieukerk.

74 (3630). Lampe aus hellgelbem Thon, 9 1/2 cm lang. Männlicher,

mit einem Helm bekleideter Profilkopf n. r., unter dem Kinn das Füllloch. Im Boden der schwach ausgeprägte undeutliche Stempel:

STI//C///IL

Ob Strobili? Fundort: Köln.

75 (A. V. 119). Lampe aus grauem Thon; Handhabe beschädigt; 7 cm lang. Im Boden der Stempel:

STROBILI,

darunter vertieft eingegraben ein grosses C· Fundort: Bonn, Coblenzer Strasse.

76 (A. V. 118). Lampe aus grauem Thon, fragmentirt. Im Boden der Stempel:

STROBILI

Es ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob der letzte Buchstabe I oder F ist. Fundort: Bonn, Coblenzer Strasse.

77 (3568). Lampe aus gelbem Thon, mit durchbrochener cannelirter Handhabe; 17 cm lang. Innerhalb mehrerer concentrischer Kreise ein Wettfahrer auf einer Biga n. l., in der erhobenen Linken einen langen Stab, in der Rechten die Zügel der Pferde haltend, auf deren Rücken Flügel angebracht sind. Bekleidet ist er mit einer kurzen Tunica. Ueber den Pferdeköpfen die Eingussöffnung. Am Rande vor der Tülle ein feines Nadelloch zum Vorschieben des Dochtes. Im Boden der Stempel:

STROBILI
F

Fundort: Köln.

78 (A. V. 403). Lampe aus rothem Thon, vorne beschädigt; 10 cm lang. Ein undeutlicher Kopf, Fratze, in Vorderansicht. Im Boden der ziemlich undeutliche Stempel:

LVCINI

Der erste Buchstabe, welchen ich als L angegeben habe, kann auch wohl S sein. Fundort: Bonn. Aus dem Hundeshagenschen Nachlass.

79 (3573). Lampe aus rothem Thon, $11^3/_4$ cm lang. Innerhalb vier concentrischer Kreise Mann und Frau in unnatürlichem Coitus auf einem Torus. Daneben rechts das Füllloch; unterhalb des Torus ein feines Nadelloch zum Vorziehen des Dochtes. Im Boden der Stempel:

TOTVS

Fundort: Köln, Weyerthor.

80 (A. V. 114). Lampe aus schwarzgrauem Thon, rund, ohne Handhabe; 8 cm lang. In der Mitte der Vorderfläche ein Ring zum Aufhängen der Lampe. Im Boden der Stempel:

VIBIANI

Fundort: Bonn, Coblenzer Strasse.

81 (A. V. 811). Lampe aus weissem Thon in Gestalt eines rechten Fusses, welcher auf einer zierlichen Sandale ruht; $7^1/_2$ cm lang. Handhabe abgebrochen. Auf dem Rande der ziemlich dicken Sohle eine doppelte Reihe von Nägeln. Innerhalb derselben die punktirte Inschrift in linksläufiger Schrift:

ꝺ VITAJIS ⊙ = Vitalis o(fficina).

Fundort: Bonn, Heerstrasse. Die gleiche Inschrift auf einer ähnlichen Lampe im Museum Wallraf-Richartz in Köln bei Kamp, Die epigr. Anticaglien S. 7 n. 124 b.

82 (876 k). Lampe aus röthlichem Thon, 8 cm lang, in Gestalt eines rechten Fusses auf einer kräftigen Sandale. Die Eingussöffnung an der Abschnittfläche über dem Knöchel; das Dochtloch auf dem Nagel der grossen Zehe. Die massive Handhabe befindet sich oberhalb der Ferse. Die Sandale, welche mit zwei Querriemen und einem über die Länge des Fusses laufenden Riemen befestigt ist, ist an den Rändern mit einer doppelten Reihe von Nägeln, sowie Kreisen besetzt. Dazwischen die aus Punkten gebildete, jetzt durch ein Loch verstümmelte Inschrift:

///////////VS

Fundort: Köln vor dem Severinsthor.

Ausserdem besitzt das Provinzialmuseum noch ein Paar Lampen, deren Stempel so abgerieben oder so unvollkommen zum Abdruck gelangt sind, dass ihren Wortlaut zu entziffern eine reine Unmöglichkeit ist.

## V. Ziegelsteine mit Inschriften.

### a) Legions- und Cohortenziegel.

1. Legio I Minervia pia fidelis. Ihre Ziegel, so weit sie innerhalb des Bonner Lagers aufgefunden worden sind, haben bereits eine Besprechung in dem Winckelmannsprogramm v. J. 1888 gefunden S. 32 ff., worauf ich verweise. Hier werden

daher bloss die sonst in Bonn und anderwärts gefundenen aufgeführt werden.

1 (A. V. 163). LEGTM gef. zu Bonn, Kölner Chaussee.

2 (A. V. 1343). ////EGIM vertieft; gef. zu Bonn an einer nicht näher bekannten Stelle.

3 (A. V. 1363). LEGTMS vertieft; gef. zu Iversheim bei Münstereifel.

4 (A. V. 1340). ///LGTMF vertieft; gef. zu Bonn, Kölner Chaussee. Es ist nicht sicher festzustellen, ob der letzte Buchstabe F oder P ist.

5 (A. V. 166). LEGTFM gef. zu Bonn.

6 (A. V. 1341). LECTMP vertieft; gef. zu Bonn, Coblenzer Strasse.

7 (A. V. 1339). LECIVI gef. zu Bonn, Kölner Chaussee.

8 (A. V. 632). LECTPII vertieft in rückwärts laufender Schrift. Gefunden angeblich beim Bau der linksrheinischen Eisenbahn in der Nähe von Bingerbrück.

2. Legio VI Victrix pia fidelis.

Sämmtliche im Provinzialmuseum aufbewahrten Ziegel dieser Legion stammen theils aus dem Römerlager bei Grimmlinghausen, theils aus Neuss.

1 LEG · VI 6 Stück.

2 LEG VI 2 Stück.

3 (5885). ////EG VI

4 LEG VI in rückläufiger Schrift, 3 Stück.

5 (5445). LEG IAI

6 (5687). LEG IAI

7 (5443). LEG VI//////

8 (5691). LEG VI////

9 (5442). ////) LEG VIC

10 (5692). ////LEG VIC

11 VICR 10 Stück.

12 (A. V. 164). /////G VI · V · P · F

3. Legio VIII Augusta victrix pia fidelis.

1 (CXLVII d). LEG VIII AVG im Castrum zu Deutz gefunden. Vgl. Bonn. Jahrb. LXVIII. Taf. II Fig. 13.

2 (A.V. 1342). LEG VIII AVG VIC P F · Wahrscheinlich aus Niederbiber.

4. Legio XV.

1 (A. V. 167 u. 210). LEG XV · 3 Stück, davon eines zu Neuss, die zwei anderen zu Xanten gefunden.

5. Legio XVI.

Die Ziegel dieser Legion sind alle ohne Ausnahme aus dem Römerlager bei Grimmlinghausen entnommen.

1 LEG XVI 3 Stück.
2 (5452). ///////XVI
3 LEG XVI 2 Stück.
4 (6257). //EG XVI
5 (6258). LEG XVI
6 (6260). LEC XV///

6. Legio XXII primigenia pia fidelis.

1 (CXLVII e). LEG IIXX gef. im Castrum zu Deutz.
2 (3340) ///// LG XXII im Kreise geschrieben; gef. beim Hof der ///////// Wwe. Jacob Balzer bei Cottenheim. Die zweite Zeile des Stempels ist völlig unlesbar.
3 (CXLVII c). LEG XXII C \/// gef. im Castrum zu Deutz. Bonn. Jahrb. LXVIII Taf. II Fig. 14. Ein ähnlicher Stempel auf einem Mainzer Ziegel bei Becker, Die röm. Inschr. und Steinsculpturen der Stadt Mainz S. 93 n. 304, 12.
4 (A. V. 1335). KEC XXII'///// Provenienz unbekannt.
5 (5865). LEG XXII PP gef. am Appellhofplatz in Köln. Vgl. Bonn. Jahrb. LXXXVII S. 213.
6 (5864). KEC XXII PP gef. ebenda.
7 (3339). LEG XXII PPF gef. zu Cottenheim.
8 (5866). /////PRI gef. am Appellhofplatz zu Köln.
9 (CCLVI b). /////IG XXII// PI F auf einem Firstziegelfragment. Gef. zu Remagen.
10 (3341). LEG X///// MP III innerhalb zweier Kreise. Fundort: angeblich Cottenheim. Die Buchstaben sind flüchtig und dünn.

7. Legio XXX Ulpia victrix.

Die Ziegel dieser Legion stammen sämmtlich aus einem Funde am Appellhofplatz zu Köln. Vgl. Bonn. Jahrb. LXXXVII S. 212.

1 L|E|G|XXX|V|V im Kreise geschrieben. 17 Stück.
2 (5850). L|E|////|XXX|V|V " "
3 (5862). ///////////// XXX//////

8. Cohors I civium Romanorum.

1 (3343). CoH·T·CIVR· Die vier letzten Buchstaben schwach erkennbar. Gef. zu Ems an der Lahn.

9. Cohors I Thracum.

1. (CCLIX a). COHĪTHRAC· Die Buchstaben haben eine etwas gequetschte Form.

2 (CCLIX b). COHITHRAc·H und R ligirt, c am Ende sehr klein.

3 (CCLIX c). ◡OHIT//////

Diese drei Stempel sind beim Eisenbahnbau zwischen Engers und Sayn gefunden worden.

10. Cohors IIII Vindelicorum.

1 (A.V. 1338). COHII.IIV//// Fundort: wahrscheinlich Niederbiber.

11. Exercitus Germaniae inferioris.

1 (6248). EX GER INF vertieft eingedrückt auf einem Firstziegel, sehr abgerieben.

2 (6247. 6250). EX GER INF vertieft eingedrückt auf einem Firstziegel, 2 Stück.

3 (6249). EX GƎR INF vertieft eingedrückt auf einem Firstziegel und im Kreise geschrieben.

4 (6252). EX GER//// vertieft eingedrückt auf einem Firstziegel.

5 (6251). ////–R INF " " " " "

6 (6253). ////˦INF " " " " Flachziegel.

Diese sieben Ziegel stammen aus dem römischen Lager bei Grimmlinghausen.

12. Vexillationes exercitus Germaniae inferioris.

1 (A. V. 1369). VEX EX G NF auf einem viereckigen dicken Ziegel. Die letzten drei Buchstaben sind schwach ausgedrückt und daher nicht ganz deutlich; NF sehr nahe zusammengerückt. Die Querstriche der beiden E sehr kurz und schwach hervortretend. Fundort: Dormagen. Bücheler, Bonn. Jahrb. LX S. 81.

13. Tegula transrhenana.

1 (A. V. 1367). ///EGVLATRARE auf einem dicken viereckigen<br>FLAALEGM Ziegel aus Dormagen. In der zweiten Zeile sind die vier ersten Buchstaben sowie der letzte völlig sicher. In den dazwischen befindlichen sehr abgeriebenen Zeichen glaube ich noch ganz schwache Spuren der Buchstaben LEG wiederzuerkennen. Bücheler, Bonn. Jahrb. LX S. 81.

2 (A. V. 210). TRANSRV gef. zu Xanten. Der Querstrich in H HENANA geht schräg von links nach rechts in die Höhe; die beiden Λ in der zweiten Zeile entbehren der Querstriche.

3 (A. V. 1372). THANSRHENAN/// auf einem in zwei Hälfte gebrochenen Ziegelbruchstück. Der Querbalken des T ausnehmend kurz; H und E ligirt, wobei der Querstrich des H schräg nach unten geht. Fundort: Dormagen. Bücheler, Bonn. Jahrb. LX S. 81.

b) Von Privaten angefertigte Ziegel.

1 (3076 u. 3077). AMANTIO KVS vertieft eingedrückt, gef. in einem fränkischen Grabe zu Gondorf an der Mosel.
2 (CXLVII h). P:CAL:ADIVT///// gef. im Castrum zu Deutz.
3 (CXLVII b). CAPIENACI " " " " "
4 (CXLVII a). CAP'////// " " " " "
5 (CXLVII). CEBEN " " " " "
Vgl. Bonn. Jahrb. LXVIII S. 18.
6 (3075.). CONCORDIVS in rückwärts laufender Schrift; gef. in einem fränkischen Grabe zu Gondorf an der Mosel.
7 (3074). MAVRICI gef. wie Nr. 6 zu Gondorf.
8 (3848. 3849. 3914). SCM vertieft eingedrückt, 3 Stück. Fundort: Pommern an der Mosel.
9 (6390). OVAL SAB F=Q. Val(erius) Sab(inus) f(ecit), gef. beim Anischer Hof bei Clotten an der Mosel.
10 (3091). TVINCINTIVS gef. in einem fränkischen Grabe zu Gondorf. Ob der Buchstabe nach C ein I oder ein E ist, lässt sich nicht entscheiden.
11 (3094). ////////XP//I Fundort derselbe wie bei Nr. 10.

## VI. Henkel von grossen Thongefässen mit Inschriften.

1 (A. V. 1371). ΛNNVΛ in dünnen Schriftzügen leicht eingeritzt; der zweite Strich des Schluss-A doppelt versucht. Bücheler, Bonn. Jahrb. LX S. 80, welcher richtig die Inschrift auf die Verbrauchszeit des in der Amphora Enthaltenen bezogen zu haben scheint. Fundort: Bonn auf dem ehemaligen Exerzierplatz.
2 (3298). ΛCIRGI in eleganten Buchstaben. Fundort: Remagen.
3 (3404). C v E v F v P Fundort: Bonn, an der Heerstrasse.
4 (A. V. 743). CAL PVR · N zwischen VR und N ein ganz deut-

licher Punkt. Gefunden beim Bau der linksrheinischen Eisenbahn in der Nähe von Bingerbrück.

5 (3276). ⌐!ʌFIꟿ·I Unter dem Stempel IIIIIIII und etwas davon entfernt nochmals II, sowie auf dem Halsrande VII eingeritzt. Fundort: Bonn, an der Heerstrasse.

6 (6447). R ꝏ O D V R hat eine gequetschte Form, O und C
VI V stehen eng zusammen. Die Zahlen VI und V sind eingekratzt. Fundort: Grimmlinghausen. Vgl. C. I. L. XII, 5683, 44.

7 (A. V. 1354). L F C C V F M Fundort: Bonn. Der untere Querstrich des E nach L ist nicht zu erkennen. Derselbe Stempel bei Schuermans, Sigles fig. n. 2930.

8 (5663). M T N Der mittlere Buchstabe scheint E gewesen zu sein. Das Ende des Stempels, der ursprünglich breiter war, ist nicht ausgeprägt. Fundort: Grimmlinghausen.

9 (5440). ////M FLAVIT Fundort: Grimmlinghausen.

10 (A. V. 1353). ˢAXᵥPERᵥFIVS Der erste Buchstabe scheint eher ein S als ein C gewesen zu sein. Vgl. C. I. L. XII, 5683, 272. Bergk, der im Bonn. Jahrb. LV/LVI S. 240 Anm. 1 diese Stempelinschrift veröffentlicht hat, las dieselbe CAX·FEIC·FIV. Zwischen den drei ersten Buchstaben des Stempels ist VIII und auf dem Halsrande VII eingeritzt. Fundort: Bonn, am Viereckplatz.

11 (667). SEX·N Der untere Theil von S nicht klar ausgeprägt. Fundort: Römisches Lager bei Bonn. Vgl. Winckelmannsprogr. 1888 S. 39.

12 (6448). VICTOR, vor dem Brande eingekratzt, C und O sind eckig geformt, der Querbalken des T schief von der linken nach der rechten Seite in die Höhe gehend. Das Runde des R bildet eine mit der Schleife des Buchstabens fast parallel laufende gerade Linie. Fundort: Grimmlinghausen.

13 (5662). ////= N A NE die Inschrift ist vorne verstümmelt; der erste jetzt theilweise erhaltene Buchstabe war E. Am Schluss ist N mit E ligirt. Ebenso scheint auch mit dem ersten N ein I ligirt zu sein; wenigstens überragt die letzte Hasta dieses N die vordere unbedeutend. Fundort: Grimmlinghausen.

14 (6352). ////III ENN·IVL Auch dieser Stempel ist zu Anfang verstümmelt. Er hebt an mit drei Hasten, welche überdeckt

sind mit dem Querbalken eines T ähnlichen Striches. Der Punkt nach dem zweiten N steht am Fusse des Buchstabens. Das Zeichen am Schlusse der Inschrift ist nicht ganz klar herausgekommen. Vgl. C. I. L. XII, 5683, 89. Marini, Iscriz. ant. dol. n. 69. Fundort: „Am guten Mann" bei Urmitz.

15 (5664). ////I I V I N Die vordere der eingeritzten beiden Henkelinschriften ist nicht vollständig. Das zweite Wort scheint *vin* besagen zu wollen und sich auf den Inhalt zu beziehen. Fundort: Grimmlinghausen.

16 (5439). I I VI I I I eingeritzt. Im Anfang der zweiten Zahl ist wahrscheinlich das erste Zeichen ein unvollendet gebliebenes V. Fundort: Grimmlinghausen.

17 (3119, 3120, 3142). V I I I tief eingeritzt, 3 Stück. Die zwei ersten zu Köln an dem Severinsthor, das dritte zu Bonn im Marthas Hofe gefunden. Auf dem Halsrande des letzteren ist auch noch III tief eingegraben.

18 (A. V. 1370). ////X I I I I in schönen Zeichen eingegraben. Fundort: Bonn. Bücheler B. Jahrb. LX S. 84.

19 (A. V. 1356). X ↳IIII eingeritzt, scheint XLVIIII sein zu sollen. Fundort: Bonn, Coblenzerstrasse.

20 (A. V. 1285). ////PATEP auf dem Bruchstück einer dickwandigen Amphora eingekratzt. Gefunden zu Seckmauern im Odenwald.

## VII. Sonstige Gegenstände von Thon mit Aufschriften.

1 (2860). Runder, konischer Gewichtstein, oben abgebrochen, von gelblichem Thon, mit drei ziemlich tief auf der Bodenfläche eingedrückten Punkten, 9 cm hoch. Auf der Seite die flach erhabene Inschrift: I CI A Λ T. Das zweite Zeichen kann sowohl ein umgekehrtes D als auch CI sein, da die Hasta nicht mit der Rundung verbunden ist. Der Buchstabe, welcher auf A folgt, ist kaum sichtbar und scheint ein griechisches L zu sein. Fundort: Köln.

2 (3501). Runder konischer, oben sich zuspitzender Gewichtstein von rothbraunem Thon, 10$^1/_2$ cm hoch. Ringsum mit parallelen, von der Spitze herablaufenden Reihen von Punkten verziert. Dort, wo der Körper des Gewichts sich zu verjüngen beginnt, die ziemlich tief eingegrabene, ringsum lau-

fende Inschrift: PATRIORENIIS. Fundort: Ems an der Lahn.

3. (6266). Gewichtstein aus gewöhnlicher Ziegelerde in Gestalt einer abgestumpften Pyramide, oben an den Schmalseiten abgerundet und unterhalb der Spitze durchbohrt. Am Fusse der einen der Breitseiten flüchtig eingeritzt: ʃ λ I. Der erste Buchstabe ist wahrscheinlich S, der letzte kann I sein. Fundort: Grimmlinghausen.

4. Zwölf runde kleine Kugeln von verschiedener Dicke aus röthlichgelbem Thon, auf denen die folgenden Zahlen tief und fest eingegraben sind:

| | | |
|---|---|---|
| 3917 | II | Fundort: Pommern an der Mosel. |
| 3918 | VII | |
| 3919 | XII | |
| 3851 | XVI | |
| 3920 | XXX | |
| 3921 | XXXVIII | |
| 3922 | XXXX | |
| 3855 | XXXXI | |
| 3852 | XXXXVII | |
| 3853 | LIIII | |
| 3923 | LXI | |
| 3854 | LXXX | |

Nachtrag zu den Thongefässen mit eingekratzten Inschriften.

(959) Kleine Schale von Terra sigillata mit Lotosblättern auf dem Rande verziert, 12 cm Durchm. Auf der äusseren Wandung eingekratzt:

IILVISʃI

in Cursivschrift. Das zweite S hat Ueber- und Unterlänge. Fundort: wahrscheinlich Köln. Aus der Sammlung F. H. Wolff.

(872). Glatter Teller von Terra sigillata, fragmentirt, 18 cm Durchm. Auf der Aussenseite der Wandung eingekratzt:

ϯKAS

S reicht weit unter die anderen Buchstaben herab. Fundort: Bonn.

(2718, 17). Bruchstück eines Gefässes von dunkelbraunem Thon. Auf dem Gefässmantel vor dem Brande eingeritzt:

LλTINV////

Der halb erhaltene letzte Buchstabe ist V, also Latinu(s). Fundort: Andernach.

(2836, 20). Boden einer Schale aus Terra sigillata. Auf der Aussenseite:

MλLLλNI

in Schriftzügen mit cursivem Charakter eingekratzt. M und A in einem Zuge verbunden. Fundort: Bonn.

6410. Hälfte einer kumpigen Schale von Terra sigillata auf schmalem Fuss und mit gerade aufsteigendem Rande. Auf demselben eingeritzt:

IOLLI

Fundort: Anischer Hof bei Clotten an der Mosel.

6364. Doppeltgehenkelter bauchiger Krug aus feinem geschlemmtem weissem Thon, 16 cm hoch. Auf der Wandung leicht eingeritzt:

·NICEROS

Fundort: Köln am Severinsthor.

3707. Kumpiger Teller aus gemeinem gelbem Thon; Durchm. $13^1/_2$ cm. Im Inneren des Bodens mit einem scharfen Instrument eingekratzt:

SILVIIC

Fundort: Heddesdorf bei Neuwied.

A. V. 1207. Schale aus Terra sigillata mit Lotosblättern auf dem Rande, 18 cm Durchm. Unter dem Boden im Kreise eingeritzt in cursiver Schrift:

ATTIMVA

Fundort: Bonn an der Coblenzer Strasse.

---

## 4. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzialmuseum in Bonn.

Von

**Josef Klein.**

---

### 29.

### Neue Matronendenkmäler aus Köln und Bonn.

Im Anfang September d. J. wurde in der Neustadt von Köln an der Zülpicherstrasse, um Platz für einen daselbst zu errichtenden Neubau zu gewinnen, eine alte Scheune niedergerissen. Bei dieser Gelegenheit förderten die Arbeiter aus den Fundamenten zwei römische Matronenaltäre zu Tage, die jedenfalls wegen ihres trümmerhaften Zustandes als Werksteine benutzt worden sind. Der eine jetzt 32 cm hohe und 27 cm tiefe, in zwei Stücke gebrochene Stein bildet die linke obere Hälfte eines Votivaltars von Kalkstein. Dieselbe zeigt eine 8 cm tiefe, oben tempelartig gebildete Nische, deren in der Mitte gewölbte Bedachung die Gestalt einer Muschel hat, welche durch Streifen in Flachrelief angedeutet ist. Dieselbe ruhte auf zwei Säulen, deren Schafte durch ziemlich breite Stege getrennte Cannelirungen aufweisen und deren Kapitäle durch geschmackvolle Blattornamente geschmückt sind. Die sonst auf Matronendenkmälern im Hintergrunde der Nische angebrachte Säule dahingegen fehlt hier. Die Ausführung des Ganzen zeigt, dass der Steinmetz dem architektonischen Theile des Altares eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. An der linken Seite der Nische ist noch der Rest des Oberkörpers einer Matrone vorhanden, deren Gewandung aus einem Unterkleide und einem faltigen, wahrscheinlich bis zu den Füssen herabreichenden Oberkleide besteht. Die Bekleidung scheint also dieselbe wie bei dem Roedinger, von M. Ihm in diesen Jahrbüchern LXXXIII S. 38 Fig. 1 abgebildeten Matronensteine gewesen zu sein, zumal auch auf unserem Altare der Kopf mit der grossen wulstartigen Haube geschmückt ist. Unterhalb der Brust ist die Figur jetzt abgebrochen. Nach der Anordnung der Figuren ist es sehr wahrscheinlich, dass auch hier die Göttinnen in der Dreizahl dargestellt waren, wie dies auf so vielen rheinländischen Denkmälern der Fall ist. Auf dem Architrav und dem Sims sind übereinan-

der die Buchstaben H/D eingemeisselt. Sie bilden einen Theil der bekannten, auch auf den Matronendenkmälern[1]) nicht gerade selten vorkommenden Eingangsformel IN H(onorem) D(omus) D(ivinae), die so auf dem Obertheil des Monuments vertheilt gewesen zu sein scheint, dass die zugehörigen, jetzt fehlenden Buchstaben IN und D auf den entgegengesetzten Seiten eingegraben waren.

Auf der Schmalseite ist ein junger Mann, wahrscheinlich Opferdiener, mit krausem Haar und langem faltigen Gewande dargestellt, welcher in beiden Händen eine mit runden Früchten gefüllte Schüssel vor sich hin hält. Die Figur ist unterhalb der Arme jetzt abgebrochen.

Mit diesem Fragmente zusammen wurde ein zweiter, ebenfalls den Matronen geweihter Stein, der jedoch etwas besser erhalten ist, aus dem Mauerwerke herausgezogen. Derselbe ist auch aus Kalkstein und misst jetzt in der Höhe 38 cm einschliesslich des 6 cm hohen Sockels und in der Breite 34 cm, welche der Sockel um 4 cm übertrifft. Der erhaltene untere Theil des Altares zeigt eine $4^1/_2$ cm tiefe Nische, die auf beiden Seiten mit flachen Pilastern geschmückt ist. Mit dem Obertheil der Nische sind auch die Oberkörper der in ihr auf einer Ruhebank in Vorderansicht sitzenden, mit langen faltigen, bis auf die Füsse hinabreichenden Gewändern bekleideten drei Göttinnen bis auf den Schooss verloren gegangen. Auf dem Schooss halten sie mit den Händen flache Körbchen mit runden Früchten fest, von denen jedoch allein das der linken Figur gut erhalten ist. Die Füsse Aller sind unter dem Gewande sichtbar und zwar hat die mittlere und die zu ihrer Rechten sitzende den rechten Fuss vorgesetzt, während der linke zurückgezogen ist; umgekehrt ruht ihre in der linken Ecke sitzende Genossin auf dem vorantretenden linken Fusse.

Ueberhaupt ist die in der rechten Ecke sitzende Figur am stärksten zerstört. Unterhalb der Reliefdarstellung zwischen einem Sims und dem hervortretenden Sockel ist eine 14 cm hohe Fläche für die Weihinschrift freigelassen, welche in drei Zeilen den folgenden Wortlaut aufweist:

---

1) Vgl. Ihm, Bonn. Jahrb. LXXXIII n. 168. 170. 171. 175. 180. 195. 385. 447. Ueber die Formel selbst hat eingehender gehandelt R. Mowat, Bull. épigr. V, 1885, p. 224 ss.

MATRONIS AVFANIS
M · VAL · SVPERANS
M · H · M · V · S · L · M

Matronis Aufani(i)s M(arcus) Val(erius) Superans m(issus) h(onesta) m(issione) v(otum s(olvit) l(ubens) m(erito).

Ueber die matronae Aufaniae, denen der Stein gewidmet ist, vgl. M. Ihm, Bonn. Jahrb. LXXXIII S. 29 ff. Auch hier ist es ein gewesener Soldat, welcher den Muttergottheiten seine Verehrung bezeugt. Die Endung auf -is in dem Worte Aufanis ist insofern bewerkenswerth, als gerade sonst bei den Aufaniae die Endung auf -abus die überwiegende ist.

Auf den beiden schmalen Seitenflächen sind als Schmuck Blattornamente angebracht, wie sich deren auch auf anderen Matronensteinen finden.

Von selbst fast drängt sich die Frage auf, ob die Stelle, wo die beiden Altäre gefunden worden sind, auch ihr ursprünglicher Standort gewesen ist. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen haben sich keine Spuren von römischen Substruktionen dort gefunden. Wenn es demnach nicht gerade wahrscheinlich ist, dass die Altäre auf jenem Platz einst errichtet waren, so spricht auf der anderen Seite ihr trümmerhafter Zustand und der Umstand, dass sie in diesem Zustande als Füllstücke in den Fundamenten der Scheune verwendet worden sind, eher dafür, dass sie von ihrem ehemaligen Aufstellungsorte hierhin verschleppt worden sind.

Diesen beiden Votivdenkmälern reihe ich einen dritten, gleichfalls den Matronen gewidmeten Stein an.

Im Sommer dieses Jahres musste für den Neubau des Herrn Rentners P. Hauptmann hier an der Poststrasse bei den Fundamentarbeiten auch ein Theil der zur alten mittelalterlichen Befestigung von Bonn gehörenden, dort vorbeilaufenden schweren Stadtmauer niedergelegt und ausgebrochen werden. Bei der Ausführung dieser Arbeit fand sich ausser Ziegelstücken mit dem Stempel: LEG I MP, von denen ich eines noch bei Herrn Hauptmann sah, und sonstigen offenbar von römischen Bauten herstammenden Werksteinen auch das Fragment eines römischen Votivaltars aus Kalkstein vermauert, welches Herr Hauptmann in freundlicher Weise dem Provinzialmuseum geschenkt hat. Dasselbe, jetzt $20^1/_2$ cm hoch, 20 cm breit und 18 cm tief, ist an der rechten Seite und unten abgebrochen. Die

Vorderseite des Steines war ehemals nischenförmig gestaltet und enthielt wahrscheinlich eine Figur. Auf der Rückseite sind noch wenige Ueberreste einer Weihinschrift erhalten mit folgendem Wortlaute:

ONIS
ENIS

Die Buchstaben der ersten Zeile sind knapp 5 cm, die der zweiten $4^1/_2$ cm hoch. Es ist ein den Matronen gesetztes Denkmal; denn die Deutung matrONIS in der ersten Zeile wird wohl von Niemanden beanstandet werden. Leider ist von dem offenbar in der zweiten Zeile erhaltenen Beinamen der Muttergottheiten bloss die Endung . . . . ENIS erhalten. Da es mehrere Beinamen derselben, welche auf -henae endigten, gegeben hat (vgl. die Zusammenstellung bei Max Ihm, Bonn. Jahrb. LXXXIII S. 31 f.), so ist eine annähernd sichere Ergänzung des Namens, den sie hier geführt haben, nicht möglich.

30.

## Römische Grabfunde aus Köln.

Beim Beginn dieses Frühjahrs, wo die Bauthätigkeit in der Neustadt von Köln auf das Lebhafteste wieder erwachte, wurden bei dem Auswerfen der Fundamente für Neubauten an der Aachener Strasse abermals mehrere römische Grabstätten aufgedeckt. Von ihnen zeichneten sich namentlich zwei ganz besonders durch ihren Inhalt aus. Alle Gräber waren von gewöhnlichen römischen Ziegelplatten umstellt und zugedeckt, sowie mit verkohlten Knochenresten angefüllt.

Im ersten Grabe, dessen Inventar am vollzähligsten erhalten geblieben, insofern es durch die glückliche Intervention des Bauherrn nicht von den Arbeitern in ihrer gewohnten Weise verschleudert wurde, befand sich in einer grossen Urne aus gemeinem grauen Thon, welche bis zum Rande mit Erde gefüllt war, zwischen Knochenresten zu oberst ein kleines tassenähnliches nach oben sich allmählich erweiterndes Gefäss von 4 cm Höhe aus ganz dünnem getriebenem Bronzeblech, mit umfallendem schmalen Rande und gerippter Wandung. Der Boden ist theilweise ausgebrochen; hart daneben lagen eine kreisrunde, auf der Oberseite mit eingedrehten Kreisen verzierte

Scheibe von dünnem Weissmetall, welche in der Mitte ein viereckiges Loch aufweist, wahrscheinlich der zum vorhergehenden Gefäss gehörigen Deckel, ferner ein $12^{1}/_{2}$ cm langer, viereckiger, oben und unten offener bronzener Untersatz eines nicht näher bestimmbaren Gegenstandes, der im Innern auf vier, ebenfalls aus Bronze gemachten Rädchen ruht, sowie ein an beiden Enden jetzt abgebrochener, inwendig hohler, $13^{1}/_{2}$ cm langer Stab aus Knochen, welchen ehedem eine jetzt mehrfach beschädigte, mit einer in bestimmten Abständen durch eingedrehte concentrische Kreise verzierte dünne Bronzehülse umgab. Dazu kommt aus Bronze noch eine recht hübsche, $8^{1}/_{2}$ cm lange Lampe mit einer durchbrochenen cannelirten Handhabe, in welcher mittelst eines kleinen Ringes ein aus feinen Bronzedrähten geflochtenes Kettchen zum Aufhängen der Lampe befestigt ist. Die Vorderfläche der Lampe stellt einen bausbackigen bärtigen Silenskopf dar, dessen Stirn und Schläfe mit einem Kranz von Trauben geschmückt ist. Endlich barg dieselbe Aschenurne noch einen kleinen, $9^{1}/_{2}$ cm hohen Trinkbecher aus schwarz überzogenem Thon, auf dessen ausgebauchtem Mantel zwischen zwei einfachen Linien der Trinkspruch V·I·V·A·S·: mit weisser Farbe aufgemalt ist, und eine Lampe aus hellbraunem Thon, 14 cm lang, mit durchbrochener Handhabe. Auf der von eingegrabenen Kreislinien umrahmten, nach der Mitte hin leicht gesenkten Vorderfläche befindet sich die Darstellung zweier Gladiatoren, wie sie von P. J. Meier (Westdeutsche Zeitschrift f. Gesch. u. Kunst I, 1882 S. 163, 3) genauer beschrieben und auf Taf. IV, 4 abgebildet worden ist.

Das zweite Grab, welches gleichfalls aus zusammengestellten Ziegelplatten bestand, enthielt keine Aschenurne, in welcher die verbrannten Ueberreste der Gebeine des Todten geborgen waren, sondern diese lagen hier vielmehr zerstreut umher. Indessen die Scherben eines grösseren Gefässes aus gewöhnlichem Thon, welche ausgegraben wurden, machen es wahrscheinlich, dass auch diese Knochenreste mit den Beigaben ursprünglich in einer Urne niedergelegt waren. Zwischen ihnen kam ein am Halse sehr beschädigter und stark ausgebauchter Trinkbecher aus röthlichem, schwarz überzogenem Thon, dessen jetzige Höhe 9 cm beträgt, zum Vorschein mit der zwischen zwei einfachen, fast völlig verblassten Linien in weiss aufgemalten Inschrift: A · M · O · T · E · ∴; ferner eine ziemlich roh gearbeitete, inwendig hohle Thonfigur der Venus von $15^{1}/_{3}$ cm Höhe, auf einer niedrigen viereckigen Basis. Die in Vorderansicht darge-

stellte Göttin, von deren Haupt das reiche Haar auf beiden Seiten in langen Locken über die Schultern bis auf die Brust herab fällt, steht völlig unbekleidet da, indem das den Körper umhüllende Gewand herabgefallen und nur eben von den beiden Armen, um deren unteren Theil die Enden geschlungen sind, gehalten wird. Ihre beiden Arme, welche oberhalb des Ellenbogens mit Armspangen geschmückt sind, hängen schlaff am Körper senkrecht herab. In der rechten Hand hält sie einen nicht näher bestimmbaren kreisrunden Gegenstand, während die Linke sich auf ein neben ihr stehendes Postament oder einen Stamm zu stützen scheint. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass in diesem Grabe sich noch andere Beigaben ausser den erwähnten befunden haben, welche, weil von dem schweren Lehmboden zerdrückt, unbeachtet geblieben sind.

Unmittelbar neben diesem Grabe, ja zum Theil noch auf den zerdrückten Ziegelplatten desselben lag umgestürzt der obere in zwei ungleiche Hälften zerbrochene Theil eines römischen Grabsteines aus Kalkstein, dessen zugehöriges fehlendes Stück nicht mehr gefunden wurde. Derselbe ist jetzt 30 cm hoch, 51 cm breit und 15 cm dick. Er enthält die Grabschrift, welche ein Mann seiner Gattin gesetzt hat, und lautet:

D I M<br>
M · ANTON · PRIMVLVS<br>
VIVVS · SIBI · FECIT · ET<br>
FAVSTINAE · BVRSPR////<br>
COIIVGI CARS/// I//////

D(is) I(nferis) M(anibus). M(arcus) Antoni(us) Primulus vivus sibi fecit et Faustiniae Burspr[ae] coiiugi caris[s]i[mae].

Die Schriftzüge, welche schön und regelmässig und ziemlich tief eingehauen sind, haben in den einzelnen Zeilen durchweg eine gleiche Grösse von 4 cm mit Ausnahme der ersten, deren Buchstaben 5 cm hoch sind. An drei Stellen hat I Ueberlänge. Bemerkenswerth ist die grosse Zahl von Ligaturen namentlich des I, welches mit N, R und T je zweimal zu einem Zuge verbunden ist; ferner finden sich noch M und V mit einander verbunden.

Zu dem Worte FAVSTNAE in der vierten Zeile ist zu bemerken, dass der Steinmetz ursprünglich statt des ersten A ein I einzumeisseln begonnen hatte und dann, als er seinen Irrthum gewahrte, A über das I eintrug.

Der Wortlaut der Inschrift, welcher der Lesung und Erklärung fast keine Schwierigkeiten bietet, gibt nur zu einigen Bemerkungen Anlass. Die Eingangsformel D · I · M, welche im Verhältniss zu der gangbaren D · M höchst selten vorkommt — in den bis jetzt veröffentlichten Bänden des Corpus begegnen wir ihr an neun Stellen, von denen zwei durch Conjektur gewonnen sind, eine C.I.L. X, 138 D·M·I, und eine C.I.L. X, 2936 D·M·IN bietet; unter den rheinländischen Inschriften nur noch einmal auf einem Grabstein aus Becherbach in der Pfalz C. I. Rhen. 1764 — wird wohl jetzt allgemein richtig durch D(is) I(nferis) M(anibus) gedeutet.

Das Cognomen der Frau am Ende der vierten Zeile ist unvollständig; es fehlen zwei Buchstaben, die wohl nur AE gewesen sein können. Mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum und die vielen sonstigen Ligaturen in der Inschrift ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch diese ligirt waren. Das Cognomen Burspra ist neu und meines Wissens bis jetzt weder aus den Inschriften noch aus der Litteratur nachgewiesen.

In der letzten jetzt erhaltenen Zeile, die auch in Wirklichkeit die letzte der Inschrift gewesen ist, sind bloss die beiden ersten Buchstaben fast ganz erhalten, von allen übrigen, bis zur Mitte der Zeile, ist die obere Hälfte, von da ab nur noch die Spitze derselben vorhanden. Die Ergänzung durch COIIVGI CARS[S]I[MAE] ist vollends sicher, bei der die Möglichkeit obwalten kann, dass IM im Worte carissimae wegen des geringen Raumes ligirt waren. — Was die Schreibung COIIVX des Wortes coniux anlangt, so kommt diese auch sonst auf Inschriften und namentlich auf rheinländischen nicht gerade selten vor. Vgl. C. I. Rhen. 319. 324. 418. 528. 774 u. s. w.

Ganz in unmittelbarer Nähe der vorhin beschriebenen Gegenstände[1]) wurden bei Erdarbeiten aus einer nicht unbeträchtlichen

---

1) Im Anschluss an diese Funde will ich kurz über einen anderen Grabstein, ebenfalls aus rothem Sandstein, berichten, von welchem ich diesen Sommer an der linken Seite der Aachener Strasse, wenn man nach Melaten geht, zwei sehr arg mitgenommene Fragmente sah, ohne dieselben für das

Tiefe zwei Bruchstücke von Steindenkmälern hervorgezogen, zwischen denen, obgleich sie ganz nahe bei einander lagen, kein Zusammenhang nachgewiesen werden kann. Das eine ist der 40 cm hohe Torso einer in Vorderansicht stehenden männlichen Figur aus Kalkstein, von welcher der Kopf oberhalb des Mundes, der rechte Arm und die Beine unterhalb der Kniee jetzt fehlen. Die Figur ist bekleidet mit einem langen faltenreichen Gewande, welches den ganzen Körper mit Ausnahme der rechten Hälfte bis an die Hüften bedeckt. Ein in langen Locken gezogener Bart umrahmt das Kinn, welches der Mann mit einem in der linken Hand vor sich hingehaltenen stabähnlichen Gegenstand zu stützen scheint. Das linke Bein ist etwas emporgehoben und im Knie gebeugt.

Mit dieser Figur zusammen kam das Bruchstück eines zu einem fast unförmlichen Block entstellten Grabsteines aus röthlichem Sandstein zum Vorschein, von dem allein die rechte Seite vom Beschauer intakt geblieben ist. Das Stück ist jetzt 35 cm hoch, 31 cm breit und 18 cm dick. Auf der Vorderseite finden sich die Ueberreste einer ursprünglich längeren, jetzt bloss aus vier Zeilen bestehenden Inschrift, mit folgendem Wortlaut:

MP · ANT · <  
CATORI^s  
cTERANO  
·XXXV!

An eine einigermaassen befriedigende Ergänzung der schlecht erhaltenen Inschrift, deren Zeilen vorne stark eingebüsst haben, ist kaum zu denken, wofern nicht die fehlenden Stücke gefunden werden.

---

Museum erhalten zu können. Von der fast völlig abgeriebenen Inschrift ist mir nur die nachstehenden Anfänge von vier Zeilen zu lesen gelun-

Arabesken

. . . . . . . . . . . .  
CANT . . . . . .  
ANI . . . . . . . .  
IA . . .  
DVS . . .

Arabesken

gen. Für die richtige Lesung der drei letzten Zeilen kann ich einstehen, für die der ersten nicht, da hier die Zeichen nur noch schwach durchschimmerten.

Nur so viel ist klar, dass wir die Grabinschrift eines Veteranen vor uns haben, denn die Ergänzung vETERANO in der dritten Zeile bietet sich von selbst dar. Ebenso enthält die letzte Zeile die Angabe der Lebens- oder Dienstzeit und das vor der Zahl der Jahre noch in seinem obersten Theile schwach erkennbare Zeichen scheint ein S gewesen zu sein, also der Rest des Wortes anniS. In der zweiten Zeile von oben liegt die Ergänzung MerCATORIS ziemlich nahe, wiewohl auch andere Möglichkeiten, wie z. B. PaCATORIS nicht ausgeschlossen sind. Schwierigkeit bereitet bloss die Deutung der ersten Zeile. Vom ersten Zeichen ist ein senkrechter Strich und der untere Theil eines von links nach rechts hinabgehenden schrägen Striches vorhanden. Dieselben stehen so nahe an dem folgenden P, dass sie höchst wahrscheinlich mit demselben ligirt waren. Vielleicht ist zu ergänzen: leg. I. M(inerviae) P(iae) Ant(oninianae) centuria [Mer]catoris.

## 31.

## Grabstein eines Soldaten der ala Pomponiani aus Bonn.

Nachdem ich die vorstehenden Mittheilungen über den Zuwachs an bedeutenderen Fundgegenständen, welchen die Sammlungen des hiesigen Provinzialmuseums vor Kurzem erfahren haben, für den Druck eben fertig gestellt hatte, wurden dieselben abermals durch einen römischen Sepulcralstein von hervorragendem Interesse bereichert. Es liegt um so mehr eine dringende Veranlassung vor, in diesem Jahrbuch schon einen genaueren Bericht über den Fund zu geben, als bereits die Tagespresse sich mit demselben eingehender beschäftigt und dadurch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt hat. Es ist nämlich das Grabdenkmal eines ehemaligen Soldaten (Reiters) aus den römischen Hilfstruppen, welcher, wie die beigefügte Inschrift besagt, nach 25jähriger Dienstzeit im 50. Jahre seines Lebens gestorben ist. Dasselbe besteht aus Jurakalk, demjenigen Material, welches von den Römern in hiesiger Gegend für Inschriften gewöhnlich benutzt worden ist. Der Stein wurde gegen die Mitte November v. J. hier zu Bonn vor dem Kölnthor links von der Chaussée auf dem nahe beim Josephshof gelegenen Ziegelfelde des Gutsbesitzers Schmitz beim Ausheben des Ziegelbodens, etwa 20 Meter von der Strasse entfernt, zu Tage gefördert. Gerade gegenüber der jetzigen Fundstelle wurde auf dem Felde des Herrn

Maurermeisters Strecke das von mir in diesen Jahrbüchern LXXXI S. 97 beschriebene und Taf. III Fig. 3 abgebildete Bruchstück eines Grabsteins ausgegraben, welches jetzt im Provinzialmuseum aufbewahrt wird. Weiter oberhalb, näher auf die Stadt zu, kamen auf derselben Seite der Kölner Chaussée bei Fundamentarbeiten für das Direktionsgebäude der Provinzial-Heil- und Pflege-Anstalt zahlreiche Gräber zum Vorscheine mit einem reichen Inventare von Beigaben an Gefässen aus Glas und Thon. Noch näher zur Stadt hin auf derselben Seite der Chaussée wurden im Jahre 1870 der durch Abbildungen von Phalerae gezierte Grabstein[1]) mit der einfachen Inschrift VALE · LVCI gefunden und drei Jahre später der für die römischen Kriegsalterthümer insofern bedeutsame Grabstein[2]) des C. Marius L. f., des Reiters der Legio I. Germanica, als sein Denkmal eine bildliche Darstellung römischer Militärdecorationen aufweist. Alle diese jetzt theils im Provinzialmuseum, theils in der Sammlung unseres Vereins niedergelegten Funde mit ihrem ausgesprochen militärischen Charakter im Verein mit der Nähe der Trümmer des Castrums machen es höchst wahrscheinlich, dass hier hauptsächlich die Gräberstrasse der Lagerbesatzung des römischen Bonn zu suchen ist.

Unser Grabstein hat eine Höhe von 1,43 m, eine Breite von 76 cm und eine Dicke von 23 cm. Die Vorderseite desselben ist in zwei fast gleiche Felder getheilt. Das obere besteht aus einer viereckigen, von einem ziemlich breiten Rande eingefassten Nische, deren beide freien Eckflächen oben mit je einem hübsch gearbeiteten Palmenzweige und einer Sternrosette in der Mitte ausgefüllt sind. In der Nische selbst ist unter einer gewölbten Bedachung das Reliefbild eines Reiters angebracht, welcher in strengem Galopp nach links dahersprengt und eben das Pferd, welches seine Vorderfüsse hoch emporgehoben hat, mit der rechten Ferse zum Umschwenken nach rechts anzutreiben im Begriffe steht. Das Gesicht des Reiters, welches den Beschauer anblickt, ist bartlos, breit und voll, das Kinn gerundet, der Mund gross; die etwas beschädigte Nase platt, und hat der ganze Kopf in mancher Beziehung etwas Individuelles. Der Kopf ist bedeckt mit dem Helme, dessen herabgezogener Stirnschild die ganze Stirne und dessen unter dem Kinn befestigte Wangenbänder die Ohren unseren Blicken entziehen. Da-

1) Bonn. Jahrb. XLIX S. 190 f. Abgebildet B. J. LV/LVI Taf. V Fig. 2.
2) Bonn. Jahrb. LIII/LIV. S. 184 ff. Abgebildet a. a. O. Taf. V Fig. 1.

gegen hat die Schädelwölbung des Helmes nicht die den Reiterhelmen der rheinischen Grabsteine eigenen, Haarschichten oder Lockenparthien nachahmenden Rippen, sondern ist im Gegensatz zu diesen glatt und einfach gehalten. Bekleidet ist der Mann mit der Tunica, über der er den bis auf die Schenkel reichenden Lederpanzer trägt, welcher ebenso wie die Tunica an den Oberarmen in die bekannten franzenartigen Streifen ausläuft. Der Lederkoller, welcher merkwürdiger Weise bei unserem Reiter nicht mit Schulterstücken versehen ist, ist am Halse durch einen Riemen zusammengeheftet, aus dessen Knoten als Zierde vier dünne Riemen herabhängen. Arme und Oberschenkel sind nackt. Ob die Füsse mit Halbstiefeln bekleidet waren, lässt sich bei der schlechten Erhaltung des Steines gerade an dieser Stelle nicht mit Sicherheit ermitteln. Das Schwert, welches in seinem oberen Theile nicht gut erhalten ist, hat einen ovalen, durch eine Mittelrippe gespaltenen Knauf und hängt an einem platten und schmalen Gürtel an der rechten Seite. In der hoch erhobenen Rechten schwingt der Reiter die Wurflanze, um einen ihm entgegentretenden bezw. überwundenen Feind, der auf anderen rheinischen Monumenten dargestellt ist, niederzustossen, während er mit der Linken, den hinter dem Rücken und Kopf des Pferdes sichtbaren länglichen sechseckigen Schild hält, welcher an seinem Ende auf dem Steine noch eine Breite von 12 cm hat.

Das Pferdegeschirr besteht aus einem Sattel mit Knopf und hervortretendem Rückende des Sitzes. Unter demselben erblickt man die viereckige Satteldecke, welche durch den gerade so wie beim Denkmal des C. Marius an ihrem vorderen Rande angesetzten Bauchgurt befestigt ist. Auf der Brust, sowie auf dem Hinterschenkel ist das Lederzeug des Pferdes mit kleinen rosettenartigen Schmuckscheiben versehen, von denen je ein Riemenband herabhängt; ebenso ziert den Riemen vorne auf der Brust eine halbmondförmige Schmucklunula. Im Uebrigen ist die Bezäumung sehr einfach. Das Pferd selbst hat einen schönen langen Schweif und hübsche Mähnen.

Der untere Theil des Grabsteins trägt auf einem, von einem ziemlich breiten Leistenrande umrahmten vertieften Felde, welches 30 cm hoch und 38 cm breit ist, in fünf Zeilen die in guten, wohl erhaltenen Schriftzügen eingehauene Inschrift. Die Buchstaben in den einzelnen Zeilen weisen eine verschiedene Grösse auf und zwar sind dieselben in der ersten Zeile 5 cm, in der zweiten $4^1/_2$ cm, in der

dritten und vierten 4 cm und in der letzten Zeile $5^1/_2$ cm hoch. Die Inschrift selbst lautet:

NIGER·AETONIS·F·
NEMES·ALA·POMPONI
ANI · ANNO · L ·
AERA · XXV ·
H S E

Niger, Aetonis f(ilius), Nemes, ala Pomponiani, anno(rum) quinquaginta, aera viginti quinque. H(ic) s(itus) e(st).

Niger, der in den Auxiliartruppen seine Dienste geleistet hat, ist peregriner Abstammung. Desshalb wird seine Heimath nicht durch einen Stadtnamen, sondern durch den Namen des Volksstammes, welchem er angehört hat, bezeichnet. Er heisst hier Nemes, er war also ein Nemeter, ein Angehöriger des in der Gegend von Speyer ansässigen Stammes der Nemetes, die schon Caesar erwähnt. Diese seine peregrine Herkunft wird zudem auch bestätigt durch die Art und Weise, wie sein Name bezeichnet ist, nämlich durch sein Cognomen mit Beifügung des Vaternamens.

Der Auxiliartruppe, in welcher Niger seine Dienstjahre absolvirt hat, der ala Pomponiani, begegnen wir unseres Wissens hier zum ersten Male. Sie ist der Klasse von Reitergeschwadern beizuzählen, welche nach dem Namen ihres ersten Errichters benannt worden sind. In der Regel wird in solchem Falle derselbe in adjektivischer Form ausgedrückt, wie z. B. ala Indiana, Longiniana, Siliana, Frontoniana [1]), allein auch für die einfache Hinzusetzung des Stifternamens, bezw. ersten Befehlshabers im Genetiv fehlt es nicht an Beispielen und zwar gerade aus der älteren Zeit; ich erinnere an die ala Patrui [2]), die ala Rusonis [3]) und speciell die ala Scaevae [4]), von der Mommsen (Eph. epigr. V S. 142 Anm. 1) nicht unwahrscheinlich vermuthet hat, dass sie sogar der cäsarianischen Zeit angehört hat. Die Persönlichkeit des Pomponianus, welchem diese Ala ihren Ursprung und Namen verdankt, nachzuweisen, ist mir bis jetzt nicht gelungen. Je-

1) Vgl. die Zusammenstellung bei Marquardt, Röm. Statsverwaltung. 2. Aufl. Bd. II S. 472 Anm. 5. Henzen, Bonn. Jahrb. XIII S. 75 ff.

2) C. I. L. IX, 733.

3) C. I. Rhen. 1230.

4) C. I. L. X, 6011.

denfalls ist sie unter den ritterlichen Beamten des ersten Jahrhunderts n. Chr. zu suchen. Denn in der späteren Kaiserzeit sind keine Alen oder überhaupt Auxiliartruppenkorps mehr nach Privatleuten benannt worden. In die frühere Kaiserzeit als die Zeit, wann unser Grabdenkmal errichtet worden ist, weist auch die ganze Fassung der Inschrift, namentlich die Formel hic situs est, hin. Eine Bestätigung erhält diese Zeitbestimmung endlich durch die mit dem Denkmale zusammengefundenen Thongeschirre, welche ihrem Charakter und ihrer Form nach nur aus der früheren Kaiserzeit herrühren können. Auffallend ist es, dass uns sonst gar keine Nachricht über diese Reitertruppe vorliegt. Sollte dieser gänzliche Mangel an Nachrichten nicht etwa mit einem kurzen Bestande derselben zusammenhängen, indem sie mit anderen germanischen Auxiliarcontingenten von Vespasianus vielleicht wegen Betheiligung am batavischen Aufstande des Civilis nicht lange nach ihrer Errichtung aufgelöst worden ist? Denn soviel steht fest, dass einheimische Hülfsgeschwader bald nach dem Regierungsantritt jenes Kaisers fast gar nicht mehr in den beiden germanischen Heeren vorkommen.

Bemerkenswerth ist ferner die seltene, sich auch auf einigen Inschriften von Nymwegen (C. I. Rhen. 74. 118) und Mainz (C. I. Rhen. 946. 1154. 1212. 1261) findende Bezeichnung aera im Sinn von „Dienstjahren“ für das gewöhnliche stipendiorum und dazu noch im Akkusativ statt des gebräuchlichen Genetivs aerum oder aerorum. Allein auch der Akkusativ hat sein Analogon in dem stipendia einer Inschrift (C. I. Rhen. 1185) aus Mainz.

## 32.

## Zur Herculesinschrift: C. I. Rhen. n. 667.

In den Tuffsteinbrüchen des Herrn Nonn sen. im Brohlthale ist in dem Anfang der sechziger Jahre eine auf den glatten Felsen unterhalb einer 63 cm hohen und 37 cm breiten Nische eingemeisselte römische Inschrift aufgedeckt worden, welche der Besitzer der Brüche aus dem Felsen heraushauen und in dem Hofe seines Wohnhauses zu Brohl hat unterbringen lassen. Dort haben Freudenberg und Brambach dieselbe gesehen und ihren Wortlaut mitgetheilt, der erstere in dem Winckelmannsprogramm „das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal.“ Bonn 1862 S. 8 n. 2,

der letztere im Corpus inscr. Rhen. 667. Steiner dagegen, welcher die Inschrift ebenfalls Cod. inscr. rom. Danubii et Rheni 3755 abgedruckt hat, hat sie nicht selbst gesehen. In neuerer Zeit ist sie der Sammlung unseres Vereins durch Geschenk des Herrn Nonn einverleibt worden, worüber ich auf Jahrb. XLVII/XLVIII S. 170 verweise. Der colossale, jetzt leider in zwei ungleiche Hälften gebrochene Steinblock ist 1,40 m lang, 68 cm hoch und 40 cm tief. Die Inschriftfläche war ehemals rechts und links durch Handhaben eingefasst, von denen die rechtsseitige noch erhalten ist. Wegen der überaus starken Verwitterung des Steines setzt die Inschrift der Lesung nicht geringe Schwierigkeiten entgegen, weshalb sie von den bisherigen Herausgebern sehr unvollständig veröffentlicht worden ist. Aus demselben Grunde ist es auch mir nicht gelungen sie ganz zu entziffern, wie dies überhaupt bei dem eben erwähnten trostlosen Zustande des Steines kaum jemals möglich sein wird. Indessen das von mir Gelesene ist interessant genug, um hier mitgetheilt zu werden.

Z. 1 ist der Querstrich im Λ im Worte CAES, der bei Brambach fehlt, noch ganz deutlich vorhanden.

Z. 2 ist G am Ende von AVG ganz erhalten, hat aber eine etwas zusammengedrückte Gestalt, wie überhaupt die einzelnen Buchstaben dieses Wortes schmäler und enger an einander gerückt sind als bei den übrigen Worten dieser Zeile. — In der Zahl III sind die beiden ersten Vertikalstriche ganz scharf, der letzte zwar deutlich aber nicht so scharf wie die beiden ersten erhalten. II, was Freudenberg gegeben hat, beruht auf ungenauer Lesung. — Am Ende dieser Zeile steht zunächst S, dann E und zuletzt X, dessen erster Querstrich weniger klar sich erkennen lässt, also SEX und nicht ΓII, wie Brambach gelesen hat.

Z. 3 hat Brambach zu Beginn der Zeile richtig IVL gelesen. Das darauf folgende Wort ist gänzlich durch Verwitterung zerstört; dann folgt unter dem R des Wortes GER der 2. Zeile stehend, die Zahlbezeichnung III ganz klar sichtbar, welche von Brambach als zweifelhaft angegeben wird, und hinter ihr, am Schlusse der Zeile das Wort COS, dessen einzelne Buchstaben noch in ihren Umrissen schwach hervortreten. Die Ergänzung des fehlenden Wortes ergibt sich demnach gleichsam von selbst; es war ohne Zweifel FRONTINO, dessen Schluss-O noch schwach durchschimmert. Denn die drei ersten Zeilen der Inschrift enthalten, worüber kein Zweifel mehr

entstehen kann, die Angabe des Consulats, in welchem die Inschrift gesetzt ist. Es ist also zu lesen: Imp. Caes. Ner. Tra. Aug. Ger. III, Sex. Jul. Frontino III cos. Somit fällt die Inschrift ins J. 100 n. Chr. und ist daher mit den Weihesteinen, die unter dem Legaten Q. Acutius Nerva gesetzt sind (C. I. Rhen. 660. 662. 680. Vgl. L. von Urlichs, Bonn. Jahrb. XXXVI, 101. Mommsen, Index Plinii p. 401), eines der ältesten, wenn nicht das älteste datirbare, Zeugniss für den Cultus des Hercules Saxanus im Brohlthale.

Z. 4 im Anfang ist HERCVLI ganz sicher, selbst der von Brambach ausgelassene Mittelstrich des E. Auch hat die erste Hasta des H Ueberlänge. Der Rest der Zeile ist völlig unlesbar mit Ausnahme des ersten Buchstabens des unmittelbar auf HERCVLI folgenden Wortes, welcher ein S gewesen zu sein scheint. Es war also wahrscheinlich der bekannte Beiname S[axano], wiewohl auch nach dem Vorgange anderer Inschriften des Brohlthales S[acrum] ergänzt werden kann. Denn dass auf den Inschriften dieser Gegend Hercules auch ohne den Beinamen Saxanus genannt wurde, ist nicht ohne Analogon. Vgl. C. I. Rhen. 666.

In der vorletzten Zeile der Inschrift kann ich ebenso wenig wie Freudenberg noch die Spur eines Buchstabens vor TVBIC erkennen, von dem Brambach noch einen unteren Horizontalstrich gesehen haben will, der an E oder L denken lassen könnte. Von dem nächsten Worte lese ich bloss TVBIC und zwar ist B darin ganz sicher. Die weiter noch von Freudenberg gesehenen Zeichen I' habe ich nicht finden können. Das, was Freudenberg für I angesehen hat, scheint mir wenigstens eine zufällige Vertiefung im Steine zu sein. Dagegen lassen sich am Ende dieser Zeile VB ziemlich klar erkennen, weniger ist dies der Fall mit dem vor dem V vorhergehenden Buchstaben, den ich für S halte. In der letzten Zeile sind die Reste einer gerade unter C in TVBIC stehenden Hasta vorhanden. Den übrigen Inhalt der drei letzten Zeilen zu enträthseln, hat mir trotz mehrmaliger und wiederholter Untersuchung des Steines am Tage sowohl als beim Lampenlicht nicht gelingen wollen.

Ich bemerke noch, dass die Buchstaben der ersten Zeile 10 cm, die der zweiten 8 cm, der dritten $6^1/_2$ cm, der vierten und fünften 5 cm hoch sind. Interpunktionspunkte habe ich bloss in der ersten Zeile gefunden; wahrscheinlich sind sie in den übrigen Zeilen durch Verwitterung von der Schriftfläche verschwunden.

Zum Schlusse setze ich die ganze Inschrift nach meiner Lesung hierhin:

IMP·CAES·NER
TRA AVG GER III SEX
IVL · · · · · O III COS
HERCVLIS · · · · · · ·
5 TVBIC· · · · · · SVB·
· · · · I · · · · · · · ·

Die Inschrift enthält also eine im Jahre 100 n. Chr. vollzogene Widmung an den Hercules, errichtet von einem oder mehreren Trompetern irgend eines Truppentheils, der unter dem Commando eines Offiziers in den Brohler Steinbrüchen stationirt war.

## 33.

### Votivaltar aus der Münsterkirche zu Bonn.

Die in diesen Jahrbüchern LIII/LIV S. 179 f. von Freudenberg zuerst veröffentlichte Inschrift, welche im Jahre 1870 aus den Aussenmauern des nördlichen Seitenschiffes der hiesigen Münsterkirche herausgebrochen wurde, habe ich einer nochmaligen Prüfung unterzogen und dabei Einiges gelesen, was vom ersten Herausgeber nicht gesehen worden ist. Was Freudenberg von dem zum Theil schattenhaften Charakter der durch Abschleifen sehr schlecht lesbaren, nicht tief eingemeisselten Buchstaben dort bemerkt hat, kann ich nur vollauf bestätigen.

Ueber dem Sims sind in der That noch schwache Spuren von Buchstaben vorhanden, aber fast kaum mehr erkennbar. Und zwar haben dort noch zwei Zeilen mit bedeutend kleineren Schriftzügen, als die der eigentlichen Inschrift sind, gestanden. In der Zeile unmittelbar über dem Sims links von T des Wortes TVΛ sieht man ein deutliches V. Ueber V in der ersten Zeile den Fuss einer senkrechten Hasta, rechts daneben ein zur Hälfte erhaltener Buchstabe, welcher nur B oder D sein kann. Welche Worte hier gestanden haben, wage ich nicht zu sagen. Keinesfalls möchte aber der Genius loci, wie Freudenberg angenommen hat, wegen eines Querstrichs, den er zu sehen glaubte und für den Rest von L hielt, vor der For-

tuna und dem Hercules seine Erwähnung gefunden haben. Eher dürfte an erster Stelle J(uppiter) O(ptimus) M(aximus) mit anderen Gottheiten genannt oder die bekannte Formel IN H(onorem) D(omus) D(ivinae) gebraucht gewesen sein.

Die von Freudenberg als nur schwach erkennbar angegebenen Zeichen in der ersten Zeile sind ganz deutlich TVN, nur ist die letzte Hasta des N durch Bruch jetzt verloren. Dass die Ergänzung Freudenbergs ForTVNae das Richtige trifft, das kann um so weniger zweifelhaft sein, als von dem Querstrich des T jetzt eine deutliche Spur sich noch ermitteln lässt. Ich bemerke ferner, dass die Buchstaben der beiden ersten Zeilen etwas grösser als die der übrigen und ausserdem weiter auseinander gerückt sind. — In der zweiten Zeile hat bereits Freudenberg et HeRCVli ergänzt. — In der dritten Zeile las Freudenberg · · · OEL · V. Vor dem V ist aber I und nach dem V ein S noch ganz gut zu unterscheiden. Darnach hat kein Buchstabe mehr in der Zeile gestanden, obgleich die Zeile noch nicht zu Ende ist. Freudenberg hat, da er im Zweifel stand, ob der zweite Buchstabe ein L oder E war, lOLLIVs oder cOELIVs vorgeschlagen. Der fragliche Buchstabe ist sicher ein L, wenigstens habe ich nichts von dem ersten Querstrich eines E entdecken können und demnach wird LOLLIVS zu suppliren sein. Vor diesem Worte ist noch ein Raum von zwei Buchstaben gewesen. — In der vierten Zeile ist zunächst nach SCV noch S erkennbar und mit Freudenberg FuSCVS zu lesen. Schwierigkeiten bereitet der folgende Rest der Zeile. Von dem ersten Zeichen ist eine senkrechte Hasta mit Sicherheit, und daneben der untere Theil eines Rundes deutlich sichtbar, es kann nur B sein; darauf folgt ein deutliches A, ferner zwei etwas näher als die übrigen an einander gerückte, aus vertikalen Hasten bestehende Buchstaben, die nur I E sein können; der letzte jetzt erhaltene Buchstabe ist N, dessen beide Verticalstriche über die übrigen Buchstaben etwas hinauszuragen scheinen. Die beiden von Freudenberg vorgeschlagenen Ergänzungen des Geschlechtsnamens durch mAENius oder AELius sind demgemäss vollends ausgeschlossen. Aber darin hat er Recht gehabt, dass ein seltener Gentilname da gestanden hat. Es ist Baien[us] oder Baien[ius] gewesen.

In der fünften Zeile hat Freudenberg nicht bloss richtig ASSIANVS gelesen und CASSIANVS erklärt, sondern auch das von ihm zur Ausfüllung des übrigen Raumes ergänzte ET ist noch ganz gut,

wenn auch schwach, auf dem Steine erkenntlich. Wenn er aber die Ansicht ausgesprochen hat, dass auch noch ein das Praenomen bezeichnender Buchstabe da gestanden habe, so muss ich das sehr bezweifeln, zumal bei keinem der Namen ein Vorname gesetzt gewesen zu sein scheint.

Von dem im Anfang der sechsten Zeile stehenden Anfangsbuchstaben L des Gentilnamens LVRIVS ist der wagerechte Strich noch deutlich vorhanden und die von Freudenberg vorgeschlagene Ergänzung des zugehörigen Cognomens durch SAturni¦NVS findet durch den Stein ihre vollkommene Bestätigung, indem die Zeichen TVRN zwar schwach aber mit Ausnahme des R noch deutlich erkennbar durchschimmern.

Was ein Bekannter Freudenbergs in der siebenten Zeile gelesen hat, STRATOR steht in der That auf dem Steine und zwar sind die drei letzten Buchstaben mehr abgeschliffen als die ersten. Das Zeichen am Ende der Zeile ist C nicht G, nach demselben hat in dieser Zeile ebenso wenig ein Buchstabe mehr gestanden, wie in der folgenden Zeile vor und nach der Weiheformel EX VOTO. Die Ergänzung LEG I, welche Freudenberg in Vorschlag gebracht hat, hat daher keinen Halt. Vielleicht ist C = c(onsularis) zu deuten.

Nach ANTONNO in der neunten Zeile findet sich noch ein senkrechter Strich; dagegen ist es nicht sicher, ob der von Freudenberg angegebene schräge Strich wirklich der Rest eines Buchstabens oder bloss eine zufällige Vertiefung im Stein ist. Dass hier das Datum der Inschrift durch Angabe eines Consulates bezeichnet war, ist unzweifelhaft. Unter dem hier erwähnten Antoninus kann wegen des Charakters der Schriftzüge, welche eher dem dritten als dem zweiten Jahrhundert n. Chr. angehören, nur einer der Antonine gemeint sein, welche zu Beginn des dritten Jahrhunderts regiert haben. Da aber am Schluss der folgenden, also zehnten Zeile die Zeichen COS noch schwach sichtbar sind, so scheint nach Massgabe des in beiden Zeilen vorhandenen leeren Raumes neben dem Kaiser noch ein Privatmann mit vollem Namen als Consul mit aufgeführt gewesen zu sein.

Die ganze Inschrift ist demnach folgender Massen zu lesen:

```
         IDˇ
          V
  ____________________
   . . . TVN . . . .
   . . RCV . . .
   . . OLLIVS .
   . . SCVS·BAIEN . .
5  . . ASSIANVSIT
   -VRIVSSATVI·N
   NVSSTRATORC
    EX VOTO
   \NTONNOI . . . . .
10 . . . . . . . . COS
```

. . . . . [For]tun[ae et He]rcu[li . . . . L]ollius [Fu]scus, Baieni[us . . C]assianus et Lurius Saturninus strator c[o(n)s(ularis)] ex voto Antonino . . . . . . . . . . . co(n)s(ulibus).

## 5. Zwei römische Thonlampen aus Köln.

Von

Ed. Herstatt und H. Schaaffhausen.

Hierzu Taf. I.

---

Die beiden Thonlampen, deren Abbildung in der Grösse der Originale auf Taf. I vorgelegt wird, sind durch die Schönheit der Form sowohl als der Darstellung gleich ausgezeichnet. Sie stammen beide aus Köln bezw. seiner nächsten Umgebung.

Die erste Lampe (Fig. 1), welche jetzt die Sammlung des Herrn Franz Kramer hier ziert, wurde bei einer Ausschachtung an der Luxemburgerstrasse in der Neustadt von Köln im vorigen Jahre gefunden. Ihr Material ist ein sehr feiner Thon. Die Vorderfläche derselben wird durch einen hübschen männlichen Kopf gebildet, der etwas ins Profil gestellt ist. Derselbe ist bekleidet mit einem gut ausgeführten Helme mit Crista, welcher die Stirne völlig bedeckt. Die Vorderseite des Helmes schmückt ein Viergespann. Die edlen und ausdrucksvollen Züge des Gesichts, welches von einem starken, Wangen und Kinn beschattenden Vollbarte umrahmt ist, offenbaren Ruhe und tiefen Ernst. Dass wir das Bild eines Kriegers vor uns haben, dafür spricht wohl die Bekleidung des Kopfes mit dem Helm. Ob der Verfertiger der Lampe durch die Darstellung eine bestimmte Persönlichkeit hat charakterisiren wollen, lassen wir dahin gestellt.

Etwas grösser und von beinahe ebenso vortrefflicher Erhaltung wie die erste Lampe ist die zweite (Fig. 2) von gelbem Thon, welcher mit einer röthlichen, an einzelnen Stellen jetzt abgesprungenen Glasur überzogen ist. Diese Lampe, welche in den Besitz des Verfassers gelangt ist, ist bei Erdarbeiten zu Rodenkirchen in der Nähe der Alten Burg bei Köln zu Tage gefördert worden. Auch hier nimmt die ganze Vorderfläche ein Reliefbild ein, welches in Vorderansicht einen jugendlichen Kopf darstellt. Derselbe zeigt ein rundes volles Gesicht mit einer flachen Stirne und einer ziemlich breiten, plattgedrückten Nase und stark aufge-

worfenen Lippen. Eine lebensfrohe ungetrübte Munterkeit liegt in den Zügen, welche sich in den weit geöffneten Augen und dem offenen, die Zunge ein wenig zeigenden Munde ausspricht. Unter der Kopfbedeckung quillt das reiche lockige Haar hervor, das in üppiger Fülle das Antlitz umwallt. Alles dies vereinigt sich, um in dem Kopf den jugendlichen Bakchus zu erkennen. Doch lässt die Mütze auch an Attis oder Mithras denken. Der Handhabe der Lampe hat der Thonbildner die Gestalt einer zierlich gearbeiteten Muschel gegeben, in deren Mitte die Füllöffnung sich befindet.

Wir verdanken Herrn de Meester de Ravestein[1]) sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniss der Lampen im Alterthum. Ihr Gebrauch ist uralt. Herodot berichtet II, 62, dass an einem gewissen Tage zu Sais in Aegypten jeder Einwohner das Aeussere seines Hauses mit Lampen beleuchtet habe. So geschah es auch in andern ägyptischen Städten. Dies war das Fest der Lampen. Auch erzählt uns Herodot II, 129 und 130, dass König Mykerinus in seinem Pallast zu Sais bei der Leiche seiner Tochter Tag und Nacht eine Lampe brennen liess. Aegyptische Lampen haben nicht selten die Form eines Frosches; die auf ihnen befindlichen Inschriften sollen die Ansicht bestätigen, dass dieses Thier ein Symbol der Auferstehung war. Da Athen durch eine Colonie von Sais aus gegründet sein soll, so wird auch der Gebrauch der Lampen von hier nach Griechenland gekommen sein. Eusebius, Praep. evang. I, 6 und Clemens von Alexandrien, Strom. I, 16 sagen, dass die Lampen von den Aegyptern erfunden seien, die nach Herodot Rizinusöl darin brannten. Der h. Chrysostomus erzählt Homil. 12, ep. I ad Corinth., dass man zu seiner Zeit, wenn man einem Kinde einen Namen geben wollte, mehrere Lampen anzündete und an jede derselben einen Namen befestigte; das Kind erhielt den Namen der Lampe, welche zuletzt erlosch. Nach Pausanias I, 26, 7 brannte im Tempel der Minerva Polias zu Athen Tag und Nacht eine Lampe. Aristophanes beginnt das Vorspiel seiner „Weibervolksversammlung" nach Seegers Uebersetzung mit den Worten:

Lichtauge du der lehmgebornen Lampe,
Hier aufgehängt, um weitumher zu strahlen;
Denn kund thun muss ich dein Geschlecht und Loos:

---

1) Musée de Ravestein, Catalogue descript. T. I Liège 1871, p. 280 u. 515; T. III, Bruxelles 1882 p. 239.

Beim Schwung des Rads geformt von Töpferhand
Strahlst aus den Schnäuzen Sonnenglanz du aus,
So leuchte mir, gieb das versprochne Zeichen.

Derselbe Dichter sagt in den Wespen Sc. I, wenn um den Docht der Lampen Russ sich ansetze, so bedeute das vielen Regen. Dieselbe Beobachtung machte Aratos, Wetterzeichen 241. Plinius XV, I und Martial sagen, dass die alten Römer die Öllampen nicht gekannt hätten, sie werden sich anderer Fette bedient haben. Hieronymus berichtet in Isaiam LVII, 7, dass zu seiner Zeit in jedem römischen Hause ein Heiligthum der Göttin Tutela gewesen sei, vor dem Kerzen oder Lampen brannten. Ovid, Heroid., epist. XIX, 195, erwähnt den eigenthümlichen Gebrauch, dass die Römer die Sitte hatten, nie eine Lampe auszulöschen, sondern sie ausbrennen zu lassen. Darüber spricht auch Plutarch, Quaest. rom. 75. Er fragt, verehren wir die Flamme wie eine Schwester des ewigen Feuers oder geschieht es, weil man kein lebendes Wesen vernichten soll, so lange es uns keinen Schaden thut? „Die Flamme gleicht einem Lebendigen, weil sie Nahrung nöthig hat und weil sie von selbst stirbt, sie gibt einen Schrei, wenn man sie auslöscht, wie ein Thier, welches man tödtet. Man muss weder das Feuer, noch das Wasser, noch irgend eine nothwendige Sache vernichten, man muss sie Andern überlassen, wenn wir selbst sie nicht mehr nöthig haben.“ Auch dafür haben wir Zeugnisse, dass man Lampen an den Gräbern brannte. In dem Testament der Maevia, lex Maeviae 44, Dig. de manumiss. test., heisst es: Ich befreie meinen Sklaven Saccus und meine Dienerinnen Eutychia und Irene unter der Bedingung, dass jeder von ihnen von Monat zu Monat abwechselnd das Oel zu der Lampe besorgt, die an meinem Grabe brennen wird.

In Herculanum wurde eine Lampe mit Docht gefunden, der aus Leinwand gedreht war, andere waren aus Hanf. Dioscorides IV, 104, und Plinius XXV, 73 sagen, dass man sie aus den Fasern von Verbascum und Vegetius, de re veget. I, 57, dass man sie aus Papyrus gemacht habe. Das Märchen, dass man Lampen brennend beim Oeffnen von Gräbern gefunden habe, erklärt sich wohl aus der möglichen Entzündung brennbarer Gase, die sich bei der Zersetzung der Leichen entwickelt hatten.

Die Lampen sind entweder aus gebranntem Thon oder aus Bronze, selten aus edlern Metallen gefertigt. Ihre meist längliche Form ist hervorgebracht durch die Handhabe und die gegenüber-

stehende Röhre für den Docht. Sie konnten umhergetragen werden und standen auf einfachem Eisen- oder Bronzegestell, welches oben eine Scheibe hatte oder auf einem verzierten Kandelaber, oder sie waren daran aufgehängt; auch konnten die Lampen gleich unserem Luster von der Decke herabhängen (lychni), vgl. Macrobius, Saturnales VI, 4. Sie hatten einen, zwei oder mehrere Dochte; Martial. XIV, 41 nennt eine, die viele Dochte hatte, polymyxos. Einige tragen Inschriften des Besitzers oder Verfertigers oder Anrufungen der Götter. J. B. Passeri[1]) sagt, die ältesten römischen Lampen hätten keinen Zierrath gehabt, solche aus der Zeit des Augustus nur eine kurze Inschrift und keine Figuren, unter den Flaviern und Antoninen zeigten die Bildwerke einen guten Geschmack, unter den Philippen beginne der Verfall, unter den Maximinianen herrsche nur ein verdorbener Stil. Die Form der römischen dauert fort in der christlichen Zeit, wie die Funde in den Catacomben zeigen. Jetzt sind sie mit dem Monogramm Christi geziert, oder es ist St. Peter, Jonas, der gute Hirt, die Taube dargestellt. Wie man die sogenannten etrurischen Vasen auch aus dem Grunde als griechische Werke erkannte, weil sie, wie Jahn hervorhob, die ganze griechische Mythologie zur Darstellung bringen, so geben uns die Lampen in den Bildwerken, womit die meisten auf ihrer obern Seite geziert sind, ein vollständiges Bild des antiken Lebens. Wir finden da alle Götter und Göttinnen der griechisch-römischen Mythologie, allegorische Figuren, homerische Helden, Kampfspiele, menschliche Larven, Thierköpfe und dgl. Manches bezieht sich auf den Todtenkultus; so darf man die Gladiatoren und Faustkämpfer, die Biga und Quadriga auf die Kampfspiele beziehen, die bei vornehmen Begräbnissen stattfanden. De Meester führt in seinem Kataloge 251 Thonlampen und 20 Bronzelampen auf und giebt von allen eine eingehende Beschreibung der auf ihnen befindlichen Bildwerke. Schon in ältern Werken sind wie bei Passeri schöne römische Lampen veröffentlicht, so bei P. S. Bartoli, lucernae veterum sepulchrales iconicae ex cavernis Romae subterraneis collectae, cum observationibus J. P. Bellorii ante decennium editae, nunc versis ex Italico in Latinum observationibus recusae studio et impensis L. Begeri. Colon. Marchicae MDCCII. Es seien hier die Hauptdarstellungen genannt, von denen viele auch auf unsern rheinischen Lampen vorkommen: Jupiter in der Mitte zwischen Juno und Minerva,

1) Lucernae fictiles Mus. Passeri, Part. III, Pisauri, 1739—51.

Jupiter vom Adler getragen, Jupiter Serapis, Diana, Cybele, Apollo, Vulcan, Bacchus, Amor, Hercules, Silen, Hector, Aeneas, Ulysses, Prometheus, der das Feuer vom Himmel bringt, Prometheus an den Felsen geschmiedet, ein Triton, eine Nereide, Amor und Psyche, Andromeda, eine Victoria, ein Pegasus, ein Greif, der Schlaf, ein gefallener Krieger, Larven, Tänzer, Gladiatoren, Faustkämpfer, Zweigespann, Viergespann, Sonne und Mond, ein Thierkopf, der Kahn des Charon, in den ein Todter einsteigt, von Mercur geführt, ein Mann der auf dem Bauch über der Lampe liegt und in die Flamme bläst. F. Liceto, de lucernis antiquorum reconditis, Patavii L. VI 1662, hat eine Lampe p. 739 abgebildet, auf der ein Mann mit dem Blasebalg in die Flamme bläst und auf p. 966 eine andere, auf der ein Mann dies nicht mit dem Munde, sondern mit einem anderen Körpertheile thut. Auch obscöne Darstellungen, zumal der Phallus, sind auf römischen Lampen nicht selten. Eine antike jüdische Thonlampe aus der 1858 in Bonn versteigerten Sammlung Mertens ist in den Jahrb. XXII p. 74 beschrieben und abgebildet. Weckerling[1]) berichtet, dass das Wormser Museum 154 Thonlampen und 1 in Bronze besitze. Jene sind immer aus zwei Stücken hergestellt, dem Oelbehälter und dem Deckel, die dann mit einander vereinigt sind, es sind auch zwei vorhanden, die gar nicht mit einem Deckel abgeschlossen waren. Zuweilen stellt die ganze Lampe einen anderen Gegenstand dar, z. B. eine Frucht, einen Helm, einen Fuss oder Stiefel. Bei allen Lampen ist der Deckel mindestens mit einer Oeffnung zum Eingiessen des Oels versehen. Bei 36 Lampen der Sammlung befindet sich auf der unteren Seite ein Töpferstempel, oft kehren dieselben Namen wie Fortis (9 mal), Attilius u. a. wieder. Der Stempel Fortis kommt auf Thonlampen des Museums in Nymwegen 4 mal vor. Der Stempel Strobil war im ganzen römischen Reiche verbreitet, und, wie v. Cohausen mittheilt, lebt noch in der Untermaingegend eine alte Töpferfamilie Strobel. Das Wormser Museum besitzt auch vier aus Thon gebrannte Kerzenhalter, zwei haben oben eine Schale, um das herabfliessende Wachs aufzufangen. Auch das Museum in Wiesbaden[2]) bewahrt solche. An den Thonlampen dieser Sammlung werden als Verzierung erwähnt: Mas-

1) Die römische Abtheilung des Paulus-Museums. II Worms 1888 S. 104.

2) A. von Cohausen, Führer durch das Alterthums-Museum in Wiesbaden 1888. S. 97 u. 105.

ken, Laubgewinde, mancherlei scenische Darstellungen oft erotischer Art. Mehrere Lampen sind aus Bronze, zwei von Eisen, eine siebenflammige ist mit silbernen tauschirten Sternen geziert. Die Lampen sind theils geschlossen, theils offen, oft mit Ansätzen zum Aufhängen an einem Kettchen, daran ein Schürhaken (arcus). Herr Ed. Herstatt in Köln hat eine ausgewählte Sammlung römischer Lampen. Der Verein von Alterthumsfreunden besitzt auf 3 Tafeln die photographischen Abbildungen von 104 Lampen dieser Sammlung, darunter sind 8 aus Bronze und 9 christliche, eine derselben hat die Aufschrift: beata tranquillitas. Bei Passeri Taf. III Tab. XLIX lautet eine solche: aima dulcis sit tibi terra levis. Unter 11 Kopflampen sind auf dreien Mercur, Pluto und Medusa dargestellt. Eine stellt die Minerva dar, eine andere Diana auf einem Wagen mit 4 Hirschen. Auf einer Neujahrslampe steht der Glückwunsch: anno novo felix fatum tibi und in der Mitte ein Esel. Eine Lampe zeigt einen Bildhauer der mit Hammer und Meissel an einer Riesenmaske arbeitet. Er hat auffallender Weise in der rechten Hand den Meissel und in der linken den Hammer, dieses ist gewiss dadurch veranlasst, dass der Künstler den Hammer auf die Bildfläche bringen wollte. O. Jahn[1]) hat zwei Darstellungen eines arbeitenden Bildhauers veröffentlicht, die eine von einer Gemme, die andere von einem Relief, in beiden sitzt der Bildhauer in der umgekehrten Richtung als auf der Lampe und hat, wie es allein richtig ist, in der linken Hand den Meissel und in der rechten den Hammer. Die Sammlung des Herrn Niessen[2]) in Cöln enthält 187 Thonlampen und 10 Bronzelampen, unter jenen 35 mit Stempel, darunter 5 mal Fortis, 7 gehören der christlichen Zeit an. Auf 11 Lampen befinden sich obscöne Darstellungen. In Houbens Denkmälern von Castr. vet. und Col. Traj., Xanten 1839 sind auf Tafel 7, 8 und 29 bis 32 schön verzierte Lampen rheinischer Herkunft abgebildet. Das Münchener Antiquarium[3]) ist reich an römischen Lampen. Diese Sammlung besitzt auch einen Lampenträger in Bronze, der in Gestalt eines Wagenlenkers eine kleine zweidochtige Lampe mit der Rechten hin-

1) Verhandl. d. sächsischen Akad. Phil. hist. Kl. XIII 1861, S. 291 Taf. VI F. 2. u. 4.

2) C. A. Niessen, Sammlung römischer Alterthümer. Köln 1889 Taf. 8, 9 u. 10.

3) W. Christ und J. Lauth, Führer durch das K. Antiquarium in München, 1883. S. 30.

aushält. Die Thonlampen sind in der gewöhnlichen Weise verziert mit Scenen aus der Arena, mit Bildern aus der Götter- und Heroenwelt, symbolischen und humoristischen Darstellungen des Amor, mit Thieren, Masken u. dgl. Auch an obscönen Dingen fehlt es nicht. Drei Neujahrslampen zeigen den Glückwunsch: annum novum faustum felicem auf einem Schild eingeschrieben. Auch das Trierer Provinzial-Museum[1]) bewahrt zahlreiche Thonlampen, viele mit Stempeln. Die bekannten Bilder erscheinen immer wieder: Jupiter Ammon, Diana, Venus, Mercur, Bacchus, Amor, Fortuna, Victoria, die Quadriga, Centaur mit Bacchantin, Priapus, Pferd, Delphin, Schiff, Altar, Füllhörner, Zweige, Masken und Porträtköpfe, ein Bär in menschlicher Kleidung, ein Mann, der Affen abrichtet, eine Frau auf einem Krokodil, eine Palme haltend, hinter ihr ein Phallus. Das Bonner Provinzial-Museum zählt 12 römische Bronzelampen und 235 Thonlampen, darunter mehrere christliche. Davon sind 87 ohne jedes Bildwerk, 7 sind offene Lampen ohne Deckel, drei Hohlformen für die Deckel sind vorhanden. Die Darstellungen sind die gewöhnlichen, 3 sind erotisch, 4 mal kommt der Phallus vor, zwei stellen frazzenhafte Köpfe dar, eine zeigt als Bild den Elefanten, eine andere einen Todtenkopf. Merkwürdig ist, dass der dargestellte afrikanische Elefant am Körper behaart ist. So ist es auch auf zwei Lampen, die Passeri, P. III Tab. XII abbildet. Wenn er, dem Mammuth ähnlich, ein Wollhaar gehabt hat, so gibt das Klima Nordafrikas dafür keine Erklärung. Es giebt 5 runde Lampen mit einer seitlichen Handhabe, aber ohne Schnauze, sie haben oben in der Mitte eine grosse Oeffnung; 84 Lampen haben eine Inschrift, 15 mal kommt der Name Fortis vor[2]). L. Lindenschmit Sohn veröffentlicht in seiner Schrift: Das römisch-germanische Centralmuseum, Mainz 1889, auf Taf. XXVI eine Auswahl von Lampen verschiedenster Form, meist aus rheinischen Sammlungen. Es sind 18 Thonlampen und 8 aus Erz. Zweimal stellen sie den bekleideten menschlichen Fuss, einmal den Kopf eines Mongolen dar.

In der Anordnung der Bildwerke auf einer runden Fläche, sowie in der Mannigfaltigkeit der Darstellungen des antiken Lebens gleichen die Lampen den geschnittenen Steinen der Alten.

---

1) Führer durch das Provinzial-Museum. Trier 1881, S. 17.

2) J. Klein, Bonner Thonlampen mit Inschriften. Vgl. dieses Jahrb. S. 96.

## 6. Ein verkanntes Opfergeräth.

Von

**F. Haug**, Mannheim.

---

J. **Becker** erwähnt in seinem Verzeichniss der Denkmäler des Mainzer Museums (I 1875) mehrmals „ein unbestimmtes dreieckiges, oben ausgezahntes Opferinstrument", welches sich auf der Nebenseite von Votivaltären finde; so n. 72. 86. 119. Dass dieser unbestimmbare Gegenstand ein Opferinstrument sei, hat Becker mit Recht aus der Gesellschaft geschlossen, in der er sich befindet. So steht er n. 72 mit einer Ausgusskanne und Schöpfkelle auf der einen Nebenseite, während auf der anderen ein Opferbeil und eine langstielige Opferschale abgebildet ist; ähnlich n. 119. Ich habe nun schon vor Jahren bei einem Besuch im Mainzer Museum diese Steindenkmäler angesehen und glaube mich nicht zu irren, wenn ich den betreffenden Gegenstand für eine Tasche mit 3—4 Opfermessern erkläre.

n. 1.

Montfaucon, Antiquité expliquée, T. II, 167 sagt: Nous voions aussi dans les vieux marbres des gaines à plusieurs couteaux, pour couper en morceaux la chair des victimes. Eine solche Tasche bildet er ab Tab. 64, 9; sie ist mit einem Seepferd verziert und enthält drei Messer, deren Griffe hervorstehen (n. 1). Ein zweites Exemplar bildet er ab Tab. 68, 19 als ein Etuy que le Sacrificateur pendoit à sa ceinture: on y mettoit diverses sortes de couteaux. Auch dieses ist mit einem Seepferde geschmückt und enthält drei Messer (n. 2).

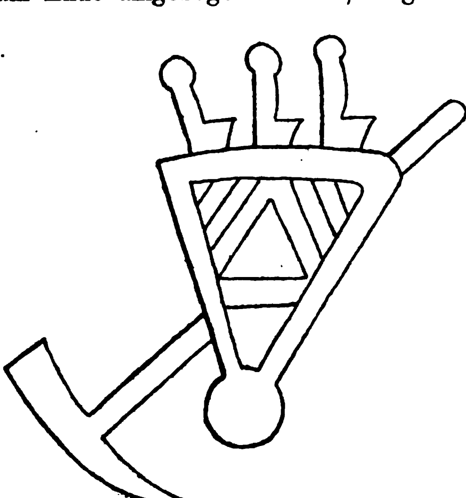


n. 2.

Ein eben solches (oder dasselbe?) beschreibt Dütschke V, n. 91 (Venedig) als ein mit einem Seethier geschmücktes Besteck für Opfermesser, welches auf einem Kandelaber angebracht ist. Noch drei weitere Exemplare nennt er II 401. III 29 u. 62, wo der Opferdiener dasselbe an der Seite trägt.

Aber auch auf Votivaltären in Württemberg

hat es Chr. Fr. Stälin mehrfach gefunden und richtig erkannt (Württembergische Jahrbücher 1835). So nennt er an einem Votivaltar von Benningen, n. 44, auf der l. Nebenseite drei Opfermesser in einer Scheide, unten ein Beil, auf der r. einen Opferkrug, unten ein Opferbecken. Auf einem Altar von Olnhausen, eigentlich von Jagsthausen, n. 72, erwähnt er auf der l. Seite einen „rautenförmigen Halbkranz", unten „vier Opfermesser in einer Scheide", auf der r. Seite oben einen Opferkrug, unten eine Schale. Letzterer Stein, den Stälin selbst nicht gesehen hat, enthält auf seinen Nebenseiten die reichste Ausstattung mit Opfergeräthschaften, welche mir von rheinischen Altären bekannt ist. Auf der l. Seite oben eine herabhängende Guirlande (sertum), welche einen Halbkreis bildet, in dessen Mitte eine Rosette angebracht ist; darunter die Tasche mit drei Messern, sehr deutlich, sodass nicht bloss die Griffe, sondern auch der Anfang der Scheide sichtbar ist; unter dieser Messertasche ein hammerartiges Beil, auf der einen Seite zugespitzt, auf der anderen breit, mit langem Stiel, welcher oben noch über die Tasche hinausragt und wohl von Prof. Klaiber, dem Gewährsmann Stälins, als viertes Messer angesehen wurde. Ebenso ist die andere Seite mit drei Opfergeräthschaften ausgestattet; oben ein einhenkeliger, schlanker, doch nicht ganz enghalsiger Krug, unten eine Opferschale (patera) mit kleiner Erhöhung in der Mitte und einem am Ende umgebogenen Griff; längs beider ein Stab, oben lanzenähnlich sich verbreiternd, unten zugespitzt, in der Mitte offenbar mit Wolle umwickelt (infula), welche mit einem Band (vitta) befestigt war. Ich gebe diese Beschreibung nach einer 1886 von Paul Stälin in meiner Anwesenheit aufgenommenen Zeichnung, die hier wiedergegeben ist (n. 3).



n. 3.

Eine noch reichere Sammlung von Opfergeräthschaften findet sich auf der Ehrenpforte des Septimius Severus in Rom am Forum bo-

arium. Von dieser ist mir zwar keine Abbildung zur Hand, aber Gsell-Fels (Rom und die Campagna [3] 1883, S. 836) erwähnt auch hier „die Scheide mit den Opfermessern“[1]).

Auf Grund dieser Belege vermuthe ich, dass auch der von Josef Klein in diesen Jahrbüchern Heft 67, S. 69 beschriebene und Taf. V Fig. 1 a abgebildete Gegenstand auf der Nebenseite eines Matronensteins nicht ein Füllhorn ist, aus dem Weinbeeren hervorragen, sondern eine solche Tasche mit Messern[2]), deren Griffe oben knopfartig abgerundet sind. Auf der anderen Nebenseite (ebd. b) finden sich ja ebenfalls Opferinstrumente, ein Krug und eine Schale, letztere ganz ähnlich der von Jagsthausen. Da zwei angesehene Alterthumsforscher in diesem Punkte, wie ich glaube, geirrt haben, so schien es mir der Mühe werth, auf das Richtige hinzuweisen.

---

1) Nachträglich sehe ich, dass bei Baumeister, Denkmäler des klassischen Alterthums, S. 1109, sich Abbildungen der dortigen Opfergeräthe finden (n. 1306, nach Clarac pl. 220, 307), darunter auch n. 4 eine Tasche mit zwei Opfermessern; dieselbe scheint hier mit einem herabhängenden Tragriemen versehen zu sein, der mit zwei Ringen an der Tasche befestigt ist.

2) Eine nochmalige Prüfung hat in der That die Wahrscheinlichkeit der oben ausgesprochenen Vermuthung ergeben. Klein.

# 7. Die Entstehung und Entwickelung der deutschen Steinmetzzeichen insbesondere an den mittelalterlichen deutschen Kriegsbaudenkmälern.

Von

J. Naeher.

Hierzu Tafel II.

## Vorwort.

Das Vorkommen von Steinmetzzeichen an den mittelalterlichen Kriegsbaudenkmälern, deren Bedeutung ich schon seit einer langen Reihe von Jahren zum Gegenstand meiner Studien gemacht habe, veranlassten auch mich, meine Erfahrungen über diese jetzt mehr als sonst das Interesse der Alterthumsforscher in Anspruch nehmende Angelegenheit mitzutheilen.

Wie überhaupt bisher die Kriegsdenkmäler von den Archäologen und Kunstkritikern nur sehr wenig beachtet wurden, so wurden auch die an denselben vorkommenden Steinmetzzeichen wenig oder gar nicht gewürdigt. Eine rühmliche Ausnahme hievon machen jedoch die Oberamtsbeschreibungen in Württemberg, in welchen schon sehr frühe, 1820—1860, auf das Vorkommen dieser Zeichen bei den schwäbischen Burgen hingewiesen ist. Auch Archivdirector Mone, der verdienstvolle Urkundensammler und Alterthumsforscher Badens, berührte schon vor 30 Jahren die interessanten Steinmetzzeichen des Steinsberges bei Sinsheim. Man war sich in jener Zeit über den Ursprung und die Bedeutung derselben noch nicht klar; aber Allen, welche uns zuerst auf diese Zeugen deutscher mittelalterlicher Bauthätigkeit aufmerksam gemacht haben, gebührt unser Dank. Sie haben uns die Wege geebnet, auf welchen wir oft recht bequem fortzuschreiten im Stande sind. Die Steinmetzzeichen unserer Kriegsbaudenkmäler besitzen nach meinen Erfahrungen ein ganz besonderes Interesse, da sie mehr als die der Kirchenbauten den Charakter einer bestimmten Bauperiode oder

eines Baustiles wiedergeben. Auch sind sie im allgemeinen besser erhalten, als die der Kirchenbauten, welche beständigen Umbauten und Erneuerungen unterworfen waren. Die Zeit des romanischen Baustiles fand in den ältesten Burgenbauten einen vollendeten Abschluss, und die hier vorkommenden Steinmetzzeichen sind das reinste Gepräge dieses Stiles. Nirgends war die Bauthätigkeit so gross und so allgemein, wie in Südwestdeutschland, der Wiege der mächtigsten Dynastien, der reichsten geistlichen Stiftungen und der vielen selbstständigen Gemeindewesen, das heisst der freien Reichsstädte. — Auch der hier eine grössere Selbstständigkeit als in Norddeutschland geniessende kleine Adel trug nicht wenig zu dem geistigen Emporblühen der Städte, in welchen er sich in die Bürgerschaft aufnehmen liess, bei. Die berühmtesten Baumeister und Künstler des Mittelalters wurden in unseren freien Reichsstädten herangezogen, in welchen zur Hohenstaufenzeit die künstlerischen Bestrebungen einen reichen Boden fanden, und auch zur höchsten Blüthe gediehen sind.

Würde es gelingen für jedes Land bezüglich der fraglichen Steinmetzzeichen ein so reiches und bewährtes Material zu sammeln und erfolgreich zu behandeln, wie es Dekan Klemm (früher in Geislingen, jetzt in Sulz am Neckar) gethan hat[1]), so wäre ein grosser Schritt in der Erforschung dieser Steinmerkmale geschehen. Bei uns sind wir vorerst nur darauf angewiesen, diese Zeichen zu sammeln und eine ähnliche vollendete Arbeit vorzubereiten. Es bleiben ja noch so viele technische Fragen über die Graphik und die Lesung der Steinmetzzeichen, ferner über den geistigen Zusammenhang der Bauhütten mit den heutigen Logen ungelöst, dass man noch die Aufschlüsse bewährter und vorurtheilsfreier Kenner der obwaltenden Geheimnissthuerei abwarten muss, um alle Bedenken zu heben.

Das reich ausgestattete Werk von Rziha[2]) enthält kunstvolle und gesuchte Combinationen und Constructionen der einfachsten Steinmetzformen. An solche Theorien haben aber wohl die Steinmetzen, welche sich ihre Zeichen wählten, schwerlich gedacht. Sehr lehrreich und anziehend, auch durch Urkunden erläutert, ist die Ab-

---

1) Alfred Klemm, Diakonus in Geislingen, Die württembergischen Baumeister und Bildhauer. Stuttgart 1882.

2) Franz Rziha, k. k. Professor, Studien über Steinmetzzeichen. Wien. Aus der kais. königl. Hof- und Staatsdruckerei 1883.

handlung von Janner[1]) über die Bauhütten des Mittelalters. Es ist zur Beurtheilung der Fragen über die Bedeutung der Steinmetzzeichen durchaus nöthig, auch von dieser verdienstvollen Arbeit Kenntniss zu haben. Das Werk von Karl Heitz über das Zunftwesen in Strassburg verschafft uns ein sehr lehrreiches Bild, und zeigt, dass die Maurer mit den Steinmetzen dieser Stadt eine Zunft bildeten, deren Meister „Ammeister" hiess und ein Mitglied des grossen Rathes war[2]).

Leider sind die Dokumente des Lieb-Frauenwerks oder der Strassburger Dombauhütte nach Aussage des früheren städtischen Archivar Brugger bei der Einäscherung der Bibliothek 1870 verloren gegangen und es ist im Stadtarchiv nur noch eine Urkunde vom 7. Dezbr. 1402 erhalten, welche einigen Aufschluss über die damaligen Zunftzustände der Maurer und Steinhauer gibt. Hienach berief der regierende Stettmeister Hessemann Hesse und der Rath der Stadt in Folge eines Gespenns zwischen den genannten Werkleuten ein Schiedsgericht, bestehend aus Vertretern der beiden Parteien unter dem Vorsitz des Stettmeisters. Dieses beschloss, dass die Steinmetzen des Frauenwerkes nicht mehr gezwungen sein sollten, mit den Maurern in einer Zunft zu dienen.

Die neue Landes- und Universitätsbibliothek in Strassburg, die nach dem Jahr 1870 gegründet wurde und jetzt schon einen Bestand von über 600,000 Bänden hat, besitzt nur zwei alte Dokumente über die Steinmetzbruderschaften. Das eine enthält das Zunftbuch der Constanzer Bauhütte von 1555—1709; das andere die Steinmetzordnungen von 1459 und 1763, auch die Bestätigungsbriefe dieser Ordnungen durch Kaiser Karl V. vom 15. April 1538, gegeben zu Barcelona; und durch Kaiser Ferdinand I. vom 15. März 1563.

Die älteste Steinmetzordnung datirt vom 3. Oktober 1498 und erhielt in demselben Jahre noch die Bestätigung des Kaisers Maximilian. Die Kopie dieses Briefes befindet sich in dem Zunftbuch der Constanzer Bauhütte, von welchem bei Besprechung der Steinmetzzeichen der Renaissance die Rede sein wird. Jeden Forscher,

---

1) Dr. Ferdinand Janner, Professor am königl. Lyceum in Regensburg. Die Bauhütten des Mittelalters. Leipzig 1876.

2) Im 15. Jahrhundert bestand der Grosse Rath der Stadt aus 20 Vertretern (Ammeister genannt) der Zünfte und 10 adeligen Rathsherren (Constofflern). Zu diesen gehörten die 4 regierenden Herren Stettmeister und 6 andere Adelige, welche der grosse Rath wählte.

der sich mit den mittelalterlichen Steinmetzzeichen beschäftigt, muss die Abhandlung von Otto Richter über antike Steinmetzzeichen[1]) in hohem Maasse ansprechen. Zur Beurtheilung der Geschichte dieser äusseren Merkmale auf den Steinen der Kunstdenkmäler alter Zeiten und ihres gegenseitigen Zusammenhanges ist die Kenntniss dieser Arbeit unumgänglich nöthig. Sie eröffnet uns ganz neue und lehrreiche Gesichtspunkte über das Alter und die Bedeutung dieser Steinmetzzeichen bei den Griechen und Römer, und wir können uns des Erstaunens nicht erwehren, dieselben Zeichen auf den Quaderstücken unserer Bauten des romanischen Baustils wieder zu finden. Mögen bewährte Forscher dieses merkwürdige Vorkommen in Betracht ziehen und zu ermitteln suchen, ob eine Uebertragung der antiken Zeichen auf die deutschen Bauten stattgefunden hat, oder ob es ein Spiel des Zufalles und des Combinirens einfacher Strichformen ist, wenn diese Zeichen nach etwa 1000 Jahren bei unseren Bauten wieder auftauchen.

Bezüglich des Vorkommens der Steinmetzzeichen machen wir darauf aufmerksam, dass solche nicht so häufig sind als man voraussetzten dürfte. Abgesehen davon, dass sie da, wo die Bauten in Urgestein, Kalkstein (Muschelkalk) und in Backstein hergestellt sind, ganz fehlen, finden wir auch oft bei den von besserem Steinmaterial aufgeführten nur vereinzelte. Die Steinmetzzeichen finden sich meist an den unteren Schichten der Bauten, an Thoreingängen, Pfeilern und Fenstereinwölbungen. Bei den Burgen verschwinden diese Zeichen in den oberen Schichten ganz. Bei den Kirchen deutet ein Zeichen an einer Thüre, an einem Pfeiler oder an einer Einwölbung darauf hin, dass diese Theile nur von einem Steinmetzen fertig gestellt wurden. In der romanischen und gothischen Zeit findet man die Zeichen in gerader und schräger Lage angebracht, zuweilen sogar auf den Kopf gestellt, wie es dem Steinmetz eben bequem war dieselben einzumeisseln.

Auch die Grösse der Zeichen ist sehr verschieden; in der romanischen Zeit mit 5 cm beginnend, werden dieselben beim spätgothischen Stile immer gestreckter und complicirter und zeigen bis 15 cm Länge. Wir haben eine Uebersichtstafel der von uns beobachteten Steinmetzzeichen entworfen und angeschlossen, welche am

1) XLV. Programm zum Winckelmannfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin mit 3 Tafeln. Berlin. 1885. Vgl. Jahrb. LXXXI S. 176.

klarsten die Entwickelung derselben darstellen dürfte. Sie umfasst das südwestliche Deutschland und den wichtigsten Theil des Bezirks der früheren Haupthütte von Strassburg und dürfte dieselbe in dieser Beziehung als Muster dienen, wie auch die Bezirke der anderen Hauptbauhütten bearbeitet werden dürften. Wie man aus nachstehender Abhandlung ersieht, so bedarf es noch der Mitwirkung mancher Kräfte, um die Frage über den Ursprung und die Bedeutung der mittelalterlichen Steinmetzzeichen und Bauhütten vollständig zur Lösung zu bringen.

## I.

## Die ältesten deutschen Steinmetzzeichen des romanischen Baustiles von um 1150—1250.

Betrachten wir die in der beiliegenden übersichtlichen Tafel (1—4) verzeichneten Steinmetzzeichen, so können wir, was die äussere Form derselben anbelangt, einen Zusammenhang mit den auf den Steinblöcken der alten Ringmauern Roms und anderer italienischen Städte befindlichen nicht läugnen. Nach unseren Erfahrungen können wir Herrn Richter unbedingt beistimmen, wenn er sich (S. 38) dahin äussert: „Die Steinmetzzeichen sind conventionelle Gebilde, die zum grossen Theil frei erfunden sind, nicht selten aber sich an gewisse einfache Buchstabenformen anlehnen, sie nachahmend oder nach Laune umändernd, unter einander oder mit anderen Zeichen combinirend.“ Auch darin pflichten wir ihm bei, dass das Geheimniss in nichts anderem bestehe, als dass diese alten Steinmetzzeichen die denkbar einfachsten Zusammensetzungen weniger Striche sind, die überall da, wo man sich ihrer bediente, eine Uebereinstimmung zeigen.“ Einen abweichenden Charakter tragen allerdings die Marken des gothischen Baustiles. Auffallend ist nur der Umstand, dass, wenn ein Zusammenhang der antiken Steinmetzzeichen mit denen unserer mittelalterlichen deutschen Bauhütten angenommen werden darf, man in dem grossen Zeitraum vom 9. bis 12. Jahrhundert an den Kirchenbauten keine derartigen Zeichen vorfindet und dass diese erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts wieder auftauchen und allgemein werden.

Die mittelalterlichen Steinmetzzeichen deuten ohne Ausnahme

auf den Künstler hin, welcher den Stein oder das Skulpturwerk angefertigt hatte. Es ist bekannt, dass in der ersten Zeit der grossen Bauthätigkeit, wo sich allenthalben Klöster und Dome erhoben, die Bauleitung derselben in den Händen der geistlichen Orden lag, deren Laienbrüder als Künstler keine persönliche Auszeichnung zur Geltung bringen durften, und dass also die Sitte der Steinmetzzeichen erst begann, als sich der Handwerkerstand von der alten Hörigkeit frei machte und die Leitung der Kirchenbauten aus den Händen der Bischöfe und Aebte in die der weltlichen Behörden überging. Bei jedem grösseren Bau entstanden in dieser Zeit Bauhütten, eine Vereinigung der bei diesen Werken beschäftigten Steinmetzen, unter dem Vorsitz des leitenden Werkmeisters. Ueber den Zweck der Steinmetzzeichen ist man verschiedener Ansicht, einige erblicken darin Abrechnungszeichen zwischen Meister und Gesellen über gelieferte Arbeit, andere glauben, und diese Ansicht scheint uns die zutreffende, dass es Kontrollzeichen waren, welche erst dann auf den Stein gesetzt wurden, wenn der Meister die Arbeit gut geheissen hatte.

Unter allen Umständen aber ist das mittelalterliche Steinmetzzeichen eine Marke, die sich auf den Verfertiger des Steines bezieht, — während die Zeichen auf den Quaderblöcken der altrömischen Ringmauern als Fabrik- oder Steinbau-Zeichen anerkannt sind. (Siehe Richter.)

Wenn man bedenkt, welche Fortschritte in der deutschen Kriegsbaukunst die Heereszüge der deutschen Kaiser nach Italien und namentlich die Kreuzzüge zur Folge hatten, so darf man auch annehmen, dass den Theilnehmern dieser Feldzüge die auf den Ringmauern der römischen und griechischen Städte befindlichen Steinmetzzeichen nicht entgangen sein dürften. Es kann also leicht eine Uebertragung der Zeichen von Italien und Griechenland nach Deutschland stattgefunden haben. Die Organisation des Bauhüttenwesens ist eine rein deutsche Einrichtung.

Hätte dieselbe auch in Italien und Frankreich eine Verbreitung gefunden, so würde gewiss Viollet-Le-Duc in seinem Dictionaire de l'architecture das Vorkommen der Steinmetzzeichen (marques lapidaires) an den französischen Kunstbaudenkmälern besprochen haben. Da dies nicht geschehen ist, so muss man annehmen, dass sich im Mittelalter der Gebrauch der Steinmetzzeichen nur auf das deutsche Reich beschränkte. Um eine klare Einsicht über die

ältesten deutschen Steinmetzzeichen zu erhalten, dürfte die Besprechung der einzelnen Baudenkmäler, an welchen sie vorkommen, am zweckentsprechendsten sein.

An der grossen römischen Heerstrasse von Octodurum (Martigny) über Vevey nach Aventicum (Avenches), welche Strassenrichtung noch bis in die Neuzeit den wichtigsten Pass zum Genfersee (Lac Leman) und nach Italien bezeichnete, liegt im Broyethale das Städtchen Moudon. Hier erbaute der Herzog Conrad von Zähringen als kaiserlicher Statthalter von Burgund einen starken Thurm, eine Zwingburg gegen den aufrührerischen transjuranischen Adel (siehe Chronik der Stadt Freiburg in der Schweiz). Dieser Bau fällt also in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser deutsche Herzog, welcher auch das Münster in Freiburg im Breisgau gründete, deutsche Steinmetzen zu dem Bau in Moudon verwendete. Jeder Tuffsteinquader der 20 m durchschn. langen Aussenseiten des Thurmes trägt ein zierliches, fein eingeschnittenes 6 cm langes Steinmetzzeichen einfachster Art (siehe Zeile 1 der Tafel.) Die Schweizer Gelehrten, welche die Bedeutung der deutschen Steinmetzzeichen nicht kannten, beachteten diese nicht, während dieselben meine Aufmerksamkeit alsbald bei der Besichtigung auf sich zogen. Leider sind zwei Aussenseiten des Thurmes nicht zugänglich, doch dürften die von mir aufgenommenen Zeichen auch hier wiederkehren. Wir sehen hier die einfachste Combinirung von geraden Strichen, die theils lateinischen Buchstaben gleichen, theils Kreuze und Winkel vorstellen. — Trifft hier ein, was Richter sagt, dass wir es mit conventionellen Gebilden zu thun haben, die zum grossen Theil frei erfunden sind, oder bedeutet der Winkel ein L, der Haken ein N, das Visirkreuz ein T, das schräge Kreuz einen Sägebock? Sind die Quadrate, die Dreiecke, die Kreuze, die Winkel, Begriffs- oder Sinnszeichen oder zufällige Gebilde von einfachen Linien, wie wir solche eher bei den antiken Zeichen vermuthen können?

Von grossem Interesse und schon von den Alterthumsforschern der Schweiz gewürdigt, sind die Steinmetzzeichen an der Aussenseite des Chores der Kathedrale Notre Dame auf dem Schloss von Neuchâtel (s. Zeile 1 der Tafel). Blavignac, ein Architekt von Genf, vermuthet[1])

1) Vgl. L'histoire de l'architecture sacrée du IV—X[e] siècle dans les anciens évêchés de Genève, Lausanne et Sion par J. D. Blavignac, Architecte. Leipzig 1853.

in ihnen die Worte Guido und Wico, die Namen von Wohlthätern des Stiftes. In erhabener Arbeit sehen wir die Lanze und den Pfeil, ebenso einen Vogel, eine Art Kranich, welcher einen Fisch zu verschlingen beginnt. Die anderen Zeichen einfacher Natur, wie der einfache Pfeil, das schräge Kreuz etc. wiederholen sich häufig auf den Quaderstücken. Blavignac nimmt an, dass es Steinmetzen der Züricher Bauhütte waren, die von Reginlinda auf die Bitte ihrer Tochter, der Königin Bertha von Burgund nach Neuchâtel gesandt wurden, welche beim Bau der Kirche mitarbeiteten; diese seien die Schöpfer dieser Sinneszeichen gewesen. Zufällige Combinationen sind diese nicht mehr; es sind vollständige Sinneszeichen; so dürfte sich z. B. der Bischofsstab auf den geistl. Oberhirten des Stiftes, das Kreuz auf den christlichen Charakter des Baues und das Ü auf den ersten Buchstaben eines Namens beziehen. Die Bedeutung der so oft bei allen romanischen Bauten wiederkehrenden Pfeilspitze ist noch nicht genügend aufgeklärt. Wir finden dieselbe sehr oft mit abstehendem Schaft, und diesen, wie beim Thurm von Grevenstein, doppelt liniirt, dann auch erhaben ausgemeisselt (siehe Kathedrale von Neuchâtel und Münster von Strassburg). Wer kann die Beweggründe autklären, welche diese verschiedenen Auffassungen bedingt haben? Zu bemerken ist schon hier, dass die beiden die Pfeilspitze bildenden Striche stets im spitzen Winkel stehen, und dass die Constructiontheorie von Rziha für dieses Zeichen der Wirklichkeit nicht entspricht.

Merkwürdig bleibt immerhin, dass dieser Pfeil auch ein so oft wiederkehrendes Zeichen der antiken Stadtmauer Roms ist (siehe Tafel I. 2 der Abhandlung von Richter) und dass so manche andere hier vorkommenden Zeichen unseren ältesten mittelalterlichen Steinmetzzeichen so auffallend gleichen.

An der Stadtmauer von Pompeji erschienen Buchstaben, welche der Runenschrift gleichen: das sechsarmige Kreuz (Rune 2 der Tafel untere Ecke) beim Strassburger Münster (letztes Zeichen, Zeile 6); das Dr, das N(s) der Rune und ebenso das schon genannte t. Die Zurückführung unserer Steinmetzzeichen auf diese Schrift, welche nur in Skandinavien und England auf Grabsteinen vorkommt, hat noch kein Gelehrter gewagt. Es ist ein blosser Zufall, wenn sich auch hier einige Buchstabenformen gleichen. Im Innern der Stadt Pompeji hat Richter sodann 2 Steinmetzzeichen: das getheilte Quadrat und das Dreieck gefunden, die auch wieder bei unseren

Denkmälern, letzteres sehr häufig, vorkommen. In Perugia kommen wieder andere, den unsrigen ganz gleichende Zeichen vor, wie der Haken, der Winkel, der gerade Strich, das schräge Kreuz etc., so dass der besonderen Erfindung unserer alten Steinmetzen wenig geometrische Combinationen mehr bleiben. Sollte man nicht vermuthen dürfen, dass zu Anfang des 12. Jahrhunderts ein baukundiger Laienbruder schon eine Kenntniss des Vorkommens der antiken Steinmetzzeichen hatte, oder dass schon damals ein wandernder Steinmetz diese Zeichen nach Deutschland brachte, wo sie alsdann von den Baumeistern der grossen Kirchenbauten zu Wien, Regensburg, Strassburg etc. als Ehren- und Kontrollzeichen für die Steinmetzen eingeführt wurden und später auch bei den kleineren Bauhütten Eingang fanden?

Zu den oben bezeichneten, den antiken Bauten entnommenen Zeichen würden sodann für die mittelalterlichen Kriegsbauten noch andere einfache Combinationen von Linien gekommen sein, wie das getheilte Dreieck beim Langhaus und bei Blankenhorn (Zeile 4 der Tafel 6) und beim Reichenberg (Zeichen 3); ferner: der Kreis und Halbkreis, siehe die Zeichen der Wasenburg, der Nideck und des Lichtenberg. Bei der letztgenannten Burg gewahrt man den Pfeil auf der einen Schichte nach der einen, auf der nächstfolgenden Schichte nach der anderen Richtung gekehrt. Es gibt wohl keine Ruine aus der Zeit des romanischen Baustiles, welche eine so reiche Ausbeute verschiedenartiger Steinmetzzeichen aufzuweisen hat, wie Blankenhorn im Zabergäu in Schwaben. Wir treffen hier auch einige Zeichen, welchen Franz Rziha[1]) eine höhere Bedeutung unterschiebt; so das dreifache Dreieck (drittletztes Zeichen), welches das Symbol der Gottheit und das Amtszeichen des Prälaten in dem Heerlager der Templer darstellen soll. Ferner: das Templeïsenkreuz, von den Engländern Tylfot genannt (2. letztes Zeichen), es ist auch als das Kreuz der Graalsritter und als Freimaurermarke bekannt. Es ist wie das Pentagramm oder das Pentalpha der Pythagoräer eines der ältesten Zeichen bei den alten Völkern. Dr. Schliemann fand es auf den Thongeschirren von Ilios (siehe Rziha S. 4).

Aehnliche symbolische Auslegungen finden wir auch für den Kreis, das Dreieck, das Quadrat, das Hexagramm, den quadrirten

---

1) Studien über Steinmetzzeichen. Wien. Kaiserl. königl. Hof- und Staatsdruckerei 1883.

Kreis, das Ypsilon, das Tau oder das egyptische Kreuz (siehe Wasenburg 2. Zeichen) und den rechten Winkel von Rziha S. 3 und 4 aufgeführt; Beziehungen, welche den Meistern der mittelalterlichen deutschen Bauhütten schwerlich bekannt gewesen sein dürften.

An der Ringmauer der Burg Blankenhorn finden wir noch 2 mit mehreren neben einander stehenden Buchstaben versehene Quaderstücke, welche wir ebenfalls auf der Tafel Zeile 4 verzeichnet haben und welche sich auf den Namen des Bauherrn oder dessen Frau beziehen dürften. Ein Urtheil über ihre Bedeutung habe ich in der Ober-Amtsbeschreibung von Brackenheim nicht gefunden.

Bei den romanischen Bauten unterscheiden sich die Buchstabenzeichen wesentlich von den oben aufgeführten sog. Sinneszeichen, wie man dies sehr klar an der Aussenfront des südlichen Querschiffes des Strassburger Münster und an der Thomaskirche in Strassburg beobachten kann. Während die ersteren klein und scharf eingehauen sind, zeichnen sich die mehr in gothischer Schrift gehaltenen Buchstaben durch ihre Grösse (ca. 15 cm lang, gegen 5—6 cm) und eine weniger sorgfältige Liniirung aus. Wir begegnen hier vorzugsweise den P, M, C, R, S und namentlich auch dem A. In diese Zeit (etwa 1220) sind auch die mit Sinnes- und Buchstabenzeichen versehenen Quaderstücke einer theilweise abgebrochenen Mauer vor der Finkmattkaserne zu rechnen, welche von der von 1202—1220 erbauten Ringmauer des alten Strassburg herrühren dürften und beim Abbruch zum Aufbau der Roseneckbastion vor der Finkmattkaserne verwendet worden sind. Diese Zeichen sind bis 15 m lang und auf die rauhe Oberfläche der Buckelquader scharf eingehauen. Häufig kommen 2 Buchstabenzeichen neben einander vor (siehe 2 Zeile 3, die drei letzten Zeichen). Da ich auch bei den Kriegsbauten der späteren Zeiten, namentlich des grossen Umbaues der Burgen, vielfach diese Doppelzeichen fand, welche bei den Kirchenbauten nicht angetroffen werden, so liegt die Vermuthung nahe, dass bei der Dringlichkeit der Herstellung der Kriegsbauten zwei Steinmetzen an einem Steinblock beschäftigt waren, und beide ihr Zeichen auf den Stein setzten. Wir werden dieses Vorkommen in der nächsten Abtheilung noch genauer erörtern.

Ausser den befestigten Feudalsitzen auf den Bergeskuppen und Bergvorsprüngen, fällt auch noch die erste Umwallung der freien Reichsstädte in die Zeit der Hohenstaufen. Es entwickelte sich in dieser Epoche des Aufblühens der reichen Städte ein Feld unge-

wöhnlicher Bauthätigkeit. Es entstanden bis 15m hohe, 3m starke, oben mit gedeckten Wehrgängen versehene Ringmauern, welche theilweise auch wie bei den Burgen mit gehauenen Quaderstücken verkleidet waren. An den Zugängen in die Stadt erhoben sich starke Thorthürme mit Zugbrücken und das Ganze umgab ein mit Wasser gefüllter Graben. Wenn wir auch hier keine grosse Ausbeute an Steinmetzzeichen finden, so hat dies seinen Grund darin, dass diese städtischen Bauten nur theilweise geschulten Werkmeistern und Steinmetzen übertragen waren, und dass die ersten Anlagen in Folge der Erweiterung der Städte grossentheils verschwunden sind. Die Hauptthürme aber an den Ringmauern der Städte gehören der Zeit des gothischen Baustils an, wo bei den Städten und Burgen, in Folge der Erfindung der Artilleriegeschosse grossartige Umbauten nöthig wurden.

Hier finden wir wieder eine grosse Fülle interessanter Steinmetzzeichen, von denen wir eine grosse Anzahl aufgenommen haben. Es ist jedoch nicht möglich, auf einer so gedrängten Tafel, wie die angeschlossene, alle diese Zeichen zur Darstellung zu bringen. Wir waren genöthigt, nur die wichtigsten Bauwerke herauszusuchen, was genügen dürfte, da dieselben Zeichen auch an den kleineren Burgen des romanischen Stiles wiederkehren.

Es ist noch anzufügen, dass die unteren und ältesten Steinmetzzeichen der Südfront des Querschiffes des Strassburger Münsters (siehe 2. der Tafel) denselben einfachen Charakter tragen, wie die Zeichen des Thurmes von Moudon, und dass eine reichere Entfaltung der Zeichen erst an dem oberen schon im Uebergangsstil gehaltenen Aufbau bemerkt wird; namentlich sind es die in der Zeile 2, III aufgezeichneten 18 letzten Formen mit grossen Buchstaben, welche dieser Zeit des sog. Uebergangsstiles um 1230 angehören. Wenn wir manchen Buchstaben umgekehrt treffen, so mag dies darin liegen, dass der Stein nicht richtig versetzt wurde. Die Pfeile kommen in allen Lagen vor, und ist dies der Laune des Steinhauers zuzuschreiben, wenn ein solches Zeichen nicht mit Rücksicht auf den Beschauer des Baues in richtiger Stellung eingemeisselt wurde. Wir finden diese Vernachlässigung noch durch die ganze gothische Bauzeit hindurch. Erst bei den Zeichen der Spätgothik (siehe Martinskapelle und Frauenhaus) finden wir auch in der Anordnung derselben ein geregeltes System und eine strengere Richtung gegenüber der Laune der früheren Zeit.

## II.

## Die Steinmetzzeichen der gothischen Bauperiode.

## 1250—1500.

Hierzu rechnen wir auch die Zeit des Ueberganges aus dem romanischen in den gothischen Stil. Im allgemeinen waren schon in der romanischen Bauperiode die Burgen auf den Bergkuppen hergestellt und nur wenige dieser alten Feudalsitze zeigen durch ihren Stil und ihre Steinmetzzeichen, dass ihre Erbauung in die gothische Bauzeit fällt.

Die Art der Einwölbung der Poterne in den Bergfried, ebenso die der Lichtöffnungen und der Thoreingänge in den alten Ringmauern weisen am untrüglichsten auf die Zeit der Erbauung hin. Wo wir in diesen Fällen den Rundbogen treffen, haben wir es mit einem Bau des romanischen Baustiles zu thun und wo sich der Spitzbogen vorfindet, gehört der Bau dem gothischen Baustil, also der Zeit nach 1250 an. Allzu strenge darf man es jedoch mit dieser Zeitbestimmung nicht nehmen, es gibt Fälle, wie in der romanischen Schweiz, wo sich der romanische Baustil noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hinein erhielt. Der mit vollendeter Technik ausgeführte runde Bergfried der Frankenburg im Elsass gehört seiner Bauweise nach dem Uebergangsstil an. Auf diese Zeit weisen auch die Steinmetzzeichen (Zeile 5 der Tafel) hin, welche einen grossen Reichthum der verschiedensten Combinationen entfalten und zeigen, wie in dieser Zeit die Einfachheit der Linirungen des romanischen Stiles auch an diesen Zeichen schon verschwindet. Wir finden hier namentlich schon deutsche Ordenskreuze, Lilien, Zangen und andere Gebilde, deren Sinn nicht so leicht zu entziffern ist. Dagegen fehlen die Buchstabenzeichen. Der Treppenthurm des Pallas von Hohen-Geroldseck zeigt neben älteren Formen auch noch ein Zeichen eigener Art (siehe letztes Zeichen), dessen Bedeutung schwer zu erklären ist.

Der Bergfried des Steinsberg in Baden mit rechteckiger Grundform bleibt bezüglich seiner Bauzeit ein Räthsel, indem die Eingangspforte gothisch eingewölbt ist, während die daran befindlichen Steinmetzzeichen der Zeit des romanischen Baustiles angehören. Wir

finden dort an der Ringmauer auch das bei der Burg Blankenhorn vorkommende Templeïsenkreuz, auch Gnostikerkreuz genannt, dessen symbolische Bedeutung wir vorhin erwähnt haben. Auch macht sich in dieser Zeit schon das ungleicharmige U mit schräger gerader Haste als Steinmetzzeichen geltend (siehe 7. Zeichen beim Steinsberg), das in so reichem Maasse in Rom auf den Quaderblöcken des Servianischen Walles (siehe Tafel 1 der Abhandlung von Otto Richter) vorkommt.

Wenn für den Burgenbau in der gothischen Bauperiode vom 14. bis 16. Jahrhundert eine beachtenswerthe Stockung zu verzeichnen ist, so steigerte sich dahingegen bei den kirchlichen Bauten des gothischen Stiles die Technik zur höchsten Vollendung. — Wir sind daher genöthigt, um die Entwicklung der Steinmetzzeichen zu verfolgen, unsere Aufmerksamkeit den kirchlichen Bauten dieser Zeit zuzuwenden. Hierzu gab es für mich keine bessere Gelegenheit, als das Studium des Münsters oder des Lieb-Frauenwerks in Strassburg, als dem früheren Vorort sämmtlicher Bauhütten des 1806 untergegangenen römisch-deutschen Kaiserreiches. In steter Reihenfolge sieht man hier die einzelnen Theile des mächtigen Domes bis zu der höchsten Vollendung der Gothik emporwachsen, und da die Steinmetzzeichen als ein äusseres Zeichen der geistigen Thätigkeit der Steinmetzzunft oder der Bauhütten zu betrachten sind, so dürften die hiesigen Verhältnisse bezüglich der Entwicklung und Bedeutung dieser Zeichen von besonderem Werth sein.

Die Steinmetzzeichen des romanischen Stiles an der Fronte des südlichen Querschiffes haben wir bereits im vorigen Abschnitt berührt, nur ist noch anzufügen, dass der obere Theil dieses Baues schon das Gepräge des Uebergangsstiles zeigt, und dass auch die grossen in gothischer Form gehaltenen Buchstaben diesem Stil anzureihen sind.

Die ersten Zeugen des rein gothischen Stiles sind wohl die Pfeiler des um das Ende des 13. Jahrhunderts erbauten Langschiffes. Die an denselben eingemeisselten Steinmetzzeichen haben wir mit Sorgfalt gesammelt und eine grössere Anzahl derselben auf der Zeile 6 der Tafel abgebildet. Man sieht auch hier die einfachen geradlinigen Formen der romanischen Zeit verschwunden und sie durch Combinationen eigener Art, oder durch sogenannte Sinneszeichen ersetzt, welche so recht die Anschauungen der Zeit und der freien Steinmetzzunft kennzeichnen. Was bedeuten alle diese von den Stein-

metzen frei gewählten Sinnesäusserungen, welche oft eines inneren Gehaltes entbehren? Nur wenige Zeichen, wie das Gnostiker-Kreuz, das Tau, das Ypsilon sind noch der früheren Zeit entnommen, sonst sieht man Becher, Schlüssel, Eicheln, Schenkelkombinationen und andere Gebilde, deren Sinn nicht zu entziffern ist.

Die Zeichen sind durchschnittlich 6 cm hoch und scharf auf die rundliche Oberfläche der vier hervorstehenden stärkeren Säulen des Pfeilerbundes eingemeisselt.

Die von Erwin von Steinbach und dessen Sohn erbaute Westfront bis zur Plattform im allgemeinen zeigt keine grosse Veränderung in der Gestaltung der Steinmetzzeichen. Dies ist erklärlich, wenn man bedenkt, dass das Langhaus um 1275 vollendet und 1277 die Westfront begonnen wurde.

Die erste urkundliche Erwähnung des Meisters Erwin als Werkmeister des Domes fällt erst in das Jahr 1284 und 1333 stirbt Erwin's Sohn Johann, der Nachfolger seines Vaters in der Bauleitung.

Werkmeister Ulrich von Ensingen in Schwaben fördert den Thurm von der Plattform an bis zum Abschluss des hohen Fensters (1399—1418) und Johannes Hültz von Köln vollendet den Thurm bis zur Blume (1419—1449).

Man sieht aus den bildlichen Darstellungen der Steinmetzzeichen dieser Theile, dass auch hier das System und die Liniirung derselben keine grosse Veränderung oder Verbesserung erfahren hat. Es scheint immer noch der Laune eines jeden Steinmetzen überlassen gewesen zu sein, sich sein Zeichen zu wählen, welches jedoch vom Meister geprüft und gutgeheissen worden sein muss, sonst würden noch mehr anstössige Sinneszeichen vorkommen. Die alten romanischen einfachen Zeichen verschwinden im 15. Jahrhundert fast ganz, und es lässt sich schon die Annäherung an bestimmte Grundformen oder Schlüssel nachweisen. In den 4 Schneckenthürmchen sehen wir ein, auch bei anderen Bauten dieser Zeit häufig auftretendes, Zeichen oft wiederkehren, es ist einem H gleichend (siehe Zeichen 3 in den Schnecken); ebenso ist hier das letzte Zeichen sehr oft, wie auch im Innern des Thurmes, verwendet; es hat eine Aehnlichkeit mit dem Meisterzeichen des Ulrich von Ensingen.

## III.

## Die Steinmetzzeichen der Zeit des spät-gothischen Stiles.

## 1500—1581.

### a) Der Umbau der Burgen.

Nach langem Stillstand entfaltet sich zu Ende des 15. Jahrhunderts eine grosse Bauthätigkeit in den Ritterwohnungen unserer Feudalherren. Die Erfindung des Schiesspulvers und die daraus folgende veränderte Belagerungsweise scheuchte die Besitzer der festen Wohnsitze aus ihrer Ruhe und veranlasste sie die Vertheidigungswerke ihrer Burgen dementsprechend zu verstärken und gegen die neuen Geschosse sicher zu stellen. Es gab Burgen, deren Angriffseite durch die höhere Lage des anstossenden Berges schon früher sehr gefährdet war. Konnten hier Geschütze zur Aufstellung kommen, so war es rasch um die ganze Burg geschehen. Um eine solche Beschiessung zu verhindern, mussten an die Vertheidigungsfront Thürme angeschlossen werden, welche einerseits stark genug waren, den feindlichen Geschossen zu widerstehen, anderseits gesicherte Stände zur Aufstellung von Geschützen enthielten, deren Feuer das Belagerungsgebiet beherrschte. Wir sehen daher an diesen bedrohten Stellen der alten Burgen rasch gewaltige Batteriethürme sich erheben, die, wie bei der Hartenburg, einen Durchmesser von 21 m bei 6 m starken Seitenwänden und beim Landstuhl eine noch grössere Ausdehnung erreichten. Die in dieser Zeit erbauten Batteriethürme von Neudahn, Landskron, der Hohenkönigsburg, Girbaden, Hohbarr, von Hohberg in Baden u. a. sind gewaltige Zeugen dieser Kriegsbaukunst. Entsprechend wurden natürlich auch die Zwingeranlagen, die Frontbestreichung der Ringmauer und der Thoreingänge durch neue Flankirungsthürme verstärkt. Hierbei war die Entfaltung einer ganz besonders energischen Bauthätigkeit nicht zu umgehen, denn so lange der Bau nicht vollendet war, konnte die Burg feindlichen Angriffen keinen Widerstand leisten. Es waren daher auch nur die reichsten und mächtigsten Dynasten, sowie die Bischöfe, welche sich diese kostspieligen Umbauten an ihren wichtigeren Burgen erlauben und hierzu die nöthige Anzahl geschulter Steinmetzen bestellen konnten. Der Reichthum der Steinmetzzeichen beweist diesen Umstand im Elsass am klarsten. Hier waren es

namentlich die Bischöfe von Strassburg, welche ihre Burgen Girbaden und Hohbarr in dieser Zeit umbauten. Die Grafen von Rapoltstein verstärkten dementsprechend Hohnack, die Grafen von Wirtemberg Mömpelgard, Franz von Sickingen den Landstuhl, die Grafen von Pfalz-Veldenz den Lichtenberg, die Grafen von Leiningen die Hartenburg.

Die an den elsässischen Bauten dieser Zeit vorkommenden Steinmetzzeichen bieten gegenüber denjenigen der Kirchenbauten nichts besonderes, im allgemeinen haben sie den einfachen Charakter der romanischen Zeitepoche; auffallend aber ist hier das häufige Auftreten der Doppelzeichen neben einander auf demselben Steine. Dafür gibt es wohl keine andere Erklärung, als dass 2 Steinmetzen zugleich einen Stein bearbeiteten, und dass beide ihr Zeichen darauf eingemeisselt haben. Vorzüglich sind es die grössten Quaderstücke an den unteren Theilen der Thürme, welche diese Doppelzeichen tragen und ist bei dem schon oben erwähnten Umstand der grossen Dringlichkeit dieser Bauten dieses Zusammenarbeiten von zwei Steinhauern an einem grossen Haustein wohl zu erklären. Dieselben Zeichen kommen auch einzeln auf kleineren Quaderstücken vor.

Bei den Batteriethürmen der Burg Hohnack sehen wir neben den Doppelzeichen auch noch Striche eingehauen. Diese dürften auf die Schichten zurückzuführen sein, zu welchen sie gehören. Ich betrachte jedoch dieses Vorkommen als noch nicht endgiltig aufgeklärt [1]).

Die Martinskapelle in Strassburg wurde 1515—1520 erbaut; in dieser Zeit war Hans Hammerer Werkmeister des Domes. Auf den ersten Blick erkennt man an den dort gebrauchten Zeichen (Zeile 7 der Tafel) ein bestimmtes einheitliches Princip der Zeichnung und Gestaltung. Es ist meist die Kreuzform, aber immer ein in der Mitte aufrecht stehender Strich, an welchen sich die anderen Linien anschliessen. Man bemerkt, dass hier viele geschulte Steinmetzen beschäftigt waren, dass die Organisation der Bauhütte an Zucht und Ordnung zugenommen hatte, und dass die Steinmetzen ihre Zeichen nicht willkührlich wählen durften, sondern dass sie dieselben vom Meister verliehen erhielten. Diesen Fortschritt der einheitlichen Gestaltung der Zeichen bemerken wir auch an der

---

1) Siehe: Die Burgen von Elsass-Lothringen von J. N a e h e r. Selbstverlag. Strassburg 1886, in welchem Werk einzelne Quadern mit den Dreizeichen abgebildet sind.

Wendeltreppe des Frauenhauses, einem Kunstwerk des Dombaumeisters Hans Thomann Ullberger; doch treten hier schon mehr im Bogen gehaltene Ansätze auf und vor allem sind von dieser Zeit an die Enden der Zeichen punktirt.

## IV.

### Die Steinmetzzeichen der Bauten der Renaissance bis zum Zerfall des Bauhüttenwesens.

Ueber die Entwicklung der Steinmetzzeichen dieser Zeit, namentlich auch über die Vorgänge in einer Bauhütte, über die Aufnahme der Lehrjungen, die Ledigsprechung derselben zum Gesellen, die Aufnahme von Wandergesellen und über die Ertheilung der Gesellenzeichen u. s. w., fanden wir sehr werthvolle Aufschlüsse in dem der Strassburger Bibliothek gehörigen Zunftbuch der Konstanzer Bauhütte von den Jahren 1555—1709. Dasselbe enthält auch, wie wohl jedes andere Zunftbuch einer Unterbauhütte, die Abschriften der Steinmetzordnungen und der Bestätigungsbriefe der Kaiser Maximilian I. und Ferdinand I.

Was uns hier am meisten interessiren muss, sind die vielen, mit Sorgfalt geführten Aufnahmeprotokolle von Lehrlingen und Wandergesellen in die Steinmetzbruderschaft mit den dabei verliehenen Ehrenzeichen. Durch dieselben wird das Bild der Entwicklung der Steinmetzzeichen in der Renaissance-Zeit ergänzt. Die auf der Tafel Zeile 7 mitgetheilten, im Frauenhaus in Strassburg vorkommenden Zeichen vom Jahr 1581 bleiben bezüglich ihrer Stilisirung auch für die Zukunft maassgebend. Das Kreuz, an welches sich die andern Striche anschliessen, bildet bei den von der Konstanzer Bauhütte vom Jahr 1590—1709 verliehenen Ehrenzeichen den Grundcharakter derselben, ebenso treten bei denselben die an den Mittelpunkt des Kreuzes angehängten gebogenen Striche als ein besonderes Merkmal der Zeit hervor. Man vergleiche Zeile 8 der Tafel das erste Zeichen und die der Figuren 2 und 3.

Das mit 1 bezeichnete Zeichen ist dem im Jahre 1573 erbauten Schloss, Balthasarburg genannt, entnommen und zeigt auch schon die in dieser Zeit aufgekommenen Bogenformen.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Stiles ist die Anbringung der Anfangsbuchstaben des Steinmetznamens zu beiden Seiten seines

Ehrenzeichens. Die Zeichen 2 und 3 beziehen sich auf den Anton Müller von Bregenz und den Andreas Wirt von Steinach, welche 1707 in die Konstanzer Bauhütte aufgenommen wurden.

Auch der Einschluss der Gesellenzeichen im Schilde, von welchem Gebrauche wir in den nachfolgenden Figuren einige Beispiele dargestellt haben, erhielt sich bis zur Auflösung der Steinmetzbruderschaften. Wie verwickelt und unruhig diese Zeichen in der Zeit des Zerfalles des Bauhüttenwesens wurden, zeigt die Figur 7 der Zeile 8. Dass aber das mittelalterliche Zunftwesen, namentlich die Gebräuche der deutschen Steinmetzen auch noch nach der Einnahme der Stadt Strassburg durch die Franzosen fortlebten, zeigen mehrere Schilde in der Michaeliskapelle des Münsters, wo sich bis in die Neuzeit hinein die Dombauhütte befand, und wo sogar noch in den Jahren 1835 und 1836 in den Pfeilern eingehauene Gesellenzeichen vorhanden sind.

Die Ursache des Zerfalles des deutschen Hüttenbauwesens lag nicht darin, dass Strassburg, der Vorort der deutschen Bauhütten, vom deutschen Reiche losgerissen wurde, denn man hätte eine andere Bauhütte als Führerin erwählen können, sondern in den Rechtsanschauungen der Neuzeit, in welche Berechtigungen, wie Strafbefugnisse, Vereidigungen auf Geheimnisse u. s. w., wie sie den Bauhütten mit der Zeit zugestanden wurden, nicht mehr passten.

## V.

## Die Meisterzeichen.

Unter Bauherren verstand man im Mittelalter die Pfleger (Lohnherren) eines Baues, meist weltliche oder geistliche Herrscher. Sie bestellten zu einem bestimmten Bau den Werkmeister, welcher die ganze Verantwortung für die plangemässe Ausführung des Bauobjectes übernahm. Er war zugleich Vorstand der Bauhütte und ihm waren sowohl die Steinmetzen, wie sämmtliche am Bau beschäftigten Arbeiter unbedingten Gehorsam schuldig. Die Hüttenordnung vom Jahre 1563 enthält über die Rechte und Pflichten der Meister ganz ausführliche Bestimmungen. Diese Werkmeister gingen aus dem Stande der Gesellen hervor. Bevor sich jemand in einer Stadt als Werkmeister niederlassen konnte, musste er eine Prüfung bestehen, welche die Kenntniss des Entwurfes eines Grundplanes mit Kosten-

voranschlag und namentlich die Zeichnung einer gewundenen Schnecke und eines Kreuzgewölbes erheischte. Die Meister jeder Bauhütte waren für die gewissenhafte Führung des Zunftbuches und die Verwaltung der Zunftbüchse verantwortlich und hatten jedes Jahr einen gewissen Beitrag an die Hauptbauhütte zu entrichten.

Die Meister hatten besonders gestaltete Ehrenzeichen, welche in erhabener Arbeit in einem Schilde angebracht wurden und meist Säulen und Pfeiler zierten. Dieser Gebrauch scheint erst im 14. Jahrhundert allgemein geworden zu sein, da sich aus früheren Zeiten keine Meisterschilde vorfinden. Von Johannes von Gmünd, von 1357—1359 Werkmeister des Münsterbaues in Basel und von dieser Zeit an bis auf weiteres mit dem Ausbau des Münsters in Freiburg i. B. beauftragt, bringt Klemm das betreffende Meisterzeichen, das auf seine Verwandtschaft mit Peter Arler, dem verdienstvollen Kirchenbaumeister in Prag, hinweist (1333—1401). Wir haben dieses Zeichen unter 5 Zeile 9 dargestellt. Die beiden ersten sind Zeichen (Buchstaben) in erhabener Arbeit, welche an einer Wand der Burg Zwingenberg vorkommen, und sich ebenfalls auf Werkmeister beziehen dürften. Der Schild 2 enthält das Meisterzeichen in dem Schlussstein des Kreuzgewölbes in dem Thorthurm des Schlosses Neuweier bei Baden. Die Figuren 3 und 4 sind die Zeichen der verdienstvollen Erbauer des Strassburger Münsterthurmes, nämlich des Ulrich von Ensingen in Schwaben und des Johannes Hültz von Köln, während von Erwin von Steinbach kein Meisterzeichen entdeckt worden ist.

Die beiden letzten Schilde zieren den Eingang des Strassburger Hôtel du Commerce und haben in neuerer Zeit dadurch ein erhöhtes Interesse bekommen, weil man bisher den berühmten Stadtbaumeister Spekle für den Architekten des im Jahre 1585 vollendeten Gebäudes hielt. Nun aber ist kürzlich von Regierungs-Baumeister von Czihak nachgewiesen worden, dass das erstere Zeichen (7 der Tafel) sich auf den Philipp Maurer von Strassburg bezieht, welcher Ende des 16. Jahrhunderts das Schloss (jetzt Artilleriekaserne) in Gottesaue bei Karlsruhe erbaut hat, und auch noch in Strassburg als Werkmeister der sogenannten Metzig (jetzt Gewerbemuseum) bekannt ist.

Das Zeichen 8 bezieht sich auf den Lohnherrn des Hôtel du Commerce in Strassburg, Johannes Schoch von Strassburg; derselbe war später kurfürstlich-pfälzischer Baumeister und stellte den Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses her (1601). In der That zeigt die Façade

desselben einen künstlerichen Zusammenhang mit derjenigen des Hôtel du Commerce in Strassburg.

In der romanischen Bauzeit dürften die auf den Quadersteinen eingemeisselten Namen, wie beim Kloster Maulbronn der Name Hermanus, bei der Kathedrale von Neuchâtel die Namen Guido und Wico, bei der Burg Blankenhorn (siehe Tafel) auf die den Bau leitenden Werkleute oder Lohnherren hinweisen. In der spätgothischen Zeit sieht man bei den neueren Schlossbauten in den Schlusssteinen der Gewölbe, an den Schneckensäulen, an den Wappentafeln der Eingänge u. a. O., Steinmetzzeichen, welche nicht in erhabener Arbeit gehalten sind, und daher beweisen, dass diese Bauten nur von tüchtigen Gesellen oder Parlierern, nicht von Werkmeistern ausgeführt wurden.

## VI.

## Schlussbemerkungen.

Den interessantesten Theil der vorliegenden Abhandlung dürften die Steinmetzzeichen der Kriegsbauten aus der Zeit des romanischen Baustiles sein, welche ich bei meinen vielen Burgenstudien gesammelt habe. Sie beweisen am besten den Zusammenhang mit den römischen Zeichen der antiken Städtemauern in Italien und Griechenland. Auch zeigt sich ihr durchaus gleichmässiges Vorkommen an den kirchlichen Bauten des romanischen Baustiles.

Wir finden daher durchaus nicht den exclusiven Charakter der Steinmetzzeichen an unsern Kriegsbauten und es ist die Annahme von Rziha, dass unsere Bergfriede von einer Wandertruppe eigner Hütte gebaut worden seien, nicht begründet. Er sagt S. 36: „diese Truppe scheint südländisch gewesen zu sein, denn die romanischen Zeichen deutscher Hütte haben insgesammt einen anderen, abweichenden Charakter.“ Dass dies nicht der Fall ist, zeigt am besten ein Blick auf die Tafel (2, Zeile 3.)

Ein systematisches, graphisches Verfahren und die Annahme von Mutterfiguren, wie solche ferner Rziha zur Grundlage der Beurtheilung der Steinmetzzeichen aufstellt, ist für uns nicht maassgebend, wenn wir auch mit ihm der Ansicht sind, dass die Zeichen jedes Baustiles einen besonderen Charakter aufweisen und dass bei aller freien Wahl die einfachen Formen vorwaltend sind. — Dagegen ist die Annahme des Verfassers, dass die Ruhe und Unruhe

des jeweiligen Baustiles sich im Zeichenwesen ausdrücken und dass in den verschiedenen Bauperioden ein Figurenmittelpunkt bestanden habe, welcher als Grundlage der gewählten oder ertheilten Steinmetzzeichen diente, nicht zutreffend, da sich gerade in der Zeit der höchsten Entwicklung des vollendeten gothischen Baustiles, man darf sagen, bis um 1500, eine staunenswerthe Willkühr und Unruhe in der Graphik der Steinmetzzeichen zeigt, welche in Strassburg erst mit dem Bau der Martinskapelle verschwindet, wo wir zum ersten Male einem geordneten System von Steinmetzzeichen begegnen.

Wenn daher, wie allgemein anerkannt ist (nach Rziha), der Charakter der Zeichen einen Schluss auf die Zeit der Erbauung eines Denkmales begründen soll, weil dieser Charakter in den einzelnen Bauepochen ein verschiedener ist, so ist es nöthig, sich dabei an das Vorkommen von wirklichen Steinmetzzeichen zu halten, wie dieselben beispielsweise in unserer Tafel für das Münster in Strassburg dargestellt sind.

Eine andere grosse Frage, welche Rziha bei seinen Studien über die Steinmetzzeichen aufweist, ist die Zurückführung derselben in ein graphisches Problem, dessen Mittelpunkt in der Figur des Zeichens zu finden sei. Er hält sich nicht an die Wirklichkeit, sondern er combinirt alle Steinmetzzeichen aus den geometrischen Mutterfiguren des Quadrates, des gleichseitigen Dreiecks (Triangulatur), des Vierpasses und Dreipasses (d. h. der Verbindung des Kreises mit der Quadratur und Triangulatur). Hieraus leitet er 14 Generalschlüssel her, mit deren Hilfe alle Zeichen zu lesen seien. Der Praktiker muss bei dieser Constructionsweise alsbald auf grosse Widerstände stossen, wenn er die so entstandenen Steinmetzzeichen mit den selbst aufgezeichneten Zeichen vergleicht. Ich will dabei nur wenig berichtigendes anführen. So führt er z. B. die Pfeilspitze, ein allgemein verbreitetes romanisches Zeichen, auf die Quadratur zurück, wobei er, damit dies möglich sei, die Schenkel der Spitze im rechten Winkel annimmt, während dieselben bei allen von mir mit Genauigkeit gezeichneten Pfeilen in scharfem spitzen Winkel stehen, wie es der Natur der Pfeilspitze entspricht. Ferner hat das älteste romanische A am oberen Querstrich stark abstehende Schenkel, die sich selten und zwar nur in späterer Zeit oben am Querstrich treffen (siehe die A der Tafel beim Langhaus, Steinsberg, Strassburger Münster, Blankenhorn u. s. w.), während Rziha

diesen Buchstaben (Tafel 7) in die Triangulatur, das heisst mit oben sich treffenden Schenkeln hinein konstruirt. Bei dem Dom zu Meissen bringt er Tafel 26 ein A, durch dessen Construction die Schenkel eine Stellung erhalten, die in Wirklichkeit nie vorkommen wird. Die Construction der Bogenformen gelingt dem Verfasser oft sehr mühsam nur dadurch, dass der Quadratur und Triangulatur Kreise zugefügt werden, wodurch die Schlüssel des Drei- und Vierpasses entstehen.

Es würde zu weit gehen, auf alle diese schwer verständlichen Deutungen der Steinmetzzeichen der deutschen Bauhütten und auf den Zusammenhang der Hüttenordnung der Steinmetzen mit dem Ritual der jetzigen Maurerlogen einzugehen. Schon andere Gelehrte, wie Otto Richter, haben auf die Unhaltbarkeit dieser Theorien hingewiesen. Richter sagt, dass die mittelalterlichen Steinmetzzeichen persönlicher Natur sind und bezieht sich auf Rziha, der hervorhebt, dass sie an den schwierigsten Werkstücken, den Façaden, Fensterpfosten, Gewölberippen, Schlusssteinen, Pfeilern und Kapitälen angebracht sind. Der Gebrauch der Steinmetzzeichen ist in der ganzen antiken Welt verbreitet. Hier sind sie aber Zeichen des Steinbruchs und die Blöcke gelangten mit denselben versehen auf die Baustelle. Unter den antiken Steinmetzzeichen finden sich unzweifelhaft Buchstaben.

Es dürfte sich zur Förderung der angeregten Fragen empfehlen, für die nächste Zukunft die noch vorhandenen Steinmetzzeichen sorgfältig an jedem Baudenkmal aufzuzeichnen, sich vorläufig jeder Combination und Construction zu enthalten, und das so gewonnene Material übersichtlich nach dem Muster der angeschlossenen Tafel zusammenzustellen.

Wenn man einen besonderen Werth auf die Bezirke der vier Haupthütten des deutschen Reiches legt, so umfasst meine tabellarische Aufzeichnung nahezu den Kreis des Vorortes Strassburg, oder die Bisthümer Strassburg, Konstanz, Speier, Mainz, Augsburg, Würzburg, Regensburg und Bamberg.

Es heisst in der Steinmetzordnung vom Jahre 1459 Artikel 48: Es ist erkannt uff dem Tag zu Regensburg vier Wochen nach Ostern im Jor do man zält von Gottes Gnaden: Tausend vier hundert fünfzig und Nün Jore uff St. Marx Tage: dass der Werkmeister Jost Dotzinger von Wurms, des Baues Unserer Lieben Frauwen Münsters der Meren Styfft zu Strassburg und alle Sine

Nachkummen desselben Werks unser Ordnunge des Steynwerks oberster Richter sin soll.

Desselben glichen ist auch zu Spyr, und zu Strassburg im Jor 1464 uff den Nünten Tag des Abrill erkennt worden, Item: Meister Lorenz Spenning von Wyen soll auch zu Wyen in dem Lande oberster Rychter sein.

Und also ein Werkmeister nunzumal oder alle syne Nachkummen zu Strassburg, Wyen und Köln; die drige (drei) sind die obersten Rychter und Hauptlütte der Ordnunge; die Sol man nit entsetzen one redelich Ursach.

Artikel 49. Dies ist das Gebiett, das gon Strassburg gehört: Was obwendig der Musel (Mosel) und Frankenland, untz am Düringer Walt und Babenberg (Bamberg) untz an das Bisthum gen Eystetten, von da gen Ulm, von da gen Augspurg und von da biss an den Adelberg untz an welschlant, Myssner Lant und Düringin und Sahssheim lant, Frankfurt und Hessenlant und auch Schwabenlant, das soll gehorsam sin.

Item: Werkmeister Lorenz Spenning des Baues zu Sant Steffen zu Wyen, dem gehört zu: Lambach (Laibach), Styren, Werkhusen, Ungarn aus und die Donau obhin.

Item: Meister Steffan Hurder Buwenmeister zu sant vycenzien zu Bern soll allein das Gebiet in den Eidgenossen haben.

Item: Meister Conrad von Kölln, meister der Styfft daselbst und alle sine nachkummen glicher wise so ihm zugehören: Das übrige Gebiet hinabe, was do uff Stott (besteht) von Fürderungen (Bauwerken) und Hütten, die in der Ordnunge sind, oder dorzu kummen möchtend.

In der Hüttenordnung vom Jahre 1563 heisst es bezüglich des Gebietes der Eidgenossenschaft:

„Dieses gehört gehn Zürich Item: Bern, Basel, Luzern, Schaffhaussen, Sanct Gallen, und was disen tag fürderungen sind und hinfürter auffstehen werden, sollen dem Meister zu Zürich gehorsam sein.“

Jede Unterbauhütte des Gebietes von Strassburg musste jedes Jahr auf Michaelis einen böhmischen Thaler an die Haupthütte in Strassburg einsenden, zum Zeichen gehorsamer und brüderlicher Liebe.

## VII.

## Anhang.

### Die auf Steinen befindlichen Merkmale und Einschnitte, welche nicht als Steinmetzzeichen zu betrachten sind.

#### 1. Die Steinhieroglyphen der alten Kelten und Gallier.

Auch auf den Dolmen der Kelten hat man Zeichen entdeckt, mit deren Untersuchung, insbesondere in den Vogesen, sich der französische Archäolog Voulot befasste. Derselbe hat ein grosses Werk mit vielen Abbildungen über dieselben geschrieben[1]). Die merkwürdig gestalteten Felsbildungen der Vogesen gaben dem Verfasser Veranlassung zu den phantasiereichsten Vorstellungen und Vergleichungen mit dem Thun und Treiben der Ureinwohner des Landes.

Auf den Steinklötzen (Dolmen) der elsässischen Höhen wiederholen sich eigenartig geformte Einschnitte, welchen Voulot eine symbolische Bedeutung zuerkennt.

Er hält die Kelte oder Wechsel für solche Symbole und für Gegenstände grosser Verehrung bei den ältesten Völkern. Die Ascia auf den Dolmen[2]) betrachtet er als Symbole der Macht und göttlichen Gerechtigkeit.

Die Schüsselsteine oder Näpfchensteine scheinen ihm hauptsächlich im Elsass in Ehren gewesen zu sein. Am Halse getragen, soll das Schüsselsteinchen gegen die Gefahr des Blitzschlages schützen.

Er bemerkte auf den Dolmen der heidnischen Ringwälle oft die Sonnenräder der Kelten (s. die Figuren b der Tafel).

Er sagt, man finde in Egypten mit Flügeln gezierte Scheiben, in Mexiko wie im Elsass den Stern, das Rad und die Sonnenscheiben von den ältesten Bewohnern des Landes in den Stein gemeisselt.

Ebenso heilig soll diesen der Kar und das Fer à cheval gewesen sein. Auf die Zauberkraft des Kar, eines Ringes, führt er das Einziehen der Ringe in die Nasenlöcher der Stiere, um sie zu heilen, zurück. Die Cornacs waren dem Kar geheiligte Orte, welche

1) Siehe Voulot. A. B. C. d'une science nouvelle. Hieroglyphes metalliques. Muhlhouse 1872.

2) Siehe a der kleinen Tafel.

sowohl in Britannien als in Egypten nachgewiesen sind. Der Kar, die Gottheit der Allmacht, des Tages und der Nacht, beherrscht das Weltall.

Das Fer à cheval (Hufeisen) bezeichnet Voulot als das Zeichen zum Eintritt in den heiligen Ort, als den geheiligten Bogen des Sternenlaufes. Man findet das Hufeisen auf den Thüren der Ställe und Tempel als Teufelsbanner. Auf den Felsen des Karlssprung, 10 Minuten von Zabern, sieht man solche Einschnitte in Form von Hufeisen. Es mögen in den Vogesen auch durch Verwitterung in dem ungleich hart geschichteten Vogesensandstein verschiedene wunderliche Gestaltungen der Felsgräte und eigenthümlich geformte Eindrücke in die Oberfläche der Felsplatten erzeugt worden sein, die man der Hand des Menschen zugeschrieben hat. Die ältesten Bewohner dürften manche dieser Naturerscheinungen zum Gegenstand ihres heidnischen Kultus gemacht haben. Die Aushöhlungen auf den Näpfchensteinen können aber nicht, wie manche geglaubt haben, für Auswaschungen gehalten werden. Die Steinhieroglyphen, die mehr an die Form eines Kreuzes erinnern, schreibt Voulot dem Mittelalter zu. Es ist aber fraglich, ob sie aus christlicher Zeit herrühren (siehe Fig. 4 u. 5 der kleinen Tafel).

Die Alemannen, welche das Elsass nach der Vertreibung der Römer besetzten, mieden sowohl in dieser Zeit, als auch später, als sie Christen wurden, diese Stätten heidnischer Götterverehrung.

### 2. Die Runen oder die Schriftzeichen der nordischen Völker.

Man hat vielfach den Ursprung der deutschen Steinmetzzeichen auf die Runen zurückzuführen gesucht. Diese Schrift war vom 3. bis 7. Jahrhundert bei den nordischen, angelsächsischen und skandinavischen Völkerschaften in Gebrauch.

Das grosse Alphabet (Futhark) bestand aus 24 Buchstaben, während das kleinere, mehr bei den Angelsachsen und Skandinaviern vorkommende Alphabet noch bis zum 5. Jahrhundert in Gebrauch war. Von dieser Zeit an sehen wir bei den Niederdeutschen und auch bei den verwandten Engländern die Runenschrift durch die lateinischen Buchstaben verdrängt.

Nach L. F. A. Wimmer, die Runenschrift, deutsch von J. Holthausen, Berlin 1887. S. 171, lässt sich die Frage nach dem Ursprung der Runenschrift nicht sicher beantworten. Dieselbe kann direct nach den lateinischen Buchstaben bei einem germanischen

Stamme gebildet sein, der in unmittelbarer Verbindung mit den Römern stand, aber man kann sie auch aus der lateinischen Schrift entstanden denken, mit welcher die Germanen durch die Gallier, besonders die gallischen Stämme in Oberitalien, bekannt wurden. Sie muss von dem jüngeren lateinischen Alphabet von 23 Buchstaben ausgegangen sein, also ihren Ursprung in den lateinischen Kapitalbuchstaben haben, welche die germanischen Völker in der ersten römischen Kaiserzeit bei den Galliern kennen lernten. Die gothischen Inschriften dürfen zu den ältesten von allen bekannten Runendenkmälern gerechnet werden und gleichzeitig sein mit den ältesten im Norden entdeckten Denkmälern, während die specifisch deutschen bedeutend jünger sind.

R. Henning, (die deutschen Runendenkmäler, Strassburg 1889) hat 16 deutsche Runendenkmäler verzeichnet, während Wimmer nur 6 kannte, die Hälfte sind ostgermanische aus dem 3. bis 6. Jahrh., die anderen sind westgermanische aus dem 6. bis 8. Jahrh. Henning sagt, dass als die nächsten Vorbilder der runischen Zeichen die kursiven Formen des lateinischen Alphabets zu betrachten seien, die in den mit dem Griffel geschriebenen Denkmälern vorzugsweise angewandt zu sein scheinen.

Die Runenschrift wurde auch zu Mittheilungen benützt, indem man die Buchstaben auf Holztafeln oder Stäbchen einschnitt (daher der Name Buchstabe) und so dem Boten zur Besorgung übergab, wie Venantius Fortunatus und Saxo berichten.

Die Reste der noch auf Grabsteinen und Gefässen vorhandenen Runen hat man zu Anfang dieses Jahrhunderts gesammelt und es war der deutsche Gelehrte Grimm in Göttingen. 1821, welcher der Runenlehre zuerst eine sichere wissenschaftliche Grundlage gegeben hat. Seitdem haben dänische, englische und deutsche Gelehrte noch manche werthvollen Beiträge zur Aufklärung der Runenschrift gebracht.

Auch wäre zu erwähnen die Grammatographie von Ballhorn, London bei Trübner 1861. Die wichtigsten Buchstaben der Runenschrift haben wir auf dem kleinen Tafelabschnitt zur Anschauung gebracht.

### 8. Die Zeichnungen auf den Aussenflächen der Verkleidungssteine in der Carolingischen Zeit.

In der ersten Zeit des romanischen Baustils (10. und 11. Jahrhundert) versah man die Stirnflächen mit eigenen Liniirungen,

welchen übrigens nur ein dekorativer Charakter zugeschrieben werden darf. Wir bringen einige Beispiele:

aus der Krypta des Strassburger Münsters.

vom Bergfried des Schlosses Röteln bei Loerrach. Vgl. kleine Tafel 1, 2 u. 3 der letzten Zeile.

Der Bau der Krypta fällt in den Anfang des 12. Jahrhunderts; da man über die meisten Burgen keine Gründungsurkunden besitzt, muss man hier aus der Bearbeitung der Steine auf die Zeit schliessen, in welcher die Burg oder der Bergfried erbaut wurde. Für Röteln würde der Anfang des 12. Jahrhunderts anzunehmen sein.

#### 4. Die Wetzmarken der mittelalterlichen Zeit.

Eine andere Art von Einfurchungen auf den Oberflächen der Verkleidungsquadern finden wir in den Wandungen der Ausgänge an Kirchen und Kapellen. Es sind dieses die sogenannten Wetzmarken[1]), welche durch das Wetzen der Schwerter entstanden sind.

Vor dem Abzuge in den Kampf schärften die Krieger, nachdem sie dem Gottesdienste beigewohnt hatten, noch ihre Schwerter an einem neben dem Ausgange aus der Kirche befindlichen Verkleidungssteine, im Glauben, sich dadurch die siegreiche Wiederkehr in die Heimath zu sichern.

Dieser Gebrauch geht bis in das 14. Jahrhundert zurück. Namentlich häufig sah ich derartige Spuren an den Hauptkirchen der schwäbischen früheren freien Reichsstädte. In Strassburg entdeckte ich dieselben am Ausgang aus der Andreaskapelle neben der Krypta.

---

1) Siehe 4, der kleinen Tafel letzte Figur.

---

# 8. Ueber die Entstehung des Würfelkapitäls und den Einfluss des Holzbaues auf die Ausbildung konstruktiver und ornamentaler Einzelheiten, insbesondere der Basen und Kapitäle des romanischen Stils.

Von

**Georg Humann**, Essen.

---

Die Umbildungen, welche die altchristliche Baukunst im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, bis sie denjenigen Charakter annahm, welchen wir als den romanischen bezeichnen, sind sehr mannigfaltiger Art. Sowohl in Bezug auf allgemeine Raumgestaltung, als auf Konstruktion und Verzierungen treten in diesem Entwicklungsgange hier früher, dort später bedeutsame Neuerungen auf. Unter diesen Bildungen, insbesondere den konstruktiven Einzelheiten, tritt uns aber keine Form entgegen, welche in so auffallender Weise von den überlieferten antik-römischen Bildungen abweicht und dem romanischen Baustil so eigenthümlich ist als das Würfelkapitäl.

Es ist daher auch viefach versucht worden, die Entstehung dieser Form zu erklären. Während in dieser Hinsicht einzelne Schriftsteller eine Ableitung aus der Antike gesucht und den romanischen Würfelknauf als eine Art dorischen Kapitäls mit vier, dem Echinus senkrecht abgeschnittenen Flächen dargestellt haben, glaubte die Mehrzahl der Kunstforscher den Ursprung jener Form im Holzbau zu finden. Man dachte das Würfelkapitäl aus einem, an vier Ecken abgesägten oder abgehauenen Holzklotz entstanden, welcher den Holzsäulen aufgesetzt wurde[1]). Dieser allgemeinen Ansicht tritt neuerdings ein hervorragender Schriftsteller[2]) entgegen, indem er „die eigenartige, mittelalterliche Erfindung" wie folgt bespricht: „Da sie unzweifelhaft ohne Uebertragung von anderswo her an verschiedenen Orten selbständig gemacht worden, hat man sie aus dem älteren Holzbau herleiten zu dürfen geglaubt. Mit Unrecht, die Einfügung eines Kapitälklotzes zwischen Säule und Bal-

---

1) Schnaase, Gesch. d. b. K. IV, S. 343.

2) R. Dohme, Gesch. der deutschen Bauk., Berlin, Grote 1885, S. 23.

ken wäre dem Holzbau völlig konstruktionswidrig; etwaige Kopfverzierungen müssten hier gerade mit der Säule aus einem Stück gearbeitet werden. Die Holzarchitektur kennt aber überhaupt kein Kapitäl; sie ersetzt es durch den Unterzugsbalken. Das Würfelkapitäl des Mittelalters ist nichts als die naturgemässe Ueberführung von der runden Säule zur Wölbung; es erklärt sich zwanglos aus der Konstruktion."

Welche Ansicht mag nun die richtige sein? Wir möchten keine für ganz zutreffend halten. Der Holzbau besass zweifellos, wie Dohme mit Recht bemerkt, kein selbständiges, dem Säulenschaft aufgesetztes Kapitäl. Trotzdem wird seiner Ansicht entgegen der Ursprung des Würfelknaufes wohl im Holzbau zu suchen sein! Alle Widersprüche lösen sich unseres Erachtens sofort, wenn man die Entstehung der romanischen Würfelkapitäle in der Ausbildung der beiden Enden runder Holzsäulen sucht. Wir wollen diese Ansicht in Folgendem zu begründen versuchen.

In der primitiven Kunst (am auffallendsten auf dem Gebiete der Ornamentik) kehren bei den verschiedensten Völkern viele einfache Formen in mehr oder weniger übereinstimmender Weise wieder. Man dürfte daher wohl annehmen, dass auch in der ursprünglichen Holzbaukunst gewisse einfache und rationelle Formen sich gebildet und allgemeiner verbreitet haben.

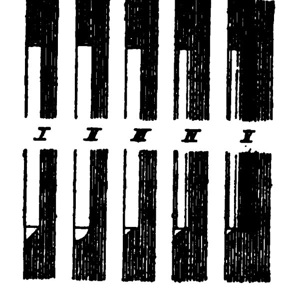
Da bei diesen Untersuchungen vornehmlich diejenigen Holztheile bezw. Balken in Betracht kommen, welche als freie Stützen auch in den älteren umfangreichen Holzbauten ohne Zweifel vorhanden gewesen sein werden, so fragt es sich zunächst, welche Bildungen bei derartigen Holzständern vom technischen Standpunkt aus als die einfachsten und natürlichsten anzusehen sind, ob es hier Formen giebt, welche sich gleichsam von selbst aus der Natur der Sache ergeben.

Genügend gleichmässiger und gerader Wuchs wird, wenigstens bei härteren widerstandsfähigeren Holzarten selten gefunden. Muss nun eine Bearbeitung der freien Balken, insbesondere der freien Standsäulen, bei vielen und gerade den besseren Bauten vorausgesetzt werden, so darf man annehmen, dass die Form dieser bearbeiteten Ständer im Querschnitt im allgemeinen eine vierseitige, eine mehrseitige oder runde gewesen sei. Die erstgenannte Art, d. h. der vierseitige Ständer, ergiebt sich schon als erstes Resultat bei der Bearbeitung des rohen Naturstammes. Erst nachdem diese Form hergestellt ist, lässt sich der Balken, wenn man will, mit Leichtigkeit in eine mehrseitige und aus dieser in eine runde Gestalt verwandeln.

Was nun zunächst den einfachen vierseitigen Ständer betrifft, so ist seine Form eine unschöne, vielleicht könnte man sagen, eine rohe. Vor allem sind seine Kanten der Abnutzung und Beschädigung in hohem Grade ausgesetzt. Aus beiden Gründen, vorzugsweise des letzteren Umstandes wegen erscheint daher die Annahme durchaus berechtigt, dass schon bei den vierseitigen Ständern, soweit sie in der ältesten Holzbaukunst zur Anwendung gebracht sind, wenn nicht immer, so doch vielfach eine Abfasung der Kanten stattgefunden habe. Nicht aber ist anzunehmen, dass eine Bearbeitung der Kanten auch auf die beiden Enden der Balken ausgedehnt sei. War ja hier, von naheliegenden ästhetischen Gründen ganz abgesehen, der vierseitige Querschnitt der Balken schon deshalb beizubehalten, um dem Ständer unten eine erhöhte Standfestigkeit zu sichern, und um oben ein zweckmässiges Auflager des horizontalen Trägers und eine bessere Verbindung mit letzterem (mittels Verzapfung, Kopfbänder oder Sattelhölzer) zu ermöglichen.

Die Abfasungen der Balken lassen sich am einfachsten in gerader oder abgerundeter Form herstellen. (S. Fig. 1—5.) Die abgerundete Kante kann im Querschnitt die Grösse eines Quadranten beibehalten, oder eines besseren und reicheren Aussehens wegen eine weitere Rundung annehmen, so dass sie den Eindruck eingelegter Ecksäulchen hervorruft.

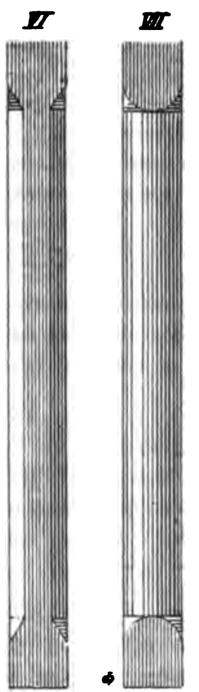
Die Uebergänge aus den Fasen in die scharfen Kanten der Balkenenden lassen sich bei ebener Fasenfläche am einfachsten mittels gerader Dreiecke oder dreiseitiger Cylinderausschnitte überleiten, welch' letztere entweder konvex oder konkav zu gestalten sind (Fig. 1—3). (Wird die Fase etwa noch mit Einkerbungen oder Hohlkehlen versehen, so können diese Gliederungen, oben und unten eine zugespitzte Form annehmend, sich in die genannten dreiseitigen Uebergänge verlaufen.)



Was nun die abgerundeten Kanten betrifft, so kann man bei diesen, wie hier ausdrücklich betont wird, keine besseren und einfacheren Uebergänge in die vierseitigen Balkenenden finden als in der Form von Kugelausschnitten. (Fig. 4 u. 5.) Die Enden der Balken bezw. die Fasenübergänge stimmen aber bei dieser letztgenannten Art der Ausbildung mehr oder weniger mit der Gestalt des romanischen Würfelkapitäls überein.

Eine stärkere Abfasung des vierseitigen Ständers führt zur Form der achtseitigen Säule. Auch hier ist es am einfachsten und natürlichsten, die vier in der Diagonale liegenden Seiten mittels (gerader oder ausgekehlter) dreiseitiger Flächen in die Balkenenden überzuleiten. Es entsteht auf diese Weise bei ebenen Dreiecken die Form des sog. Trapezkapitäls (Fig. 6).

Werden auch die Kanten des achtseitigen Ständers abgefast, so erhält man einen sechzehnseitigen Schaft. Derselbe ergiebt jedoch so wenig scharf ausgeprägte Kanten, dass, wenn man nicht zu Kanneluren oder Stabbildungen übergehen will, ein weiterer Schritt in die vollständig




runde Form fast unvermeidlich ist. Bei diesem cylinderförmigen Schaft ist nun wiederum, wie bei den abgerundeten Kantenbildungen des vierseitigen Ständers kein einfacherer und natürlicherer Uebergang in die Balkenenden denkbar als ein solcher, der mittels Kugelausschnitte bewirkt wird[1]). Hier haben wir also eine Bildung der Balkenenden, welche mit derjenigen des romanischen Würfelkapitäls durchaus übereinstimmt[2]).

Die bisher beschriebenen Formen ergeben sich also in technischer Hinsicht als so ausserordentlich einfache, insbesondere den freien Standsäulen so angemessene Bildungen, dass man vielleicht schon aus diesem Grunde voraussetzen dürfte, sie seien in der Holzbaukunst fast aller Zeiten und bei den meisten Völkern vorgekommen.

Will man nun untersuchen, ob unsere Annahme von der Entstehung des Würfelkapitäls auch in den Baudenkmalen der Vergangenheit ihre Bestätigung findet, so mögen zunächst die Monumente der Holzbaukunst in's Auge gefasst werden.

Vor dem Steinbau wurde, ohne Zweifel wohl bei allen Völkern, der Holzbau gepflegt. Letzterer stand zuverlässigen geschichtlichen Nachrichten zufolge auch in denjenigen Gegenden in Blüthe, wo sich vorzugweise der romanische Baustil entwickelt hat. Nicht allein zahlreiche Bedürfnissbauten

---

1) Der Uebergang vom runden Schaft in's Viereck, wie er sich beim sog. byzantinischen Würfelkapitäl ausgebildet hat, ist im allgemeinen ein so unklarer und unkünstlerischer, dass diese mangelhafte Bildung nur durch reiche und zarte Verzierungen einigermassen verdeckt werden konnte. In der gothischen (ausnahmsweise schon in der romanischen) Baukunst hat man wohl den Uebergang aus dem runden Schaft in die vierseitige Deckplatte mittels vierseitiger Pyramiden bewirkt. Es entstehen aber dann zwischen Schaft und Pyramide unschöne und nicht in einer Ebene liegende Durchschnittslinien.

2) Abgesehen davon, dass das romanische Würfelkapitäl des Steinbaues meist eine grössere Ausdehnung angenommen hat. Auch wird das Holzkapitäl wohl in der Regel eine verhältnissmässig grössere Höhe gehabt haben als das Kapitäl des Steinbaues. Durch derartige Abweichungen von einander wird aber der wesentliche Formcharakter, welcher in den Uebergängen vom Runden in's Viereckige liegt, nicht geändert.

und sog. Nothkirchen, sondern auch bedeutendere und umfangreichere Gotteshäuser sind in den genannten Ländern noch in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christenthums und lange Zeit nachdem man hier schon begonnen hatte, steinerne Bauten zu errichten, in Holz ausgeführt worden[1]).

Die ältesten Holzkirchen sind in Norwegen erhalten[2]). Ja eine derselben stammt nachweislich noch aus den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts[3]). Die Säulen dieser Holzbauten zeigen verschiedenartige Basen und Kapitäle. Vielfach bestehen dieselben aus einfachen Cylindern, deren Durchmesser diejenigen der zugehörigen Säulen an Grösse meist wenig übertreffen. Die obere Kante des Cylinders ist in der Regel etwas abgerundet und darüber befindet sich ein ringförmiges Glied. Es wird die Form der Cylinderbasis wohl dort gewählt sein, wo genügend gerad gewachsene Stämme vorhanden waren, und diese in runder Naturform verwendet werden sollten. Alsdann konnten die Säulenfüsse, die man auch hier nicht gerne entbehrt haben wird, sehr leicht gewonnen werden; man brauchte nur den untersten, erbreiterten, über den Wurzelansätzen befindlichen, also nur einen verhältnissmässig sehr geringen Theil des Stammes in geeigneter Weise zu bearbeiten. In anderen Fällen ergab sich die Form der Cylinderbasis in einfachster Weise, wenn der Säulenschaft mit Stabwerk[4]) oder sog. ausgegründeten Verzierungen netzartig bedeckt[5]) wurde. Es war dann nur erforderlich, am oberen und unteren Ende einen Theil des runden Stammes unbearbeitet zu lassen. Alsdann traten diese Theile des Schaftes schon genügend hervor, um als cylinderförmige Basen und Kapitäle zu wirken. Neben dieser Cylinderform kommt aber die Würfelform an den

1) Lehfeld, Holzbaukunst. Vgl. Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens und M. der Centr. Comm. III S. 86.

2) Dahl, Denkmale einer ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens. 1837.

3) Es ist dies die Kirche zu Tind, welche ihrer Runeninschrift zufolge aus den Jahren 1180—1190 herrührt. Eine abgebrochene, bei Brückenberg in Schlesien wieder aufgebaute norwegische Kirche soll aus gleicher Zeit und die Kirche zu Borgund sogar noch aus dem 11. Jahrhundert herrühren (Dahl II S. 3 und Lehfeld S. 107).

4) Wie an einer Säule zu Hitterdal (Dahl a. a. O. III, Taf. 4 u. 5). Vgl. von Minutoli, Der Dom zu Drontheim T. 20, Fig. 23.

5) Beispiele bei Dahl a. a. O. I 5, II 4, III 3.

ältesten norwegischen Kirchen als Kapitäl ebenfalls sehr häufig vor[1]; ja dieselbe findet sich zugleich auch als Basis verwendet[2]. Dieser Umstand ist immerhin beachtenswerth und scheint die oben ausgesprochene Ansicht von der Entstehung des Würfelkapitäls zu bestätigen. Denn da die Entwicklung der Formen im Holzbau nachweislich eine sehr langsame gewesen ist[3], so dürfte man nicht mit Unrecht vermuthen, dass auch die Würfelform bei Kapitäl und Basis in Skandinavien schon lange vor dem 12. Jahrhundert bestanden habe, wenn auch andererseits die Möglichkeit einer Uebertragung dieser Bildung aus dem gleichzeitigen romanischen Steinbau nicht durchaus ausgeschlossen bleibt.

Ausser den norwegischen Bauten sind keine Holzkirchen erhalten, welche mit Sicherheit der romanischen Periode zugeschrieben werden können. Doch findet sich in der Vorhalle von Windisch-Matrei in Tyrol noch ein in romanischen Formen geschnitzter Holzpfeiler[4]. Derselbe ist achteckig und an seinem oberen und unteren Ende gleichartig und zwar an den Schrägseiten mit Uebergängen nach Fig. 3, also dem Würfelkapitäl ähnlich gebildet. (Den Uebergangsflächen sind kleine Eckklötzchen aufgesetzt, wie sie bei der romanisch-attischen Base vorkommen.) Die ornamentalen Verzierungen, ebenfalls oben und unten gleichförmig, erinnern nicht minder an die Schildflächen des Würfelkapitäls[5]. Unter den späteren gothischen Holzständern finden sich ebenfalls solche mit ähnlichen Endbildungen. Bei einer Holzstütze im Zollhause zu Constanz vom Jahre 1388, welche ebenfalls an ihrem oberen und unteren Ende

---

1) So in den Kirchen zu Urnes, Thorpe, Aals und Flo (Kugler, Baukunst II, 574. 575).

2) So in der Kirche von Stedge in Sogen (Kugler II, 576).

3) Wie ein Vergleich zwischen den in Schlesien und Oesterreich-Ungarn erhaltenen und jenen ältesten norwegischen Kirchen in mehrerer Hinsicht ergiebt.

4) Abbildung in den Mitt. der k. k. Central-Commission II, S. 179.

5) Sollte man in den oberen halbkreisförmigen Abschlüssen der seitlichen Stützen auf einem Niellobilde des bekannten Tassilokelches zu Kremsmünster (Abb. bei Bock, Frühkarolingische Kirchengeräthe im Stift Kremsmünster 1859, Fig. 12) nicht ebenfalls Nachahmungen des Würfelkapitäls erblicken dürfen? Es wäre dies insofern nicht ganz ohne Bedeutung, als die Ornamente des genannten Werkes vorzugsweise den einheimischen (germanischen, bezw. lombardischen, nicht den antiken) Formenkreisen entnommen sind.

vollständig mit einander übereinstimmende Bildungen zeigt[1]), kommen, obgleich der Ständer nur viereckig und an den Kanten abgefast ist, doch (mehr dekorative als konstruktive) Formen vor, welche offenbar Würfelformen nach Fig. 7 zum Vorbild gehabt haben.

Leider giebt es auch nur wenige hölzerne Kirchengeräthe aus romanischer Periode. Bei dem Zusammenhange, welcher, wie zur Zeit der meisten Kulturperioden, so auch damals zwischen den Formen der Möbel und denjenigen der Baukunst bestanden hat, erscheint es jedoch hier wohl der Erwähnung werth, dass an dem bekannten Chorgestühl zu Ratzeburg Säulchen mit Würfelbasen vorkommen[2]).

Auch bei neuzeitlichen, aus Holz angefertigten Bauten und nicht am wenigsten bei solchen, bei denen man nicht ältere Kunstformen nachgeahmt, sondern vorzugsweise einfache praktische Konstruktionen und dem Material entsprechende Bildungen ausgeführt hat, begegnet man allen jenen in Fig. 1—7 dargestellten Formen. Die mit dem Würfelkapitäl übereinstimmende Bildung (Fig. 7) ist zwar hier die seltner vorkommende Form, da nur ausnahmsweise runde Ständer verwendet werden. Doch findet man dieselbe desto häufiger bei Holzmöbeln und zwar fast immer dort, wo die Füsse der Tische und Stühle nach Art der Barockmöbel gebildet sind. Man pflegt hier die rund gedrechselten in die durch Querverbindungen bedingten vierseitigen Theile mittels Kugelausschnitte überzuleiten, so dass hier die Gestalt des Würfelkapitäls, nur mit anderen wechselnden Höhenverhältnissen in die Erscheinung tritt.

Zum Beweise der Behauptung, dass das romanische Würfelkapitäl des Steinbaues vom Ständer des Holzbaues entlehnt sei, bedarf es neben einer Untersuchung der ältesten Holzbauten einer eingehenden Prüfung der Monumente des romanischen Steinbaues. Denn es würde kaum bezweifelt werden dürfen, dass die Form des Würfelkapitäls, wie sie an diesen Werken auftritt, dem älteren

---

1) Abb. bei Viollet le Duc. Dict. de l'arch. VII, S. 473 und 474. Auch bei Lehfeld a. a. O. Fig. 49; vgl. das. S. 14 Fig. 4.

2) Abb. in Gailhabaud, Arch. S. V—XVI. IV, 58 u. 59 M. d. Centr. Comm. VIII, 218. Auch bei Lehfeld S. 186. Lenoir, Arch. mon. II, 135. Essenwein, Bilderatlas T. 56. Reusens, Elem. d'archéol. chr. S. 439.

Holzbau entlehnt sei, wenn alle jene unter Fig. 1—7 dargestellten Bildungen, welche, wie oben erläutert, einer rationellen Behandlung hölzerner Ständer vorzugsweise entsprechen, insbesondere die Formen unter 4, 5 und 7 schon an frühromanischen Steinbauten vorkämen — Dies ist aber thatsächlich der Fall! Sie treten hier, nachdem die ersten noch ganz mit antiken Einzelformen versehenen (und diesseits der Alpen zweifellos grösstentheils von auswärtigen Künstlern geschaffenen Steinbauten nationaleren Werken weichen mussten, fast gleichzeitig in verschiedenen Gegenden sowohl Deutschlands als auch der mit deutschen Elementen durchsetzten lombardischen Baukunst in überraschend grosser Fülle auf. Dass nun alle diese Formen damals erfunden und so rasch und gleichmässig auf die verschiedensten Gegenden verbreitet worden seien, ist durchaus unannehmbar. Es bleibt daher nur übrig, jene Bildungen als eine Erbschaft älterer Kunstübungen zu betrachten. Der Ursprung jener Formen kann aber, da dieselben in der römischen Antike, der hauptsächlichen Quelle romanischer Baukunst nicht vorkommen, nur in der nationalen Baukunst, d. h. in der Holzbaukunst, derjenigen Völker gesucht werden, bei denen sich der romanische Baustil vorzugsweise entwickelt hat.

Zunächst mögen die eigenthümlichen, mit Eckgliederungen versehenen romanischen Pfeiler des näheren betrachtet werden. Diese Formen können am wenigsten aus der antiken Baukunst abgeleitet werden. Und doch kommen gerade diese Bildungen in der romanischen Architektur schon sehr frühzeitig vor[1]).

Die Form der Kantenbildungen besteht bei diesen Steinpfeilern aus einer Fase (mit oder ohne rechtwinkeliger oder hohlkehlförmiger Einkerbung) oder einem Rundstab. (Ausser diesen einfachen Eckgliederungen begegnet man bei Pfeilern auch reicheren Bildungen. So sind die Schiffspfeiler zu Lausnitz in Thüringen, Paulinzelle, Hamersleben, Bürgelin und Petersberg bei Halle nicht nur an den

---

1) Die Würfelform als Basis findet man freilich (aus später anzuführenden Gründen) weniger häufig im romanischen Steinbau. Auch gehört das Trapezkapitäl nicht zu den besonderen Eigenheiten des romanischen Stils. Dasselbe bildet eine der gewöhnlichsten Formen der byzantinischen Baukunst, während hier das eigentliche (romanische) Würfelkapitäl fast gar nicht vorkommt.

2) In der Basilika zu Gernrode (10. Jahrh.) haben die Pfeiler schon Einkerbungen an den Kanten.

Ecken, sondern auch in der Mitte der Flächen mit Säulchen geziert.)

In hohem Grade beachtenswerth ist eine Anzahl eigenthümlich gegliederter Pfeiler, welche sich in mehreren frühromanischen Krypten befinden und deren Formen zweifellos ebenfalls auf den Einfluss der Holztechnik, keinenfalls auf denjenigen der Antike zurückgeführt werden dürfen. Derartige Kryptenpfeiler kommen im Verhältniss zur Zahl frühromanischer Krypten nicht gerade selten vor und da ungemein viele Basiliken aus der Frühzeit (bekanntlich schon im 11. Jahrhundert) abgebrochen und durch grössere Bauten ersetzt worden sind, so dürfte man wohl annehmen, dass die Anzahl der Kryptenpfeiler genannter Art zur Zeit der Weiterentwicklung des romanischen Stils eine viel grössere gewesen sei. (Auch bestanden im 11. und 12. Jahrhundert noch viele Holzkirchen, an denen neben einfachen auch reich gegliederte Pfeiler vorgekommen und von Einfluss auf den Steinbau gewesen sein könnten.) Als besonders charakteristisch seien die Steinpfeiler in den Krypten zu Vreden [1]), Merseburg [2]) und Essen [3]) hervorgehoben. Die Art ihrer dekorativen Behandlung und Gliederung entspricht vorzugsweise der Holztechnik. Sind ja, von anderen Gründen abgesehen, die fast ausschliesslich der vertikalen Richtung folgenden Einschnitte, mit welchen die genannten Pfeiler in mannigfacher Weise geziert sind, ungemein leicht auszuführen, wenn Holz als Material benutzt wird. Man braucht dann bei der Bearbeitung nur dem natürlichen Laufe der Fasern zu folgen, und diese nur selten quer zu durchschneiden [4]).

---

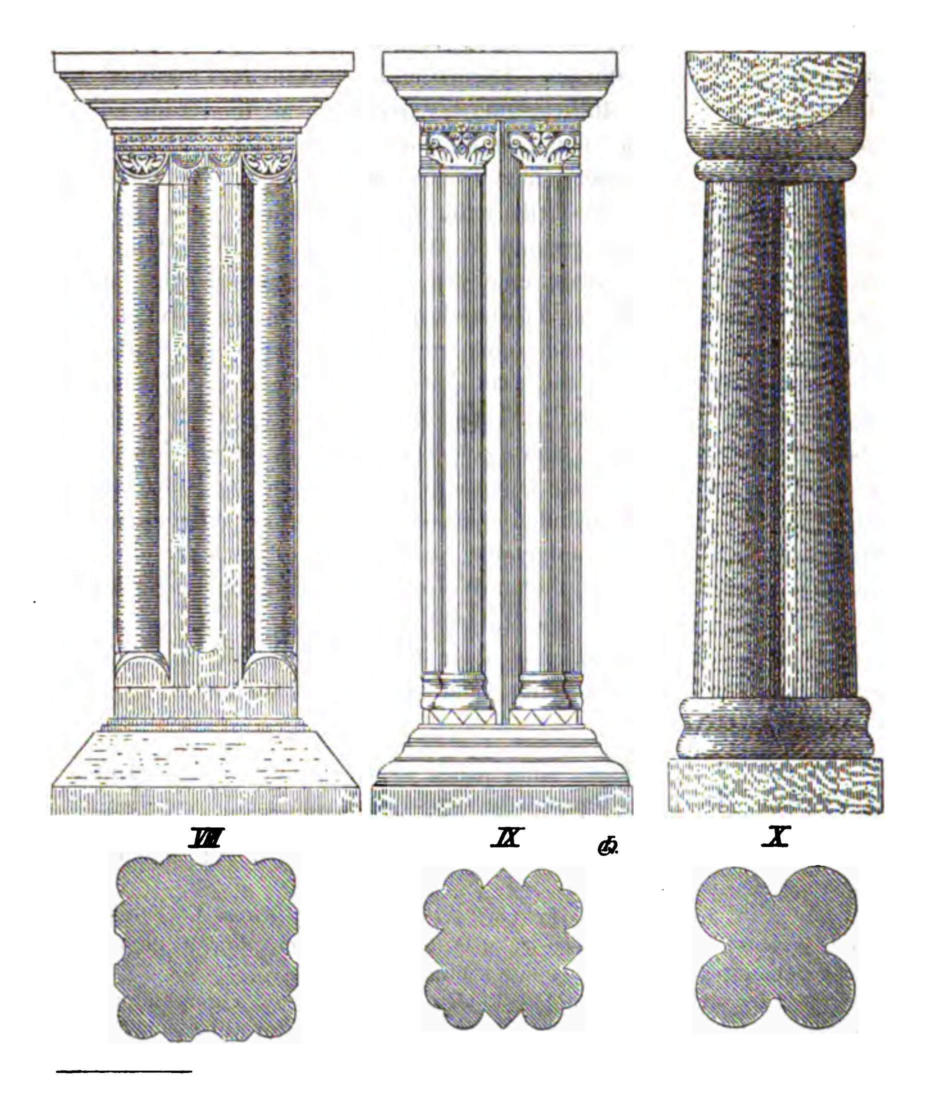
1) Abb. bei Lübke, Mitt. Kunst in Westfalen, Taf. II. Durchschnitte auch bei Otte, Romanische Baukunst S. 201.

2) Abb. bei Puttrich, Denkmale der Baukunst des M.-A. in Sachsen II. Auch bei Kugler, Gesch. der Bauk. II, S. 374, und Otte, Roman. Baukunst S. 187.

3) Abb. in Zeitschr. für chr. Archäologie u. Kunst I. Förster, Kunstdenkmale VI und Otte a. a. O. S. 169. Unsere Fig. 8 giebt ein etwas genaueres Bild der Essener Pfeiler.

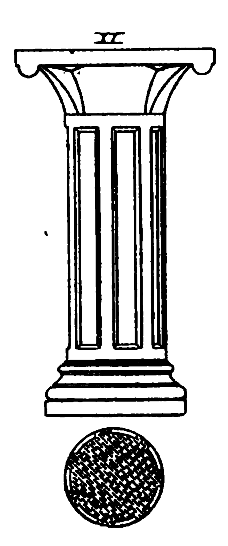
4) Auch die mit Stäben, Hohlkehlen, flachen Leisten, eigenthümlichen Kanneluren und scharfkantigen Gliederungen verzierten Rundsäulen, wie sie hier und dort an romanischen Bauwerken vorkommen, werden ihr Vorbild zwar theils in der Antike (Kanneluren), theils aber im Holzbau gefunden haben. Als eins der frühesten Beispiele letzterer Art sei hier das westliche mit je 16 Rundstäben bedeckte Säulenpaar in der Krypta zu Emmerich erwähnt. (Auch die übrigen theils aus 4 theils aus 8 Säulen zu-

Unter Fig. 8 ist einer der genannten Kryptenpfeiler abgebildet. Derselbe trägt nebst anderen gleichgestalteten Stützen das Gewölbe des östlichen, inschriftlich im Jahre 1051 geweihten Theils der Krypta zu Essen. Dass die eigenthümlichen Vertikalgliederungen



sammengesetzten Stützen dieser Krypta lassen den Einfluss der Holztechnik erkennen.) Die mit Leisten verzierte Säule der oberen Empore der Michaelskirche zu Hildesheim, welche noch dem Bernwardischen Bau angehört, ist

und die flache Ornamentation[1]) dieser Pfeiler auf den Einfluss alter Holzschnitzkunst hinweisen, ist kaum zu bezweifeln[2]). Der ähnlich behandelte, unter Fig. 9 dargestellte Pfeiler gehört ebenfalls der Münsterkirche zu Essen an. Offenbar aus einem älteren abgebrochenen Theil genannter Kirche herrührend, ist er später, bei Anlage eines Laufganges wieder verwendet worden[3]). Der in Fig. 10 abgebildete Pfeiler zählt mit einigen nischengezierten Wandüberresten zu den älteren Theilen der Krypta des Münsters zu Neuss. Bei Fig. 8 sind die Kanten mit je einer Säule, bei Fig. 9 mit je zwei Säulen gegliedert, während bei Fig. 10 die Ecksäulen so gross gestaltet sind, dass der Pfeilerkern, welcher bei Fig. 8 sich noch als Achteck geltend macht, bei Fig. 9 aber schon auf's Viereck beschränkt bleibt, hier ganz verschwunden ist. Auch die letztere Form der zusammengesetzten Rundsäulen wird wohl aus




ebenfalls hierher zu rechnen. Ihre bildliche Darstellung (Fig. 11) mag hier um so willkommener sein, als diese Einzelheit des berühmten Bauwerks meines Wissens noch nicht veröffentlicht worden ist. (Die Aufnahme und Mittheilung der Fig. 11 und 28 verdanke ich dem Herrn Reg. Baumeister Krekeler in Hildesheim, der Fig. 27 dem Herrn Reg. Baumeister B. Meyer in Detmold. Die Fig. 16 ist nach Kallenbach, Fig. 23 nach Adler bezw. Otte, Fig 24 nach Lübke, die archit. Einzelheiten der Figg. 8, 9, 10, 12, 13, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 25 sind nach eigenen Aufnahmen gezeichnet und grösstentheils noch nicht veröffentlicht.) Die Vertikalgliederungen derartiger Säulen sind oft sehr mannigfaltig. An einer Säule zu Riechenberg in Sachsen wechseln z. B. Rundstäbe mit Flächen, zu Goslar: Rundstäbe mit Hohlkehlen, zu Königslutter: Rundstäbe mit Flächen und Kehlen, an den Säulen der (bereits frühgothischen) Marienkirche zu Greifswald: Flächen mit Rundstäben, Rundstäbe mit scharfkantigen und Rundstäbe mit birnenförmigen Gliedern.

1) Es ist hier nur die Art der Behandlung der Ornamente gemeint. Die letzteren selbst sind schon antikisirend und theilweise den Verzierungen des Essener siebenarmigen Leuchters nachgebildet.

2) Eine Ansicht, welche in Bezug auf derartige Kryptenpfeiler schon von Kugler geäussert ist (Gesch. der Baukunst II, S. 374 vgl. auch Otte, Deutsche Bauk. S. 187).

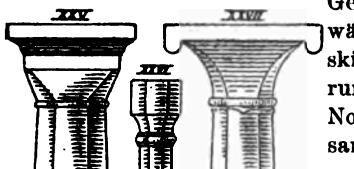
3) Das Sockelgesims ist nicht ursprünglich und stammt aus der Zeit des Umbaues.

der Holzbaukunst stammen. Vielleicht hat man dieselbe dann gewählt, wenn niedrige, aber sehr kräftige Pfeiler zur Anwendung gelangen sollten und man keine Schafte von erforderlicher Stärke zur Verfügung hatte. Auch bietet, da nämlich Holzständer starker Dimension beim Austrocknen leicht Risse und Sprünge bekommen, jene Form der zusammengesetzten Säule (Fig. 10) den Vorzug, die Pfeiler, ohne dass die Fugen leicht sichtbar werden, bequem aus vier Theilen bilden zu können, die dann mittels gemeinsamen Kapitäls und gemeinsamer Basis zusammengehalten werden[1]). Keinesfalls ist auch diese so sehr beachtenswerthe und in der mittelalterlichen Baukunst zu grosser Bedeutung gelangte Form der zusammengesetzten Säule der Antike entlehnt. Ebensowenig wurde sie nicht in Rücksicht auf die Gewölbe des Steinbaus erfunden, wie dies aus den ältesten Beispielen derartiger Stützen, d. h. aus ihrer Form, ihrer Stellung zu den gurtenlosen Gewölben und aus anderen Umständen hervorgeht[2]).

---

1) Bei der Säule Fig. 10 folgt die rohe, aber attisirende Basis nur bis zu gewissem Grade der Vierpassform des Schaftes.

2) So wechselt die viertheilige Säule der Krypta zu Emmerich mit Stützen, welche aus acht und sechszehn Rundstäben zusammengesetzt erscheinen. Auch sind die Kreuzgewölbe dieser Krypta ohne Gurten gebildet. Die unter Fig. 10 dargestellte Säule der Krypta zu Neuss trägt zwar Gurtbögen, doch sind den letzteren nicht die einzelnen Dreiviertelsäulen unterstellt, wie das schon in obiger Zeichnung aus der Lage und Gestalt des zugehörigen Würfelkapitäls hervorgeht. Die viertheiligen Säulen der Aldinghofer Krypta zu Paderborn, welche mit in gleicher Weise funktionirenden Pfeilern wechseln, tragen keine Kreuzgewölbe, sondern drei Tonnen mit Stichkappen. Eine ebenfalls wohl nur zu dekorativem Zwecke aus vier Schaften zusammengesetzte Säule unter der westlichen Krypta der Gernroder Basilika gehörte offenbar ehemals älteren abgebrochenen Bautheilen des 10. Jahrhunderts an, da andere Säulen dieser Krypta einfache Schafte, Würfelkapitäle und Basen mit Eckblättern besitzen (vgl. v. Heinemann, Zeitschr. des Harzvereins X S. 53). Der obere Theil der Gernroder Säule ist in Fig. 27, eine der erwähnten Paderborner Säulen in Fig. 25 skizzirt, während eine nur als Reliefverzierung an einem Holzbau zu Vikor Sogn in Norwegen angebrachte Bündelsäule mit zusammengesetzten Kelchkapitälen in Fig. 26 veranschaulicht wird. Da die alterthümlichen Flechtwerkverzierungen, welche mit dem von letzterer Säule getragenen Bogen verbunden sind (Abb. in Tegninger af aeldre nordisk



Die oben erwähnte Rundstabgliederung an den Pfeilerkanten wurde beim romanischen Steinbau in manchen Gegenden schon in der Frühzeit beliebt und bald auch an den Kanten der Bögen, welche die Pfeiler verbinden, fortgeführt. Diesen mit Rundsäulen geschmückten Pfeilerkanten kann nur ein rein dekorativer Zweck zuerkannt werden. Später nahm der romanische Pfeiler eine noch reichere Form an, indem seinen Seiten Pilaster und Rundsäulen vorgelegt wurden, welche Gurt-, Schild- und Verstärkungsbögen zu tragen bestimmt waren. Dieser bedeutungsvolle Fortschritt ist zwar nicht mehr ausschliesslich aus dekorativen Gründen entstanden, sondern vorzugsweise in der Gewölbkonstruktion begründet, doch würde diese Entwickelung nicht so rasch, vielleicht auch in etwas anderer Weise sich vollzogen haben, wenn nicht der reich gegliederte, in für den romanischen Stil so charakteristischer Weise aus rechtwinklichen und runden Theilen zusammengesetzte Pfeiler viel früher aus dem Holz- in den Steinbau übergeführt worden wäre und in gewisser Hinsicht eine Anregung zur Weiterentwickelung des Basilikenpfeilers aus der einfachen in die reichere Form geboten hätte.

Vielleicht dürften auch die Bildungen romanischer Portale mit ihrem charakteristischen Wechsel runder und eckiger Glieder bis zu gewissem Grade und entweder direkt oder indirekt auf den Einfluss frühromanischer Stein- bezw. auf Holzpfeiler zurückgeführt werden, indem sich an diesen Pfeilern zuerst der Geschmack und die Vorliebe für die Vereinigung runder und scharfkantiger Formen gebildet zu haben scheint.

Sehr beachtenswerth und unsere Annahme von der Entstehung des Würfelkapitäls unterstützend, ist der Umstand, dass die abgerundete Würfelform an den auf den Einfluss der Holztechnik hinweisenden Pfeilern sehr häufig vorkommt und zwar nicht allein als Kapitäl, sondern auch zugleich als Basis! Unter unseren Abbil-

---

architectur. Kjobenhavn 1872—88 VI Taf. 6.) auf ein hohes Alter, mindestens wohl auf die romanische Stilperiode hindeuten, so scheint auch diese Säule die Annahme von dem Ursprung der Bündelsäule im Holzbau zu bestätigen. (Säule Fig. 27 besitzt attischen Fuss ohne Eckblatt, Fig. 25 desgleichen, Fig. 26 jetzt keine Basis mehr.) Erst bei späteren romanischen Bauwerken z. B. in der Krypta des Domes zu Trier (12. Jahrh.) stehen derartige Säulen in Beziehung zum Gewölbe, da hier die einzelnen Dreiviertelsäulen als Gurtträger aufzufassen sind.

dungen zeigt auch der Kryptenpfeiler (Fig. 8) Rundstabkanten mit Basen und Kapitälen in Würfelform. Die Ornamente der oberen Schildflächen sind zwar denjenigen des Essener siebenarmigen Bronzeleuchters entnommen; doch erinnert die Art ihrer Behandlung noch durchaus an das Messer des Holzschnitzers. Auch bei Fig. 11 weist die eigenthümliche Bildung der attischen Basen und der korinthisch-romanisirenden Kapitäle, welche bei jedem einzelnen Säulchen in beachtenswerther Weise nur seitwärts, nicht nach vorne ausladen, darauf hin, dass man bei Kantenbildungen in Form von Rundsäulchen bisher gewohnt war, die würfelförmigen Endigungen anzuwenden. Denn nur solche hätte man, ohne den Formen Zwang anzuthun, vorne und seitwärts vollständig ohne Ausladung gestalten können[1]).

Ein sehr alterthümlicher, in seiner Ornamentik keineswegs an die Antike erinnernder Pfeiler in der Krypta zu Freising besitzt ebenfalls Ecksäulchen, welche oben und unten in Würfelknäufen endigen. Die Schildflächen der letzteren sind in alterthümlicher Weise mit Spiralen verziert[2]).

Kantenbildungen und würfelförmige Uebergänge nach Art der Fig. 4 und 5 finden sich nicht allein in Krypten, sondern auch, und zwar viel häufiger, an Schiffs- und Kreuzgangspfeilern, an Thür- und Fenstereinfassungen, am häufigsten aber an Arkadenbögen[3]).

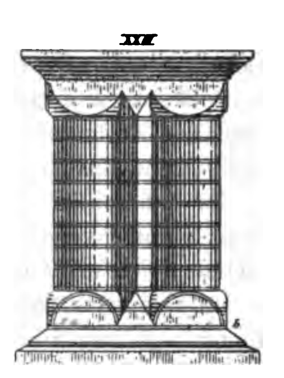
---

1) Wie dies annähernd bei der Säule Fig. 23 geschehen ist. Will man bei dem Essener Pfeiler Fig. 9 nicht jedem einzelnen Säulchen, sondern je einem Eckpaare gemeinschaftliche Basen und Kapitäle in Würfelform geben (etwa um schon in deren Höhe die vierseitige Grundform des Pfeilers zu erhalten), so würden zwischen je zwei Säulchen in den abgerundeten Theilen der Basen und Kapitäle einspringende Gräte entstehen, wie solche unmotivirt bezw. rein dekorativ an den Basen und Kapitälen der Essener Kryptenpfeiler (Fig. 8) sowie u. a. an Säulen der Bernwardischen Michaelskirche zu Hildesheim, der s. g. Ludgerikrypta zu Helmstedt, in den Kirchen zu Murbach im Elsass, zu Bau in Schleswig-Holstein und der Krypta zu St. Goar vorhanden sind. Diese Form wird zweifellos zuerst bei zusammengesetzten (viertheiligen) Säulenschaften mit gemeinsamen Kapitälen bezw. Basen entstanden sein.

2) Abb. bei Sighart, Gesch. der bild. Kunst in Bayern S. 155.

3) Bezügl. Abbildungen u. a. bei Kraus, Elsass-Lothr. (S. Alspach, Avolsheim, Niederhasslach); Revoil Arch. rom. II Pl. 1, 2, 23, 24, 30, 31, 38, 39, 40, Gailhaland Arch. Tome II. (Marmontier); Archives des comm. des mon. hist. v. Vezelay); Mittelalt. Baudenkmäler Niedersachsens. II

Auch in der Backsteinarchitektur scheinen Würfelbasen bei Pfeilern und Säulen häufig vorzukommen, so z. B. an den sehr charakteristischen Pfeilern der Krypta zu Brandenburg (Fig. 23), im Kreuzgang, Thurm und in der Vorhalle des Klosters Lehnin und im Thurm der Kirche St. Nicolaus zu Treuenbrietzen[1]).



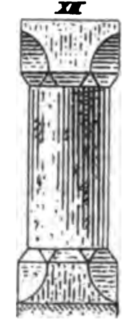
Gehen wir jetzt in unseren Untersuchungen zu den frühromanischen Säulen über. Während die Pfeiler in der Regel mit profilirten, antikisirenden oder geschmiegten Deckplatten bekrönt sind (und fast nur an ihren Kanten die fraglichen Uebergangsbildungen einschliesslich des Würfelkapitäls als Zierglieder aufweisen), gelangen die Kapitäle der achtkantigen und runden Säulen zu selbständiger Bedeutung. Dem achtseitigen Holzständer ist die oben (Fig. 6) dargestellte Form vorzugsweise eigen. Kapitäle dieser Art, deren Ecküberleitungen entweder in ebenen oder gekehlten oder leicht (karniesförmig) geschwungenen Dreiecken bestehen, begegnet man ebenfalls nicht selten schon im frühromanischen Steinbau[2]). Da indess dies sog. Trapezkapitäl in der Baukunst der meisten Kulturvölker mehr oder weniger häufig angetroffen wird (am häufigsten in der byzantinischen und der norddeutschen Back-

---

Taf. 55 Fig. 3; Schmidt Baud. aus Trier und Umg. (s. Merzig) Mitt. d. k. k. Centr. Comm. VI. 62, 63. (Vorstehenden Beispielen könnten leicht noch zahlreiche hinzugefügt werden.)

1) Abb. bei Adler, Mitth. der Backsteinbauwerke d. pr. St. Taf. 7, 60 u. 70.

2) z. B. in den Kirchen zu Oberzell, auf Reichenau, Gernrode, Generoux Börszöny in Ungarn und in den Krypten zu Augsburg und Heiligenberg. Nicht allein auf vier- und mehrseitigen, sondern auch auf runden Säulen trifft man diese Kapitälform, obwohl sie hier nur einen unvollkommenen Anschluss an den Schaft ermöglicht. Um diesem Mangel abzuhelfen, sind bei einer in nebenstehender kleinen Skizze (Fig. 12) abgebildeten, an beiden Enden gleichgestalteten Gewölbstütze unter der Empore der Kirche zu Stoppenberg bei Essen die Ecken und Kanten des Kapitäls und der Basis noch weiter abgefast worden. (Genannte Empore ist dem westlich verlängerten Mittelschiff eingebaut und stammt nebst genannter Stütze, wie dies aus mehreren Einzelheiten dieses Bautheils ersichtlich ist, wohl aus dem 13. Jahrhundert.)



steinbaukunst), so ist sein Vorkommen an frühromanischen Gebäuden nicht von besonderer Bedeutung.

Desto auffallender ist es aber, dass das Würfelkapitäl zur Zeit der Ausbildung des romanischen Stils an den Säulen sehr vieler Steinbauten vorkommt. Diese Form ist schon ungemein häufig in der mit germanischen Elementen durchsetzten lombardischen Baukunst[1]) und diesseits der Alpen bereits bei mehreren der frühesten Steinbauten zur Anwendung gebracht[2]), um dann während des 11. Jahrhunderts zugleich mit vielen anderen nationalen Elementen immer mehr zur Herrschaft zu gelangen.

Die Annahme, das Würfelkapitäl sei aus dem Holz- in den Steinbau übertragen, dürfte umsomehr berechtigt erscheinen, als ausser den erwähnten noch viele andere neue Formen, welche gleichzeitig mit dem Würfelkapitäl auftreten, ebenfalls der Holztechnik entlehnt sind. Als solche muss man zunächst manche Ornamentformen des romanischen Stils bezeichnen. Unter diesen weisen die sog. Kerbschnittverzierungen unverkennbar auf das Messer des

---

1) Beispiele bei Mothes, die Baukunst des Mittelalters in Italien II. Theil S. S. 249, 263, 279, 287.

2) So in der Kirche zu Germigny sur Loire (dies interessante Bauwerk ist leider 1863 abgebrochen!), dem Westthurm des Münsters zu Essen, der Krypta zu Emmerich und dem Centralbau zu Nymwegen. Die an letzterem Bauwerk zwischen Empore und Oktogon befindlichen Säulen mit Würfelkapitälen, welche früher für Zufügungen des 12. Jahrhunderts gehalten wurden, sollen nach neueren Forschungen dem ursprünglichen Bau angehören (Jahrbücher Heft 77 S. 101). Sie stammen somit nebst jenen zu Germigny noch aus karolingischer Zeit. Die ältesten in der Lombardei befindlichen Würfelkapitäle (zu Aurona) werden dem 8. Jahrhundert zugeschrieben. Die starke Ausladung der Würfelkapitäle zu Essen und Emmerich, welche man früher als die ältesten im Steinbau diesseits der Alpen auftretenden Würfelkapitäle betrachtete, hat zunächst die Veranlassung gegeben, das würfelförmige Kapitäl vom dorischen abzuleiten. Doch ist die Ausladung der am Essener Thurmfenster befindlichen nicht mit Deckplatten oder Kämpfern versehenen Kapitäle nur in der grossen Differenz zwischen Säulenschaft und Bogenlaibung begründet. Die im Verhältniss zu ihrer Höhe aussergewöhnliche Breite der westlichen Kapitäle in der Emmericher Krypta wird durchaus nicht mehr befremden, wenn man bedenkt, dass diese Kapitäle die gemeinsame Abdeckung zu einer gedrungenen sechzehntheiligen Bündelsäule bilden. Aus ähnlichem Grunde ist auch bei der in Fig. 10 dargestellten viertheiligen Säule die Höhe des Kapitäls zur Breite eine geringe. Zudem haben gerade die älteren Kapitäle zu Nymwegen und Germigny nicht jene starke Ausladung.

Holzschnitzers[1]). Auch die sog. Schuppenornamente werden zweifellos in den Schindeldächern der Holzbauten ihr Vorbild gefunden haben. Vielleicht dürfte auch das in der romanischen Verzierungskunst so beliebte Schachbrettmuster hierher zu zählen sein und der ebenfalls häufig vorkommende sog. Diamantstab nicht, wie dies bisher geschehen, als eine Nachahmung von Nagelköpfen, sondern als Imitation einer zweiseitig abgekanteten, mit gleichmässigen Quer- bezw. Kerbschnitten versehenen Holzleiste oder einer auf gleiche Weise eingeschnittenen Holzkante[2]) aufzufassen sein. Denn Nagelköpfe werden doch wohl selten oder niemals in unmittelbar zusammenhängender Weise eingeschlagen worden sein und daher auch wohl nicht zum Vorbild für jene Verzierungen gedient haben. Vorzugsweise deutet die eigenthümliche Art flacher Behandlung vieler romanischer Ornamente, wie sie insbesondere an Kapitälen, Gesimsen und Säulenschaften vorkommen, auf die Technik des Holzschnitzers[3]). Auch die in der romanischen Kunst so auffallend häufig an Pfeilern, Säulen, Konsolen u. s. w. als Sockel-, Kämpfer- und Gesimsprofile vorkommenden Schmiegen möchte ich vorzugsweise auf den Einfluss des Holzbaues zurückführen. Denn diese Bildungen bestehen doch eigentlich nur aus abgefasten Kanten, wie sie besonders dem Holzbau eigen gewesen sein werden. Diese Schmiegenprofile verdrängten trotz ihrer einfachen, fast rohen Form

---

1) Dass derartige Verzierungen an alten Holzgegenständen schon vor der Zeit der Ausbildung des romanischen Stils beliebt waren, beweisen die Funde von Oberflacht (Jahreshefte des Württemberg. Alterthumsvereins III Tafel IX).

2) Eine Nachahmung derartiger Kantenverzierung würden z. B. bei den Gewölbrippen der Peterskirche zu Bacharach (Abb. bei Bock „Rheinlands Baudenkmale“, genauer in dessen „Monument. Rheinland“) sowie bei einem Portal zu Rommersdorf bei Neuwied am wenigsten zu verkennen sein. (Die einzelnen Flächen der kleinen vierseitigen Pyramiden sind hier noch mit feinen Kerbschnittverzierungen versehen. Abbild. in Rheinlands Baudenkmale.) Vgl. auch d. Portal der Kirche zu Iffley. Britton Archit. Antiquities V.

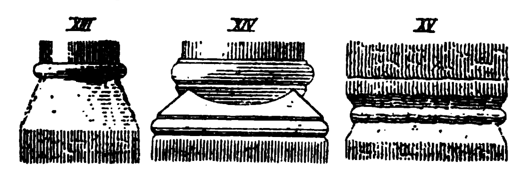
3) Ein besonders charakteristisches Beispiel bietet in Bezug auf die Art der Behandlung des Ornaments ein Würfelkapitäl zu Mauresmünster im Elsass. Dasselbe ist mehrfach abgebildet, so bei Gailhabaud, L'arch. II, am besten in L'art pour tous I^re Année Nr. 22. Es befindet sich am Westportal (12. Jht.), ist aber wahrscheinlich älteren abgebrochenen Theilen der Kirche entnommen.

bald die an den ältesten Steinbauten Deutschlands schon in Aufnahme gekommenen, ungleich reicheren antiken Bildungen einschliesslich des eleganten Karniesprofils und wurden im Steinbau so ausserordentlich beliebt, dass sie Jahrhunderte hindurch fast an allen, ja vielfach auch, neben anderen entwickelteren Formen, an den reichsten Bauwerken vorkommen[1]).

Auf den Einfluss der Holzbaukunst, speciell der Technik des Drechslers, dürften, wie mir scheint, auch zwei Kapitäl- und Basenformen zurückzuführen sein, welchen man zwar seltener in der Architectur, als in den Kleinkünsten, einschliesslich der Miniaturmalerei (z. B. an den Bögeneinfassungen der Evangelistenbilder und den sog. Kanontafeln) begegnet. Es sind dies die kelch- und kugel- bezw. ringförmigen Basen und Kapitäle[2]). Was zunächst die Kelchform betrifft, so finden wir diese im romanischen Stil nicht allein an Kapitälen, sondern auch an Säulenfüssen. Man könnte bei diesen Formen zwar an den Einfluss der Antike, insbesondere des korinthischen Kapitäls und der attischen Basis denken[3]). Ja

---

1) Die Vorliebe für diese Schmiegen ging soweit, dass sie zuweilen zur Bildung sehr sonderbarer Formen Veranlassung gab; wie die nebenstehenden Basen zeigen:

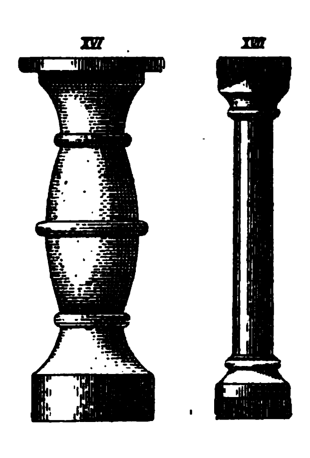



Die Schmiege vertritt hier gewisse Theile des attischen Säulenfusses, ist aber bei Fig. 13 und 14 in wenig organischer Weise mit den runden Theilen verschmolzen. Fig. 13 ist der Krypta des Münsters zu Neuss, Fig. 14 dem westlichen Vorbau der Abteikirche zu Werden, Fig. 15 einem Pilaster des Thurmes der Stiftskirche zu Rellinghausen entnommen. Ueberreste der merkwürdigen Basen letztgenannter Kirche fand ich an der Westseite des vorletzten Thurmgeschosses. (Die anderen Seiten sind ihres ehemaligen Schmuckes beraubt und verputzt.)

2) Auch die Cylinderform, wird, wo sie an Säulenfüssen des Steinbaues auftritt, aus dem Holzbau übernommen sein. Man findet sie z. B. in Vignory, S. Savin, Generoux und Jouarre. Nach den Abb. bei Puttrich (Denkm. der B. K. in Sachsen I) besassen auch die Säulen der Emporen der K. zu Gernrode derartige Basen. (Vgl. Otte, D. Bauk. S. 174.) Dieselben sind indess (wenn ich nicht irre) bei der Restauration in attische Basen umgestaltet. In der Krypta zu Tihany in Ungarn bestehen Basen und Kapitäle aus cylinderförmigen Platten. (Abb. in d. Jahrb. der C. C. I, 120.)

3) Wo über und unter der kelchförmigen Erweiterung sich noch ein runder Wulst befindet, hat ohne jeden Zweifel die attische Basis zum

diese Ableitung möchte bei den meisten derartigen Bildungen aus der späteren romanischen Periode ohne Zweifel viel berechtigter sein als bei manchen derartigen Formen aus der Frühzeit[1]). Ist zugleich das Kapitäl und der Fuss der Säule als Kelch gebildet, wie dies in Essen (Fig. 17) und an Fenstersäulchen mancher altenglischen Thürme (Fig. 16, vom Thurm zu Earls-Barton in Northamptonshire)[2]) vorkommt, so kann man wohl den Einfluss der Holztechnik, insbesondere der Drechslerkunst, um so weniger bestreiten, als aus Holz gedrechselte, mit derartigen Basen und Kapitälen versehene Säulchen zur Zeit der Herrschaft des romanischen Stils sehr häufig angefertigt worden sind. Erhalten haben sich zwar nur sehr wenige Holzgeräthe aus




---

Vorbild gedient, zumal wenn wie bei Fig. 11, die kelchförmige Erweiterung die entsprechende Hohlkehle der attischen Basis an Höhe und Ausladung nicht wesentlich übertrifft.

1) Als Beispiele letzterer Art mögen gewisse Kapitäle in der Krypta zu Anderlecht (Schayes, Hist. de l'arch. en Belgique) des Klosters Abdinghoff (Fig. 25. Ein anderes der dortigen Kapitäle bei Lübke, M. Kunst in Westf. T. 2) an mehreren Säulen des Westthurmes des Münsters zu Essen (Fig. 17) angeführt werden.

Die kelchförmigen Kapitäle sind meist schwach gekehlt, seltener geradlinig profilirt bezw. trichterförmig. An den erwähnten Säulen der Krypta Aldinghoff kommen beide Formen neben einander vor. Auch sind hier die Kapitäle den viertheiligen Bündelsäulen entsprechend aus vier Kelchen zusammengesetzt. (Die Basen dieser Stützen sind attisch, in einem Falle kugelförmig.)

Einige andere Kapitäle frühromanischer Bauten z. B. in der Krypta zu Konstanz (Lübke, Gesch. d. deutschen K. F. 66) und der Kirche zu Mittelzell auf Reichenau (Lübke a. a. O. Fig. 65 und Adler, Baugesch. Forschungen I Taf. V Fig. 6) dürften ihrer Karniesschrägung und Palmettenverzierung wegen wohl mit grösserer Berechtigung auf antike Vorbilder zurückgeführt werden.

Als Kelchbasen seien genannt die Säulenfüsse zu Essen (Fig. 17), zu St. Jack in Ungarn (Jahrb. d. C. C. I. Taf. 6, desgl. Heft 12), zu Mühlhausen in Böhmen (Mitth. d. C. C. VIII. 43).

2) Vgl. d. Fenstersäulen zu Brixworth bei Britton Architectural Antiquities V, T. IV.

romanischer Periode. Unter diesen darf ein reich geschnitzter Kirchenstuhl zu Stroms[1]) nicht unerwähnt gelassen werden, da er mit Säulen versehen ist, welche unten und oben in Kelchform endigen. (Unter dem Kelchfuss ist hier indess eine Platte bezw. Pfühl angebracht, welche einen gewissen Einfluss der attischen Base bezeugt.) Desto zahlreicher sind aber noch Abbildungen hölzerner Säulen und Ständer mit kelchförmigen Endigungen in Miniaturen (vorzugsweise an Bücherpulten der Evangelisten-Darstellungen) erhalten[2]). Viele der in der englischen Baukunst der Frühzeit vorkommenden Säulen mit kelchförmigen Endgliedern weisen ausserdem in Folge mehr oder weniger zahlreicher, ringförmiger Glieder und anderer charakteristischer Einzelheiten[3]) auf die Kunst des Drechslers[4]).

Zuweilen kommt die Kelchform in einer merkwürdigen Abart vor, indem der Kelch oben in eine abgeplattete Halbkugel übergeht. Diese pilzförmigen Kapitäle, wie sie wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit Pilzen nicht mit Unrecht schon genannt worden sind[5]), findet man nicht häufig. Ihr Vorbild dürfte indess wohl mit noch höherem Grade der Berechtigung, als dies bei manchen Formen der eigentlichen Kelchkapitäle statthaft ist, in Drechslerarbeiten gesucht werden[6]).

---

1) Abb. in Tegninger af aeldre nordisk architectur. Heft VI Taf. 5. Vgl. auch die diesem Werke entnommene, Fig. 26 skizzirte hölzerne Bündelsäule mit Kelchkapitälen.

2) Einzelne Beispiele bei v. Hefner-Alteneck Trachten und Geräthe des christl. Mittelalters.

3) Mehrere Beispiele auch bei Kallenbach u. Schmitt die chr. Kirchenbauk. Taf. VII.

4) Worauf u. a. schon Schnaase aufmerksam gemacht hat (Gesch. d. B. K. IV 577, woselbst auch eine derartige Säule abgebildet ist.) Man vergleiche besonders die Säulchen zu Brixworth und Earls-Barton (Abb. bei Britton a. a. O., B. V Taf. 2 u. 4) mit den zu Oberflacht gefundenen gedrechselten Holzgeräthen (Abb. Jahreshefte d. württ. Alterth. Vereins Heft 3 Taf. 10 Fig. 34 u. 38). Nicht allein in diesen Einzelheiten sondern schon in ihrer ganzen baulichen Struktur offenbaren manche altenglische Steinbauten den Einfluss der Holzbaukunst. So erinnern die Steinbalken, welche die Thürme zu Earls Barton in Nordhamptonshire, zu Barton am Humber und Barnak durchziehen, an Fachwerkbauten.

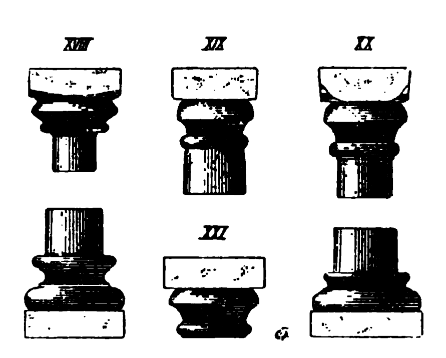
5) Dehio, Die kirchl. Bauk. des Abendlandes I, 134.

6) In kunstgeschichtlichen Lehrbüchern findet man nur wenige derartige Kapitäle aus der Frühzeit angeführt, und zwar solche in Quedlinburg (Abb. in M. Baud. Niedersachsens II und in Zeitschr. des Harzver-

Ebenso oft wie mit kelchförmigen Endigungen waren frühmittelalterliche Holzgeräthe, wie gleichfalls aus Miniaturmalereien und Elfenbeintafeln hervorgeht, an ihren oberen und unteren Enden, (oft auch am Schaft) mit runden Knäufen (bez. Ringen) geziert. Aus dem Umstande, dass die kugelförmige Basis auch in den älteren Handschriften häufig den Säulenfuss der Arkaturen, namentlich auf

---

eins, Ergänzungsheft des 9. Bandes) in Werden (Fig. 18, 19, 20, 21), (die Kapitäle Fig. 18, 19, 20 befinden sich an den Emporen des älteren westlichen Theils der Werdener Stiftskirche, stammen aber, wie aus ihren Verhältnissen zu den bezügl. Schaften und Basen hervorzugehen scheint, von einem noch älteren abgebrochenen Bauteil), in Essen (Fig. 17) und in mehreren Krypten Englands (Dehio a. a. O.). Während indess die Essener Kelchkapitäle wohl mit Unrecht zu jener pilzförmigen Abart gezählt werden, könnte man doch vielleicht mehrere andere zum Theil freilich schon der Spätzeit des roman. Stiles angehörende Kapitäle hierher rechnen, so ein Kapitäl vom Kreuzgang zu Elne (Abb. bei Kugler, G. d. B. II, S. 135), ein Kapitäl zu St. Paul in Kärnthen (Abb. in den Jahrb. der k. k. Centr.-Comm. B. IV, 74—76), ein Kapitäl in d. K. zu Generaux (Abb. bei Gailhabaud a. a. O. I 36) ein Kapitäl von dem noch aus der roman. Periode stammenden Marktkreuz zu Trier (Abb. bei aus'm Weerth, M. Kunstd. in den Rheinl. I. Abth., III. Bd.), ein Kapitäl und eine Konsole in Stadtamhof (Abb. bei Sighart, G. d. bild. K. in Bayern Fig. 69 u. 70) und ein Kapitäl der Kirche zu Stoppenberg bei Essen (anscheinend aus älterem abgebrochenen Theil der 1075 gew. Kirche stammend, im 13. Jahrh. mit einem frühgoth. Kapitäl zusammengefügt).




Auch gewisse ägyptische und indische Kapitäle erinnern an die sog. Pilzform; desgleichen kommen ähnliche Bildungen an antiken Kandelabern vor, sowie an Deckplatten gothischer Kapitäle, an Gesimsen, Rippen u. s. w. Vorzugsweise findet man aber das genannte Profil an Holzgeräthen (ein bes. charakt. Beispiel bietet ein hölzerner Kirchenstuhl zu Bjeresjo. Abb. in Tegninger of aeld. nord. arch. III, 16), wie man der gleichen Form auch noch an neuzeitlichen gedrechselten Gegenständen, besonders an Ständern und Docken ungemein häufig begegnet.

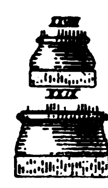
Als Basis kommt diese Form im Steinbau vor, wenn auch etwas abgeschwächt; in Hildesheim (Fig. 22) und an einer Säule des ehemaligen rom. Altars zu Werden (Fig. 21; vielleicht diente die letztere Basis ursprünglich als Kapitäl).

In gewissem Grade dürften auch wohl diejenigen Säulenfüsse hier-

den sog. Kanontafeln der Evangeliare bildet, könnte man freilich, da die Ornamentik der letzteren aus dem Orient stammt[1]), auch an eine auf gleichem Wege stattgefundene Einführung der Kugelbasis schliessen, zumal in der altorientalischen, speziell der assyrischen Kunst diese Form nicht selten war[2]). Aber auch bei diesen orientalischen Bauten dürfte die Kugelform aus der älteren Holz- in die Steintechnik übergegangen, sowie die Annahme nicht ohne Berechtigung sein, dass im frühromanischen Steinbau ein grösserer oder wenigstens gleich grosser direkter Einfluss alter Holzbauten[3]), mindestens aber der Holzgeräthe auf die kugelförmigen Bildungen stattgefunden habe. Kugelförmige Säulenfüsse kommen in romanischen Miniaturen, an Elfenbein- und Metallgeräthen sehr häufig, im romanischen Steinbau weniger zahlreich vor[4]) (weil wenig

---

her zu zählen sein, bei denen der konkave und konvexe Theil nicht wie beim Pilzkapitäl scharf getrennt ist, sondern allmälig in einander übergeht. Diese birnförmigen Basen findet man sehr häufig in Miniaturen und an Kandelabern, seltner im Steinbau. Beispiele letzterer Art: in der Marienkirche zu Mühlhausen in Sachsen (Fig. 28), an der Empore der Michaelskirche zu Hildesheim (Fig. 29), zu Drüggelte (Abb. bei Giefers, Drei merkw. Kapellen Westfalens Taf. IV), zu Croland und Barfreston (Abb. bei Britton a. a. O. IV). Ein sehr charakt. Beispiel in: The ancient arch. of England, including the orders-during the British, Roman etc. eras Taf. XIX. (Der Säulenschaft ist hier mit Ringen geschmückt. Das Kapitäl besteht aus einem Würfelknauf mit darunter befindlichem stark ausgebauchtem kelch- bezw birnenförmigen Glied.)




1) Wie Janitschek nachgewiesen hat. Festgruss an Springer.

2) Auch in der frühgriechischen, toskanischen und römischen Baukunst kommt diese Basis vor.

3) Es erscheint hier noch der Erwähnung werth, dass an der Vorhalle der sehr alten Holzkirche zu Nagyhegy in Ungarn Säulen mit kugelförmigen Basen und Kapitälen sich befinden (Abb. in Mitth. d. C. C. XI, S. 4).

4) Kugelförmige Basen finden sich u. a. auf dem Nonnberg in Salzburg (Jahrb. d. C. C. II, 17), in der Krypta Abdinghof in Paderborn, am Thurm der St. Castorkirche in Coblenz (Abb. bei Bock a. a. O.), der Kirche zu Markwerben, Kreis Weissenfels (Inv. der Kunstd. der Prov. Sachsen), in Riechenberg und Nikolausberg (Kunstd. Niedersachsens I, Taf. 15, 16) und St. Ulrich im Elsass (Kraus, Kunstd. in Elsass-Lothringen). Auch in der normannischen Baukunst begegnet man dieser Form (Pugin, Ant. of Normandie Taf. V). In altenglischen Kirchen scheint die kugelförmige Basis weniger selten vorzukommen (vgl. Schnaase, G. d. B. K. IV, S. 602. 603). Ringförmige Füsse (welche vielleicht mit mehr Recht von der

geeignet, in der Architektur ihren Zwecken zu genügen). Die Kugelform als Kapitäl ist im Steinbau wohl noch seltener zur Anwendung gebracht[1]), es sei denn, dass sie zur Ringform abgeschwächt ist. Diese findet man häufig dort, wo, wie in Hildesheim (Fig. 22) die Säulen zweiseitig ausladende Kämpferaufsätze tragen[2]). Auch diese theils in geraden, theils in geschwungenen Linien profilirten, besonders häufig an den Säulen offener Fenster und Zwerggallerien vorkommenden Kapitälsaufsätze sind meines Erachtens ebenfalls der Holzbaukunst entlehnt und als Nachahmungen der sog. Sattelhölzer zu betrachten, wenn diese Aufsätze auch im Holzbau einen etwas anderen Zweck erfüllten, als jene Kämpferaufsätze des Steinbaues.



Ein Einfluss des Holzbaues auf die Entwickelung des romanischen Stils kann also sowohl in Bezug auf Ornamentik als auch auf konstruktive Bauglieder, besonders auf Pfeiler, Säulen - Kapitäle und Basen in vielfachster Weise nachgewiesen werden. Es braucht daher um so weniger zu befremden, wenn auch der Ursprung des Würfelkapitäls auf den Holzbau zurückgeführt wird. Hat aber diese Form an den Enden der Pfeiler und Säulen, wie oben dargestellt, sich entwickelt, bildete sie hier gewissermassen zugleich das Kapitäl und die Basis der

---

attischen Basis abgeleitet werden könnten,) trifft man häufiger, u. a. in Hattstadt im Elsass, in den Kirchen auf Reichenau, in Heilsbronn, Heiligenberg, Vignory und Iffley. Die Säulen der Krypta der Michaelskirche zu Hildesheim (Abb. in den Kunstd. Niedersachsens) und die Arkaden der Kirche zu Oldenburg (Abb. bei Haupt, Schleswig-Holstein) sind sowohl unten als oben mit ringförmigen Gliedern versehen.

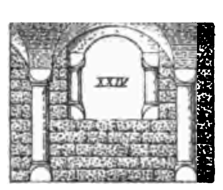
1) Es gehört indess hierher und ist m. E. gleichfalls auf den Einfluss der Holztechnik zurückzuführen das vielfach besprochene kugelförmige Kapitäl am Palast Theodorichs zu Ravenna (Abb. bei Rahn, Ravenna 1869, S. 36. Mothes, M. Bauk. in Italien S. 197. Lübke, Gesch. d. Arch. I, S. 262).

2) Aehnliche Säulenbekrönungen mit Ringen und Kämpfern findet man u. a. am südl. Treppenthurm zu St. Kastor in Coblenz, in der Empore zu Münstermaifeld (Bock a. a. O.), in den Kirchen zu Uzes (Revoil a. a. O. III, Taf. 45), St. Maurice (Parker, Remarks on some early churches in France and Switzerland S. 12), Hochatzenheim (Kraus a. a. O.), Friesach in Kärnthen (Abb. in Mitth. der k. k. Centr.-Comm. B. VIII, S. 169).

Säulen, so müsste es befremden, wenn im romanischen Steinbau nicht auch zahlreiche Säulen vorkämen, deren Basen ebenfalls in der Form des Würfelkapitäls gebildet wären. — Es können aber in der That derartige Säulenfüsse in nicht geringer Anzahl angeführt werden[1]! Sehr wahrscheinlich sind diese Bildungen noch zahl-

---

1) Es seien hier — abgesehen von den Würfelbasen an den schon oben besprochenen runden und säulenförmigen Pfeilerkanten und den Backsteinbauten — angeführt die in Würfelform gebildeten und fast ausnahmslos mit den zugehörigen Kapitälen übereinstimmenden Säulenfüsse in den Fenstern des oberen Umganges des Centralbaues zu Ottmarsheim und im Thurm der Margarethenkapelle zu Epfig im Elsass (letztere in Abb. bei Kraus, K. in Elsass-Lothr.), in einem Thurmfenster zu Altenstadt im Elsass (Abb. bei Adler, Baugesch. Forsch. II, S. 6,) in der Kirche zu Generaux (Abb. bei Gailhabaud B. I. Taf. 34 u. 36) am Kreuzgang auf dem Nonnberg bei Salzburg (s. Fig. 24), zu St. Zeno bei Reichenhall (Abb. bei Knackfuss, Deutsche Kunstgesch. S. 186), in Hersfeld (v. Dehn-Rotfelser, Baud. d. R.-B. Cassel S. 105. Otte a. a. O. S. 244), zu Speier (Redtenbacher, Beiträge zur Kenntniss mitt. Arch.), in Breitenau (Kunstdenkmale Niedersachsens I, Taf. 29 B. C), am Thurm des Domes zu Vreden (Abb. bei Mithof, Kunstd. in Hannover V. Bd.) zu Gelnhausen (unvollk. Abb. bei Moller, rom. Bauk.), an einer Säule der Krypta des Domes zu Brandenburg (Bergau, Kunstd. d. Prov. Sachsen Fig. 42), in den Kirchen zu Aller und Grundhof (Abb. bei Haupt, K.-D. der Pr. Schleswig-Holstein), am Nordportal des Domes zu Soest. (Hier erscheint die Würfelbasis nicht in Verbindung mit einem gleichgeformten Kapitäl, wie in fast allen vorgenannten Fällen, sondern mit antikem, römisch-korinthischem Kapitäl. Wie aus der Art der palmettenartigen Verzierung der Base hervorgeht, war indess auch dieser Säulenfuss von Anfang an dazu bestimmt, als Basis zu dienen.) Auch noch zur Zeit des Uebergangs und in der Gothik findet man vereinzelt die Würfelbasis an Ziersäulchen und Diensten, z. B. in der Taufkapelle von St. Gereon in Köln, in der gothischen Minoritenkirche zu Duisburg und der spätgothischen Sakristei der Kirche zu Bernau (Abb. Bergau a. a. O. Fig. 18). In nordischen Ländern scheint das Vorkommen der Würfelbasis ebenfalls kein seltenes zu sein (Beispiele in Tegninger af aeld. nord. arch. I, 2 [mit Bündelschaft]; II, 5, 13; III, 5, 13; VI, 8). Beispiele aus England, und zwar aus der angelsächsischen und normännischen Periode s. bei Britton a. a. O. V, Taf. 4, 6 u. 16).




Neben diesen zahlreichen, den verschiedensten Gegenden entnommenen Beispielen von Würfelbasen erscheint es noch der Beachtung werth, dass, besonders in Schleswig-Holstein eine ungemein grosse Anzahl (meistens romanischer) Taufsteine eine gleiche Fussbildung zeigt. Haupt

reicher, als man nach den bez. Publicationen annehmen dürfte, da diese Formen bisher wenig beachtet und verhältnissmässig selten veröffentlicht worden sind. Aber auch nach den bereits stattgehabten Veröffentlichungen derartiger Säulenfüsse, namentlich wenn man die Würfelbasen an den Pfeiler- und Bögenkanten hinzurechnet, ergiebt sich an romanischen (meist frühromanischen Bauwerken) der verschiedensten Gegenden eine so grosse Anzahl derartiger Basen, dass deren Form wohl nur mit einer Uebernahme aus dem vorher geübten einheimischen Holzbau genügend erklärt werden kann.

So beachtenswerth nun das häufige Vorkommen der Würfelbasen im (besonders frühromanischen) Steinbau der verschiedensten Gegenden diesseits der Alpen ist, so muss doch andererseits anerkannt werden, dass die Würfelform im Laufe der Weiterentwickelung des romanischen Stils bei weitem nicht eine so allgemeine Anwendung als Basis gefunden hat, wie als Kapitäl. Es ist dies aber bei folgenden Erwägungen leicht erklärlich. Die antiken Kapitälbildungen, so häufig sie auch in altchristlichen Kirchen zur Verwendung gekommen sind, eignen sich sehr wenig zur Bekrönung der Arkadensäulen, welche die Mittelschiffswände der Basiliken tragen. Vorzugsweise ist das korinthische Kapitäl zu angegebenem Zwecke ungeeignet. Dasselbe harmonirt von allen antiken Säulenbekrönungen am wenigsten mit Rundbögen und die ausserordentlich reichen, bis in die kleinsten Einzelheiten auf das zarteste durchgeführten konstruktiven und ornamentalen Glieder dieses Kapitäls stehen in einem sehr unglücklichen Verhältniss zu den hohen ungegliederten Mauermassen der Mittelschiffswände frühromanischer Basiliken. Während man in Italien diese Kapitäle aus den zerfallenen heidnischen Tempeln wohl nur ihres eigenen architectoni-

---

a. a. O. bringt ca. 30 Abb. derartiger Steine, darunter ungefähr die Hälfte aus dem Kreise Hadersleben; ein Beispiel auch bei Tegninger af aeld. n. a. I, 16). Da bei diesen fast ausschliesslich in Pokalform gebildeten Taufsteinen ein dem runden Becken und Schaft entsprechender, d. h. runder Fuss als die einfachste, naheliegendste Bildung erscheinen muss (wie er sich z. B. an den bei Haupt Fig. 79, 883, 453, 584, 1088, 1299, 1613 abgebildeten Steinen findet), so kann man das häufige Vorkommen der genannten in dieser Zusammensetzung nicht wenig befremdenden Würfelform wohl nur auf den Umstand zurückführen, dass diese Basenform den Arbeitern in den damaligen Holz- oder Steinbauten als eine der gewöhnlichsten stets vor Augen war.

schen Werthes wegen wieder benutzte, griff man daher beim Wiedererwachen selbständigeren Bildungstriebes in der Lombardei und diesseits der Alpen zu einer anderen Form und konnte für jenen Zweck keine geeignetere finden als diejenige des Würfelkapitäls[1]). Ja sie ist als Bekrönung der Arkadensäulen, insbesondere des Mittelschiffs der romanischen Basilika, die denkbar vollkommenste Bildung! Die breiten Arkadenbögen, welche von schweren, hohen und (im altchristlichen und frühromanischen Stil wenigstens) ungegliederten Wänden belastet werden, erfordern unbedingt kräftige Säulen mit schweren derben Kapitälen. Ausserdem harmoniren die halbkreisförmigen Schildflächen der Würfelkapitäle auf das vorzüglichste mit den von den Kapitälen getragenen Wänden und Bögen. Die Flächen der beiden letzteren schneiden an vier Seiten scheinbar in die kugelförmige Ausladung des Kapitäls ein und finden in diesen Schildflächen ihre Fortsetzung. Auch sind die grossen Halbkreise der Arkaden durch die kleineren der Würfelschilder gewissermaassen verbunden, so dass eine zusammenhängende, aus grösseren nach unten und kleineren nach oben geöffneten Halbkreisen zusammengesetzte Wellenlinie entsteht. Damit nun die letztere nicht den Eindruck des Unbestimmten, Weichlichen hervorrufe und zudem bei allem rythmischen Zusammenhang der tragende vom getragenen Theil, das Kapitäl vom Bogen geschieden werde, ist mittels kräftiger Deckplatte und stark markirter Kämpferlinie eine scharfe Trennung der unteren und oberen Halbkreise hervorgerufen.

So vorzüglich also das Würfelkapitäl in der romanischen Säulenbasilika seinem Zwecke entsprach, so ungeeignet wäre diese Form gewesen, wenn man sie ebendenselben Säulen, welche mit ihr als Kapitäl die Arkaden tragen, als Basis zugegeben hätte. Denn bei nach oben verjüngten Steinsäulen würde diese Uebereinstimmung in den Endformen bei weitem nicht so gut gewirkt haben, als bei den sich in gleichbleibender Stärke erhebenden schlanken Holzsäulen. Auch konnte bei den letzteren der Unterschied in der Bestimmung der beiden Enden, d. h. ihrer Beziehungen zu denjenigen Theilen, zu welchen sie in Funktion treten, durch die Verschiedenheit der Form des Sattelholzes mit dem (wahrscheinlich meist aus einem untergefügten Stein bestehenden) Sockel der Säulen

1) Mit Ausnahme von Frankreich, wo der Einfluss römischer Architektur ein stärkerer war und das Würfelkapitäl daher seltner vorkommt.

auf das Nachdrücklichste betont werden. Im romanischen Steinbau verzichtete man deshalb schon bald allgemein auf die Würfelbasis und zwar geschah dies um so bereitwilliger, als unter den zahlreichen Elementen, welche die antike Baukunst den Schöpfern des neuen Stils entgegenbrachte, sich eine Form befand, welche ihrem Zweck bei weitem besser, ja man kann wohl sagen, auf das vollkommenste entsprach. Ist ja in der attischen Basis mit ihren beiden Pfühlen und der zwischengespannten Hohlkehle zugleich die nach unten wirkende Last, welche die Säule auf die Basis ausübt, als auch die in letzterer liegende entgegenwirkende elastische Kraft auf das Wirkungsvollste zum Ausdruck gebracht. Auch ist bei einem in der Weise eines Würfelkapitäls gearbeiteten Säulenfuss die scharf ausgeprägte vierseitige Form und die vertikale Richtung der Schildflächen der Bedeutung und Funktion des Säulenfusses durchaus nicht entsprechend und hier von unschöner Wirkung, während die runde attische Basis die Last des ebenfalls runden Schaftes nach allen Seiten gleichmässig zum Boden leitet und zudem die streng horizontale, scheinbar aus drei runden (wulstförmigen und gekehlten) Platten und mehreren Plättchen zusammengesetzte Schichtung der Basenglieder den horizontalen Charakter der Ebene des Fussbodens betont, welcher die ganze Last zu tragen bestimmt ist. Dass das Würfelkapitäl bei den Arkadenstützen der Steinbasilika im allgemeinen eine grössere Ausladung erhalten musste, als ihm beim Holzständer eigen gewesen sein wird und dass die attische Basis im romanischen Stil der massigen Form des Kapitäls entsprechen, d. h. viel kräftiger und steiler gebildet werden musste als in der Antike, sei hier nur beiläufig erwähnt.

Die Uebertragung der Würfelform aus dem Holz- in den Steinbau, um vorzugsweise als Kapitäl, weniger um als Basis zu dienen und die gleichzeitige Aufnahme des attischen Säulenfusses war also gewissermaassen ein ästhetisches Erforderniss und stellt der Selbständigkeit des Empfindens und der künstlerischen Begabung derjenigen Völker, welche den romanischen Stil zur Entwickelung brachten, das glänzendste Zeugniss aus.

---

# 9. Die westfälischen Domkirchen.

Von

**J. B. Nordhoff.**

Mit Tafel III.

---

„Der westliche Theil des Sachsenlandes, Westfalen, weist für die entscheidende Periode des dreizehnten Jahrhunderts zwar eine besonders reiche Bauthätigkeit auf, aber die einzelnen Momente der Entwickelungsgeschichte liegen gerade hier noch völlig im Dunkeln. Wohl bieten eine Anzahl von Werken — darunter besonders charakterisch die Kirche zu Obermarsberg und die Stiftskirche St. Marien zu Lippstadt — das allmähliche Ausreifen der Formen vom Uebergangsstile zur reinen Gothik, aber die Zeitbestimmung im einzelnen fehlt noch, selbst bei den hervorragendsten Werken"[1]).

Wenn auch die Lehre, dass Fortschritte und Neuerungen zuerst an den grossen Bauten[2]) hervorgebrochen und entwickelt seien, hier nur für die älteren Bauperioden Gültigkeit hat, so verspricht doch eine Untersuchung der bischöflichen Domkirchen wesentliche Aufschlüsse über die wichtigsten Epochen und Wandlungen der Baugeschichte, über jene sowohl, worin sich der Uebergang zur Gothik, als auch über die früheren, worin sich die Lösung von der antikisirenden und gebundenen Stilweise zum freien und volksthümlichen Romanismus vollzog. Denn an den vier mächtigen Denkmälern, das zu Minden etwa ausgenommen, hat das 13. Jahrhundert den grössten und mit Ausschluss des Domes zu Münster, das 11. Jahrhundert einen beträchtlichen Antheil; — was die Verschiedenheit der Entstehung und den Wechsel des Stiles oder vielmehr die allmählich fortschreitenden Stilschattirungen anlangt, stehen Paderborn und Osnabrück, was Einheitlichkeit betrifft, Münster und demnächst Minden obenan. Gestützt auf den Stilvergleich mit sicher datirten

---

1) R. Dohme, Geschichte der deutschen Baukunst 1887 S. 240.

2) So unbedingt nach C. Moellinger, Die deutsch-romanische Architectur (1888) 1, III, 107.

Bauten, auf die Quellen und die oft nur mittelbar einschlägigen Nachrichten, wird sich die Untersuchung vorab auf die Chronologie der erhabenen Denkmäler und deren Theile richten, und namentlich noch die frühgothischen Bestandtheile zu Minden und Paderborn in ebenmässigen Betracht ziehen, weil sie dort gerade von stil- und landesgeschichtlicher Bedeutung sind. Diesem Rahmen entspricht es, die Anbauten und Nebengelasse auf der einen, die Aesthetik, die Construction und die liturgische Bedeutung auf der anderen Seite nur dann zu beachten, wenn dazu ein äusserer oder innerer Umstand von allgemeiner Bedeutung auffordert.

## Der Dom zu Osnabrück

nimmt unter den ältesten und grössten Bauten des Landes eine vornehme, unter den Domen in mehrfacher Hinsicht eine absonderliche Stelle ein. Was die Baukunst vom 11. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts und, wenn man auch auf die Erweiterungen sieht, bis zum Spätmittelalter in stetiger Entfaltung leistete, dessen ist sein grosser, vielgliederiger Körper ein zuverlässiger Zeuge; in ihm gehen ältere und jüngere Bauepochen und Stilcharactere, harte und edlere Gliederungen eine historische und möglichst einheitliche Verbindung ein; und wenn die Verbindung von bestehenden Altresten mit jüngeren Ansätzen und besonders die Bogensubstructuren unter älteren Theilen von dem Muthe und Bauvermögen der einstigen Meister ein staunenswerthes Zeugniss ablegen, so verleihen das Thurmpaar im Westen und der Thurmriese über der Vierung dem Ganzen eine malerische Wirkung, die bei den anderen Domkirchen nicht wieder erreicht ist.

Das Bauwerk hat auch wiederholt das Augenmerk der Geschichtsforscher[1]) nicht nur, sondern auch der Kunstforscher und Bautechniker auf sich gelenkt und die Beschreibungen der letzteren wurden mit Abbildungen, die da und dort vom Gesammtbilde auch auf Einzelheiten überspielen, begleitet; die kunsthistorische Untersuchung fasste erst durch Lübke in seinem bekannten Werke[2]) Fuss und die Forschung bereicherte sich viel später mit jenen werth-

1) H. Sudendorf, Beiträge zur Geschichte der Stadt Osnabrück in der (westfäl.) Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde (1842) V. 212—222 und W. Abeken. Die St. Marienkirche zu Osnabrück 1842 S. 16 mit Seitenblick auf die Bauzeit des Domes.

2) Die mittelalterliche Kunst in Westfalen 1853 mit Tafeln.

vollen Nachrichten zur äusseren Baugeschichte, welche ein fleissiger Ortsforscher[1]) über das kirchliche Kunstleben des alten Bischofssitzes gesammelt hat. Alsdann erschienen zwei bautechnische Monographien, die wider Erwarten den Fluss der historischen Werthschätzung und Sichtung der Bautheile eher hemmten als förderten; denn ihr wesentliches Verdienst besteht gegenüber den Vorarbeiten in der reichlicheren Beigabe von Abbildungen und darin, dass die Aufmerksamkeit auf das monumentale Baudenkmal wieder angeregt wurde.

Den so erreichten Stand der Baubeschreibung zu bestätigen, zu corrigiren, im Hinblick auf das beregte Denkmal zu erweitern und letzterem zu seinem historischen Rechte zu verhelfen, schrieb die Philosophische Facultät der Königlichen Akademie zu Münster für das Jahr 1887/88 folgende Preisaufgabe aus: „Archäologische und stilistische Baubeschreibung des Domes zu Osnabrück unter steter Rücksichtnahme auf die allgemeine Kunstgeschichte und mit genauer Angabe der Quellen und Hülfsmittel. Illustrationen auch in geringer Anzahl sind wünschenswerth“. Dieselbe entging der Bearbeitung und Lösung. Den jungen Kunst- und Geschichtsforschern mochte die Lust dazu vergehen vor den Schwierigkeiten, die Kluft zwischen der Form und Stilsprache des Denkmals und jenen bautechnischen Darstellungen zu überbrücken; denn als die ausgiebigsten erschienen diese auch selbstverständlich leicht als die abschliessenden Monographien, obschon sie bei näherem Betrachte einander in Wort und Bild oft widersprachen und wesentliche Punkte ihrer Forschung übergingen oder verkannten.

Der Architekt H. Campe[2]) und der Baurath W. Mithoff[3]), von welchen in Zeichnung und Beschreibung das letzte Wort gesprochen war, haben statt kritisch den ganzen Bau und stilvergleichend die Theile zu beurtheilen, durchschnittlich Lübke's oder zugleich Berlage's Vorarbeit zur Richtschnur genommen und wenn sie selbständig darüber hinausgingen, bedauerliche Irrwege betreten; hätten sie Lübkes Vermuthung bezüglich des noch dem 11. Jahr-

1) C. Berlage in den Mittheilungen des histor. Vereins zu Osnabrück (1878) XI, 295 ff.

2) In den Mittelalterlichen Baudenkmalen Niedersachsens III, 13 ff. Taf. 106—109.

3) In den Kunstdenkmalen und Alterthümern im Hannoverschen (1879) VI, 105—109 Taf. I—II.

hunderts zuständigen Mittelthurmes angehört oder darauf gar andere Bautheile geprüft, so wären nicht gerade die ältesten Baupartieen des Domes im Worte wie im Bilde übergangen, verkannt oder sofern sie in Rede kamen, falsch abgeschätzt. — Beiden gilt noch der Nordwestthurm als ein Werk des Bischofs Udo (1137—1141) und doch brauchten sie nur von aussen fragend den Blick auf die Säulchen der Schalllöcher zu richten, oder ein paar Geschosse zu besteigen, um zu sehen, dass Basen und Kapitäle, wie sie dort vorliegen, einer älteren Kunstepoche entstammen. Allein statt gründlicher Durchmusterungen der Thürme und Dachregionen — Spaziergänge sind das ja nicht — haben sie sich wesentlich mit den zugänglichen Partieen näher beschäftigt und leider beide — dessen der Benutzer schwerlich gewärtig ist — auch von diesen oft ungenaue oder falsche Zeichnungen entworfen. Indem ihnen die ältesten Bautheile ganz entgingen, die späteren sodann in eine schiefe Stellung rückten, war es unausbleiblich, dass das Gesammtbild des Domes hier zu dunkel, dort zu mangelhaft ausfiel; und von den Fäden, welche ihn mit der westfälisch-sächsischen oder mit der rheinischen Architektur verbinden, ist nirgendwo die Rede. Und wenn meine baugeschichtliche Erörterung den beiden Autoren wider meine Gewohnheit und Musse noch im Einzelnen Fehler oder Widersprüche anstreicht, so soll damit der Lesewelt, der Schrifstellerei und der wahren Kunstforschung schlichtweg angedeutet werden, dass sich hier keinen Falles so leicht skizziren, schreiben und urtheilen liess, als gelte es einer Landschaft oder dem Zustande eines Gasthofes. — Der Lesewelt, damit sie nicht jede beliebige Arbeit durch Kauf oder Anpreisung unterstütze und damit den gediegenen Schriften die Wege verlege — der Schriftstellerei, damit sie für verfehlte Arbeiten Reklamen vermeide und zum selbständigen Schaffen die Aufgabe allseitig erwäge —; gibt doch auch hier ein so erfahrener Schriftsteller wie Mithoff, welcher sich ohne Ermüden und mit vielem Verdienste der Kunstforschung seiner Heimat angenommen hat, zu mancherlei Correcturen Anlass. — Die Kunstforschung aber benutze und verbreite keine Zeichnung und Abbildung, und rühre diese von einer noch so fertigen Hand oder Firma, bevor man sie vor dem Originale verglichen und approbirt hat.

Unter welcher Form auch immer unreife und wurmstichige Waare auftischen, ist um so verderblicher, als diese so leicht die ernste Forschung oft lange hin beschleicht und durchdringt. Und

woran liegt's dann am Ende, wenn die Besitzer und Körperschaften Alter und Bedeutung von ihren Gebäuden oder deren Theilen irrig beurtheilen und für etwaige Restaurationen einen mehr oder weniger falschen Maassstab anlegen?

Die örtlichen Chronisten[1]) machen durchaus mit Unrecht so viel Aufhebens vom ältesten Osnabrücker Dombaue, als dem ersten Werke Karls d. Gr. (722) im Sachsenlande, denn das Bisthum genoss vor anderen ursprünglich keinerlei Vorzüge[2]) und gelangte erst zu seiner beträchtlichen Seelenzahl und Abrundung, nachdem die sandigen Nordstrecken von den Corveier Benedictinern dem Kreuze und Altare erobert waren; es stand auch später mit kirchlichen Stiftungen nicht gerade im Vordergrunde; jedoch konnte sich von Anfang, was hier gegenüber einer laufenden Meinung zu betonen ist, sicher die Domkirche mit jeder anderen an Grösse und Ausstattung messen. War das Werk ein Holzbau, so ist dieser unstreitig bald, und spätestens unter dem segensreichen Scepter des Sachsenregenten, in einen Steinbau verwandelt.

Ob von diesem noch Etwas vorhanden ist, lässt sich ohne Nachgrabungen nicht ermitteln. Unter den sichtbaren Baupartien und Einzelheiten, welche der Rundbogen beherrscht, gibt es noch beträchtliche Erbstücke des 11. Jahrhunderts: der viereckige Nordwestthurm[3]), sodann verkümmert und später übergiebelt das südlich anstossende Quer- und Glockenhaus — beide lassen auf ein entwickeltes Westwerk, auf einen entsprechenden Südthurm und eine innere Empore schliessen. Wie vom Nordthurme schauen in der Westfronte auch vom vormaligen Südthurme unten noch braune Mauern mit dem rundlichen Mauertreppchen[4]) hervor. Letztere erweisen sich als spätere Ansätze; denn gerade wie zu Corvei[5]) und

---

1) Erdwin Erdtmann, Chronica espicopor. Osnaburgensium apud H. Meibom, Rerum Germanicarum tom. II, 196 und Joh. Klinckhamer, Ossenburgische Stiffts-Cronica 1584 (Ms. der Königl. Paulinischen Bibliothek zu Münster Nr. 1297) nennt Fol. 3a auch 776 als Baujahr.

2) Westfälisches Urkunden-Buch. Supplement bearbeitet von W. Dieckamp 1885 Nr. 136.

3) Campe bringt davon Taf. 106 einen ganz anderen Grundriss als Mithoff Taf. I.

4) Bei Campe Taf. 106 findet sich nur das nördliche, bei Mithoff* Taf. I auch das südliche — bei ersterem* die Mauerlöcher an der Nordseite des Thurmes, bei letzterem nicht.

5) Vgl. mit der Beschreibung dieser Altheile meine Abhandlungen

Minden enthielt das Thurmpaar selbst die Treppen und zwar in bequemster Breite.

Die nachgehends unter den Bauwandlungen verwischte Empore entsprach als Sängerchor[1]) ebenso dem Thurmmittel, wie der ganze Plan des Westwerkes einer Reihe von Kirchen in Sachsen und Westfalen, deren Urbild die Stiftskirche zu Corvei darstellt[2]). Insbesondere knüpfen die Fenstersäulchen des Nordwestthurmes in Stil und Form an die gleichartigen Zierglieder gewisser Altbauten aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts: oben schwere Würfelkapitäle, unten attische Basen mit ungleichen Wulsten ohne Eckblatt. Der geschwollene Unterwulst geht zwar über das Jahr 1100 herauf[3]); allein wie hier die Basen umrissen sind, erinnern sie an eine ursprünglichere Form und vorab an jene, welche unter den älteren (1059—1068) Bauresten des Morizklosters zu Hildesheim auftaucht — und dies erstand wahrscheinlich noch unter der Leitung des dortigen Domprobstes Benno[4]). Auf das 11. Jahrhundert weisen durchschnittlich auch das Fehlen der Eckblätter oder Eckfüllung und an einigen Säulchen der niedrigen Schalllöcher jonisirende Capitäle von sorgsamster Ausmeisselung[5]); das Eckblatt keimt nämlich erst in der Spätzeit des 11. Jahrhunderts[6]) und im niederdeutschen Baureviere vielleicht am frühesten zu Vreden und zwar in jenem Ostbaue der Krypta, welcher schwerlich weit über

---

über „Corvei und die westfälisch-sächsische Früharchitektur“ im Repertorium f. Kunstwissenschaft 1888 u. 1889 B. XI 147—165, 396—404, XII, 372—389 und hier besonders XI, 161.

1) Das. XI, 401 ff. Vgl. unten S. 220.

2) Daselbst Art. III. S. 380 ff.

3) Ebenso der Mangel des Eckblattes zu Würzburg, (Oberzell) seit 1128 (Otte, Geschichte d. Baukunst 1874 S. 509), zu Mainz (St. Godehard) und zu Idensen Mithoff a. O. I, 109.

4) Vgl. C. W. Hase in den Baudenkmalen Nd.-S. I, 110 Bl. 26 Fig. 11, 13. Ueber die gleichartige Base des Südthurmes unten S. 215.

5) Die beifolgenden Zeichnungen Taf. III danke ich der Zuvorkommenheit und Geschicklichkeit des Herrn Architekten Lütz zu Osnabrück.

6) Vgl. F. v. Quast im Correspondenzblatte des Gesammtvereins (1872) XX, 20 das. XIII, 51, W. Schiller, Mittelalterl. Architektur Braunschweigs 1852 S. 65. F. X. Kraus, Kunst-Denkmäler des Grossherzogthums Baden I, 107, 108. Westdeutsche Zeitschrift VII, 322, zu früh datirt mit dem Gesammtbau in der einen Nicolaikapelle zu Soest von Moellinger I, 173 und zweifelhaften Alters zu Iburg. Vgl. Lübke, Mittelalt. Kunst in Westfalen S. 420.

das Jahr 1070 heraufrückt — die jonisirenden Kapitäle aber vermissen längst jene hölzerne Gestaltung, welcher sie im 10. Jahrhundert z. B. in der Wipertikrypta zu Quedlinburg[1]) unterlagen — sie blühen bereits aus zu jener edlen Vorder- und Seitenbildung, die vor 1010 zu Essen aufkommt[2]), gerade wie ihresgleichen zu Gandersheim und um 1070 zu Quedlinburg (Schlosskirche). Wie einmal zu Gandersheim[3]) zieht sich auch zu Osnabrück eine Perlschnur unter den Voluten hin und diese winden sich von unten nach oben oder umgekehrt, die runden Stäbchen, welche die Zone unter der Perlschnur verzieren, sind Sprösslinge eines rein westfälischen Formenkreises, der sich zu Paderborn auf dem Abdinghofe regte und dann stetig fortentwickelt den ganzen Schaft beherrschte, wie zu Emmerich (Krypta der Stiftskirche nach 1031[4]) und Vreden[5]), wo zugleich mehrere Voluten wiederkehren theils nach oben theils nach unten gedreht. Alle Umstände sprechen dafür, dass die Westpartie der Vredener Krypta, worin diese Volutenzier vorkommt, nicht lange nach dem Jahre 1050[6]) fertig gestellt ist.

Wenn demnach die Stileigenheiten des Nordwestthurmes sich der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und vorab der Zeit um 1070 anpassen, so wäre Bauherr des ganzen ursprünglichen Westwerkes kein anderer, als Bischof Benno II. und fiele der Bau mitten in seine Regierung (1068—1088.) Von keinem Osnabrücker Bischofe lässt sich eher die Verquickung sächsischer und westfälischer Stil- und Planformen, wie sie uns im einstigen Westwerke gegeben war, erwarten als von Benno, dessen Hirtenamt Westfalen,

---

1) Hase in den Baud. Nied. Sachsens II. 62 Fig. 5.

2) Bei F. v. Quast in der Zeitschrift f. christl. Archäologie u. Kunst I, 4 Fig. 1. Das Datum bei G. Humann, im Correspondenz-Blatte des Gesammtvereins XXXII Nr. 11.

3) H. Otte, Baukunst 1874 S. 168, 177. Ansicht eines einfachen Gandersheimer Voluten-Kapitäls bei A. Hartmann in den Mittelalterl. Bd. N.-S. II, Bl. 51.

4) A. Tibus, Alter der Kirchen zum h. Martinus und zur h. Aldegundis in Emmerich 1875 S. 17. 58 ff., 65.

5) Bei Lübke a. O. Taf. II u. XVI.

6) Weil sie stilistisch an die Emmericher Krypta (Note 4) und an die Westpartie der Essener (1051) anschliesst; die Ostpartie geht mit ihren korinthisirenden Kapitälen trotz des Basenblattes sicher nicht über die Schenkung an das Erzstift Hamburg (1085) hinaus, weil diese die Baulust eher niedergeschlagen, als angetrieben hat.

dessen Vorjahre vorzugsweise Sachen angehörten. Er ist jener Dompropst zu Hildesheim, den wir oben mit dem Baue des Morizklosters in Verbindung brachten, und er, der von Westfalen aus stets Fühlung[1]) mit Hildesheim unterhielt, hatte vielleicht auch seine Hand im Spiele bei dem Neubaue der Gandersheimer Stiftskirche 1073, von deren Kapitälen wir Seitenstücke zu Osnabrück fanden.

Warum hat denn der Biograph von seinem Dombaue zu Osnabrück Nichts vermeldet? Nun: weil Norbert ausser der Burg und dem Kloster Iburg, dessen Abt er war, von des Bischofs Diöcesanbauten überhaupt keinen nennt und seine auswärtige Bauthätigkeit nur gemeinweg oder dann etwa besonders erwähnt, wenn es sich um weltberühmte Schöpfungen, wie um die Schutzstructuren des Speierer Domes handelte. Er hätte offenbar, wenn nicht die Zustände des Klosters Herzebrock Anlass geworden wären, ebenso wenig ein Wort über Benno's Bauten auf dem Gertrudenberge[2]) verloren, wie über seine grossen Verdienste um das St. Johannesstift in Osnabrück selbst. Und doch lässt eine Urkunde 1088[3]) zwischen den Zeilen lesen, dass Benno dessen Inneres und Aeusseres gleichsam ausgebaut, wie er auch durch ein eigenes Vermächtniss dafür gesorgt hat. Der Ausbau der Johanneskirche erfolgte wahrscheinlich mit einem jenem des Domes ebenbürtigen Westwerke; denn sonst hätten daran Doppelthurm und Glockenhaus noch in halbgothischer Bauzeit (um 1291)[4]) nicht wieder Platz gefunden. In einem Jahrhundert, welches vorzugsweise bau- und kunstfördernde Bischofsitze sah, sollte jener Kirchenfürst, der anscheinend zu Osnabrück nur ein geringes Schönheitsstreben vorfand[5]), seine bautechnischen Neigungen und Fähigkeiten unter den Scheffel gestellt haben, jener geschickte Mann, der zu Gunsten seines Stifts dem Kloster Corvei die reichsten Zehnten entwand[6]) und als rationeller Bau- und Staatsmann alle Zeitgenossen an Ruhm überstrahlte[7])?

1) Cf. Norberti Vita Bennonis c. 26.

2) Dort stand, wie so häufig auf den den Stiftskirchen benachbarten Höhen, ein Heiligthum des h. Michael. Norberti Vita Bennonis. c. 14.

3) In der Geschichte der Stadt Osnabrück (1816) I, 123.

4) Berlage a. O. XI, 307.

5) Vgl. die Andeutungen über die verwahrlosten Bischofsgräber bei Norbertus c. 40.

6) Norbertus c. 20, 21, R. Wilmans, Kaiser-Urkunden der Provinz Westfalen I, 335, 512.

7) Menadier in Sallet's Zeitschrift für Numismatik XVI, 257 ff.

Für die Errichtung der Domthürme von einem Manne, der dem niedersächsischen Bauleben näher stand, fällt auch das westlichste Fach des nördlichen Domschiffes schwer in die Waagschaale; ungeschickt, also nachträglich, eingewölbt klebt es structiv dem alten Nordwestthurme an und übertrifft noch heute an Höhe die ganze Abseite, als ob es einst, als die Ergänzung im Süden noch bestand, eine Art von Westkreuz[1]) ohne besondere Ausladung gebildet hätte — eine Planbereicherung, die gleichfalls von Corvei ausging, zu Essen und Paderborn (Dom), vorzugsweise aber in Niedersachsen[2]) (zumal am Dome zu Hildesheim[3])) Platz griff.

Der Biograph hatte um so weniger Grund von Benno's Westwerke zu reden, als dies jedenfalls nur den Abschluss des Dombaues bedeutete; das Langhaus stand fertig da und vermuthlich, wenn man den Ostchor ausnimmt, in demselben Plane wie heute: denn die Abmessungen entsprechen — vielleicht waren die Seitenschiffe etwas schmaler — eher der Früh- als der Spätzeit des 11. Jahrhunderts. Spätestens war es erbaut oder begonnen vom Bischofe Ditmar (1003—1023), der in Kunstdingen seinen Amtsbrüdern zu Mainz, Hildesheim und Paderborn auch dadurch nacheiferte, dass er die Domkirche mit schönen Büchern beschenkte und das Johannesstift begründete[4]), welchem später wieder Benno II. seine besondere Obsorge zuwandte. In der That erscheint Ditmar im alten Dom-Nekrologe als „fundator“[5]) d. h. als Erbauer[6]) „unserer Kirche“. Mit dieser Altersbestimmung harmoniren auch die Maasse des Langhauses; es scheint nämlich darin wie bei den alten Stiftskirchen zu Paderborn (Dom) und Fischbeck an der Weser noch die Länge von

vgl. meinen Holz- und Steinbau Westfalens 1873 S. 379—384. Vielleicht ist Löningen im badischen Amte Stühlingen seine Heimat und die Reichenau seine Bauschule. A. Klemm, Würtembergische Baumeister und Bildhauer 1882 S. 33, 200.

1) Dessen nördlicher Stirnmauer gibt Campe* Taf. 106 ein Rundbogenfenster, Mithoff nicht; waren die dort von Campe vermerkten Mauerlöcher einst vielleicht vorhanden? Wo lag das Paradies?

2) Mein Artikel Corvei III S. 378 f. u. Humann in den (Bonner) Jahrbb. d. Ver. von Alterthumsfreunden H. 82, 77 T. V.

3) Mithoff a. O. III Taf. I.

4) Erdtmann l. c. II, 205, 206.

5) Bei Möser-Abeken a. O. II, 21.

6) Ueber die richtige Erklärung des terminus vgl. J. M. Watterich im Organ f. christl. Kunst (1869) XIX, 14—15.

mehreren Arcaden durch, sodann bewährt sich dabei die Regel, dass in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Querschiff-Länge im Lichten plus der ganzen Langhausbreite die Gesammtlänge der Basilika bis einschliesslich der Vierung ausmacht[1]), wenn die Gesammtlänge im Westen bis zur Ostmauer des Nordthurmes gerechnet wird. Befolgt wurde sie an mehreren Kirchen von Mittel- und Süd-Deutschland, doch schwerlich am Dome zu Paderborn. Als Benno starb, bestand also die Dombasilika aus seinem Westbaue, einem langen Schiffe und einem dem heutigen bis auf den Chor gleichförmigen Ostbaue; für das Vorhandensein einer Krypta sprechen der Brauch des 11. Jahrhunderts und das gegenwärtige Hochniveau der Vierung, für Pfeiler als Stützen die Landesgewohnheit sowie die noch heute im Gesammtwerke ausgeprägte Gemessenheit und Strenge.

Das Kreuz besäumten gen Osten drei Conchen, die beiden rechts und links heute noch zu spüren am Choreingange, die mittlere ohne Vorlage nachzuweisen in einem Grundgemäuer[2]). Diese Reste bezeichnen wenigstens den Plan des ursprünglichen Chores, mögen sie nun aus jenem Umbaue des 11. Jahrhunderts oder aus einer Restauration nach 1100 herüberkommen; 1100 nämlich ergriff den Dom ein Brand und verwüstete zumal den Hochchor dermaassen, dass die Reliquien der Heiligen Crispin und Crispinian auf gut sechs Jahre nach Iburg überführt wurden, bis nämlich ihre alte Standstätte im Dome wieder hergestellt war[3]). Man würde daher die Altreste im Osten einfach auf die letzte Restauration zurückführen dürfen, wenn die Jahre von 1100 bis 1106 für den Umbau des Chores, der offenbar das Meiste gelitten hatte, wirklich genügt hätten; zudem sind die Mauern des Kreuzes sehr alt, jene des Südflügels anscheinend älter, als der Ostflügel des Kreuzganges, welchen wir aus der Frühzeit des 12. Jahrhunderts herleiten werden. Von Feingliedern kommen nur ein paar Kämpfer an den Thoren des Chorumganges in Anschlag und sie scheinen, obgleich ihre einfache Composition aus Platte und Kehle auch dem spätromanischen Stile eigen ist, hier noch dem 11. Jahrhundert anzugehören, weil ihre Gegenstücke auch klar am alten Westkreuze auftreten.

---

1) Vgl. W. Schleuning, Die Michaels-Basilika auf dem heiligen Berge bei Heidelberg 1887 S. 27.

2) Entdeckt mit dem Spaten 1866. Mithoff a. O. VI, 106.

3) Möser-Abeken a. O. IV, Urk. 48.

Auch der Mittelthurm setzt einer Altersbestimmung nach dem Stilgefühle gewisse Schwierigkeiten entgegen, indem sich seine Aussenseiten einen modernen Kalkputz und die Schalllochsäulchen bis in unsere Zeit allerhand Ueberarbeitungen und Ergänzungen gefallen lassen mussten. Wenn letztere jedoch ungefähr auf das Ursprüngliche hinauskommen, so weisen die vorhandenen Säulenbasen[1]) unstreitig eher auf eine Entstehung vor, als nach dem Jahre 1100. Die Wulste sind zwar schwächlich, der untere jedoch kräftiger, als der obere und der Eckblätter baar, die Kehle weit. Zudem hat der Thurmstamm mit dem Domthurm zu Paderborn die niedrigen Einzelfenster sowie das kleine Gestein gemein und macht überhaupt einen weit alterthümlichern Eindruck[2]), als seine Stützung und sein Abschluss. Man schreibt daher die östlichen Altreste füglicher dem Dombau zu, welchen Bischof Benno vollendete, als der Restauration von 1100 und bezieht die letzere auf die Obermauern und das Dachwerk der Ostpartie, vielleicht auch auf die Beseitigung der Krypta, deren Brandverwüstung wohl aus der gänzlichen Ueberführung der genannten Reliquien nach Iburg erhellt.

Auch wenn der Vierungsthurm noch für ein Werk oder für einen Plan Benno's durchgeht, der den Ditmarschen Bau im Osten abschliessen sollte, wie das Thurmpaar im Westen, so bietet seine Ableitung nur geringe Schwierigkeiten mehr. Bau- und andere Angelegenheiten führten den Bischof, wie wir hörten, nach Hildesheim, wo St. Michael gar mit zwei Vierungsthürmen hervorragte, und ebenso nach Speier oder vielmehr in die Region der Mittelthürme; von der einen oder anderen Seite angeregt ragte auch von dem Dom zu Paderborn ein hoher Vierungsthurm[3]), der 1143, vielleicht

1) Bei Campe Taf. 106 bemerkt man am Mittelthurm statt der Fenster nur Nischen und von Säulchen Nichts.

2) Lübke a. O. S. 124 mag den Thurm keinenfalls mehr über das 11. Jahrhundert heraufrücken.

3) Da der Westthurm noch aus den Tagen des Bischofs Meinwerk (1009—1036) herstammt, kann bloss auf einen Mittelthurm folgende Nachricht aus einem Ablassbriefe des Papstes Gregor IX. (1227—1241) gehen, die seither nur von J. Evelt beachtet ist in der Zeitschr. f. Gesch. u. Alterthumsk. Westfalens (1881) 39 II, 62: Item (Gregorius nonus) concessit porregentibus manum adjutricem ad reformationem ejusdem ecclesiae (Paderbornensis) XX dies indulgentiarum, quia casu cuiusdam turris ipsius in parte destructa fuit, ita quod necessarium erat, quatuordecim testudines ejus reformari. Gobelinus Persona, Cosmodromium aet. VI c. 67.

schon im 11. Jahrhunderte aufgeführt war. Oder gab gar die Stiftskirche zu Essen (vor 1010) das verlockende Vorbild? wie der Thurm hier den Westbau, schliesst er in Osnabrück den Ostbau, und da diesem die Chorvorlage mangelte, gleichfalls stumpf im Gesammtprofile. Nach einer alten Zeichnung war bereits der Hildeboldsche Dom zu Köln (814—873) mit achtseitigen Vierungsthürmen über dem West- wie über dem Ostkreuze[1]) besetzt. Auch hier hatte Benno zeitweise gewirkt und zwar als Verwalter des Erzstifts. Kurzweg um 1100 gereichte der Bischofskirche ein Centralthurm zu einer Zier, die nur wenigen Gotteshäusern des Landes bescheert war. So viel ist sicher, die kurz bemessene Restauration nach 1100 galt vorab dem Chore, auf dass er sobald als möglich die anderswo geborgenen Reliquien der Hauptpatrone in einem neuen Hochaltare (principale altare[2]) wiederum aufnehmen konnte und schritt allgemach auch auf das Langhaus fort, sei es, dass dieses auch im Brande Schaden genommen oder dass die Erneuerung der Ostpartie zu einem weiteren Umbaue und Neubaue angespornt hat. Dabei mögen die Abseiten sich etwas verbreitert haben, der Grundplan, die Fundamente und Kerntheile der Mauern[3]) und Pfeiler sind unstreitig beibehalten, wie am Chore auch. In Folge dieser Bauneuerungen erstanden unverkennbar die beiden schönen Portale im Westen: am Nordportale[4]) kommen die Windelsäulchen aus spätgothischer nicht in Betracht — wohl aber ein gerader aus fränkischer Bauweise nachschleppender Spitzbogen als Abdeckung eines Sturzes

---

1) Reconstruirt von A. Essenwein in Durm's Handbuch der Architectur 2 III, 135.

2) Altare principale, altare s. Petri, altare s. s. Crispini et Crispiniani bezeichnen denselben (Hoch)altar: 1023: a. s. s. Cr. et Cr. matirum (Erdtmann l. c. II, 206) — 1049: a. . . principis apost. P. necnon beatissimorum martirum Cr. et Cr. (Möser-Abeken a. O. IV. Nr. 21) — 1090 a. s. P. (ib. IV Nr. 39) — 1110: principale a. (ib. IV Nr. 48) — 1216: a. s. P. (ib. IV Nr. 111) — 1218 consecratum est hoc a. in honorem beatorum martyrum Cr. et Cr. — 1270: consecravimus hoc a. in honorem sancte crucis, beate... virginis Marie, beati P. apostoli et beatorum martyrum Cr. et Cr. (Berlage a. O. XI, 300, 280: — Bischof Adolf bezeichnet 1218 eine Schenkung an den Dom ad honorem b. P. patroni nostri et. b. mart. Cr. et Cr. Bei Möser-Abeken a. O. IV Nr. 116.

3) Vgl. die Urk. bei Möser-Abeken a. O. II, Nr. XLVIII.

4) Das Rundfenster sitzt darüber bei Campe* Taf. 106 seitwärts, bei Mithoff I symmetrisch und als Blende.

und ebenso bescheinigen dem Südportale[1]) seine Basenblätter eine Entstehung im 12. Jahrhundert; seine Schindel- oder Schuppenzier und besonders die aus Stiften gebildeten Schachbrettmuster haben auswärts ihre Seitenstücke in den vier ersten Jahrzehnten desselben — so an einem Kämpfer zu Hiltrup um 1100, und einmal von Schuppen begleitet an Arcadenrahmen, Kapitälen und Kämpfern zu Paulinzelle (1119) und zu Hadmersleben (1130/40[3]). Da ausserdem noch der westlichste Quergurt des Hauptschiffes als ein Rundbogen unter der jüngeren Bauumgebung hervorsticht und einiges Hochgemäuer, wie wir erfahren, mit Brandspuren behaftet ist, so dürfte erwiesen sein, dass die Brandrestauration nach 1100 in ein vollständiges Neubauen umgeschlagen ist, das sich vom fertigen Ostende gen Westen richtete und hier unter dem Bischofe Udo (1137—1141) abschloss. Von Udo's Antheile vermeldet auch, ohne seither richtig verstanden zu sein, die Chronik mit den Worten: „Udo liess an der wiedererbauten Domkirche die Thürme passend einrichten[4]).“ Sie kann mit dem wiedererbauten Dome kaum die Restauration vor gut 20 Jahren (1106) meinen, sondern lediglich eine Wiederherstellung, die sich ohne Uebereilung bis auf Udo hingezogen hatte, und unter ihm besondere Neuerungen am Westwerke herbeiführte. Ausdrücklich liess er die Westthürme nicht neu erbauen, sondern passend einrichten (aptari procuravit) — sie bestanden ja auch, wie wir am Nordthurme nachwiesen, etwa siebzig Jahre; die passende Einrichtung hatte wohl nur einen fortificatorischen und baupolizeilichen Zweck; denn sie bestand darin, dass man die Untergeschosse mit Gewölben abschloss und statt des dadurch gesperrten Aufstieges im Thurminnern neue Wege auf die Gewölbe einerseits und zur Empore andererseits suchte, wie das im Nordthurme noch heute sichtbar ist. Neben dem ersten Gewölbe, wo die alte Treppe ihr

---

1) Bei Campe* Taf. 106 im Längenschnitte der Kirche sichtbar, bei Mithoff Taf. II nicht.

2) Westdeutsche Zeitschrift VII 319.

3) Vgl. Otte, Gesch. der Baukunst S. 463, 525, 527 F. v. Quast a. O. II, 75 Fig. 7b Taf. 5 Fig. 2 u. 6 und das Kapitäl mit Schuppenornament Fig. 4. Die Schachbrettmuster eines Pfeilerkapitäls zu Bosau (1114—1122) bei G. Sommer im Anzeiger f. Kunde deutscher Vorzeit (1875) XXII. 206.

4) Udo . . . apud majorem ecclesiam Osnabrugensem reaedificatam turres aptari procuravit, E. Erdtmann l. c. apud Meibom, S. S. rerum Germanic. II, 210.

Ende erreichte, schwenkt nun der Aufgang in die Westmauer des Thurmes und theilt sich in zwei Arme, der eine führte südlich durchs Westgemäuer auf die Empore, der andere verläuft steil nach oben in einem eigens angebauten Treppenthürmchen. Der Gang zur Empore ist heute vermauert bis auf die beiden untersten Stufen; die Treppenthürmchen heben sich mit einem Theile ihres Umkreises sowohl von dem Nordthurme ab, als auch von der Westmauer des längst verstümmelten Südthurmes. Erwägt man, dass das 11. Jahrhundert nur breite und bequeme Treppen im Thurminnern oder wie am Dome zu Paderborn in selbständigen und geräumigen Flankenthürmen kennt, dass erst die Folgezeit von 1100 ab[1]) die Treppe verengt und in die Thurmmauern einzwängt, um sie gegen nachdringende Feinde leichter verrammeln zu können, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, dass die beregten Osnabrücker Thürmchen nachträglich angelegt sind. Diese steigen nicht wie selbständige Kegel empor, sondern sie liegen bis auf ein Kreissegment in den Mauern; das nördliche ist so eng, dass man nur mit Mühe seine Haltung darin bewahrt und das Treppchen läuft nach unten nicht auf den Boden aus, sondern, wie gesagt, zunächst in die Region des niedrigsten Gewölbes und schliesst dann im unteren Thurmgeschosse an die ursprüngliche Treppe, welche hier mit ihren breiten Stufen noch vorliegt. Irre ich nicht, so unterscheidet sich auch im Innern das Gemäuer des Treppchens durch stärkere und regelmässigere Stücke von jenem des Thurmes.

Berührte, wie anzunehmen ist, die Umgestaltung an den Thürmen auch im gewissen Maasse das Innere des Westwerkes, so hängt mit ihr noch wohl zusammen ein alter, niedriger Kämpfer am westlichsten Pfeiler der Südreihe im Langhause. Dieser Pfeiler ist der Nachbar des einstigen Südthurmes und der fragliche Kämpfer fing einst den Schwibbogen des Westkreuzes auf. Er verräth nämlich gegen den schlichten Schnitt seines nördlichen Gegenstückes durch eine unschöne Gliederhäufung ein jüngeres Alter und lässt auf Aenderungen im Westkreuze schliessen, die noch mitten im Romanismus vor sich gingen. Ihm oder vielmehr der Udoschen Neuerung entstammt dann gewiss schon das grosse Gewölbe über dem Thurmmittel ausgeführt in flachen Kreuzkappen, die mittelst Gräten

1) Schon zu Hiltrup. Westdeutsche Zeitschrift VII, 321 vgl. „Corvei“ Art. III im Repertorium f. Kunstwissenschaft XII, 381.

aneinanderstossen, nachdem die erwähnte Empore entfernt war. Kurzum diese bezeichneten Westtheile stehen in ihrer Stilbildung ebenso weit ab von der 1100 begonnenen Restauration, wie von der am Dome vorwiegenden Bauperiode der Uebergangszeit und passen daher, nicht entgegen den Worten der Schriftquelle, am Ersten in die Regierung des Bischofs Udo.

Das rege Bauleben eben vor Udo zeitigte, zumal da dessen Regierung nur kurz war, wahrscheinlich noch vom vorfindlichen Kreuzgange[1]) den Ostflügel mit Ausschluss jener hübscheren Arcadensäulchen, welche die Nordflucht schmücken; das Werk kennzeichnen durchaus gurtenlose[2]) Kreuzgewölbe, was die Mehrzahl der Säulchen betrifft, Basen mit Eckblättern[3]), besser als diese erhaltene Würfelkapitäle und das Ganze ein höchst ernster und ehrwürdiger Ausdruck. Dass die Anlage den Südarm des Kreuzschiffes bereits vorfand, ergiebt sich aus der ungelenken Verbindung beider. Unten mündet der Kreuzgang nicht in geradem Zuge, sondern mittelst einer sogen. Wiederkehr in die Kirche, und das Treppchen[4]), welches von dieser auf den Kreuzgang führt, ist so schmal und behelflich, als wäre es nachträglich in die Südostecke des Kreuzflügels eingebrochen. Und als man es in gothischer Zeit durch eine schöne Anlage ausser Gebrauch setzte, musste diese auf eine unmittelbare Verbindung mit dem Kirchenraume verzichten.

Um 1182 wurden im Dome Begräbnisse gestattet[5]) und überhaupt in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts von den Gönnern desselben verschiedene Altäre gestiftet[6]) —, beides Belege dafür, dass die Baubedürfnisse nunmehr befriedigt waren.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als man den Dom mit Stuckaturen auskleidete, zeigten sich an den Mauern erhebliche Spuren von Feuer[7]) — sie waren nicht mehr von der Katastrophe

---

1) Er umschliesst bei Mithoff Taf. I ein Viereck, bei Campe Taf. 106 ein Trapez.

2) Campe Taf. 106 hat sogar Quergurten.

3) Nicht zu finden bei Campe Taf. 107 Fig. 4.

4) Bei Campe Taf. 106 übersehen.

5) Möser-Abeken a. O. IV Urk. Nr. 72.

6) Vgl. Berlage a. O. XI, 300, 304, 328, 326.

7) Vgl. J. E. Stüve, Beschreibung und Geschichte des Hochstifts... Osnabrück 1789 S. 35. Berlage a. O. XI, 296, 302, Mithoff a. O. VI, 105: die Stuckkünstler waren vielleicht die beiden Italiäner Dominico Castelli und Monsegno. Sie haben für den Churfürsten Clemens

des Jahres 1100, weil sich nach demselben unseren Erörterungen zufolge bis zum Tode des Bischofs Udo wohl der ganze Bau in den Kerntheilen erneuert hat. Eine den Geschichtsquellen unbekannte Katastrophe — und welche eher als eine Feuersbrunst? — hat an dem fast neuen Gotteshause solche Verheerungen angerichtet, dass vorab der Südwestthurm[1]) und das Langhaus theils neu, theils umzubauen waren und in den Neubau nunmehr jene Altreste übergingen, deren wir rechtorts bereits gedachten.

Dass die Katastrophe um 1200 eintrat, ergeben die Stilcharaktere der neuen Theile am Langhause und besonders jene am Untergeschosse des Südwestthurmes; es umklammern nämlich die altromanischen Reste von allen Seiten die Neubildungen und diese sind jenen gegenüber reicher ausgebildet, construktiver geplant und mehr oder weniger auch vom Spitzbogen bewegt. Wenn der Spitzbogen sich schon vor dem Jahre 1200[2]) behufs construktiver Verwendung auf einzelne deutsche Bauplätze wagen durfte, so bezeugt die leise Art, wie er sich zu Osnabrück in die neuen Glieder eingeführt hat, dass Ursache und Beginn der fraglichen Bauneuerung nicht über jenes Datum heraufzurücken braucht.

Da begrenzt im Westwerke das alte Mittelgewölbe auf dessen Südseite ein schweres, von einem Rundstabe begleitetes Gurtband, dessen Scheitel dem Einflusse des Spitzbogens nicht mehr entgeht. Auch der Kämpfer, welcher ihn am Westpfeiler des Langhauses stützt, hat in seinen Gliedern die romanische Stilschärfe verloren

---

August von Bayern, der damals (1721—1761) zugleich das Fürstbisthum Osnabrück regierte, die wundervollen figuralen und ornamentalen Stuckaturen zu Clemenswerth geschaffen, die in dem zarten, fein linigen Auftrage jenen des Capitelsaales zu Osnabrück gleichen.

1) Wenn es Campe S. 18 scheint, dass sein Neubau eher dem ästhetischen Streben entsprungen sei, dem Dome im 13. Jahrhunderte zwei mächtige — natürlich „symmetrische“ — Westthürme zu geben, warum spielte dann, wie wir sehen werden, die Neuerung vom Untergeschosse des Südthurmes gleich auf das Langhaus über und warum blieb der Nordthurm unter der regen Bauthätigkeit des 13. und 14. Jahrhunderts bestehen?

2) Um 1170 aus statischen und bautechnischen Gründen angewandt in den Gewölben der norddeutschen Backsteinkirchen (R. Haupt, Die Vizelinskirchen 1884 S. 82 f. 94). seit 1180 in räumlich beschränkten Gurten zu Melverode, Marienberg bei Helmstadt u.s.w. C. G. W. Schiller, Braunschweig. S. 65.

und lagert auf einem plumpen Pilasterstreifen[1]), der bis auf jenen vielgliederigen Kämpfer herabgezogen ist, den wir unter den Udoschen Neuerungen erwähnten. Im Südthurme sind verschwunden der quer über dem Westkreuze geschlagene Bogen, der von diesem maskirte Südflügel, vermuthlich auch ein Hochkapellchen, wodurch sich oben an der Nordwestseite das Wandsäulchen mit steil attischer Base ohne Blatt erklären würde; — und was sollte fortab ihren Platz einnehmen?

Ein grossplaniger Südthurm[2]) mit dickerem Gemäuer und anderem Gestein, als am Alttheile des Westwerkes, im alten Thurmmittel und im Untergeschosse des neuen Thurmes hohe und lichte Räume, wie solche ja in der Gothik gleich auffällig den reichen und vielgestaltigen Baugedanken des Romanismus kreuzten[3]).

Hat jener mächtige Hochgurt als Nordlager des neuen Thurmes bereits den Spitzbogen im Scheitel, so lassen sich der untere Thurmraum noch an rundbogigen Westnischen[4]) und an rundbogigen Schildgurten genügen, indess schon ein spitzbogiger Hochgurt an der Ostwand den Schildgurt hält. Da das Thurmgewölbe, weil mit neuzeitlichen (?) Rippen behaftet hier nicht in Anschlag kommt, erscheint der Spitzbogen nirgendwo im Dome so schüchtern wie hier und hier nahm daher der Neubau den Anfang. Erhielt die Thurmhalle gleich mit den Schildgurten eine Wölbung oder nicht, wohl von Anfang an wurde sie, zumal da der Thurm im Ausbaue vorerst gegen das Langhaus zurücktrat, als Orgellager benutzt und 1251 unter demselben sogar eine Marienkapelle eingerichtet[5]).

Je weiter ins neue Jahrtausend, um so deutlicher schreitet der Neubau von Westen nach Osten und der Spitzbogen in den Wöl-

---

1) Der Mithoff und Campe nicht auffiel.

2) Dessen auffallende Stärke gegenüber dem schlanken Nordthurme die Baubeschreiber seither peinlich empfanden, als wünschten oder empfählen sie den Abbruch des einen oder anderen, um ein symmetrisches Thurmpaar herzustellen oder vielmehr historisch Zusammengefügtes und Verwachsenes zu trennen.

3) Vgl. die Ausführungen in meinen Kunst- und Geschichts-Denkmälern des Kreises Warendorf 1886 S. 152—154.

4) Die innern Mauerstreifen der Westseite bei Mithoff Taf. I sind nicht etwa Lisenen, sondern Orgelstützen aus der Rococco-Zeit.

5) . . . sub antiquis organis in parte australi sub turre. Berlage a. O. XI, 304 f. C. Stüve Gesch. des Hochstifts Osnabrück 1853 I 95.

bungen und structiven Bögen fort. Die brauchbaren Mauertheile überhöhten sich, bekleiden sich zugleich mit dem Schmuck des Uebergangsstiles und verstärken sich im Inneren und Aeusseren des Gebäudes mit Säulchen und Pfeilern, welche in rythmischer Folge das exacteste Constructionsstreben aussprechen. Während davon auf die Südseite das Nothwendigste entfällt, kommen auf die freie Nordseite unten Blendbögen[1]), oben eine Kette von Blendarcaden[2]) unterbrochen von drei Lisenen[3]), und ein Fries von runden Bögen, stellenweise besetzt mit Knöpfchen, besäumt oben die beiden Langmauern. Noch krampthafter als in den Schmuckbögen hält sich die alte Stilweise in den Ornamenten und wenn der Spitzbogen im Langhause die Schildgurten[4]) des Hauptschiffes und sogar einzelne in der Abseiten[5]) erfasst, und den Ueberfangsbögen vorbeigeht, so mögen diese vom früheren Baue benutzt und der einstigen Zwischenstützen durch das Feuer beraubt sein. Die beiden westlichen Gewölbe sind achttheilig, ihre Rippen rund und die diagonalen kräftiger als die anderen, das eine östliche hat Kreuzrippen gerade wie die Joche der Abseiten[6]). Dass vom alten Baue noch beträchtliche Mauertheile zu Ehren kamen, ersieht man auch an der tiefen Senkung der Schildgurten auf die Fenster und an dem horizontalen Gesammtcharakter des Langhauses: „Sind nun auch alle die Glieder . . . von schweren Verhältnissen, so bewirken sie doch durch den reichen Wechsel, durch das consequente Durchführen des zu Grunde liegenden Systems einen durchaus harmonischen Eindruck.“

Im Ostkreuze[7]) bricht das Höhenstreben, in den Schildgurten

1) Am Seitenschiffe liegen die Fenster bei Mithoff Taf. II in rundbogigen Nischen, bei Campe* Taf. 106 in rundbogigen Blendarcaden.

2) Campe* Taf. 106 zieht sie bis zum Bogenfries, Mithoff Taf. II trennt sie davon durch ein Mauerstück.

3) Die dritte im Felde des westlichsten Pfeilerpaares. Campe Taf. 106 reducirt ihre Zahl auf 2, Mithoff Taf. II erhöht sie auf 5.

4) Bei Campe Taf. 106 sind sie rundbogig, bei Mithoff Taf. II gar nicht vorhanden.

5) Im Längsschnitte dichten Mithoff Taf. II ihrer Südmauer neben dem Archive ein Rundfenster, Campe Taf. 106 ein Mauerloch an.

6) Campe zeichnet Taf. 106 sämmtliche Gewölbe des Domes als schlichte Kreuzgewölbe, selbst jene des Chores, der Vierung und Kreuzarme; die letzteren sind bei Mithoff Taf. I sechstheilig.

7) Die Stirnmauer des Nordarmes zeigt bei Campe, Taf. 106 Unsymmetrien in der Lage des Fensters und der Bogenblende, jene des Südflügels bei Mithoff Taf. II ein Rundfenster.

und Wölbungen der Spitzbogen schwunghaft hervor; die Stützensysteme gehen, da aussen dafür kaum Platz vorhanden war, inwendig in den Ecken empor; den Nordarm deckt ein achttheiliges, den Südarm wohl von Anfang an ein viertheiliges Gewölbe; ornamentaler und figuraler Schmuck ist nur mässig verwendet. Unter den Lichtern imponirt ein rundes von rheinischer Art und unter den Rippenträgern der Vierung erreichen einige nach französischer Weise den Boden nicht mehr, gerade wie mehrere im Chore der 1222 eingeweihten Klosterkirche zu Marienfeld[1]). Das Gewölbe der Vierung ist fast fünfzig Jahre später eingesetzt, die Gurten haben allem Ermessen nach die gleiche, wenn nicht noch eine etwas frühere Entstehung, als die Wölbung der Arme; die spitzbogigen Bänder überraschen jeden, der das hohe Alter des Mittelthurmes kennt, als ein technisches Wagniss und constructives Meisterstück, wovon mir im Augenblicke kein Beispiel so consequenter Durchführung aus dem damaligen Bauleben erinnerlich ist. Ob die alten Gurten baufällig oder der Mittelthurm perspectivisch aufzuhöhen war — genug der Baumeister hat das für seine Zeit erstaunliche Problem gelöst, den alten Thurm mit neuen, hochscheiteligen Gurten zu unterfangen, ohne ihn und den ganzen Ostbau zu gefährden. Wahrscheinlich hat er zuerst an der Westseite, wo bereits der neue Ostgurt des Langhauses lag, vom Altgurte die eine Hälfte fortgenommen und durch einen neuen Bogen ersetzt, und als so die Last halbwegs abgestützt war, das Verfahren zur Erneuerung der anderen Hälfte wiederholt. Indess die Thurmlast hier am neuen Doppelgurt[2]), im Osten an der alten Chorstirnmauer, also an zwei entgegengesetzten Seiten feste Stützen oder Gegenstreben besass, hat er im Süden und Norden nacheinander, so dass also jedesmal noch eine dritte Seite im Verhalte blieb, bloss mehr einen Eingurt geschlagen[3]); und um Erschütterungen möglichst zu vermeiden, vollzog sich die Wölbung entweder aus freier Hand, also dass jeder Abbruch des alten Bogens durch ein neues Werkstück ersetzt wurde, oder dadurch, dass der alte Gurt total beseitigt und der neue un-

1) Meine Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Kreises Warendorf S. 140 Fig. 67.

2) Sowohl bei Mithoff Taf. I als bei Campe Taf. 106 als Eingurt eingetragen.

3) Beide sind Campe Taf. 106 entgangen.

unterbrochen auf Leerbögen ausgeführt wurde. Letzteres Verfahren war ja bei der Erneuerung des Ostgurtes schwerlich zu umgehen; als sich nämlich die neue Stützung an drei Seiten längst bewährt hatte, riss man ausser dem Gurte der Aussicht halber noch ein Guttheil des Gemäuers fort und führte nun den stolzen Hochgurt empor. War die Mittelkuppel schon mit ihren ersten Gurten gefallen und dann wieder eingesetzt, so erfuhr sie mit der Erneuerung und Ueberhöhung des Chorgurtes die zweite Entfernung und die dritte Erneuerung im Stile der Chorwölbung.

Von der Bauweise der Westtheile scheiden offenkundig den Ostbau die kühne Behandlung, das Einklingen auswärtiger Formen und das lichtvolle Aufstreben der Wölbung — und doch hat der neue Stil erst die Bogenschlüsse, keineswegs das vegetabile Ornament erobert. Neben diesen Stilzuständen bestimmen äussere Ereignisse ziemlich genau das Wann der Entstehung. Bischof Gerhard von Oldenburg (1192—1216) gebührt das Hauptverdienst des ganzen Dombaues, und wie er, machte auch sein Zeit- und Amtsgenosse Herman von Katzenellenbogen zu Münster den Anfang mit dem Umbaue seiner Kathedrale — die Weihe, die Ausstattung und die Neuordnung des Gottesdienstes war seinem unermüdlichen Nachfolger Adolf von Tecklenburg (1216—1224) vorbehalten. Die Weihe vollzog sich um 1218; nun ward die Marienpfarre dem Dome einverleibt[1]), der Hochaltar den Heiligen Crispin und Crispinian geweiht[2]); 1221 datirt die Stiftung einer ewigen Lampe für den hohen Chor, der Bodendecken (mattae) und einer Cantorei[3]) mit zwölf campanarii litterati[4]); denn durch den Fall der Westempore war sicher auch der Verfall des westlichen Gesanges angezeigt, dem gewiss noch Schulknaben (angeli) ihre Stimmen geliehen hatten. 1224 tagte im (fertigen) Dome schon ein bischöfliches Lehengericht und um dieselbe Zeit erhoben sich kunstreiche Chorschranken mit dem pulpitum, an deren Westseite der Kreuzaltar[5]) unter dem alten Cruzifixe und

1) Möser-Abeken a. O. IV. Nr. 116.

2) Berlage a. O. XI 300.

3) Möser-Abeken IV, N. 122.

4) Klinckhamer a. O. Fol. 8a Ueber den Begriff litterati vgl. meine Denkwürdigkeiten aus d. Münsterischen Humanismus 1874 S. 57 Note 1; aus alter Zeit verblieb der Name „Glöckner“ den Sängern.

5) Urkunden über ihn datiren 1201 u. 1224 Sudendorf a. O. V, 213, 223.

darüber, gerade wie bald auch zu Münster, die kleine Orgel (das Positiv[1]).

Nun nahm die innere Ausstattung ihren Fortgang und welch' eine Pracht und Fülle an Wandmalereien[2]), an decorativen Werken aller Art muss sich vereint haben, um nach dem wunderbaren Schönheitsgefühle der Altvordern die kahlen Wände, die strengen Bauglieder und die neuen Räume zu beleben und zu verschönen, wenn 1350 sogar das Wandstück zwischen den Thüren der Sakristei und des Kreuzganges mit einem Altare besetzt und für neue Altäre kein Plätzchen mehr gefunden wurde[3]).

Dass nach Vollendung des Domes (1218) auch die Architectur nicht ruhte, altes zu verjüngen und den Kirchenraum mit Anbauten zu vergrössern, — beweisen uns die angegliederten Bautheile[4]) sowie die Schriftquellen.

Zunächst kamen der West- und Südflügel des Kreuzganges an die Reihe und zwar nacheinander — klar zu erweisen an der Art, wie der Spitzbogen zurücktritt oder vordringt. In beiden folgen die Quergurten noch dem Rundbogen, und die Säulenbasen bewahren, sofern dieselben kenntlich und nicht ersetzt sind, das Eckblatt[5]) — die (offenen) Arcaden und ihr Ueberfang sind spitzbogig, die Schildgurten gehen rundbogig durch den Westflügel und die vier Nachbarjoche des Südflügels, dann spitzbogig durch dessen ganze Ostflucht; diese ist also der jüngste Bautheil und ihre Bedachung wahrscheinlich der Gegenstand eines Vermächtnisses um 1230[6]). Anscheinend ging man erst an die Sakristei[7]), als der Kreuzgang abgeschlossen war, — denn das plötzliche Auftreten einiger Säul-

1) Sudendorf a. O. V, 220, 223. Die grosse Orgel lag im Südthurme S. 216.

2) Vgl. Berlage a. O. XI, 281.

3) Sudendorf a. O. V, 227, 217, Berlage a. O. XI, 301, Nr. 2, 303.

4) Bei Mithoff Taf. I bildet die Nordostkapelle des Chorumganges ein Rechteck, bei Campe* Taf. 106 ein Parallel-Trapez, die anstossende Ostkapelle hat bei Campe* Taf. 106 unter den Fenstern stichbogige Ausschnitte, bei Mithoff II nicht; dagegen bemerkt dieser* die durch den Schlussstein gelegte Längsrippe, Campe nicht. Das westlichste Fenster an der Nordflanke des Chorumganges wölbt sich bei Campe* Taf. 106 rundbogig, bei Mithoff II spitzbogig.

5) Es fehlt bei Campe Taf. 106 Fig. 3.

6) Vgl. Berlage a. O. XI, 299.

7) Berlage a. O. XI, 298 möchte sie dagegen noch der Udoschen Bauzeit zuschreiben.

chen der Uebergangszeit in der benachbarten Flucht des alten Kreuzflügels erklärt sich wohl dadurch, dass die alten Vorgänger weggeräumt wurden, um einen bequemeren Zugang zum Sakristeibau zu schaffen — in diesem setzen trotz der alten Umfassungen die meisten Gurten und einige Schildgurten mit dem Spitzbogen die constructiven Gedanken fort, welche sich im Südflügel des Kreuzganges geltend machten.

Das Höhenstreben, die ganze Triebkraft des Uebergangsstiles und die Schönheit des Gesammtbaues gipfeln im Hochchore: hatte eine Verlängerung desselben schon bald nach dem Aufstellen der Chorschranken den Freunden und Gönnern des Domes gleichsam als passende Krone des Ganzen vorgeschwebt, so melden sich die Anzeichen der Bauausführung doch erst um die Mitte des Jahrhunderts in Vermächtnissen „behufs der Structur des Sanctuariums" oder „der Kirche" (1258[1]) — also damals, als vom Bürgerwohlstande auch den Kirchen zufloss[2]) und das gleichartige Prachtwerk zu Münster der Vollendung entgegenging[3]).

Im Inneren durch zwei Geschosse, durch Fenster unten[4]) und oben, durch Nischen, Arcaden[5]), Pilaster und Säulchen aufs Mannigfaltigste gegliedert und bereichert, im Bodenniveau noch höher, als die Vierung, entfaltet sie[6]) am Platze der einfachen Concha in leichter und lichter Erhebung eine malerische Pracht trotz des geraden Schlusses. So hoch die Mauern reichen, haben die romanischen Formen in den Ziergliedern und selbst in den Bögen die Herrschaft — es durchbrechen jedoch Ringe die reichlich ver-

---

1) Berlage a. O. XI, 299, 327.

2) C. Stüve a. O. I, 120.

3) Weihe 1265. R. Wilmans, Westfäl. Urk. Buch, Additamenta 1877, p. 85, 86.

4) Jetzt vermauert bilden sie Innennischen.

5) Die Arcaden der Oberwand thaten sich vielleicht noch zeitweise gewissen Sängergruppen auf, wie vielleicht im Domchore zu Münster, wo die neun Arcaden mit neun Engeln besetzt den „Engelgang" bildeten, wahrscheinlich eine Reminiscenz der alten „Engelchöre" im Westbaue. Vgl. Repertorium für Kunstwissenschaft XI. 403.

6) Mithoff Taf. I mag dem Untergeschosse nur seine Blendfenster und den Langmauern eine Rundnische einräumen; bei Campe* kommen zwar die Nischen aller drei Umfassungswände zu ihrem Rechte, allein er zeichnet die Schlüsse der unteren Arcaden einmal Taf. 106 rundbogig, einmal Taf. 108 spitzbogig in den Fenstergruppen steigt das Mittelfenster bei dem einen weit kühner und richtiger empor, als bei dem anderen.

schwendeten Rundstäbe im Bogenschlusse und Schilder die Rippen; in einzelnen Scheiteln der Mauernischen und Arcaden melden sich schwache Spuren des Spitzbogens, an den Aussenecken Streben — und hoch oben spannt sich elastisch im Spitzbogen das Gewölbe, und sein herrliches Gerippe schmückt sich mit Schilden und klaren Profilen, besonders mit dem wuchtigen Birnstabe[1]); dasselbe gilt von der anstossenden Vierungskuppel, die sich ja zugleich mit dem Chore erhob; an den ihm abgewandten Seiten gehen ihre alten Wände mit einem Rundstabe zwischen zwei Blendfenstern[2]) auf die Gurten herab. In den bunten Stilzierden bereitet der Chor der Forschung einen um so höheren Genuss, als die Vollendung genau zu bestimmen ist: 1272 ward das Werk vollbracht[3]), 1277 der (neue) Hochaltar eingeweiht[4]), und wie als Wiederschein des Ostbaues überkam das Westwerk sein vielgerühmtes Radfenster.

Wie der Ostbau die romanischen Elemente mit dem Spitzbogen, um nicht zu sagen durch den gothischen Stil gleichsam, durchleuchtet darstellt, fasst er nicht nur die Fortschritte und Gedanken der etwas älteren Stiftskirche[5]) zu Marienfeld (1222) und des Domes zu Münster in sich zusammen, sondern wirkt auch mächtig auf hervorragende Neubauten in der Nähe und Ferne ein[6]). Immerhin legt er ein unumstössliches, culturgeschichtlich höchst lehrreiches Zeugniss für die Beharrlickeit und Treue ab, womit damals die nordwestfälischen[7]) Bauleute und gerade die Meister der schwierigsten

---

1) Wie in der 1291 vollendeten Johannes-Stiftskirche, wo die Gothik sich indess schon der Laubcapitäle bemächtigt hat; Grundsteinlegung 1256, Besorgung dauernder Baumittel 1269; der Dom und St. Johann überkamen 1294—1307 auch mehrere Altäre. Berlage a. O. XI, 306, 307. C. Stüve a. O. I, 109, 147.

2) Sie schliessen bei Campe* Taf. 106 spitzbogig, bei Mithoff, Taf. II, wo sie zugleich weitere Abstände nehmen, rundbogig.

3) Zu diesem Jahre bemerkt Klinckhamer a. O. Fol. 9a: Templum divi Petri apud Osnabrugam extructum.

4) Die Quelle hat bei Berlage XI S. 280: 1270, dann S. 299: 1277; letzteres Datum bestätigt J. C. Möller, Gesch. der Weihbischöfe von Osnabrück 1887 S. 36.

5) Auch eine Art von Chorumgang wittert Berlage a. O. XI, 298 am Dome.

6) So auf die Chorbauten des Domes zu Bremen (vgl. C. Schnaase, Gesch. der bild. Künste A² V, 300) und der Stiftskirche zu Wiedenbrück.

7) Im Südosten hatte die Gothik leichteres Spiel. Klinckhamer meldet a. O. Fol. 9a: Anno 1300 de doim tho Osenbrugge andermal gebranth.

Constructionen dem alten Stile anhingen und ihm die besten Reize entlockten, als anderswo die Gothik bereits obsiegte.

Das denkwürdige Bauleben des Domes endigte spät im 13. Jahrhunderte hoch oben auf den beiden alten Thürmen, welche die Mitte der Vierung und die Nordwestecke des Langhauses beherrschen: beide erhöhten sich um schöne Mauerkränze und diese beleben Spitzbogenfriese, die Bogenöffnungen Blattwerk und die Schenkel Nasenbesatz — der uns seither noch nicht vorkam. Ausserdem bekrönten die acht Seiten des Mittelthurmes Giebel und darin wechseln gerade und spitzbogige Nischen, Dreipässe und andere Muster geschöpft aus dem Formenschatze der Gothik wie des Uebergangsstiles. Sein Gesammtabschluss gemahnt an den Thurmriesen des Patrocli-Domes zu Soest[1]), der damals auch andere Baustätten[2]) des Bisthums zur Nachbildung aufgefordert hat[3]).

Der Osnabrücker Dom durchläuft fast alle Stadien der Stil- und Planentwickelung im Mittelalter und dadurch gewährt er uns willkommene und feste Anhaltspunkte, um die Aufgaben, welche uns an den anderen Bischofskirchen noch bevorstehen, richtiger und sicherer zu bewältigen. Der gothischen Stilzeit war es vorbehalten, den Südthurm auszubauen, hier und dort die Fenster zu vergrössern und besonders den Chor mit einem Umgange und diesen mit Kapellen auszustatten. Alle Zusätze und Anbauten nehmen sich wie natürliche Niederschläge der Zeiten aus; denn das Gebäude des Domes schaut kühn und unerschütterlich über dieselben hinaus und hinweg.

---

1) Lübke a. O. S. 124.

2) Vgl. den Thurm zu Westerstede (1232) bei O. Tenge in den Mittelalt. Baudenkmalen Niedersachsens III Bl. 114. Möser-Abeken a. O. IV Urk. Nr. 120.

3) Bis dahin sind verbaut 1) der gelbbräunliche Sandstein der Piesberge, 2) ein poröses Material einst gewonnen am Silberberge (Lübke a. O. S. 124) im Mittelthurme und den Wölbungen der Treppenthürmchen, 3) ein grünlicher Stein, gebrochen zu Lüstringen in der Nähe von Osnabrück etwa seit 1200 (am Südthurm).

# II. Litteratur.

1. Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde. Erster Jahrgang 1888—89. Metz 1889.

Die im Jahr 1858 in Metz begründete 'Société d'archéologie et d'historie de la Moselle', welche ihre Arbeiten in einer stattlichen Reihe von Bänden der von der Gesellschaft herausgegebenen Bulletins und Mémoires veröffentlicht hat, war nach der Neugestaltung der politischen Verhältnisse nicht mehr im Stande, ihre Aufgaben erfolgreich durchzuführen, da die Mitgliederzahl immer schwächer wurde und neue Mitglieder nicht mehr aufgenommen wurden. Die Gesellschaft besteht nur noch dem Namen nach. Der Plan, eine neue Gesellschaft zu begründen, ging von dem Bezirkspräsidenten Freih. v. Hammerstein aus, der sich zu diesem Zwecke mit dem Archivdirektor Dr. Wolfram in Verbindung setzte. Sie erliessen eine Aufforderung zur Gründung einer Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde. Die konstituirende Versammlung fand am 13. Oktober 1888 statt. Der gegenwärtige Mitgliederbestand ist 109. Präsident der Gesellschaft ist von Rechtswegen der Bezirkspräsident von Lothringen. Das Interesse an der Geschichte und Alterthumskunde Lothringens soll durch Vorträge u. s. w., besonders aber durch die Herausgabe eines Jahrbuches gefördert werden. Das erste Jahrbuch der Gesellschaft, ein stattlicher Band von über 300 Seiten, ist nunmehr erschienen. Sein reicher Inhalt rechtfertigt eine kurze Anzeige. Die Einleitung enthält die Geschichte des Vereins, die Statuten u. s. w.; am Schluss des Bandes steht der Jahresbericht und das Verzeichniss der Mitglieder. Die Aufsätze sind zum grössten Theil geschichtlicher Natur. Die wichtigsten seien hier kurz erwähnt. Dr. Wolfram-Metz giebt 'kritische Bemerkungen zu den Urkunden des Arnulfsklosters' (p. 40) und theilt 'ungedruckte Kaiserurkunden der Metzer Archive' (p. 144), sowie die 'Regesten der im Bezirks- und Hospitalarchiv zu Metz befindlichen Papsturkunden' mit (p. 191). Sauerland-Trier veröffentlicht Metzer Urkunden und Notizen aus zwei Trierer Handschriften (p. 81). Besler-Forbach spricht über das Bannbuch der Gemeinde Maxstadt aus dem Jahre 1689 (p. 97), Pfarrer Thorelle-Mardigny über die Stadt Metz im Jahre 1684 (p. 86) und das Inventaire des Baudoche (p. 180), Pfarrer

Paulus-Pusieux über Politique d'annexion française en Lorraine à la fin du XVII[e] siècle (p. 162) u. a. m. Der Alterthumskunde ist vor allem Rechnung getragen durch zwei Aufsätze O. A. Hoffmanns, einen längeren über 'die Bagaudensäule von Merten im Museum von Metz', welcher das Jahrbuch in würdiger Weise eröffnet, und einen kleineren über eine im Metzer Museum befindliche Bronzestatuette der Athena Promachos (p. 267), die ein Miniaturabbild ist der im Capitolinischen Museum befindlichen Marmorstatue (Hirzel, Annali dell' Istituto 1864 p. 235 tav. Q). Die an dem Marmor fehlenden Stücke, Haupt und Arme, sind an der Bronzestatuette fast vollständig erhalten und ermöglichen somit eine Rekonstruktion des Urbildes. Wünschenswerth wäre eine Abbildung der Metzer Statuette gewesen. Dr. Wichmann-Metz berichtet p. 250 ff. über einen in Metz gemachten Münzfund. Es sollen ursprünglich an 200 Silbermünzen gewesen sein, welche von Arbeitern am 8. Juli 1889 in der Stephansstrasse gefunden wurden. Dr. Wichmann bekam nur 111 zu Gesicht, 94 Denare und 17 Antoniniane. Von diesen sind 24 in Privatbesitz übergegangen, 87 sind dem Museum überwiesen worden. Der älteste Denar ist ein Antoninus Pius vom Jahre 149, der jüngste Antoninian ein Volusianus. Der Münzschatz kann also um die Mitte des 3. Jahrhunderts vergraben worden sein. Die Mehrzahl der Münzen gehört der Zeit des Septimius Severus (15), Elagabal (20), Severus Alexander (19) und Maximinus (24) an. Ich erwähne weiter die Mittheilungen von Prof. F. X. Kraus-Freiburg und Pfarrer Paulus-Pusieux über ein in der Kirche zu Warsberg (Kreis Bolchen) gefundenes emaillirtes Reliquienkästchen (p. 257 und 260). Eine vortreffliche Abbildung ist beigefügt. Und endlich den Aufsatz von Hauptmann Boetticher-München (p. 238 ff.), worin er den experimentalen Nachweis führt, dass die in unseren Sammlungen befindlichen porösen Thongefässe für das praktische Leben nicht brauchbar waren. Die Versuche, die er über das Verhalten der porösen Thongefässe geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit anstellte, fanden im August 1888 im Bayer. National-Museum statt. Prof. v. Riehl hatte die dazu benöthigten Gefässe aus den Museumsbeständen zur Verfügung gestellt. Aus den Versuchen ergab sich, dass die porösen Thongefässe als Vorraths- und Versandbehälter unbrauchbar waren, soweit Flüssigkeiten in Betracht kommen. Boettichers Ansicht geht dahin, dass diese Gefässe zum weitaus grössten Theile als Votivgaben für Todte oder für Götter dienten. — Die 'Bücherschau' des Jahrbuchs enthält 'Tables alphabétiques des noms de matières, de lieux et d'auteurs de la collection des mémoires et bulletins de la Société d'archéologie et d'histoire de la Moselle 1858—1887' von Pfarrer Paulus und 'Lothringische Bibliographie' von 1870—1888 von Dr. Marckwald-Strassburg.

Max Ihm.

2. Dr. Otto Adalbert Hoffmann, der Steinsaal des Alterthumsmuseums zu Metz. Metz 1889.

Der Lorrain'sche französische Katalog des Metzer Alterthums-Museums vom Jahre 1874 ist nunmehr durch einen deutschen ersetzt worden. Den Anlass dazu bot die im September 1889 in Metz tagende Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, deren Theilnehmern man einen vollständigen deutschen Führer durch das Museum an die Hand geben wollte. Die Erwerbungen des Museums seit dem Jahre 1874 umfassen weit über 100 Nummern, darunter sehr wichtige Stücke (z. B. die Funde von Sablon). Die mühevolle Arbeit übernahm Dr. Hoffmann in Metz und führte sie in Anschaung der kurzen Frist, die ihm zu Gebote stand, in anerkennenswerther Weise aus. In dem Vorzimmer sind in 4 Schränken die verschiedenen Arten von Gefässen, Amphoren, Schalen, Becher, Urnen, Gläser, Fläschchen, ferner kleinere Skulpturen, Figürchen u. s. w. untergebracht; auch eine Anzahl kleinerer in den Hauptsaal gehöriger Altarfragmente mit Inschriften. Die griechisch-etruskischen Gefässe in Schrank I entstammen der Sammlung Campana, welche die französische Regierung erstand und theils dem Louvre, theils einzelnen Provinzialmuseen überwies. Auch der Hauptsaal enthält Skulpturen aus jener Sammlung. Die Mehrzahl der Stücke in Schrank II entstammen dem grossen Funde von Dieulouard bei Nancy, andere wurden in Sablon, an der Lunette d'Arçon und in Bettingen gefunden. Der Hauptsaal enthält ausser einigen Gypsabgüssen (meist Geschenken der französischen Regierung) und mittelalterlichen bezw. neuzeitlichen Denkmälern, die Seite 82 ff. zusammengestellt sind (Nr. 400—695). die gallo-römischen Alterthümer, den Hauptschatz des Metzer Museums, Was die Inschriften anlangt, so hatte der Verfasser eine gute Stütze an früheren Publikationen, besonders der Epigraphie de la Moselle von Robert. Die wichtigste Litteratur ist bei den einzelnen Stücken angegeben. Einige Inschriften sind nach eigenen Abschriften des Verfassers clichirt worden. Ob aber der Buchstabencharakter — und darauf kommt es doch bei dieser Art von Reproduktion hauptsächlich an — treu wiedergegeben ist, möchte ich bezweifeln. Wenigstens stieg mir dies Bedenken auf, als ich die Abschrift von Nr. 87 mit der Heliogravüre bei Robert-Cagnat Epigr. de la Moselle II pl. VI 3 verglich. Zudem gewinnt man kein richtiges Bild der Inschriftfläche, da der Text der Inschriften — wohl der Raumersparniss wegen — meist fortlaufend gegeben ist und die einzelnen Zeilen nur durch Striche getrennt sind. Das rein archäologische scheint den Verfasser mehr interessirt zu haben. So bespricht er besonders ausführlich und klar die Hauptnummer des Metzer Museums, die römische Siegessäule von Merten (Nr. 294), welche er auch zum Gegenstand eines besonderen Aufsatzes im ersten Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde gemacht

hat. Das Denkmal bestand aus 71 Bruchstücken, welche der Bildhauer Dujardin in 4 Gruppen zusammengestellt und, so weit es thunlich war, ergänzt hat. Der Verfasser entscheidet sich für die historische Deutung des Denkmals, welche in dem Reiter einen römischen Kaiser oder Feldherrn sieht, der über einen niedergeworfenen Feind (Germanen oder Gallier) triumphirt. Er deutet den Reiter auf Maximianus Herculius (285—305), welcher die grossen Bauernaufstände in Gallien und am Rhein siegreich zu Boden schlug. Da die Germanen die Aufstände zu Einfällen in das römische Gebiet benutzten, überschritt Maximian zweimal den Rhein, um die Rebellen zu strafen. Diese Züge würden das zahlreiche Vorkommen der Gigantensäule in Süddeutschland erklären. Vgl. dagegen Hettner im Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschr. 1889 p. 253. Die Mertener Säule scheint das Vorbild für die zahlreichen kleineren und primitiveren Nachbildungen zu sein, welche sich von der Bretagne bis nach Süddeutschland hinein gefunden haben. — Ueber Nr. 6 (Kopf des Apollo Kitharoedos) hat der Verfasser auch im Philologus N. F. I p. 678 gehandelt. (Vgl. dazu auch Nr. 837 und Möller im Korr. Bl. der Westd. Zeitschr. III n. 2.) Was den Metzer Mütterstein (Katalog Nr. 165) angeht, so stimme ich dem Verfasser bei, dass die Gesichter der — im übrigen gar nicht schlecht ausgeführten — Göttergestalten in christlicher Zeit abgemeisselt worden sind (ebenso an Nr. 11 und 40). Das Denkmal ist, wie ich mich persönlich überzeugt habe, noch ziemlich gut erhalten, die Lesart MAII ABVS (nicht MATRABVS) unzweifelhaft (vgl. Bonn. Jahrb. 83 p. 13). — An der linken Seite des Grabsteins Nr. 29 finden sich die Umrisse einer ascia. Der Verfasser bemerkt dazu: „Wo dieses Todtenbeil an Grabsteinen erscheint, besagt es, dass das Grab ein frisches, noch nicht benutztes war“ und verweist auf die Grablegung Christi Evang. Luc. 23, 53: 'und legte ihn in ein gehauen Grab, darinnen Niemand je geleget war'. Im griechischen Text heisst es *ἐν μνήματι λαξευτῷ*, in der Vulgata 'in monumento exciso'. Ob dies aber die richtige unter den mannigfachen Deutungen ist, muss vorderhand noch dahingestellt bleiben.

Max Ihm.

3. René Cagnat, Cours d'épigraphie latine. Deuxième édition entièrement refondue et accompagnée de planches et de figures. Paris (E. Thorin) 1889. 8⁰ XXVI u. 437 S. Preis 12 fcs.

Den *Cours élémentaire d'épigraphie latine,* welchen der verdiente französische Epigraphiker 1884 und 1885 in 'Bulletin épigraphique' veröffentlichte, hat die jetzt erschienene zweite Auflage wesentlich umgestaltet. Der Umfang des Werkes ist auf das Doppelte gewachsen. Die allgemeine Anlage ist nicht verändert; der zweite und dritte Theil der jetzigen Auflage (Des éléments communs aux différentes classes d'inscrip-

tions p. 37—217, Des diverses classes d'inscriptions et de la forme propre à chacune d'elles p. 219—332) nahmen ursprünglich die erste und zweite Stelle ein. Den ersten Theil bildet jetzt ein neu hinzugekommener Abschnitt über die Paläographie der Inschriften (die verschiedenen Alphabete, Buchstabenformen, Ligaturen u. s. w.) p. 2—34. Eine Anzahl Tafeln erhöhen die Nützlichkeit dieser Neuerung. Nicht minder willkommen ist eine zweite Neuerung: der Anhang mit einem umfassenden Verzeichniss der epigraphischen Abkürzungen (p. 350—427). Diese rein alphabetische Liste wird ergänzt und nutzbar gemacht durch kleinere methodische Verzeichnisse, welche auf die einzelnen Kapitel des Werkes vertheilt sind. Die chronologische Liste der römischen Kaiser bis auf Theodosius mit der Angabe ihrer Namen, Consulate u. s. w. ist in der neuen Auflage an das Ende des zweiten Abschnittes gestellt. Der Verfasser hat sie nach Möglichkeit ergänzt und vervollständigt. Für diese nützliche Zusammenstellung muss man ihm Dank wissen. Erwähnt sei noch das Litteraturverzeichniss am Anfang, wo die wichtigsten epigraphischen Werke namhaft gemacht sind. Ein Register bildet den Abschluss des Buches, das wegen seiner übersichtlichen Anlage und praktischen Zusammenstellung angehenden Epigraphikern warm empfohlen werden kann. Die Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre; der Druck ist im allgemeinen korrekt, wenn auch das Druckfehlerverzeichniss am Schluss auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Weitere Auflagen werden den Umfang des Buches wohl noch vermehren, denn es ist natürlich, dass sich noch manche Desiderien einstellen werden, denen in späteren Auflagen Rechnung getragen werden muss. So könnte z. B. der Abschnitt über den *cursus honorum* etwas ausführlicher gehalten sein. Was den kurzen Abschnitt über die *tabulae lusoriae* (p. 331) angeht, so muss das wichtige Zeugniss der sogenannten Poetae scholastici (Anthologia latina 495—506 Riese), auf welches Bücheler im Korrespondenzbl. der Westdeutschen Zeitschr. 1889 p. 119 hingewiesen hat, nachgetragen werden. In Marquardts Privatleben ist es nicht berücksichtigt. Zu der auf Seite 330 besprochenen Devotion aus Karthago (Ephem. epigr. V. n. 454) hätten die Bemerkungen Büchelers im Rheinischen Museum 1886 p. 160 angeführt werden können.

Max Ihm.

4. K. Bissinger: Funde römischer Münzen im Grossherzogthum Baden. Karlsruhe bei J. Bielefeld 1889. 4⁰. 43 S.; 1,60 M.

Diese sehr schätzenswerthe Zusammenstellung wird auf dem Titel als ein verbesserter Abdruck aus den Beilagen zum Programm des Grossh. Progymnasiums in Donaueschingen 1887—89 bezeichnet. Wie der Verfasser in der Vorrede betont, beschränkt er sich in der vorliegenden Schrift

darauf, die einzelnen Funde namhaft zu machen, indem er die einzelnen Münzen, soweit dies möglich ist, nach Cohen bestimmt, die Sammlung bezeichnet, in welcher das Exemplar jetzt aufbewahrt wird und kurz bemerkt, wo eine litterarische Besprechung stattgefunden hat. Die Betrachtungen über die geschichtliche Bedeutung der einzelnen Funde hat er in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. IV S. 273 ff. veröffentlicht.

Die Funde sind nach Landestheilen übersichtlich geordnet, und erreichen die beträchtliche Zahl von 255. Umfassende Register erhöhen den wissenschaftlichen Werth der fleissigen Arbeit, welche für die Lokalforschung ein unentbehrliches Hülfsmittel bleiben wird, aber auch für weitere Kreise manches Interessante bringt.

Wenn der Verfasser bei dem Besprechen der Kupfermünzen bis Diocletian die von den Numismatikern bis heute meist beibehaltene Bezeichnung: Grosserz, Mittelerz und Kleinerz verlässt, um, anlehnend an die Vorschläge hervorragender Gelehrten, die Grosserze Sestertien zu benennen und die Mittelerze in Asse und Dupondien zu sondern, so halten wir sein Vorgehen doch für etwas bedenklich; auch insofern für überflüssig, weil ja die beigefügte Cohen'sche Nummer demjenigen, der die Unterscheidungen zu machen wünscht, die nöthigen Anhaltspunkte bietet.

Die angeführten Werthbestimmungen wurden schon bei ihrem ersten Bekanntwerden von den Numismatikern mit solchem Misstrauen aufgenommen, dass es heute kaum statthaft erscheint, dieselben als feststehend anzunehmen. Die ganze Untersuchung kann nur von den neronischen Kupfermünzen ausgehen, da wir hier, wenn auch in seltenen Fällen, Werthzeichen auf den Münzen finden. Hierbei ist aber zu beachten, dass die Grosserze niemals ein Werthzeichen haben, und dass die durch Ī als Asse bezeichneten Münzen an Grösse und Gewicht meistens weit hinter den Mittelerzen anderer Kaiser zurückbleiben. Die Benutzung der Wage verstärkt dieses Bedenken. Die mit Werthzeichen versehenen Kupfermünzen meiner Sammlung ergeben:

| | | |
|---|---|---|
| S Semis | Gr. | 3,1 |
| Ī As | „ | 7,8 |
| ĪĪ Dupondius | „ | 12,0 |

während die Grosserze bis Gr. 26,4 zeigen. Wäre das Grosserz nun ein Sestertius, so müsste es folgerichtig das Gewicht des Dupondius + Semis, in diesem Falle also Gr. 12,0 + 3,1 = Gr. 15,1 haben. Der Unterschied zwischen 15,1 und 26,4 ist doch ein gar beträchtlicher. Bleiben wir also bei den hergebrachten Bezeichnungen; so unangenehm es auch sein mag, eingestehen zu müssen, dass eine allseitig stichhaltige Feststellung der Werthverhältnisse für die römischen Kupfermünzen noch nicht gefunden wurde.

Bonn. F. van Vleuten.

5. **Alexander Riese, Forschungen zur Geschichte der Rheinlande in der Römerzeit. Leipzig 1889.**

Die vorliegende interessante und lehrreiche Arbeit bespricht zunächst die Frage, ob bereits vor der Teutoburger Schlacht eine Provinz Germania bestanden habe, wie besonders von Mommsen angenommen worden ist. Unter ausführlicher Erörterung aller in Betracht kommenden Schriftstellerstellen entscheidet sich Riese gegen diese Ansicht, wobei er einige wichtige, damit im Zusammenhang stehende Fragen mit erörtert, so die, ob man die Ara Ubiorum für den offiziellen Mittelpunkt des Kaiserkultes der germanischen Gaue halten dürfe. Er erklärt die Ara für den Kultort nur einer Civitas, des römisch gesinnten Stammes der Ubier, dessen Gründung man daher nicht nach den Phasen der römischen Politik bestimmen könne; die häufig sehr hoch geschätzte Bedeutung des Altares sei daher thatsächlich nur gering gewesen. Segismund habe hier das Priesterthum nicht erhalten als Cherusker und Germane im rechtsrheinischen Gebiete, sondern weil er als Sohn des Segestes jedenfalls römischer Bürger, wahrscheinlich, wie sein Standesgenosse Arminius, auch römischer Ritter war. Aus politischen Gründen ward er, der geehrt und bewacht in Köln wohnte, zum Bürger der Ubiercivität gemacht und fungirte dort als Priester, wie bei dem Altare zu Narbo tres equites Romani a plebe Narbonensium. In seinem Urtheile über Varus schliesst sich Riese Ranke an, der ihn für einen Mann von politisch-militärischem Rufe und Bedeutung erklärt; seine Niederlage sei nur durch eine Nachlässigkeit verursacht worden, doch sei fraglich, inwieweit ihn hierbei ein vernichtender Tadel treffen dürfe. Land und Leute in Germanien machten es schwer, plötzliche Ueberfälle zu vermeiden, Germanicus und Caecina entgingen ihnen nicht und Drusus ward bei ähnlicher Gelegenheit nur durch einen Zufall und die Unvorsichtigkeit der Germanen selbst gerettet.

An zweiter Stelle spricht sich der Verfasser gegen die Ansicht von Mommsen u. a. aus, welcher zufolge die Niederlage des Varus eine einschneidende Wirkung auf die römische Politik Germanien gegenüber gehabt hätte. An der Hand der dürftigen Notizen des Velleius, Dio und Sueton führt er aus, dass unmittelbar nach der Schlacht noch vor dem Auftreten des Germanicus, die Unterwerfung Germaniens bis zur Elbe das Ziel des Augustus war, dass Germanicus hier nur vollendete, was sein Vorgänger Tiberius begann und in den Jahren 10—12 durchzuführen suchte. Ein Umschwung in den Verhältnissen trat erst nach der Thronbesteigung des Tiberius ein. Bei dieser zeigte es sich, wie nahe die Gefahr lag, dass sich gegebenen Falls die aus 8 Legionen bestehenden Rheintruppen empören und ihren Führer zum Gegenkaiser ausrufen könnten. Tiberius wagte zwar nicht sogleich hier vorzugehen, bei der ersten Gelegenheit aber rief er Germanicus vom Kriegsschauplatze zurück; derselbe erhielt als Statthalter der gallisch-germanischen Provinz keinen Nach-

folger, das rheinische Heer keinen neuen Oberfeldherrn, die Truppen wurden auf das linke Rheinufer zurückgezogen und in zwei Armeen, von Ober- und Untergermanien eingetheilt, die unter 2 direkt dem Kaiser untergebenen, von einander unabhängigen Legaten standen; auf Angriffskriege im grossen Stil ward bei der Einführung dieser Organisation im Jahre 17 verzichtet. Die Brücken, welche über den Rhein geführt hatten, wurden abgebrochen und damit wäre das Vorhandensein befestigter Brückenköpfe auf dem rechten Stromufer in den unmittelbar folgenden Jahrzehnten ausgeschlossen, dieselben wurden erst weit später wieder angelegt — bei den Geographi latini minores p. 129 seiner Ausgabe schlägt Verf. bei dieser Gelegenheit vor, Nictrensium in Divitiensium (Deutz) zu emendiren. — Die beiden Germanien galten als regiones der Provinz Belgica, doch hatten die germanischen Legaten, wie zuerst Mommsen hervorhob, die Befugnisse der Statthalter; die Einführung der Bezeichnungen provincia für die Germaniae verlegt Riese in Uebereinstimmung mit Asbach vermuthungsweise in die achtziger Jahre des ersten Jahrhunderts.

Als Anhang werden eine Reihe von Stellen zusammengebracht, welche beweisen, dass bei den Römern die Empfindung weit verbreitet war, dass ihnen dereinst die Völker des Nordens verderblich werden würden. Hieraus erklärt sich einmal die Befürchtung des Augustus nach der varianischen Niederlage, die Germanen möchten bis Italien und Rom vordringen, andererseits die berühmten Worte des Tac. Germ. 33: „maneat quaeso duretque gentibus si non amor nostri at certe odium sui, quando urgentibus jam imperii fatis nihil [jam] praestare Fortuna majus posset quam hostium discordiam.“ A. Wiedemann.

6. Prof. H. Landois und Dr. B. Vormann, Westfälische Todtenbäume und Baumsargmenschen. Archiv für Anthropologie XVII, 1888, S. 339, mit 4 Tafeln.

Ueber das Vorkommen von Baumsärgen hat Lindenschmit in seinem Handb. d. deutschen Alterthumskunde I 1880 S. 121 Nachricht gegeben, seine Angaben lassen sich noch ergänzen. Sie sind bekannt aus Dänemark, England, Mecklenburg und Schwaben, wo noch in manchen Gegenden der Sarg „Todtenbaum“ heisst. Das Wort nauffus des salischen Gesetzes erinnert an navis, und der Gebrauch des Baumstammes als Fahrzeug und Sarg hängt gewiss zusammen. Wurden doch die nordischen Helden auf ihren Fahrzeugen verbrannt oder bestattet. Einbäume sind in den Schweizer Pfahlbauten, in der Regnitz bei Bamberg, im Torf bei Landshut, im Bette der Lippe schon 1833, 1865 und 1868, beim Brückenbau in Paris, im Laacher See, im alten Bett der Sieg gefunden worden, sie waren in der Kieler Bucht und in den oberbairischen Seen noch vor gar nicht langer Zeit in Gebrauch. Vellejus Paterculus Röm. Gesch. II 107

erwähnt ihrer als eines gewöhnlichen Fahrzeuges bei den Germanen; Livius führt sie an, XXI 26 und Plinius h. n. XVI 76, der von solchen spricht, die 30 Menschen tragen. Man könnte annehmen, dass sich der Baumsarg aus dem Einbaum entwickelt hat, aber der Gedanke liegt nahe, Todte in hohlen Bäumen zu bestatten, wie es von den Australiern geschieht. Dass sich der Gebrauch der Baumsärge auf den griechischen Aberglauben beziehe, nach dem die Seelen der Abgeschiedenen über den Styx in die Unterwelt gelangen, ist wohl nicht anzunehmen. In Mecklenburg geht der Gebrauch der Baumsärge in die Bronzezeit zurück, auch in Dänemark wurde bei Borum Eschoi eine Todte mit wohlerhaltenen Kleidungsstücken aus dieser Zeit in einem solchen gefunden. In England finden sie sich von der römischen Zeit bis ins 11. Jahrhundert. Am Lupfen bei Oberflacht in Würtemberg waren es natürliche Baumstämme, in der Mitte gespalten und zu Trögen ausgehöhlt. Die meisten zeigten auf dem Deckel zwei geschnitzte Thierbilder. Im Jahre 1862 wurden bei Ahrweiler Baumsärge gefunden, von denen einige in das Bonner Vereins-Museum gelangten, vgl. Jahrb. XLIV S. 133. Ein fränkischer, unten zugespitzter Glasbecher, ein sog. Tummler bezeichnete die Zeit, aus der sie herstammen. Ein Schädel daher befindet sich im Bonner anatom. Museum unter N. 388. Die neuen westfälischen Funde sind die folgenden: In Seppenrade wurden 1882 auf dem alten Kirchhofe in $3^1/_8$ m Tiefe nur Baumsärge gefunden, darüber stand eine Lage von Brettersärgen, gemischt mit einzelnen Baumsärgen, darüber befanden sich nur Brettersärge; im Ganzen wurden an 50 Baumsärge gefunden, von 150 bis 230 cm Länge. Im Deckel fanden sich über dem Gesichte des Todten viereckige oder runde oder sternenförmige Oeffnungen. Sie sind wohl auf den Aberglauben zu beziehen, der auch in Aschenurnen Löcher gemacht hat, damit die Seelen sich leichter vom Körper befreie. Die grössten Särge wurden von eisernen Ketten zusammengehalten. Sarg und Deckel sind nicht auseinander gesägt, sondern gespalten, das Innere ist mit Beil und Meissel ausgehöhlt. Die Rinde der Aussenseite war erhalten. Auf dem alten Kirchhofe von Büderich wurden 1863 zwei eichene Einbaumsärge gefunden. Bei einer Restauration der katholischen Kirche zu Rhynern fand man 5 Baumsärge von Eichenholz, nach anderen Angaben 10, zwei davon lagen mit ihren Enden unter dem Fundamente der Kirche, waren also älter als diese. Dieser Fund wird ohne Zeitangabe mitgetheilt. Dem Berichterstatter wurde im Jahre 1871 von Herrn Hofrath Essellen in Hamm der Schädel aus einem Baumsarg von Rhynern mitgetheilt und dabei bemerkt, dass nach der Lage der damals gefundenen Särge diese Gräber älter seien als die romanische Kirche daselbst. Es ist ein kleiner feingebauter, orthognather und dolichocephaler weiblicher Schädel, 185 mm lang, 135 mm breit, sein Index ist 72,9 seine Höhe ist 120 mm, die Capacität 1255 ccm. Bei Ausschachtung der Kirchenfundamente zu Borghorst in den Jahren 1886 und 1887

wurden mehrere Baumsärge gefunden, von denen nur 4 wohlerhalten waren. Diese Todtenbäume lagen in drei Reihen übereinander, Männer, Weiber und Kinder, das Antlitz der Todten war gegen Osten gekehrt. Landois führt an, dass nach katholischem Ritus die Leichen der Laien so in die Erde gelegt werden dass sie gegen Osten hinblicken, die Leichen der Geistlichen aber umgekehrt, wie sie auch im Leben vom Altar aus sich dem Volke zuwenden. Jeder Todtenbaum war seitlich mit kleineren oder grösseren Granitblöcken gestützt. War das ein Anklang an die alten Hünengräber? Aus dem Mangel jeglicher Beigaben kann man schliessen, dass die Gräber den ersten christlichen Jahrhunderten angehören. Darauf deuten auch die ein Kreuz bildenden Löcher des Sarges. Als die erste christliche Zeit des Landes kann das 9. bis 10. Jahrhundert angenommen werden. Fünf im Quincunx liegende Löcher oder Buckel deuten in der späteren christlichen Architektonik auf Christus, umgeben von den 4 Evangelisten. An einem Sarge gab es 4 Löcher an den Ecken, durch die Holzpflöcke gesteckt waren, um die beiden Hälften zu verbinden. Die Bäume sind durch Beile gespalten, die am dünnen Stammende zuerst eingesetzt waren. Man hat bis in die neuere Zeit in Westfalen noch Diele gefertigt, die nicht gesägt, sondern abgebohrt und dann abgespalten waren. Löcher in der unteren Hälfte des Sarges dienten erst zum Abfluss der Flüssigkeiten bei der Fäulniss der Leiche. Oft ist zur Aufnahme des Kopfes der Leiche ein besonderer kubischer Raum ausgearbeitet.

Die Körpergrösse der Todten übersteigt nicht die heutige, doch sind alle Knochen der Glieder bei den Männern kräftig gebildet. Von 25 Borghorster Schädeln, die den germanischen Typus zeigen, werden die Maasse angegeben. Der Längenbreitenindex ist 71,7, der Längenhöhenindex 66,0; die Schädel sind lang, flach, schmalgesichtig, breitnasig, die Capicität beträgt bei den Männern im Mittel 1495 ccm, bei den Weibern 1360 ccm. Beim Anblick eines zierlichen weiblichen Schädels erinnert der Verfasser an den Ausruf des Präfekten von Rom: „non angli, sed angeli!“ als er sächsische Knaben dort auf dem Sklavenmarkte erblickte. Die alte Sitte der Leichenverbrennung der germanischen Stämme wurde durch die strengsten Gesetze ausgerottet. Carl der Grosse verordnete: „Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit et ossa eius ad cinerem redegerit, capite punietur,“ und ferner: „Iubemus, ut corpora christianorum Saxonum ad coemeteria ecclesiae deferantur et non ad tumulos paganorum.“ Es folgen noch als Anhang: Aelteste geschichtliche Nachrichten über Borghorst und Seppenrade. H. Schaaffhausen.

7. Hans Baldung Grün. Skizzenbuch im Grossherzogl. Kupferstichcabinet Karlsruhe. Mit allerhöchster Genehmigung herausgeg. von Dr. Marc Rosenberg, a. o. Professor . . . mit 44 Tafeln.

Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller. 1889. 26 Bll. Text in gr. Fol.

Ein wahrer Schatz altdeutscher Kunst wird uns hier in den edelsten Bestandtheilen erschlossen oder vielmehr zum Gemeingut gemacht. „Das Grossherzogliche Kupferstichcabinet zu Karlsruhe bewahrt einen kleinen Quartband von etwa 21,5 cm Höhe und 16 cm Breite, welcher unter dem Namen, „Skizzenbuch des Hans Baldung Grün" bekannt ist. Er enthält eine Reihe von Silberstiftzeichnungen, die zum grössten Theile mit dem bekannten aus H. B. G. zusammengesetzten Monogramme Baldungs bezeichnet sind." Er zog längst die Augen der Forscher auf sich, ohne gerade das vollauf zu bieten, was die eingebürgerte Bezeichnung verspricht. „Denn wir können weder das Itinerar des Meisters, noch die Chronologie seiner Arbeiten, nicht einmal ihre ungefähre Reihenfolge herauslesen"; will man die Bezeichnung gelten lassen, so müsste man von mindestens vier vereinten Skizzenbüchern sprechen, deren Blätter in willkürlicher Folge (S. 7) verbunden, aber zum Glücke dadurch auch ererhalten sind; ein Skizzenbuch oder Fragmente desselben stecken darin, denn wo eine Zeichnung über zwei Seiten hinweggeht, waren die betreffenden Blätter schon vor dem Zeichnen zu einem Buche vereint; wie er jetzt vorliegt, hat der am Einbande durchgesteckte Silberstift in den müssigen Händen, die ihn berührt, „so lange gebrannt, bis schüchterne Zeichenversuche, Nachahmungen Baldungscher Manier und Schrift, fromme Sprüche und albernes Gekritzel, Jahreszahlen und Eigennamen auf die leeren oder nicht ganz voll gezeichneten Blätter gesetzt waren" und dadurch der richtigen Auffassung und Deutung des Inhalts vielfach geschadet. Rosenberg hat das, so weit es anging, klar gestellt und zwar mit Hülfe der Schriftquellen und des kunstgeschichtlichen Vergleichs. Darnach wurde zunächst Baldungs Nachlass vom Strassburger Maler Nicolaus Kremer erworben und nach dessen Tode 1550 oder 1559 wurde er wahrscheinlich Eigenthum des Chronisten Büheler, der erst 1582 einen Theil davon in das „Skizzenbuch" zusammenbinden liess. — Dieser Feststellung folgt ein kurzer Hinweis auf verwandte Skizzenbücher oder Sammelbände anderer Meister, auf das Substrat der Zeichnung und dessen Zubereitung sowie auf die Stifte, womit die Zeichnung gemacht ist. Da man damals auch bleierne (!) Stifte kannte, weiche, mit welchen man auf präparirtem Papier zeichnen konnte, so wird insbesondere die Frage beantwortet, warum die Künstler so gern zu dem complicirten Apparate, und Baldung zum Silberstifte griff. — Sodann erfahren wir Näheres über seinen Namen und Wohnort: er hiess Joannes Baldung und mit einem Beioder Spitznamen, den er vielleicht schon in der Werkstätte angenommen hatte, Grien, und führte diesen nach altem Brauche theils statt seines Familiennamen, theils mit demselben. Nach Bühelers Notiz ist der Meister 1545 gestorben und sein Geburtsort Weyersheim a. Thurm bei Strassburg; die Bezeichnung von Gmünd, wo er eine gewisse Gesellen- oder

Meisterzeit zugebracht haben mag, klang besser, als jene nach dem Geburtsorte, „den Niemand kennt."

Von den Skizzen und Zeichnungen sind auf 44 Bll. nur jene in Lichtdruck erneuert, welche künstlerisch oder historisch werthvoll erschienen und unter letzteren vornehmlich solche, welche entweder den Kunstgedanken des Meisters veranschaulichen oder unser Wissen bezüglich der damaligen Kunstübung überhaupt fördern; dabei wird mit Recht die willkürliche Anordnung der Vorlage zu Gunsten einer sachlichen aufgegeben, welche sich folgendermaassen gliedert: I. Portraits (Maximilian I., Karl V., Markgraf Christoph von Baden . . . .) und Figürliches (Maria, Physiognomisches, Abzeichnungen) II. Topographisches (Strassburg, Rhodus, Burgen). III. Zoologisches (Pferd, Papagei, diverse Thiere). IV. Botanisches. V. Rüstung. VI. Diverses (Glasgemälde, Musikinstrumente, geometrische Figuren). Die Beschreibung aber erstreckt sich sowohl auf die verbildlichten, als nicht verbildlichten Stücke und bei einigen bedurfte es einer kritischen Untersuchung, um die Bedeutung des Bildes im Sinne seines Schöpfers zu retten gegenüber den späteren Bei- und Aufschriften. Darnach ist das Portrait Karls V. keine Originalaufnahme, sondern eine Wiedergabe nach einem anderweitigen Bildnisse, das Baldung irgendwo zu Gesicht kam, ist ferner das Bildniss des Markgrafen von Baden mit der Schrift: 1512 . . . Margrave Bernhart zu Baden — Christoph I. von Baden (1453—1527) u. s. w. Unter den Skizzen lassen sich mehrere den bessern altdeutschen ihrer Art an die Seite stellen; so einfach anscheinend die Mittel, — so weich, so treffend oder schön kommt der Gegenstand heraus. Das gilt nicht nur von dem trefflichen Brustbilde der h. Jungfrau Taf. 18, dessen verschwindende Züge in der Photographie kräftiger herausgebracht sind, es gilt sogar von den Pflanzen und Burgenansichten. Die Veröffentlichung der letzteren dient (S. 19) vielleicht zur Entscheidung der Frage, ob gewisse Zeichnungen des Kupferstich-Cabinets in Berlin für Dürer oder für Baldung oder für keinen von beiden in Anspruch zu nehmen sind. Dass Weinsberg den für die jetzige Ruine so charakteristischen Rundthurm vermissen lässt, hat mit Grund der Vermuthung Raum gegeben, er sei erst eine Zuthat nach der Zerstörung von 1504, also das Blatt Baldungs vor derselben hergestellt. Sicher setzt man für dies mit dem Herausgeber eine spätere Zeit an, als 1505; denn im Durchschnitte kommen schwere Rundthürme als Rundele in Deutschland erst mit Dürer's Underricht von Befestigung der Städt, Schloss und Flecken 1527 in Aufnahme. (Zeitschrift f. Bild. Kunst X, 87.) Die ganze Publikation wird nicht nur den Kunst- und Geschichtsforschern willkommen, sondern mit manchen Blättern auch den Kunst- und Zeichenschulen von Nutzen sein. Für ähnliche Ausgaben möchte ich eins, was hier vermisst wird, empfehlen, nämlich von der Blatt- oder Bildgrösse des Originals irgendwo die Maasse anzuzeigen und zwar deshalb, weil dieselben in der Photographie leicht abweichen. Nordhoff.

---

# III. Miscellen.

1. Der Larentempel zu Breidweiler. Das genannte Dörfchen liegt in der Nähe von Echternach. Im Jahre 1881 wurden dort alte Fundamente blossgelegt, welche der 1888 verstorbene Domcapitular Joh. Engling, der Präsident der historischen Sektion des Grossherzogl. Instituts zu Luxemburg, als zu einem öffentlichen Lararium gehörig erkannte und zwar aus dem 4. Jahrhundert; Publications de l'Institut de Luxembourg. XL. Die Kapelle befand sich auf einem Kreuzweg, später baute man eine, unterdessen verschwundene christliche Kapelle darauf, die sich von anderen christlichen Gebäuden jener Gegend merklich dadurch unterschied, dass sie, dem Grundriss des heidnischen Larentempels folgend, nicht die rituale Richtung, nach der der Altar gegen Osten steht, aufwies. An Bildsteinen wurden gefunden: eine Gruppe mit den Büsten von Mercur und der Nymphe Lara, ein Relief der Proserpina und ein „wandernder Lar" mit einer vor diesem opfernden Person. Dieser Lar ist sonder Zweifel die Hauptgottheit der hier bestandenen Heidenkapelle gewesen. Berl. Philol. Wochenschrift 1889 Nr. 44.

2. Boppard. Bei Restaurationsarbeiten, welche in diesem Herbste zu Boppard in dem Chore der Pfarrkirche ausgeführt wurden, wurden mehrere römische Ziegel im Mauerwerk eines Seitenbogens gefunden und ausgebrochen. Dieselben haben die gleiche Form wie diejenigen, welche vor längerer Zeit im Mauerwerk des Hauptaltars derselben Kirche gefunden worden sind. Auch hinsichtlich der auf ihnen eingegrabenen Inschrift: LEG · IIXX stimmen sie mit den früher gefundenen, welche Lersch zuerst nach Abschriften des Baumeisters von Lassaulx und des Gymnasialdirektors Dronke veröffentlicht hat (Centralmuseum rheinl. Inschr. III, 93 vgl. C. I. Rhen. 718), überein. Wohin dieselben gekommen sind, vermag ich nicht zu sagen.

Bonn. Josef Klein.

3. Köln. Römische Glasgefässe mit Inschrift oder Namen des Fabrikanten sind bekanntlich in unserem Rheinlande eine nicht sehr häufige Erscheinung. So mag denn eine kurze Nachricht über ein solches Gefäss nicht ohne Interesse sein, dessen Kenntniss ich der freund-

lichen Mittheilung eines Bekannten verdanke. Das Stück ist angeblich vor einigen Jahren in Köln gefunden worden und soll nach dem Auslande verkauft worden sein. Vielleicht veranlasst diese Notiz den jetzigen Besitzer, Näheres über dasselbe zu veröffentlichen, zumal ich über die Form und die Beschaffenheit des Gefässes nicht genauer unterrichtet bin. Indessen nach der Zeichnung, welche mir vom Boden desselben vorliegt, scheint es eine sechsseitige Flasche gewesen zu sein. Im Boden befindet sich, was dem Stück eine besondere Bedeutung verleiht, die hart am Rande der sechs Seiten hinlaufende Inschrift:

A · T · T · I · A · N · V · S · F ·

Die beiden Punkte nach S und F sind stärker und grösser gebildet als die die übrigen Buchstaben trennenden Punkte. Es ist also der Stempel des Fabrikanten = Attianus f(ecit). Derselbe begegnet uns hier meines Wissens zum ersten Male; wenigstens fehlt er in dem von Froehner in seiner Nomenclature des verriers grecs et romains. Le Pecq, 1879. 8°. gegebenen Verzeichniss.

Bonn. Josef Klein.

4. Köln. Im vergangenen Sommer sind zu Köln in der Neustadt nicht weit von der Stelle, an welcher die vor einigen Jahren von mir beschriebenen Thonwaarenfabriken mit Brennöfen u. s. w. aufgedeckt worden sind (Jahrb. LXXIX S. 178 ff.), bei Erdarbeiten abermals eine beträchtliche Anzahl Terracotten aus weissem, fein geschlemmtem und unvollkommen gebranntem Thon zum Vorschein gekommen. Das Meiste davon war in Scherben zerschlagen. Die wenigen gut erhaltenen Stücke von Figuren sind alsbald nach dem Funde nach den verschiedensten Richtungen hin verschleudert worden. Nur eines, welches in Privatbesitz nach Köln gelangt ist, kann ich hier näher beschreiben. Es stellt eine auf einem Sessel mit hoher Rückenlehne ohne Seitenlehnen sitzende weibliche Gestalt dar, deren Haarfrisur einen hohen Aufbau aufweist. Bekleidet ist dieselbe mit einem faltenreichen mantelartigen Obergewande, welches den Hals und den mittleren Theil der Brust entblösst lässt und auf der Mitte der Brust durch eine runde scheibenförmige Spange zusammengehalten wird. Das Gewand reicht bis zu den Füssen herab, welche unter demselben herauskommen Auf dem Schooss hält die Figur mit ihren Händen eine Schüssel oder Körbchen mit runden Früchten. Sie ist also zu der grossen Zahl von Götterfiguren zu zählen, welche man sich gewöhnt hat, als mütterliche Schutzgottheiten zu bezeichnen, obgleich diese Ansicht in allerneuester Zeit von M. Ihm in diesen Jahrbüchern LXXXIII S. 53 mit grosser Entschiedenheit bekämpft worden ist.

Was unserer Thonfigur eine besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass sie auch noch mit einem Fabrikstempel versehen ist. Auf der glatten Rückseite des Sessels findet sich nämlich in Buchstaben, deren

Charakter sich sehr der Uncialschrift nähert, die vor dem Brande in die noch weiche Thonmasse eingegrabene Inschrift:

V·R S
I O·F

Also: Ursio f(ecit). Ursio ist als Verfertiger von Lampen und Geschirren von Thon uns schon bekannt. Vgl. Schuermans, Sigles figulins n. 5938. Dass Ursio aber auch sich in der Bildnerei von Figuren versucht hat, das ist das Neue, was wir durch unsere Kölner Terracotte lernen.

Bonn. Josef Klein.

5. Köln. Fund einer Apis-Statuette. Durch die Freundlichkeit des Herrn Prof. Klein bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, dass im Herbste 1889 in Köln am „Weissen Hause“ neben werthlosen römischen Thonsachen eine Apis-Statuette entdeckt worden ist. Dieselbe ähnelt im Grossen und Ganzen dem in dem Bonner Provinzialmuseum befindlichen, vermuthlich gleichfalls aus Köln stammenden Stück (Jahrb. 88. S. 122 ff.), bietet aber auch manche kleinere Abweichungen dar. Die Körperhöhe beträgt 5,3 cm, die Höhe bis zur Sonnenscheibe auf dem Kopfe 9 cm, die Körperlänge 10 cm, die Länge des Postamentes 8,2 cm, dessen Breite 3 cm, dessen Höhe 1,1 cm. Die ganze Arbeit ist in Bronze ausgeführt, sie zeigt den durchaus naturalistisch gebildeten, als Stier deutlich charakterisirten Apis in schreitender Stellung. Zwischen den Hörnern, die über den langen, abstehenden Ohren angebracht sind, befindet sich die Sonnenscheibe und vorn an dieser die Uraeusschlange, das Symbol königlicher Macht. Das ganze steht auf einem rechteckigen Postament, welches man vermittelst zweier Bronzezapfen, die an ihm links vorn und rechts hinten angebracht sind — ersterer ist zur Hälfte abgebrochen — auf einer Unterlage befestigen konnte. Von den Verzierungen, die sich am Leibe des Apis zu finden pflegen, ist auf der linken Seite ein Ueberrest der Satteldecke, und dahinter der Flügel eines Vogels erkennbar, das übrige wird durch die ziemlich starke Patina verdeckt. Die Arbeit des Stieres zeigt, dass derselbe unzweifelhaft originalägyptische Arbeit ist; er ist jedenfalls für den Isisdienst nach Germanien gebracht worden.

An und für sich hat der Apis mit diesem Nichts zu thun. Derselbe ist bekanntlich die Incorporation des Gottes Ptah von Memphis, die dort in dem grossen Tempel gefüttert und angebetet wurde und nach ihrem Tode feierlich einbalsamirt in den Apisgrüften ihre letzte Ruhestätte fand. Der unsterbliche Theil des Thieres, sein Osiris, ging dann geradeso wie der unsterbliche Theil des Menschen zu den Göttern ein, wo er als Osiris-Apis ein ewiges Dasein führte. Aus dieser Bezeichnung ist lautlich, wie schon die Kirchenväter wussten, der griechische Serapis entstanden, dieser selbst aber war ein ganz anderer Gott. Während der lebende Apis fast

nur für den Gau von Memphis besondere Bedeutung besass, des todten ausserhalb dieses überhaupt nicht gedacht wird, ist Serapis der Gott des Alls. „Die himmlische Welt ist mein Haupt, das Meer mein Leib, die Erde meine Füsse, meine Ohren befinden sich in der Luft, mein leuchtendes Auge ist der strahlende Glanz der Sonne“, soll er von sich selbst gesagt haben (Macrob. Sat. I. 20). Er ist der König der Schöpfung, die er nach seiner tiefen Weisheit regiert, er kann Wunder thun, kann Todte erwecken, den Matrosen auf offener See frisches Wasser verschaffen (Aristides p. 51, 55), giebt im Traume Heilmittel und befähigt gelegentlich andere, wie z. B. den Kaiser Vespasian, Heilungen von Blinden und Lahmen zu vollziehen. Diese Macht aber ist unbeschränkt, sie ist nicht wie die des ägyptischen Gottes an einen Ort gebunden, sie kann in der ganzen Welt ausgeübt werden, und dabei steht er noch über Isis. Als Lucius in den Metamorphosen des Apulejus, einer vortrefflichen Quelle für den Isiskult, zum Anhänger der ägyptischen Götter wird, da wird er zuerst eingeweiht in die Mysterien der Isis, dann in die des Osiris und zur Krönung des Ganzen in die nächtlichen Orgien des Serapis, die demnach den Höhepunkt des ganzen Glaubens in sich enthielten.

Der alte Stiergott ist hier ganz vergessen, ihm können demnach auch die im Abendlande entdeckten Apis-Statuetten nicht geweiht gewesen sein, ebenso wenig können dieselben symbolische Opfergaben darstellen. Zwar wurden bei den Serapisfesten Ochsen geopfert (z. B. C. I. G. 2416 b), aber nur thatsächlich vorhandene Thiere und hätte man zu einem altägyptischen Mittel gegriffen und um die Kosten für die Opfer zu verringern, dieselben nur in Scheinbildern dargebracht, so hätte man letztere, wie die Aegypter, aus Stein, Thon oder Brod gefertigt, aber nicht aus Bronze, und ihnen auch die Gestalt des Opferthieres mit zusammengebundenen Beinen gegeben und nicht die des frei dahinschreitenden Apis. Man hat diese Stücke offenbar nur mitgebracht und aufgestellt, um dem ganzen Kulte einen mehr ägyptischen, fremdartigern Charakter zu geben; strebte doch der römische Isisdienst in allem und jedem danach, durch Sonderbarkeit und Prachtentwickelung bei dem Volke Eindruck zu machen. Statuen, Büsten, Altäre, Vasen in Silber, allerhand Kultgegenstände, Kleider, Diademe, Halsketten, Ringe für die Ohren, Beine, Arme, den kleinen, vierten und Mittelfinger und ähnliches wurden von den Gläubigen gestiftet (C. I. L. II. 3386; Bull. dell' Inst. di corr. arch. di Roma. 1871 p. 56), im Tempel von den sog. Stolisten aufbewahrt und bei festlichen Gelegenheiten und Prozessionen öffentlich gezeigt. In den Kreis dieser Prunkgegenstände hat demnach auch der Kölner Apis gehört.

So wenig auch im Einzelnen von dem ägyptischen Kulte in den Rheinlanden bekannt ist und so unsicher auch der Fundort mancher angeblich in denselben entdeckter ägyptischen Gegenstände sein mag, sein

Bestehen steht sicher. Die in Köln vermauert entdeckte Statue der Isis (Jahrb. 76 S. 31 ff.) beweist, dass hier eine Kapelle der Göttin stand, Altäre derselben und des Serapis sind an verschiedenen Orten ausgegraben worden und der in Köln gefundene Grabstein des in der Flotte dienenden Horus, des Sohnes des Pabek zeigt, dass sogar Aegypter in diesen Gegenden lebten, die jedenfalls ihre heimischen Götter mitgebracht haben werden. Bis in späte Zeit hinein standen dieselben in Ehren; noch Chnodomarius, der allemanische Gegner Julians, liess sich nach einer nicht misszuverstehenden Andeutung Ammians (16. 12. 25) in ihre Mysterien einführen und änderte den Namen seines eigenen Sohnes nach dem neuen Gotte in Serapion um. Die Bedeutung des Bestehens des Isisdienstes an einem Orte ist aber eine ziemlich weitgehende, da dessen Anhänger nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische Genossenschaft zu bilden wussten.

Anfangs war der Kult der Isis ausserhalb des Nilthales ein privater gewesen, der unter der Aufsicht der Behörde von diesem oder jenem Bürger ausgeübt ward. In Samos beispielsweise musste der Isispriester für jede Prozession, die er vornehmen wollte, eine obrigkeitliche Erlaubniss sich auswirken (Bull. de Corr. hell. 1881 p. 484), an anderen Orten wechselte das Priesterthum monatlich zwischen den Eingeweihten, wie auch schon im alten Aegypten die Einrichtung bestand, dass angesehenere Männer, um ihrer Frömmigkeit Ausdruck zu geben, je einen Monat Tempeldienste verrichteten. Bald änderten sich jedoch die Einrichtungen im Isiskulte. An Stelle der Gelegenheitspriester traten berufsmässige, die sich vom übrigen Volke loslösten, im oder beim Tempel wohnten und nur in besonder Tracht mit geschorenem Kopfe, in einem Leinewandgewand u. s. f. in der Oeffentlichkeit sich zeigten. Und wie die Priester sich absonderten, so thaten es auch bald ihre Anhänger. Zwar hat es keine Organisation derselben gegeben, die das ganze Reich umfasste, aber in jedem Orte standen sie zu einander in nahen Beziehungen, so dass dieselben beispielsweise in Pompeji als Genossenschaft bei den Wahlen einen Candidaten empfahlen (C. I. L. IV. 787, 1011).

Diese Neigung, einen geschlossenen Kreis zu bilden, war es wohl vor Allem, die den römischen Senat, der sonst sehr tolerant war, bewog sich mit aller Kraft dem Eindringen der ägyptischen Götter nach Rom zu widersetzen. Allein bei den wachsenden Beziehungen zwischen Occident und Orient, bei der steigenden Neigung zu mystischen Kulten, die sich in der Kaiserzeit entwickelte, war dies auf die Dauer nicht möglich. Tiber versuchte noch mit Strenge vorzugehen, Caligula gestattete den Kult, Hadrian, der den Versuch machte, aus dem national römischen Kaiserthume ein internationales zu machen, erbaute den ägyptischen Göttern in Tibur ein Asyl, und Commodus nahm persönlich mit rasirtem Kopfe, das Bild des Anubis im Arme an den Prozessionen Theil,

ähnlich wie Caracalla die Mysterien mit besonderem Pompe feierte. Man hat in diesen Handlungen der letzten Kaiser oft Ausflüsse ihrer irrsinnigen Neigungen sehen wollen, richtiger ist es wohl, dass sie aus Berechnung so verfuhren. Das Ansehen der alexandrinischen Gottheiten war ständig gewachsen, der Kreis ihrer Anhänger hatte sich vergrössert und damit auch ihr Einfluss; das beste Mittel um ihn der Krone dienstbar zu machen, war es, wenn der Träger derselben selbst in die Genossenschaft eintrat und so jeder Opposition die Spitze abbrach. So ward der Isiskult zu einem Werkzeuge des Kaiserthums und dies erklärt den Nachdruck, mit dem ihm andere Religionsgenossenschaften entgegentraten, er war für sie nicht nur ein religiöser, sondern auch ein politischer Gegner. In letzterem aber, in seiner politischen Bedeutung liegt der Hauptgrund, aus dem es für historische Zwecke wichtig ist, seine Verbreitung festzustellen; wo er auftritt, da kann man versichert sein, dass er bald eine Partei hinter sich hatte, die in städtischen und auch wohl in allgemeinen Angelegenheiten eine Rolle gespielt haben wird.

A. Wiedemann.

6. Das römische Frankfurt a. M. Man hatte vor einiger Zeit an der Nordgrenze der Stadt, an der Eschenheimer Landstrasse bei Ausschachtungsarbeiten einen aus dem 3. Jahrhundert stammenden römischen Steinsarg gefunden, legte aber dem Funde keine besondere Wichtigkeit bei, da er nur den Schluss auf ein Grab, nicht auf eine Niederlassung zuliess. Kürzlich wurden neue Funde gemacht, über die Dr. A. Hammeran im Verein für Geschichte und Alterthumskunde am 13. Januar berichtet hat. Es wurden bei den während des vorigen Herbstes vorgenommenen Canalisationsarbeiten im ältesten Theile Frankfurts römische Spuren gefunden, durch welche die bisherige Ansicht, als ob die älteste Besiedelung des hiesigen Platzes aus fränkischer Zeit stamme, vollständig über den Haufen geworfen wird. Zunächst entdeckte man Ende October in der vom Domhügel herabführenden Höllgasse 4—5 m unter dem Pflaster eine Senkgrube, welche allerhand Ueberreste römischer Abkunft enthielt, Glasstückchen, Gefässscherben, Henkel und Hälse von Amphoren, auch einen mit Stempel, Ziegel, Hypokaustenplatten u. s. w. Man konnte jedoch immer noch zweifelhaft sein, ob diese Trümmer nicht etwa mit anderem Bauschutt aus der benachbarten Römerstadt beim jetzigen Dorfe Heddernheim hierhergekommen seien. Aber am 6. November stiess man nicht weit davon in der Tiefe von $2^1/_2$ m auf die Sohle eines gemauerten Canals, dessen fest in Beton liegende und gestempelte Platten den unumstösslichen Beweis lieferten, dass die Römer hier in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts ein Bauwerk angelegt haben. Zu jenem früher erwähnten Ziegel mit dem Sempel LEG XIIII sind nämlich noch verschiedene andere gekommen, welche den

Stempel derselben Legion theils mit theils ohne den Zusatz G. M. V. (Gemina Martia Victrix) enthalten, welchen das Regiment seit seiner Rückkehr aus dem britannischen Feldzug im Jahre 70 führte. Da andererseits die 14. Legion nur bis zum Jahre 89 am Rhein stand und dann nach der Donau abrückte, so muss der Canal, dessen Seitenmauern ausgebrochen sind und der in Anlage und Grössenverhältnissen völlig mit den Canälen im Bonner Römerkastell übereinstimmt, zwischen den Jahren 70—89 gebaut worden sein. Er war unstreitig eine nach dem Main führende Entwässerungsanlage, deren Mündung an der sog. Schmidtstube zu suchen ist, und da er von Soldaten gebaut wurde, so gehörte er zu einem militärischen Bauwerk. Man hat also an ein römisches Kastell auf dem strategisch wichtigen Hügel oberhalb der Mainfurt zu denken, auf der Stelle, wo jetzt der Pfarrthurm steht und früher das älteste Rathhaus von Frankfurt stand. Von hier führt ein Strassenzug in grader Richtung westlich zu dem Dorfe Nied, wo an der Einmündung der Nidda ebenfalls ein Kastell lag, und da kürzlich auch in Kesselstadt bei Hanau, also östlich von hier, die Spuren eines grossen (400 m im Geviert messenden) Römerkastells entdeckt wurden, so haben wir eine von Mainz bis Hanau fortlaufende Linie von Befestigungswerken am Main. Alle stammen aus der Zeit vor Errichtung des Grenzwalls (limes), welche unter Domitian erfolgte, und wurden später entbehrlich, da der Grenzwall die Grenze weiter nach Norden hin, vom Main bis zum Taunus, vorschob. Daraus erklärt sich, dass vom Frankfurter Kastell die Spuren und selbst die Ueberlieferung verloren ging. Die Niederlassung der Franken erfolgte dann ganz in der Nähe der verlassenen Römerbauten, aber nicht auf der Anhöhe, sondern in der Flussniederung bei der Furt, an der Stelle des jetzigen Saalhofes, welcher noch bauliche Ueberreste aus fränkischer Zeit aufweist, während die Begräbnissstätte der Franken auf dem Boden des einstigen Main-Neckarbahnhofs sich befand.

Köln. Zeitung vom 14. Novemb. 1889 I und vom 16. Jan. 1890 II.

7. Zu den Iversheimer Inschriften in Jahrb. L./LI. Eine von mir vorgenommene Revision der an der angeführten Stelle von Freudenberg zuerst bekannt gemachten Inschriften hat mehrfache Abweichungen und Berichtigungen ergeben, welche ich hier mitzutheilen mir erlaube. Zunächst ist zu bemerken, dass sämmtliche Inschriftsteine aus rothem leicht der Verwitterung ausgesezten Sandstein bestehen, weshalb die Schriftzüge stellenweise fast bis zur Unleserlichkeit zerstört sind.

S. 184 Nr. 1 ist eine Votivara, an der rechten Seite vom Beschauer und unten verstümmelt. Da die lückenhafte Seite heute ebenso glatt behauen ist wie die linke, so scheint die Ara schon früher einmal durch glattes Abhauen der Seitenflächen zur Verwendung als Werkstein hergerichtet worden zu sein. Oberhalb der Inschriftfläche lief rings herum

ein vorspringendes jetzt grösstentheils abgebrochenes Gesims. Der Stein ist jetzt 43 cm hoch, 27 cm breit und 13 cm tief. Die Schrift ist im Verhältniss zu derjenigen der übrigen in Iversheim gefundenen Inschriften oberflächlich und nicht überall regelmässig eingehauen. Bei einzelnen Buchstaben, namentlich denjenigen mit runden Zügen ist der Meissel dem Steinmetz stellenweise ausgesprungen. Ueber dem Gesims ist nicht bloss von dem Zeichen I, wie Freudenberg angiebt, der untere Theil der Hasta, sondern auch noch N ganz und nach ihm der Rest eines vertikalen Striches deutlich erhalten, wodurch Freudenbergs Ergänzung IN H(onorem) D(omus) D(ivinae) ihre Bestätigung erhält. — Z. 2 schimmert der erste Verticalstrich des mit L ligirten H im Worte HLVΘENAE noch schwach durch. Am Schlusse der Zeile ist die untere Hälfte des S noch ganz deutlich vorhanden, so dass hier sehr wohl Sacrum gestanden haben kann. — Z. 2 ist im Anfang der Zeile noch die ganze Rundung des P auf dem Steine erhalten. — Z. 3 hat I im Worte sEVERI Ueberlänge. — Z. 4 wird zu Anfang noch ein ganz kleiner Rest von S sichtbar. — Z. 8 ist zu Anfang noch schwach der obere Theil eines R vorhanden, eben so deutlich dann von A und C oder G, dann folgen ENTINC, worin, wie schon Freudenberg richtig vermuthet hat, die abgekürzte Phrase CVR(am) AGENT(e) und der Name des mit der Setzung der Ara betrauten Beamten steckt.

S. 186 Nr. 2 ist ein oben verstümmelter, jetzt 55 cm hoher, 39 cm breiter, 18 cm tiefer Votivaltar auf einem ringsherum vorspringenden Sockel von 7 cm Höhe. Von der über der Inschrift ehemals befindlichen Darstellung des Genius, der in einer von Säulen getragenen Nische gestanden hat, sind die Füsse desselben nebst den Säulenbasen noch erhalten. Darunter auf einer von einem breiten Rande umgebenen vertieften Fläche die Widmungsinschrift, deren Schriftzüge in den letzten drei Zeilen fortschreitend kleiner werden. Z. 1 steht nach GENIO ein Punkt, der Rest der Zeile ist verwittert. — Z. 2 VEXLLATIO ganz deutlich, wonach das von Freudenberg über die Schreibung dieser Zeile Gesagte zu berichtigen ist. — Z. 4 habe ich das zwischen B und N eingeschriebene kleine I nicht auf dem Steine entdecken können. — Auf den beiden Schmalseiten arabeskenartige Verzierungen.

S. 187 Nr 3. Oben abgebrochener Votivaltar mit vorspringendem Sockel, 38 cm hoch, 48 cm breit, 20 cm tief. Auf einer von mit Schuppenverzierungen geschmückten Säulen eingefassten vertieften Fläche die oben verstümmelte Inschrift, deren Buchstaben in den zwei ersten Zeilen $4^1/_2$ cm, in der dritten 4 cm, in der vierten $3^1/_2$ cm und in der letzten $2^1/_2$ cm hoch sind. Z. 1 ist vor B noch der untere Theil der Hasta von I ganz deutlich vorhanden; dagegen das nach Freudenbergs Angabe in das V eingeschriebene I habe ich nicht erkennen können; dieses war wahrscheinlich mit D durch Ligatur verbunden. Wohl aber sind in der vor

der jetzigen ersten Zeile ursprünglich noch befindlichen Zeile unmittelbar über DV der untere Horizontalstrich eines L oder E sowie die Basen von zwei nahe bei einander stehenden Vertikalstrichen noch erkennbar. — Z. 2 unterscheide ich auf dem Steine noch die Reste eines S vor A zu Anfang der Zeile. Der drittletzte Buchstabe des ersten Wortes ist durch ein Loch im Steine verloren gegangen. S am Ende des Wortes ist bloss in seinen unteren Theilen erhalten. Freudenbergs Ergänzung desselben durch Avitus scheint sicher zu sein. — I im Worte SIG ist kleiner als die nebenstehenden Buchstaben. — Z. 3 steht in Wirklichkeit auf dem Steine ❧ P M ❧. Der von Freudenberg für das Zahlzeichen I gehaltene Strich ist nichts anderes als ein nach unten gekehrtes Blatt mit kräftigem Stiel als Interpunktionszeichen. Dadurch erhalten wir dieselbe Bezeichnung L(egio) P(rima) M(inervia), wie sie auch auf einzelnen Ziegelstempeln erscheint.

Z. 4 ist I im Worte ATONNO, wenn ich mich nicht sehr täusche, durch Verlängerung des mittleren Vertikalstriches der beiden ligirten N angedeutet; ebenso ist das letzte O in diesem Worte kleiner als die übrigen Buchstaben. Z. 5 steht sicher bloss П vor COS auf dem Steine und der senkrechte Strich, welchen Freudenberg vor П noch hat zu sehen geglaubt, scheint mir eine zufällige Verletzung des Steines zu sein.

Auf der linken Schmalseite vom Beschauer werden die Beine eines Thieres mit je drei Zehen am Fusse sichtbar, von denen das linke vorgesetzt ist, auf der rechten Schmalseite die Reste zweier über Kreuz gelegter stabähnlicher Gegenstände, welche in der Mitte durch einen Knoten zusammengehalten werden.

S. 188 Nr. 4 ist keine eigentliche Votivara, wie Freudenberg angiebt, sondern vielmehr eine Tafel, deren von hübschen Leistenrändern umgebene, flach vertiefte Vorderfläche nach Art der tabellae ansatae gebildet ist; jetzt in drei grösseren Bruchstücken vorhanden, zwischen denen jedoch mehrere kleinere fehlen. Die Inschrift ist von Freudenberg bis auf einige Kleinigkeiten richtig wiedergegeben. Z. 1 steht nach M, dessen erste Hälfte ausgebrochen ist, ein Punkt; desgleichen nach Ǝ, in dem hier ebenso wie in der 2. und 5. Zeile die offene Seite nach links gekehrt ist. Z. 2 findet sich nach Ǝ ein Punkt, ferner ist der zweite Schenkel des A erhalten. Z. 3 ist O in C eingefügt und vor A im Worte AVG noch ein Punkt sichtbar. Z. 5 hat der vierte Buchstabe I Ueberlänge. Z. 6 ist zwischen A und C ein Punkt vorhanden.

S. 191 Nr. 5 ist eine in zwei ungleiche Theile zerbrochene Grabschrift aus rothem Sandstein, deren erste Zeile fehlt. Z. 1 ist von A der letzte Schenkel jetzt verloren und das Zeichen am Schluss der Zeile kein I wie Freudenberg angiebt, sondern der vordere Schenkel eines A. Z. 2 steht in Wirklichkeit auf dem Stein MATRI. Die Buchstaben der beiden ersten Zeilen sind 7 cm, die der dritten $6^1/_4$ cm hoch.

Endlich hat die Iversheimer Fundstätte noch einen kleinen stark verstümmelten Block aus rothem Sandstein geliefert, welcher Freudenberg unbekannt geblieben zu sein scheint. Nur an der rechten Seite ist er intakt. Dort auf der Schmalseite die Reste eines Baumes in Flachrelief. Der Stein ist jetzt an der besterhaltenen Seite 26 cm hoch und 19 cm breit. Auf der Vorderfläche sind noch die Anfänge von drei Zeilen einer Inschrift erhalten.

UIV
TIOLE
FAVS

Die Buchstaben der oberen Zeile sind $3^1/_2$ cm, die der unteren 5 cm hoch. Wie viel in den einzelnen Zeilen fehlt, lässt sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln. In der zweiten Zeile liegt die Ergänzung [vexilla]TIO LE[g(ionis) I M(inerviae)] mit Rücksicht auf den Fundort und die übrigen in Iversheim gefundenen Steine sehr nahe. In der letzten Zeile steckt ein Name wie Faustus oder Faustinus; er war vielleicht derjenige, unter dessen Obhut (cura) die Votivara — denn eine solche war unser Stein — errichtet worden ist.

Bonn. Josef Klein.

8. Römisches Inschriftfragment aus Neapel. Das hiesige Provinzialmuseum besitzt seit mehreren Jahren das Bruchstück einer kleinen, 2 cm dicken Tafel aus weissem Marmor, welches allein oben unversehrt und mit einem Leistenrand versehen ist. Dasselbe, welches jetzt $10^1/_2$ cm hoch und $9^1/_2$ cm breit ist, soll nach Angabe des früheren Besitzers aus Neapel stammen. Dies mag insofern seine Richtigkeit haben, als sie in Neapel erworben worden ist. Es giebt indessen einen Umstand, welcher auf Rom als ihren eigentlichen Fundort hinweist. Dies ist der auf ihr enthaltene Rest einer Inschrift, welcher vollends mit einer stadtrömischen Inschrift desselben Mannes C. I. Lat. VI, 505 übereinstimmt. Unser Fragment lautet:

OREITVS
ƎOLIVM
\FECIT

und ist nach der oben erwähnten stadtrömischen Inschrift etwa folgendermassen zu ergänzen:

L. Cornelius Scipio ORFITVS
v. c. augur tauro BOLIVM
sive criboliu M FECIT

Darauf folgte das Datum. Der Namen der Gottheit, für welche die Tafel die Widmung enthielt und welche wahrscheinlich ebenso wie auf der stadtrömischen Inschrift die Magna Mater war, scheint auf einer anderen

Tafel bezw. auf einer über der Tafel angebrachten Reliefdarstellung eingegraben gewesen zu sein. — Auf dem Stein steht wirklich OREITVS und nicht ORFITVS.

Bonn. Josef Klein.

9. Zu Jahrb. XXIX/XXX S. 117. An der angeführten Stelle hat Prof. Fiedler die griechische Inschrift einer kleinen wahrscheinlich in Rom gefundenen Marmortafel aus dem Besitze der Frau Mertens-Schaaffhausen mitgetheilt, um sie für den Fall, dass sie im Privatbesitz sich verlieren sollte, der Vergessenheit zu entreissen. Zunächst hat sich die Befürchtung Fiedlers, das kleine Denkmal möchte wohl nie wieder für eine wissenschaftliche Benutzung aufgestellt sein werden, glücklicherweise nicht erfüllt. Es befindet sich nämlich augenblicklich im Besitze des hiesigen Provinzialmuseums, in das es mit einem grossen Theile rheinischer Alterthümer des verstorbenen Professor Friedr. Heimsoeth gelangt ist. Ich erneuere die Besprechung desselben in diesen Blättern, weil die Angaben Fiedlers über dasselbe nicht ganz genau sind.

Die 16 cm hohe, 22 cm breite und 2 cm dicke Tafel ist an der unteren linken und oberen rechten Ecke vom Beschauer beschädigt. Die Inschrift lautet nach meiner Abschrift:

Θ К
ЄΔΗΜΟΝΙϹΥΝ
ΒΙΩΚΛΑΟΥΔΙΑΝΗ
ϹΥΝΒΙΟϹΜΝΙΑϹ
ΧΑΡΙΝЄΖ·Η·ΛЄ

Zunächst steht Z. 2 deutlich auf dem Steine ЄΔΗΜΟΝΙ, was auch Fiedler angegeben hat, aber falsch C(έξτῳ) Δήλλωνι erklärt hat. Denn das vierte Zeichen der Zeile ist ein ganz deutliches griechisches Μ und kein ΛΛ. Ἐδήμονι ist aber nichts anderes als Εὐδήμονι wie Ἐαμερίς neben Εὐαμερίς vorkommt. Z. 3 steht im Worte Κλαουδιανή deutlich von Υ ein Ο, was Fiedler übersehen hat. Μνίας χάριν statt μνείας χάριν macht keine Schwierigkeit, wohl aber Η nach Ε Ζ., anstatt dessen man, wie Fiedler richtig schon bemerkt hat, ΕΤ = ἔτη erwarten sollte. Entweder hat der Steinmetz Η für Ε gesezt oder er hat das Compendium für Jahre vergessen und irrthümlich Η von ΕΖ durch einen Punkt getrennt. Die Inschrift lautet also jetzt: Θ(εοῖς) Κ(αταχθονίοις). Εὐδήμονι συνβίῳ Κλαουδιανὴ σύνβιος μνείας χάριν· ἔζ(η) ἔτη τριάκοντα πέντε.

Bonn. Josef Klein.

10. Die Gigantensäule von Schierstein. Das Museum in Wiesbaden wird in den nächsten Tagen eine höchst werthvolle Bereiche-

rung erfahren durch einen neuen Fund, der vor wenigen Tagen in dem benachbarten Schierstein gemacht worden ist. In letzter Zeit ist bereits wiederholt von interessanten Funden in den Frankengräbern bei Schierstein berichtet worden, der jetzige Fund aber, über den Sanitätsrath Dr. Florschütz in der Sitzung des Nassauischen Vereins für Alterthumskunde vom 13. Nov. 1889 berichtete, übertrifft alle frühern an Bedeutung. In einem Schachte, den man in unmittelbarer Nähe jener fränkischen Gräber hatte ausgraben lassen und den man für einen Brunnen aus römischer Zeit glaubt halten zu dürfen, ist man in einer Tiefe von 5m auf eine gut erhaltene Gigantensäule aus dem dritten Jahrhundert nach Christi Geburt gestossen. Der Sockel der Säule trägt ausser der Inschrift die Bildnisse der Minerva, des Hercules und des Mercur, die krönenden Figuren auf dem Capitell stellen den Triumphator zu Ross dar, wie er einen Giganten, der unter dem Ross am Boden liegt, gebändigt hat. Die Minerva ist mit Speer und Schild dargestellt, neben ihr sitzt ihr Kennzeichen, die Eule; Mercur hält in der Rechten den Geldbeutel, unten in der Ecke sitzt bei ihm ein Ziegenbock. Die gut erhaltene Inschrift lautet zu deutsch: „Jupiter, dem besten und höchsten. Der Sieger Seneca, Ritter der 22. Legion, der ersterrichteten frommen und getreuen, hat in Erfüllung eines Gelübdes dies auf seinem Grundstück errichtet unter dem Consulat von Gratus und Seleucus (?) am 28. Februar." Die Säule lag umgekehrt in dem Brunnen, zuerst stiess man auf den Sockel, dann kam die schlanke Säule, dann das Capitell mit den Bruchstücken der krönenden Figuren, die sich sehr leicht wieder ergänzen und zusammensetzen lassen. Man hat schon manche Bruchstücke derartiger Säulen aus der spätern römischen Kaiserzeit gefunden, ziemlich vollständig erhaltene Säulen aber hatten wir bisher nur zwei: die Mertens-Säule, welche bei Saarlouis gefunden wurde, und die jetzt im Frankfurter Museum befindliche Heddernheimer Säule. Letztere ist 4m hoch, die Schiersteiner Säule misst 2,7m. Meist fanden sich die Bruchstücke der Säulen in den keltischen und germanischen Grenzprovinzen des alten römischen Reiches, wo sie zur Verherrlichung der Siege über die zurückgeschlagenen Germanen errichtet wurden. Wie die Schiersteiner Säule ist auch die Heddernheimer ein Brunnenfund. Entweder haben die siegreich zurückkehrenden Germanen die römischen Siegeszeichen in die Tiefe der Brunnen geworfen oder die fliehenden Römer, letztere vielleicht — was die sorgfältige Zupackung der Brunnen vermuthen lässt — in der Hoffnung, sie bei ihrer etwanigen Rückkehr wieder aufrichten zu können.

Köln. Zeit. 16. Nov. I.

11. Ucletianius. Auf dem von mir im Rheinischen Museum Bd. XLII p. 487 (vgl. J. Klein, Bonn. Jahrb. 83, 226) veröffentlichten Votivstein hat der Dedikant das Nomen *Ucletianius*. Professor Hübner

machte mich seiner Zeit darauf aufmerksam, dass *Ucletianius* wahrscheinlich regelmässig von einem Ortsnamen abgeleitet ist, wie *Nolanius* (CIL III 6234) von Nola, *Venafranius* von Venafrum u. a. m. (vgl. Hübner, Ephem. epigr. II p. 30 ff.) Danach würde sich *Ucletianius* ohne Schwierigkeit zu *Ucletium* stellen. So heisst in Urkunden der spanische Ort Uclés (südöstlich von Madrid gelegen); vgl. CIL II p. 419. Ein weiteres Beispiel dieses Namens ist mir nicht bekannt geworden.

Max Ihm.

12. Karlsruhe. Griechische Inschrift. Unter den Inschriften der Grossherzoglichen Alterthümersammlungen zu Karlsruhe findet sich auf einer Bleitafel aufgezeichnet eine (nr. 1458), welche sich auf den Isiskult bezieht. Dieselbe lautet umschrieben: † Θεόφιλος (2) Ἀντιοχεὺς τὴν (3) μελανηφόρος (4) τὴν κονίασιν (5) τοῦ παστοφο (6) ρίου καὶ τὴν (7) γραφὴν τῶν (8) τε τοίχων καὶ (9) τῆς ὀροφῆς καὶ (10) τὴν εικαυσιν τῶν (11) προινοχβοις . . (12) τοὺς ἐν αὐτοῖς (13) σανίδας Ἴσιδι εν (14) Σαράπιδι. Rückseite (1) τοῦ (2) Ἀνδρονί (3) κου. Die Verbesserung der Fehler des Textes ist im Allgemeinen sehr einfach. l. 2 mus τὴν wegfallen; l. 12 ist statt τοὺς zu lesen τάς; am Ende v. l. 13 ist εν unverständlich. Schon diese offenbar von einem Abschreiber gemachten Versehen müssen den Gedanken an eine Fälschung nahe legen, noch mehr geschieht dies durch das sinnlose Wort in l. 11. In der That besitzen wir noch das Original, auf Grund dessen die Bleitafel-Copie hergestellt worden ist, es ist eine jetzt in Verona befindliche Marmorinschrift, publizirt Corp. Inscr. Gr. 2297. Diese giebt die eben erwähnten Correkturen und als wahren Wortlaut von Z. 10 an: τὴν ἔ[γ]καυσιν τῶν θυρῶν καὶ τοὺς προμόχθους τοὺς ἐν τοῖς τοίχοις, καὶ τὰς ἐν αὐτοῖς σανίδας ἀνέθηκεν Σαράπιδι, Ἴσιδι, Ἀνούβιδι Ἁρπο[κ]ράτει ἐπὶ ἱερέως Σελεύκου τοῦ Ἀνδρονίκου Ῥαμνουσίου. Hiervon hat der Abschreiber einen Theil fortgelassen, da nicht das Ganze auf seiner Bleitafel Platz fand, ebenso wie er auch in Z. 1 den Namen des Vaters des Theophilus Θεοφίλου überging. Dass die Copie nach der vorliegenden inhaltlich übrigens sehr interessanten und daher zur Vervielfältigung einladenden Marmorinschrift erfolgte, zeigt einmal das sinnlose ἐν in Z. 14, welches sich aus Ἀνούβιδι des Originals erklärt, dann aber das Wort εικαυσιν. Auf dem Marmor ist der zweite Buchstabe desselben verwischt, der Fälscher hat statt des erforderlichen γ, da Raum für einen langen Buchstaben vorhanden war, ein ι eingesetzt. Vielleicht ist das Karlsruher Stück identisch mit der von Petrettini, Papiri Greco-egizi Wien, 1826 p. 73 erwähnten, um 1810 in Venedig befindlichen auf einer Bleitafel aufgezeichneten Fälschung auf Grund der Veroneser Inschrift.

A. Wiedemann.

13. Aegypten. Neue Funde. Auch in diesem Winter hat sich Flinders Petrie nach Aegypten in das Fayûm begeben und hier seine

Ausgrabungen fortgesetzt. Dieselben sind wiederum von Erfolg gekrönt gewesen, was wissenschaftlich um so erfreulicher ist, als die offiziellen Ausgrabungen des Bulaqer Museums eingestellt zu sein scheinen oder doch wenigstens von deren Resultaten Nichts mehr an die Oeffentlichkeit dringt. Zunächst wurde die Pyramide von Illahun am Eingange des Fayûm geöffnet. Der Bau bestand in seinem untern Theile aus dem natürlichen Felsen, auf den man oben eine pyramidenförmige Spitze aus Ziegeln aufgesetzt hatte. Der Plan der innern Anlage ergab sich als auffallend einfach, zwei Schachte führten ausserhalb der Pyramide etwas südlich von der Süd-Ost-Ecke senkrecht in die Tiefe und endeten bei einem schräg nach oben führenden Gange, durch den man von der Seite in eine von Ost nach West orientirte Kalksteinkammer gelangte; ein kurzer Gang ging von dieser nach Westen in eine zweite in Granit ausgearbeitete Kammer, die einen prachtvollen, auf das sorgsamste gefertigten Sarkophag enthielt. Der Sarg selbst war ohne Inschriften und ohne Inhalt, der Deckel war spurlos verschwunden, doch stand vor ihm der alabasterne Opferaltar für den König Usertesen II., dessen Ueberreste demnach die Pyramide einst barg oder doch bergen sollte, denn das Fehlen des Sargdeckels lässt die thatsächlich erfolgte Bestattung fraglich erscheinen. Wie der Name Usertesen II., der vermuthlich der Grossvater Amenemha III. war, dessen Pyramide Petrie im vorigen Jahre bei Hawâra eröffnete (Jahrb. 87 S. 205) zeigt, gehört der Bau in die 12. Dyn., also jedenfalls vor das Jahr 2000 v. Chr. Der Name der Anlage war, wie anderweitige Inschriften lehren, chā „die glänzende"; wie bekannt, pflegten ja die alten Aegypter jeder Pyramide einen besondern Namen zu geben, der meist eine besonders rühmenswerthe Eigenschaft derselben, ihre Grösse, ihr Leuchten u. s. w. hervorhebt.

Von sonstigen Gängen fand sich in der Pyramide nur einer, der die erste Kammer nach Süden hin verliess, dann in rechtem Winkel sich erst nach Westen, hierauf nach Norden, Osten und wiederum nach Süden wendete, um in die Sarkophagkammer einzumünden. Da sich nirgends Verschlüsse oder Fallthüren zeigen, so kann dieser Gang nicht den Zweck gehabt haben, den Zugang zur Grabkammer zu erschweren, hat vielmehr jedenfalls für eine Begräbnissceremonie gedient, bei der es wünschenwerth erschien, um die Grabkammer herumziehen zu können. Die Sicherung des Einganges in den Bau erfolgte, wie bemerkt, nicht wie bei den übrigen Pyramiden durch innere Anlagen, sondern einzig und allein dadurch, dass die beiden Schachte, die zu dem ersten Gange führten, überhaupt nicht innerhalb der Pyramide sich befanden, sondern vor derselben in einem Hofe, dessen Pflaster sie vollständig überdeckte und verbarg. Dieser Hof seinerseits lag innerhalb eines von Usertesen II. angelegten Tempels, der noch im Laufe der ägyptischen Geschichte zerstört ward und dessen Quadern Ramses II. nach Ahnas (Heracleopolis

magna) schleppen liess, um sie hier bei der Errichtung eines seiner Tempel zu verwenden.

Weiter wurden die im vorigen Jahre begonnenen Ausgrabungen der Ruinen einer während der 12 Dyn. angelegten Stadt von Petrie fortgesetzt und ein genauer Plan der Strassen und einzelnen Häuser aufgenommen. Letztere zeichneten sich dadurch aus, dass die grossen Zimmer in der Art eines Atriums gebaut worden waren, in der Mitte befand sich ein Teich, während ringsherum eine Säulenhalle lief. In Mitten der Strasse war ein Graben in Stein angelegt um dem Wasser Abfluss zu gewähren, also ähnlich wie dies bis in das Mittelalter hinein auch im Abendlande vielfach geschehen ist. Die Vornehmen hatten ihre Wohnungen nicht in der Stadt selbst, sondern auf einem nahe gelegenen Hügel, dessen Höhe man vermittelst aus Ziegeln errichteten Treppen erreichte. Zahlreiche Einzelfunde haben ein mehr rein ägyptologisches Interesse; hervorzuheben ist nur noch, dass wieder eine grosse Zahl der an griechische Arbeiten erinnernden und der mit anscheinend alphabetischen Zeichen gestempelten Thonwaaren in Anlagen der 12., 18. und 21. Dynastie entdeckt wurden. Aehnliche im letzten Jahre von Petrie gefundene sind mehrfach in populären Zeitschriften und auch auf dem Stockholmer Orientalisten-Congress besprochen worden; da jedoch bisher keine Publikation derselben vorliegt, so ist ein Urtheil über ihre wissenschaftliche Bedeutung u. s. f. noch nicht möglich.

A. Wiedemann.

14. Babylonien. Ausgrabungen. In die Reihe der die alten Trümmerhügel von Mesopotamien erforschenden Nationen sind seit einiger Zeit die Amerikaner getreten, die laut Zeitungsnachrichten in diesem Winter besonders an dem westlichen Ufer des grossen Kanals Schatt en-Nîl thätig waren. Hier bei dem heutigen Niffer an der Ostgrenze der weiten Niederung, welche der Euphrat unterhalb von Hilla bildet, etwa in der Mitte zwischen Babylon und dem uralten, schon in der Izdubarlegende eine wichtige Rolle spielenden Erech liegen nahe bei einander 4 Hügel, die die Stätte der heiligen Stadt Bels Nippur bezeichnen. Schon Layard hatte dieselben untersucht, fand aber nicht die Zeit, um systematische Ausgrabungen vorzunehmen, seine Arbeiter entdeckten so gut wie ausschliesslich Reste aus später Zeit, wie Thonsärge und ähnliches, nur in dem nordwestlichen, jetzt Bint-el-Amîr genannten Trümmerhügel stiess man auf Backsteine, die die Namen der Könige Ur-Ba'u und GÂ-mil-Nindar trugen. Beide gehören der altbabylonischen Zeit an und ersterer, der neuerdings um 3000 v. Chr. gesetzt wird, thatsächlich aber fast ein Jahrtausend jünger gewesen sein könnte, ist als Begründer einer neuen Dynastie und Bauherr an zahlreichen babylonischen Tempeln bekannt. Die Stadtgottheiten von Nippur waren Bel und Beltis, bez. Istar.

Dem erstern war der Tempel, den der eben genannte Hügel bedeckt, geweiht; seine Untersuchung hat sich die neue Expedition zur Aufgabe gestellt und durchgeführt, die dabei erzielten Resultate sollen grosses Interesse darbieten. Ferner wurde in Ur die grosse Tempelbibliothek mit zahlreichen Thontafeln mit Inschriften entdeckt. Die Stätte von Ur ist zu suchen in dem Trümmerhügel El-Mukajjar süd-östlich vom Euphrat nahe bei der Vereinigung des Schatt el-Hâi mit diesem Strome; an dem grossen Kanale Pallakopas, der Nordbabylonien direkt mit dem Meere verbindet. Der in drei Terrassen sich erhebende Haupttempel der uralten, bis in die letzten Zeiten des Babylonierthums berühmten Stadt galt dem Mondgotte Sin, er verdankte seine Gründung dem schon genannten Könige Ur-Ba'u; noch der letzte König des Landes Nabuna'id liess sich seine Restaurirung angelegen sein. Ein besonderes Interesse bietet Ur auch dadurch dar, dass es das Ur Kasdim, das Ur der Chaldäer ist, von wo nach der biblischen Ueberlieferung (I Mos. 11, 28; Neh. 9, 7) Abraham auszog, um sich in Kanaan neue Wohnsitze zu suchen. A. W.

# IV. Berichte.

## I. Generalversammlung des Vereins am 23. Juli 1889.

Der Vorsitzende erstattet den Jahresbericht für das Jahr 1888, wie folgt:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 1. Juli 1888: 617.

Gestorben sind seit der letzten Generalversammlung die am 27. Juni 1888 stattfand, folgende 9 Mitglieder:

Herr Landrath Delius in Mayen,
„ Geh.-Rath Professor Dr. Delius in Bonn,
„ Präsident von Mirbach in Bonn,
„ Oberlehrer Möller in Metz,
„ Gymnasial-Director Ungermann in Düren,
„ Professor Mohr in Köln,
„ Friedr. J. D. Herstatt in Köln,
„ Landgerichtsrath a. D. Freiherr von Fürth in Bonn,
Frau Geheimräthin Deichmann in Bonn."

Der Vorsitzende ersucht die Anwesenden sich zum ehrenden Andenken an dieselben von den Sitzen zu erheben.

„Neu eingetreten in den Verein sind 37 Mitglieder.

Es sind die Herren:

Bau-Inspector a. D. Richter in Bonn,
Professor Dr. Kellner in Bonn,
Kaplan Schnock in Aachen.
Major a. D. Ernst von Claer in Trier,
Dr. Urlichs in Würzburg,
Baron Theodor Liebieg zu Reichenberg in Böhmen,
Robert Rhodius in Linz,
Heinrich Stremme in Crefeld,
Professor Dr. Schroers in Bonn,
Dr. Hans Andreae in Burgbrohl,
Hauptmann Kohtz in Düsseldorf,

F. H. Michels in Andernach,
Premier-Lieutnant Helmentag in Düsseldorf,
Professor Dr. Nordhoff in Münster,
Landrath Dr. von Sandt in Bonn,
Rittergutsbesitzer von Grand Ry in Bonn,
Notar C. Lautz in Elberfeld,
Regierungsrath Dr. Meyer in Köln,
Professor Dr. Kahl in Bonn,
Generalmajor z. D. Stoll in Bonn,
Wilhelm Mendelsohn in Bonn,
Professor Dr. Baron in Bonn,
Landrath Graf von Brühl in Coblenz,
Fritz König in Bonn,
Willy Blank in Elberfeld,
August Frowein in Elberfeld,
Freiherr August von der Heydt in Elberfeld,
Carl von der Heydt, Banquier in Elberfeld,
Carl Lindenschmidt Rechtsanwalt in Elberfeld,
Dr. Robert Neuhoff in Elberfeld,
Banquier Friedrich Röber in Elberfeld,
Director Wilhelm Springorum in Elberfeld,
Regierungs-Referendar D. Guido de Weerth in Düsseldorf,
Geh. Commercienrath Freiherr von Heyl zu Herrnsheim bei Worms,
Gustav Blank in Elberfeld,
Der Alterthumsverein in Birkenfeld,
Gutsbesitzer Caron auf Haus Heisterbach bei Königswinter.

Abgemeldet haben sich für 1889: 15 Mitglieder, so dass mit den 9 Gestorbenen der Verein einen Verlust von 24 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verlust steht ein Zuwachs von 37 Mitgliedern gegenüber, so dass die Mitgliederzahl sich um 13 vermehrt hat und heute 630 beträgt.

Seit der letzten Versammlung sind eine Festschrift zu Ehren des vom 6. bis 10. August 1888 hier abgehaltenen Anthropologen-Kongresses, zu der die Herren Schaaffhausen, Wiedemann, Klein, Asbach, von Cohausen und Florschütz Beiträge geliefert haben, ferner Heft 86 der Jahrbücher mit 13 Tafeln und 30 Holzschnitten, und als Winckelmann's-Programm die Schrift: Das römische Lager in Bonn mit 2 Karten und 3 Bildern im Text und

ferner Heft 87 der Jahrbücher mit 6 Tafeln und 13 Abbildungen im Text herausgegeben worden. Wir müssen mit lebhaftestem Danke erwähnen, dass der Provinzial-Ausschuss in Düsseldorf auf unser Ersuchen uns zur Herstellung von 2 chromolithographischen Tafeln für das Heft 87 einen Beitrag von 300 Mark gewährt hat.

Das dem Herrn Dr. Bone in Auftrag gegebene Verzeichniss des Inhalts der Jahrbücher 61 bis 90 ist bereits in Ausarbeitung begriffen.

Ich lege die Jahresrechnung für 1888 mit den Belegen zur Einsicht vor und theile die Hauptposten derselben mit:

Die Gesammteinnahme betrug 1888: Mark 6396.11 gegen Mark 6498.97 im Jahre 1887. Die Ausgabe belief sich auf Mark 6310.48 gegen Mark 6160.22 im Jahre 1887.

Es bleibt am 31. Dezember 1888 ein Baarbestand von Mark 85.63 gegen Mark 338.75 im Vorjahre.

Der Bestand unserer Casse ist am 13. Juli 1889 Mark 1935.44 gegen Mark 3919.75 am 27. Juni des vorigen Jahres.

| Es betrugen die Ausgaben: | | | | im Jahre 1887: |
|---|---|---|---|---|
| für Drucksachen | Mark | 2120.40 | gegen | 2481.25 |
| für Zeichnungen und Herstellung der Tafeln | „ | 1551.10 | „ | 1033.38 |
| für Honorare | „ | 1155 | „ | 970.20 |
| für Buchbinderarbeit | „ | 645.51 | „ | 546.08 |
| für die Bibliothek | „ | 265.70 | „ | 557.60 |
| für Kassenführung, Portis und verschiedene Ausgaben | „ | 555.03 | „ | 543.02 |

Der augenblicklich geringe Baarbestand der Kasse erklärt sich durch einige noch in diesem Jahre berichtigten Kosten der Festschrift und die bereits erfolgte Zahlung der ersten Rate für das Register.

Die im vorigen Jahre gewählten Revisoren, die Herren Rechnungsrath und Hauptmann a. D. Würst und Dr. Hauptmann haben die Rechnung richtig gefunden, so dass ich für unsern Herrn Rendanten die Entlastung beantrage." Dieselbe wird einstimmig ertheilt.

„Indem ich den genannten Herren für ihre Mühewaltung aufrichtigen Dank abstatte, schlage ich vor, die beiden Herren Revisoren für das nächste Jahr wieder zu wählen und hoffe, dass sie die Wahl annehmen.

In unserer Bibliothek ist die Einrichtung getroffen, dass Herr Bibliothekar Dr. Sonnenburg bis auf Weiteres jeden Freitag von $10^1/_2$ bis 12 Uhr dort anwesend ist, um Bücher an die Vereinsmitglieder auszuleihen. Die Bibliothek hat sich im Laufe des Jahres um c. 130 Bände vermehrt. Sie hat Geschenke erhalten von den Herren Grempler, Schaaffhausen, Schierenberg, Schneider, Wiedemann und verschiedenen Verlegern.

Unser Verein hat wie üblich am 9. Dezember 1888 ein Winckelmannsfest veranstaltet, über welches im Oktober 1889 berichtet worden ist.

Ein Ereigniss, welchem viele Mitglieder des Vereins mit freudiger Theilnahme entgegengesehen haben, ist die am 2. Juli stattgefundene feierliche Eröffnung des neuen Provinzial-Museums in Trier; zwei Mitglieder des Vorstandes haben dieser Feier beigewohnt. Im nächsten Frühjahre wird mit dem Bau des hier zu errichtenden Provinzial-Museums begonnen werden. Der Verein von Alterthumsfreunden kann mit einer gewissen Genugthuung auf die Gründung der beiden rheinischen Provinzial-Museen in Trier und Bonn hinblicken, weil unter seinen Mitgliedern zuerst das Bedürfniss eines Provinzial-Museums lebhaft empfunden und zur Sprache gebracht worden ist. Derselbe besass seit längerer Zeit eine werthvolle Sammlung von Alterthümern, die in provisorischen Räumen untergebracht werden musste und der öffentlichen Benutzung kaum zugänglich gemacht werden konnte, wie dies leider noch heute hier der Fall ist. Es ist ein grosses Verdienst Ihres früheren Vorstandes zuerst einzelne Mitglieder durch vertrauliche Verhandlungen für den Plan, ein Provinzial - Museum zu gründen, gewonnen zu haben und für denselben Zweck mit dem Königlichen Ministerium in Verhandlung getreten zu sein. Später beschloss der Provinzial-Landtag die Errichtung eines solchen Museums und bewilligte einen ansehnlichen Fond unter der Bedingung, dass die Königl. Staatsregierung den gleichen Betrag zu diesem Zwecke bewilligen würde. Dies geschah und als man darüber Verhandlungen pflog, wo das Museum errichtet werden sollte, ob in Bonn oder in Trier, kam der glückliche Beschluss zu Stande, zwei Museen in dieser Provinz zu errichten, eines in Bonn und eines in Trier.

Dem Verein wird es bekannt sein, wie die Commission für die Rheinischen Provinzial-Museen und der Vereinsvorstand stets bestrebt waren, das hiesige Provinzial-Museum in die Nähe der Uni-

versität zu bringen. Aber dieser Plan scheiterte an nicht zu überwindenden Hindernissen, die wesentlich in dem verschiedenen Preise der Bauplätze begründet waren. Als es zu Ende des vorigen Jahres bekannt wurde, dass die Ausführung des beabsichtigten Planes für den Gymnasialbau auf dem Nasseplatze wegen mangelnder Breite desselben grossen Schwierigkeiten begegnete, wurde von einflussreichen Mitgliedern des Vereins ein ganz neuer Vorschlag zur Sprache gebracht, nämlich der, ganz unbekümmert um den verschiedenen Ankaufspreis der Bauplätze, dieselben als gleichwerthig gegen einander auszutauschen. Alle bei der in Aussicht stehenden Verhandlung dieser Angelegenheit vorzugsweise betheiligten Personen stimmten dem Plane lebhaft zu, aber seine Ausführung scheiterte an zwei Ursachen.

Der Herr Landesdirektor der Rheinprovinz erklärte, dass der Provinzial-Ausschuss über den Austausch des Platzes an der Colmantstrasse nicht entscheiden könne, sondern nur der Provinzial-Landtag, der erst nach $1^1/_2$ Jahren sich wieder versammle. Die oberste Baubehörde in Berlin antwortete auf eine vertrauliche Anfrage, dass sie den Austausch für ganz unmöglich halte, weil für den Gymnasialbau auf dem Nasseplatze bereits 2 Raten im Budget bewilligt seien. Der Herr Kreisbaumeister in Bonn theilte mit, dass bereits Lieferungsverträge von Baumaterial für das Gymnasium abgeschlossen seien.

Der Vereinsvorstand hatte am 3. Februar d. J. eine Eingabe an den Herrn Oberpräsidenten in Koblenz gerichtet, mit dem Gesuche, an den Verwaltungsrath des Gymnasialfonds in Bonn die Anfrage zu stellen, ob er den Colmantplatz gegen den Nasseplatz in Tausch annehmen würde. Als ihm aber die oben angeführten, den Tausch als unausführbar bezeichnenden Aeusserungen massgebender Personen bekannt geworden waren, beschloss er, seinerseits keine Schritte mehr in dieser Angelegenheit zu thun. Das vorerwähnte Schreiben an den Herrn Oberpräsidenten war aber doch an das Königliche Ministerium weiter befördert worden und S. Excellenz der Herr Minister von Gossler hat nach einem Schreiben des Königlichen Oberpräsidiums in Koblenz vom 25. Juni 1889 dem Vereinsvorstande die Antwort ertheilt, dass er, nachdem der Provinzial-Ausschuss in seiner Sitzung vom 19./20. Februar d. J. sich gegen den in Rede stehenden Antrag ausgesprochen habe und bei dem vorgeschrittenen Stadium, in welchem sich diese Angelegenheit be-

reits befände, dem in der Eingabe vom 21. März d. J. wiederholten Antrage keine Folge geben könne.

Am 14. März 1889 hatte sich der Vorstand des Vereins auf meine Veranlassung an den Herrn Oberbürgermeister mit der Bitte gewendet, die Erhaltung des alten Sternthors, als eines werthvollen Denkmals der Geschichte in der Stadtverordneten-Versammlnng gütigst befürworten zu wollen. Der Vorstand erklärte sich bereit, ein etwaiges Gesuch der Stadtbehörde um eine staatliche Beihülfe oder um eine Geldbewilligung von Seiten des Provinzial-Landtages zur Erhaltung des Thores, wenn es gewünscht werde, zu unterstützen. An demselben Tage richtete der Vorsitzende in seiner Eigenschaft als Mitglied einer Commission, welcher nach einem Ministerial-Erlass vom 17. November 1872 die Behörden für die Erhaltung der alten Denkmale des Landes behülflich sein sollen, ein Schreiben an den Conservator der Kunstdenkmäler, Herrn Geheimen Regierungsrath Persius in Berlin, worin er diesem anzeigte, dass das Sternthor in Gefahr sei, niedergerissen zu werden. Auf diesem Wege kam die Angelegenheit zur Kenntniss des Herrn Cultusministers."

Ein Schreiben des Herrn Oberbürgermeisters Doetsch vom 17. Juli beantragt bei dem Vorstande des Vereins auf Grund einer ministeriellen Empfehlung die Bewilligung eines ansehnlichen Zuschusses zu den Restaurationskosten des Sternthors. Der Vorsitzende erklärt, dass der Vorstand in seiner nächsten Sitzung voraussichtlich das Gesuch aus dem Grunde ablehnen wird, weil ihm die Mittel zu einer solchen Bewilligung fehlen. Der Herr Oberbürgermeister beklagt hierauf dass die Sammlung des Vereins für das Publikum beinahe unzugänglich sei, was bei dem starken Fremdenbesuche in Bonn Unannehmlichkeiten zur Folge habe. Der Vorsitzende hält die Klage für gerechtfertigt, bemerkt aber, dass die Vereinssammlung der Direktion des Provinzial-Museums zur Aufbewahrung übergeben sei. Doch wolle der Vorstand bei dieser und bei der Provinzial-Verwaltung Schritte thun, damit wenigstens für einen Theil der Sammlungen eine Erleichterung des Besuchs geschaffen werde.

Zum Schlusse theilt der Vorsitzende mit, dass die diesjährige Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vom 9. bis 11. September in Metz stattfinden wird. Der Verwaltungsausschuss des Gesammtvereins bittet um eine recht rege Theilnahme der Mitglieder der einzelnen Vereine.

Der Vorstand.

## 2. Winckelmannfeier am 9. December 1889.

Dieselbe fand wie alljährlich im Saale des Kley'schen Gasthofes unter zahlreicher Theilnahme von Herren und Damen statt. Geh. Rath Schaaffhausen eröffnete die Versammlung um 7 Uhr Abends mit folgenden Worten:

Wir sind am Geburtstage Winckelmanns versammelt zur Feier des dankbaren Gedenkens an den Mann, der wie keiner vor ihm die Meisterwerke der Kunst des Alterthums unserm Verständniss näher gebracht und die Liebe und Begeisterung zur Alterthums-Forschung uns eingepflanzt hat. Diese bereitet uns nicht nur in der Bewunderung des Schönen den edelsten Genuss, sondern sie ist heute auch ein wesentlicher Theil einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen der Geschichte, der Ethnologie, der Anthropologie, der Aesthetik.

Seit Winckelmann ist das Gebiet der Alterthumsforschung ein fast unübersehbares geworden. Alle Länder suchen ihre verborgenen Schätze zu heben, und die Entwicklung der menschlichen Kunst, wie sie sich von Volk zu Volk verbreitet hat, liegt deutlicher vor unseren Augen wie ehedem. Eine Untersuchung, die Winckelmann unbekannt geblieben ist, ist die, die Anfänge der Kunst zu entdecken, sie in ihren ersten Versuchen zu belauschen.

Von der Naturwissenschaft haben andere Wissenschaften es gelernt, der Entwicklung der Dinge nachzuforschen. Nicht nur das Vollkommene befriedigt uns, wir wollen wissen, wie es entstanden ist.

Ich will es versuchen, um ein Beispiel solcher Forschung hinzustellen, mit einigen Worten die Entwicklung des Ornamentes in der alten Kunst zu schildern.

Durch das Ornament, den Zierrath, erlangen Dinge, die an und für sich keiner künstlerischen Behandlung fähig sind, einen gewissen Kunstwerth, sie werden verschönert. Aber auch Gegenstände, die durch ihre blosse Form schon schön sind, erhalten durch das

Ornament einen höheren Werth. Mit dem Ornament beginnt die bildende Kunst, später ist sie dem Kunstwerk untergeordnet, was sich schon daraus erkennen lässt, dass es meist dieselbe Zeichnung in regelmässiger Folge wiederholt. Man rühmt an den Griechen, dass ihr Schönheitssinn so entwickelt war, dass sie den geringfügigsten Gegenständen des Hausgeräthes eine schöne Form oder doch einen Schmuck zu geben wussten. In dem Nationalmuseum von Neapel sieht man Siebe aus Pompeji, deren Löcher, wenn man das Licht durchfallen lässt, die schönsten und mannigfaltigsten Rosetten bilden.

Das Ornament beruht, wie überhaupt die Kunst, ursprünglich auf Nachahmung der Natur. In der griechischen Architectur giebt es Ornamente, welche deutlich von Gegenständen der Natur entnommen sind, die Palmette ist ein stylisirtes Pflanzenblatt, die Rosette eine stylisirte Blume, der Eierstab ist aus den Eierschnüren entstanden, die auch unser Landvolk noch bei Kirchweihfesten aufhängt. Blumengewinde und Fruchtgehänge befestigte man ursprünglich an das hölzerne Bauwerk. Die ältesten Ornamente der Broncezeit sind einfache Kreise und Punkte, gerade oder schräge parallele Linien, Zickzack und Spirale, weil diese Formen sich in Metall leicht darstellen liessen. Man hat gefragt, wie diese tief eingeschnittenen Zierrathe gemacht sein konnten, da den Verfertigern der Stahlmeissel fehlte. Gross hat es wahrscheinlich gemacht, dass das Ornament in das Thonmodell eingedrückt war und später der Guss mit dem Broncemeissel nur nachciselirt wurde. Er fand unter den reichen Broncefunden bei Corcelettes im Neuschâteler See die Werkzeuge und ahmte damit die alten Broncen nach (Anthrop. Vers. zu Regensburg, 1881, S. 129). Doch gilt das nicht für Broncebleche, in welche die Verzierung eingeschlagen ist.

Man pflegt in den geometrischen Ornamenten eine geringere Kunstentwickelung zu sehen, als in der Darstellung von Pflanzen- und Thierformen. Das ist im Allgemeinen richtig, aber vieles hängt von der besonderen Kunstanlage der Völker ab. In der vorgeschichtlichen Rennthierzeit finden wir neben einfachen Strichverzierungen schon Thierbilder, wie es zumal die Schnitzereien aus der Dordogne in Frankreich zeigen.

Am einfachsten und regelmässigsten zeigt sich die Entwicklung des Ornamentes in der Verzierung der Thongefässe. Die Töpferei ist aber jünger als das Schnitzen und Einritzen in Knochen und

Horn. Viele Töpfe der Vorzeit sind ohne alle Verzierung, wie die germanischen Aschentöpfe von der uns nahen Wahner Heide. Als primitive Verzierungen, die auf den weichen Thon eingedrückt sind, finden wir Eindrücke des Fingernagels. Der Nagel spielt schon in der Cultur des frühesten Alterthums eine Rolle. Herodot erzählt uns (I, 195), dass die Babylonier Siegelringe und Stäbe trugen, auf denen ein Thierbild als Wappen sich befand. Rawlinson berichtet (Journal of the R. Asiat. S. N. S. I, 1. 189), dass die, welche kein Wappen hatten, mit dem Nagel des Daumens siegelten. Zuweilen ist der Rand der Gefässe mit den Fingerspitzen wellig gebogen, man erkennt im Abdruck die feine Zeichnung der Haut. Man glaubt in diesen Eindrücken eine Frauenhand zu erkennen, für diese Annahme spricht der Umstand, dass bei den heutigen Wilden oft, wie bei den Fidschi-Insulanern und den Dayaks von Borneo, die Töpfe von den Frauen gefertigt werden. Sehr früh erscheinen an den Töpfen eingedrückte, in Reihen stehende Punkte oder schräg sich durchkreuzende Linien, die an die Zeichnung eines geflochtenen Korbes erinnern, aus dem, wie wir annehmen dürfen, das Thongefäss entstanden ist, indem man den Korb zu Anfang mit Thon bestrichen hat, um ihn über das Feuer hängen zu können. Den in einer Spirale rundlaufenden Streifen hat man Schnurverzierung genannt, als wäre in den weichen Thon eine Schnur eingedrückt worden. Das ist nicht wahrscheinlich, man findet diese Streifen an Gefässen aus einer Zeit, in der eine Schnur noch nicht gewebt werden konnte. Parallel laufende Streifen sind mit einem Holzstäbchen gemacht, und lassen die Unsicherheit der Hand erkennen. Regelmässig wurde der Kreis erst, als die Drehscheibe Verwendung fand. Oft sind es in Reihen stehende viereckige oder dreieckige Tupfe, welche um das Gefäss laufen. Man bemerkt, dass nach einer gewissen Zahl der Tupfe dieselbe Reihe sich immer wiederholt, so dass es sicher ist, dass dieselben mit einem Modellirstäbchen, auf dem die Zeichnung eingekerbt war, hervorgebracht wurden. Nur einmal ist von Janssen in einem merowingischen Grabe ein solcher knöcherner Modellirstab gefunden worden (vgl. Rh. Jahrb. XXIV. 1868 S. 139). Wenn sie von Holz waren, haben sie sich nicht erhalten. Noch heute sind bei den Malayen solche Thonschlägel bekannt, die mit einem Ornament auf den Thon geschlagen werden, während ein Stein von innen gegen die Gefässwand gehalten wird. Auch mit einem durchschnittenen Grashalm scheinen solche Verzierungen

gemacht worden zu sein, vergl. a. a. O. S. 116. Andere ursprüngliche Ornamente sind das Zickzack und die Wellenlinie, sie können wie die Spirale der Natur abgesehen sein. Im Zickzack erscheint uns nicht selten der Blitz, die Spirale in den sich windenden Gewächsen. Erscheint das Wellenornament, welches für slavische Thongeräthe kennzeichnend ist, sich aber auch bei den Andamanen und im alten Troja findet, in mehreren parallelen Linien, so wird es mit einem kammartigen Werkzeuge hervorgebracht worden sein. Das Kreuz erscheint sehr früh in dem Rad mit 4 Speichen, welches ein Bild der umlaufenden Sonne zu sein scheint. Die ältesten Räder, die Schliemann von Mycenae abbildet, haben nur 4 Speichen. Aus dem Rade entsteht das Hackenkreuz, indem der Reif des Rades wegfällt, aber an jedem der 4 Arme des Kreuzes ein nach der Seite gerichteter Hacken stehen bleibt, das ist die in der alten Welt verbreitete indische Suastica, die wohl auch ursprünglich ein Sonnenbild ist. Auch die Kreislinie ist in der Natur vorgezeichnet im Vollmond, in der auf- und untergehenden Sonne, im durchschnittenen Grashalm oder dem Schilfrohr. Aus der Wellenlinie kann man sich, wenn der kreisförmige Durchschnitt der Welle viereckig wird, den Mäander und das Grec entstanden denken. Das Dreieck hat kein Vorbild in der Natur, ergiebt sich aber wie die Raute aus dem Flechtwerk. In manchen Verzierungen der Thongefässe vieler Völker erkennen wir deutlich das Muster von Geweben, dem sie nachgebildet sind. Aber jeder Stoff bedingt ein ihm eigenthümliches Ornament, welches deshalb ein anderes sein muss beim Flechtwerk, beim Gewebe, beim Schnitzwerk, in der Töpferei und in der Metallarbeit. Im Ornament drückt sich in so bestimmter Weise eine gewisse Zeit der Kunstentwicklung oder der Kunststyl eines gewissen Volkes aus, dass wir aus einer kleinen Thonscherbe erkennen können, ob sie vorgeschichtlich, ob sie griechisch, römisch, fränkisch oder mittelalterlich ist. Wie wir heute noch erkennen, trägt das Thongeschirr der verschiedenen Landschaften Deutschlands in seinen Verzierungen auch einen lokalen Charakter. So war es auch schon in der Vorzeit: Altgermanische Thongefässe aus dem Norden oder Süden Deutschlands, aus Sachsen oder aus den Rheingegenden sind verschieden. Die einfachsten Ornamente können unabhängig von einander an verschiedenen Orten entstanden sein und gestatten noch nicht, eine fremde Ueberlieferung oder eine Einfuhr von auswärts anzunehmen. Klopfleisch schloss aus den gemalten Ornamenten einer Grabkammer

aus einem Hügel bei Merseburg, die schon 1750 aufgefunden und abgebildet wurden, auf ägyptischen Einfluss, weil das Teppichmuster, die Zickzackverzierung und ein federartiges Ornament auch in den Gräbern von Sakkara vorkomme. Auch für die Schnurverzierung fand er ein Beispiel in Aegypten (Anthr. Vers. in Jena 1876 S. 73). In den ältesten rheinischen Gräbern findet man ein tief in den Thon eingeschnittenes Ornament, zuweilen mit Blattverzierung, wobei die Vertiefungen oft mit einer weissen kreideartigen Masse ausgefüllt sind, so dass das neue Gefäss einen schönen Anblick gewährt haben muss. Diese Verzierung schwindet in vorrömischer Zeit schon gänzlich. Ich habe dasselbe aus Gräbern von Nieder-Ingelheim beschrieben (Jahrb. XXIV. S. 115), Lindenschmit aus denen von Monsheim (Alterth. II 1858, 7, 1). Schliemann fand so verzierte Thongefässe in Troja (Ilios p. 216, Troja p. 25 u. 30). Gross fand sie in den Schweizer Pfahlbauten, Naue in den oberbairischen Hügelgräbern (Taf. 45 u. 55). Sollen sie den Griechen zugeschrieben werden? Je entwickelter und eigenthümlicher ein Ornament ist, um so mehr darf man auf einen Zusammenhang der Völker bei gleichen Funden schliessen. So erkannte man die reich verzierten nordischen Broncen übereinstimmend mit solchen, die einen assyrisch babylonischen Ursprung haben, und musste die Ansicht aufgeben, als seien sie im Norden gefertigt. Die römischen Terra sigillata-Schalen mit aufgelegten Blatt- und Thierornamenten, dem sogenannten Barbotin, können mit keinen anderen verwechselt werden. Der merkwürdige Fund klassischer Ornamente auf Terracotten von Arizona und Utah, über den Jackson, Ancient ruins, Washington 1876, berichtet hat, lässt sich wohl nur durch alte Beziehungen asiatischer Völker mit Amerika erklären.

Erhöht wurde die Wirkung des Ornamentes an Thongefässen durch die Farbe. Wir wissen jetzt, dass die Griechen bei ihren Sculpturen einen ausgedehnteren Gebrauch von der Bemalung gemacht haben, als man bis dahin angenommen hatte. So hat man auch erst neuerdings schön bemalte Thongefässe der Vorzeit in Deutschland gefunden, die bei uns am Niederrhein und im ganzen Norden fehlen. Zuerst hat Wagner solche aus Baden bekannt gemacht, dann Naue ähnliche aus Oberbaiern. Diese werden in das 8. bis 6. Jahrhundert vor Chr. gesetzt. Da sie in den Gebieten gefunden wurden, wo Kelten ansässig waren, kann man sie schon deshalb mit einiger Wahrscheinlichkeit diesen zuschreiben.

Man kann die Ornamente noch eintheilen in solche, welche deutlich Gegenstände der Natur nachahmen, und solche, deren Urbild verloren gegangen ist, welche auf willkürlichen Verschlingungen von Linien beruhen, die durch ihre Form und Regelmässigkeit unser Wohlgefallen erregen. Es giebt halbwilde Völker, welche in diesen Linienornamenten sehr geschickt sind, während sie menschliche und thierische Gestalten nicht naturgemäss darstellen können.

Raimund Hein hat uns kürzlich mit den Ornamenten der Dayaks auf Borneo und benachbarten Südseevölkern bekannt gemacht. Bewundernswerth ist der Reichthum der Erfindung in diesen, dem freiesten Spiel der Einbildungskraft folgenden linearen Zeichnungen. Selbst die Gesichter von Teufeln und bösen Geistern, die sie auf ihre Schilde malen, lösen sich auf in regelmässige symmetrische Linien, die durcheinander laufen und sich verschlingen, so dass das ursprüngliche Bild kaum mehr erkennbar ist. Diese Kunst ist von ihnen nicht erfunden worden, sondern sie ist im 13. Jahrhundert von den Chinesen dahin gebracht, jene haben sie aber zur grössten Vollendung fortgebildet, während sie doch halbe Wilde geblieben sind. Die Dayaks, ein malayischer Stamm, leben monogamisch, sie kennen den Diebstahl nicht, aber einige Stämme sind noch Kannibalen und alle üben die Kopfjagd. Kein Fest kann begangen werden ohne frisch abgeschlagene Menschenköpfe. Der junge Dayak findet kein Weib, bis er einen Menschen geköpft hat. Dasselbe Volk zeigt uns die grösste Meisterschaft in der Erfindung von Ornamenten, die geschnitzt, gemalt oder geflochten sind. Manche lassen sich aus dem Wellen- und Blattornament ableiten, einige sind so schön, dass sie denen der klassischen Völker gleichgestellt werden können und es verdienen, in unsere Kunsttechnik aufgenommen zu werden. Chinesischer Einfluss ist hier nachweisbar und indischer nicht ausgeschlossen (Annal. des kk. naturh. Hofmuseums IV, Wien 1889, S. 197). Als höchste Form der Verzierung wird aber die Darstellung menschlicher Figuren betrachtet werden müssen, wie sie uns in den ägyptischen und assyrischen Sculpturen und Malereien, in den gemalten griechischen Vasen, in den getriebenen Bronzeblechen von Krain u. a. O. schon im frühen Alterthum entgegentritt.

Wie sich bei heutigen europäischen Völkern, zumal auf dem Lande, Vorstellungen und Gebräuche aus ältester Zeit erhalten haben, so finden wir zuweilen auch Ornamente, deren Vorbilder wir im fernsten Alterthume suchen müssen. Ein Beispiel dieser Art zei-

gen in auffallender Weise die von dem Vereine des patriotischen Museums in Olmütz herausgegebenen „Mährischen Ornamente, gez. von Magdalena Wankel, Olmütz 1888“, die ich ebenfalls hier vorlege. Bei den slavischen Stämmen waren wie auch im germanischen Alterthum schon in vorgeschichtlicher Zeit die Ostereier ein Sinnbild der Verjüngung der Natur. Besonders in Mähren hat sich diese höchst geschmackvolle Ausschmückung der Eier bis heute erhalten und giebt für den entwickelten Farbensinn und das Kunstgeschick der slavischen Rasse zu solchen Arbeiten ein glänzendes Zeugniss. Dr. Wankel weist in diesen Malereien eine ganze Reihe von Zeichen der ältesten Ornamentik nach: Das Dreieck, den aus zwei Reihen von Dreiecken gebildeten Wolfszahn, das Tau, den Doppelhacken, die Spirale, den Zweizack und Dreizack, das Kreuz, das Triquetrum, den Mäander, das Pentagram, das Sonnenbild und Gitter u. a. Er glaubt, dass diese Darstellungen ein helles Licht auf den einstigen hohen Culturgrad des mährischen Volkes werfen. Auch giebt er eine lehrreiche Zusammenstellung des Vorkommens dieser meist symbolischen Zeichen auf den verschiedensten Thon- und Metallgeräthen des Alterthums sowie auf neueren Stickereien und Webereien.

Gestatten Sie mir noch einige Worte in Bezug auf die hier ausgestellten Alterthümer.

Der verdienstvolle Pfahlbauforscher, Herr Messikomer in Wetzikon hat mir eine Auswahl von Pfahlbaufunden der Schweiz zugesendet, unter denen ich auf die zwei in Hirschgeweihstücke gefassten Nephritbeile aufmerksam mache. Bei drei andern Beilen ist das Harz noch erhalten, womit dieselben in der Fassung befestigt sind. Die Knochenpfriemen sind aus Knochen des Hirsches gemacht. Es ist schwer begreiflich, dass ein zur Jagdpfeife ausgehöhlter Bärenzahn nur mit dem Feuersteinmesser soll gefertigt worden sein.

Herr Regierungsbaumeister W. Forst hat die Güte gehabt, uns wieder einige sehr werthvolle römische Funde aus Köln hierherzubringen.

Es ist ein kleiner römischer Stier in Bronze von sehr feiner Ausarbeitung, der den Typus dieses Thieres, wie er aus andern Darstellungen bekannt ist, wiederholt, vortrefflich sind die Muskeln des Thieres dargestellt; sodann ein Gartenmesser, wie wir es gebrauchen, mit vorspringenden Rauten im knöchernen Griff, die zum Festhalten sehr zweckmässig sind und stark gekrümmtem Rücken der in den

Griff eingeschlagenen Klinge; ferner eine Maske aus Bronze, einen Triton vorstellend, eine ganze Sammlung landwirthschaftlicher Geräthe in verkleinertem Maassstabe aus einem römischen Grabe vor dem Severinsthor und eine 13 cm hohe Bronzestatuette eines bärtigen, mit der Tunica bekleideten Mannes." Diese Funde wurden erklärt und werden in den Jahrbüchern beschrieben werden.

Zuletzt zeigte der Vorsitzende einen neben der Coblenzer Strasse in Bonn gefundenen römischen Goldring, der sich im Besitze des Herrn Generals von Veith befindet. Derselbe zeigt über einer strahlenförmig verzierten, in der Mitte offenen Goldplatte einen mit einem Golddraht durchbohrten verwitterten weisslichen Gegenstand, der sich nach mikroskopischer Untersuchung als eine gebleichte Koralle erwies, die an der hintern Fläche und an einer Seite parallele Streifen erkennen lässt, welche die Abdrücke der Röhren des Sarcosoma sind und an die von Lacaze-Duthiers, hist. n. du corail, 1864 auf Pl. IV und XX, gegebenen Bilder erinnert (vgl. Jahrb. LXXXI, S. 197). Man könnte vermuthen, dass diese gebleichten Korallen des Alterthums von der heute als eine Seltenheit bekannten weissen Abart der Edelkoralle herrührten. Aber Plinius spricht von dieser nicht, er sagt vielmehr, die Koralle sei um so mehr geschätzt, je tiefer roth die Farbe sei (hist. n. 32, 11). Dass sie im Ringe getragen wurde, erklärt sich aus der Angabe des Plinius 37, 59, dass sie gegen die Bezauberung schütze.

Herr van Vleuten sprach hierauf über die Wege, welche die numismatische Forschung einzuschlagen habe, um dem allbekannten Material neue Gesichtspunkte abzugewinnen. Er berichtet, wie Hettner dazu gelangt sei, die Münzen der Trierer Münzstätte nach ihren Entstehungsjahren zu sondern, und deutet auf die werthvollen Ergebnisse hin, welche für die Numismatik des Mittelalters durch Studien in den Archiven gewonnen wurden. Die zahlreichen numismatischen Schriftsteller früherer Zeit haben zwar im Bestimmen der Münzen und im Erklären der Münzbilder Grosses geleistet, den Kunststil der bildlichen Darstellungen aber wenig beachtet. Forschungen nach dieser Seite hin wären eine Erfolg versprechende Aufgabe für die Thätigkeit der Numismatiker in der Gegenwart. Redner empfiehlt, durch Zusammenstellung und Vergleichen desselben Münzbildes, wie es zu den verschiedensten Zeiten in derselben Gegend dargestellt wurde, sich einen Einblick in das Kunstleben der betreffenden Stadt oder eines Landes zu verschaffen, und erläutert das

Gesagte an zwei Beispielen. In dem ersten zeigt er, wie ein Reiterbildniss in Italien von der Zeit Hieros von Sicilien an bis zu Magnentius aufgefasst wurde, und führt bei der Besprechung der einzelnen Stücke aus, wie der hohe Stand der Prägekunst in Italien zur Zeit des entwickelten griechischen Kunststils später in Verfall gerieth, wie in der ersten Kaiserzeit ein Wiederaufleben zu verzeichnen sei, wie aber nach den Antoninen die römischen Stempelschneider nur dann noch Erträgliches leisteten, wenn sie sich an alte Vorbilder anlehnten. Das zweite Beispiel wurde der kurkölnischen Numismatik entnommen; hier wurde gezeigt, welchen Einfluss die Kunstweise der Gothik, der Renaissance, des Barok und des Rococo auf die bildliche Darstellung des heil. Petrus, des Patrons der Kölner Domkirche, gehabt habe. Die erklärten Münzen begannen mit Wilh. v. Gennep und endeten mit dem Capitel-Thaler von 1761, sie waren ausgestellt und wurden durch Abdrücke den Zuhörern zur Anschauung gebracht.

Zuletzt sprach Professor Löschke über einen herrlichen, in Eleusis gefundenen Marmorkopf, den O. Benndorf als Bild des Unterweltsgottes Eubuleus und als Originalwerk des Praxiteles erwiesen hat. Nachdem der Vortragende die Verwandtschaft des Eubuleus mit sicher praxitelischen Sculpturen wie dem Hermes aus Olympia und dem ausruhenden Satyr an ausgestellten Abgüssen anschaulich gemacht hatte, führte er aus, wie der neugefundene Kopf unsere Bewunderung vor dem technischen Können und der schöpferischen Vielseitigkeit des Meisters in selbst bei Entdeckung des Hermes nicht geahnter Weise zu steigern geeignet sei. Namentlich sei die Behandlung des Haares staunenswerth und überrasche um so mehr, als man nach den litterarischen Zeugnissen erst Lysipp eine vollkommen naturgemässe Bildung desselben zugeschrieben hatte, während jetzt Praxiteles als der bahnbrechende Künstler auf diesem Gebiet erscheine. Im Gegensatz zur Schule des Phidias, die weniger sogar als manche archaische Künstler mit Hülfe des Haares charakterisirt habe, wäre bei ihm das Haar jeder Figur nach Farbe, Structur und Schnitt individualisirt. Das in die Stirn fallende Haar, das später zum Kennzeichen aller Unterweltsgötter geworden, habe Praxiteles zuerst beim Eubuleus dargestellt. Photographien verschiedener Köpfe des Dionysos, des Eros, des Asklepios von Melos, des Zeus von Otricoli, der gleichfalls auf ein Original der attischen, nicht der lysippischen Schule zurückgehe, erläuterten die Darlegungen.

Schaaffhausen.

---

## 3. Die Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Metz vom 8. bis 12. September 1889.

Von

**Max Ihm.**

---

Das erste Verzeichniss der Theilnehmer an der Versammlung wies 139 Nummern auf, ein zweites und ein weiterer Nachtrag verzeichneten 175 Theilnehmer. Die meisten hatte die Stadt Metz und Elsass-Lothringen gestellt, von Auswärtigen hatten sich etwa 50 eingefunden.

Die erste allgemeine Sitzung eröffnete Stadtrath Friedel-Berlin am 9. September 9 Uhr morgens im Stadthaus. Die Herren, welche in offizieller und offiziöser Mission anwesend waren, wurden eingeladen, am Vorstandstische Platz zu nehmen. Der Vorsitzende begrüsste darauf die Versammlung Namens des Verwaltungsausschusses des Gesammtvereins und dankte den erschienenen offiziellen Vertretern, besonders dem Herrn Bezirkspräsidenten v. Hammerstein, dem Gouverneur von Metz v. Oppeln-Bronikowsky, dem Bürgermeister Halm, sowie dem Vorstande des lothringischen Vereins für Geschichts- und Alterthumskunde. Der Leiter des römisch-germanischen Museums in Mainz, Lindenschmit, und Prof. F. X. Kraus, der Verfasser des Werkes „Kunst und Alterthum in Elsass-Lothringen"[1]) waren verhindert zu erscheinen. Dagegen konnte der Vorsitzende einen landsmannschaftlichen Gruss jener alten Metzer Familien der Reichshauptstadt, 464 an der Zahl, überbringen, welche um das Jahr 1685 ihres Glaubens wegen das alte Metz verliessen und seitdem treue deutsche Unterthanen geworden sind[2]). Zum Ehrenpräsidenten der Versammlung wurde sodann Freiherr v. Hammerstein berufen. Bürgermeister Halm begrüsste hierauf die Versammlung im Namen der Metzer Bürgerschaft. Er wies darauf hin, dass die Wahl des Ortes nicht nur in geschichtlich-archäologischer Beziehung eine glück-

---

1) Der dritte Band, welcher zum grössten Theil der Stadt Metz gewidmet ist, ist kürzlich erschienen.

2) Vgl. Béringuier im Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde I 1889 p. 109.

liche, sondern auch politisch von Bedeutung sei. Als Festgabe überreichte er der Versammlung einen deutschen Katalog des Metzer Museums, den Dr. Hoffmann in der kurzen Frist von zwei Monaten hergestellt hatte. Im Namen der Landesregierung begrüsste Bezirkspräsident v. Hammerstein die Versammelten. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender der jüngst gegründeten Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde überreichte er der Versammlung das erste Jahrbuch des genannten Vereins als Gastgeschenk. Der Geschäftsführer Amtsrichter Béringuier-Berlin verlas darauf den Verwaltungsbericht. Den 74 Vereinen, welche den Gesammtverein bildeten, sind im Jahre 1888 nicht weniger als 13 neue Vereine und Gesellschaften beigetreten. Die Gesammtzahl der Mitglieder beträgt etwa 30 000. Nachdem der Vorsitzende ein Schreiben des Statthalters von Elsass-Lothringen, Fürsten von Hohenlohe, verlesen, worin derselbe bedauert, an der Generalversammlung nicht theilnehmen zu können, und Archivrath Becker-Coblenz die Anwesenden Namens der preussischen Regierung willkommen geheissen hatte, verlas Dr. Wenzel-Mainz den Jahresbericht über die Thätigkeit des Centralmuseums in Mainz und fügte daran einige Bemerkungen über die wissenschaftliche Bedeutung desselben. Er überreichte dem jüngsten Zweige des Gesammtvereins, dem lothringer Verein, die prachtvolle Nachbildung eines römischen Schwertes. Bei der Vertheilung der einzelnen im Programm vorgesehenen Fragen an die Sektionen — es wurde eine archäologische und eine historische Sektion gebildet — kam es zu einer Debatte, betreffend die Frage über den Schutz der Denkmäler. Sie wurde schliesslich in die Sektionssitzung gewiesen.

Archivdirektor Wolfram-Metz hielt hierauf den angekündigten Vortrag über die Besuche der deutschen Kaiser in Metz. Es war nicht eine nackte Aufzählung der einzelnen Kaiserbesuche, sondern ein sehr anschaulicher Abriss der Geschichte der politischen Gesinnung in Lothringen. Am häufigsten weilten die Karolinger in der alten Moselstadt. Auffallend ist die Erscheinung, dass in der glanzvollsten Zeit der deutschen Geschichte, in der Zeit der Stauffen, die wichtigste Stadt Lothringens gemieden wurde. Später wurden die Besuche wieder häufiger. Die Erklärung dieser auffälligen Erscheinung scheint nur darin zu suchen zu sein, dass die politische Gesinnung der damals massgebenden Kreise, des Bischofs und der Kirche, den Aufenthalt in Metz nicht angenehm machten. Das war schade wegen des Patriotismus, den die Stauffen wie keine anderen Herrscher zu wecken verstanden, und der gerade für Metz nöthig gewesen wäre. Denn Metz gehörte von Alters her zum französischen Sprachgebiete und konnte durch seine Lage an der Landesgrenze leichter dem Reiche entfremdet werden als andere Theile desselben. Zur Zeit der Merovinger war Metz die austrasische Residenz, hier strahlte der Glanz des Königsthums am hellsten. Karl der Grosse und Ludwig

weilten oft hier. Lothringen wurde nach der Theilung das eigentliche Königsland. Die Folge war, dass sich hier ein starker Sondergeist entwickelte, der besonders unter Ludwig dem Kinde hervortrat. Heinrich I. eroberte das Land zurück und suchte durch Familienbande den lothringischen Partikularismus einzudämmen. Einen wichtigen Bundesgenossen gewannen die Könige an dem Clerus. Bruno, der Bruder König Otto's, übernahm die Leitung der kirchlichen Reform und erzog durch seine Thätigkeit eine nationale Geistlichkeit. Nicht zum wenigsten wurde die königstreue Gesinnung der Vertreter der Kirche dadurch gefördert, dass die Könige die Bisthümer vergrösserten und bereicherten. Die Metzer Bischöfe erhielten grafschaftliche Rechte. Die nationale Gesinnung übertrug sich von der Kirche und den Klosterschulen auch auf das Bürgerthum und das Land. Der Investiturstreit unterbrach diese schöne Entwickelung. Die Idee der Kreuzzüge näherte Lothringen an Frankreich. Die Lothringer zogen mit denen zusammen aus, mit welchen sie sich sprachlich am besten verständigen konnten. Der französische Einfluss zeigte sich zuerst in der Kirche. Die Herzöge und das Bürgerthum blieben noch national. Mit dem Erbleichen des Glanzes der deutschen Kaiserkrone aber hörte auch die Lehnstreue der lothringischen Herzöge auf. Sie machten sich nach Möglichkeit selbständig. Ihre Sympathien neigten dem Westreiche zu. Das rechtliche Verhältniss zu Deutschland jedoch blieb bis 1737 unerschütterlich bestehen. Die französische Partei war in Metz stark vertreten, aber sie politisirte nicht, sie suchte bloss ihren Partikularismus zur Geltung zu bringen. Das Reichsgefühl war bei den Bürgern unzweifelhaft vorhanden, aber es war nicht stark genug, thätigen Antheil an der Entwickelung des Reiches zu nehmen. Bezeichnend dafür ist die Aufnahme, welche die Kaiser vom 14. Jahrhundert ab in Metz fanden. Die Bürgerschaft war scheinbar erfreut, im Grunde aber misstrauisch gegen den Kaiser, als würde dieser ihnen irgend welche Rechte zu entziehen suchen. So lange das Reich, schloss der Redner, im Stande war seine einzelnen Glieder zu schützen, war das Reichsgefühl an keiner Stelle lebendiger als in Lothringen; durch die Zertrümmerung der Reichsgewalt wurde das Land auf sich selbst angewiesen und bestimmte danach seine Politik. —

Hiermit schloss die allgemeine Sitzung. An der darauf zusammentretenden Delegirtenversammlung betheiligten sich die Vertreter von 26 Vereinen. Es wurde der Kassenbericht für 1888 verlesen. Er wies einen Ueberschuss von 125 M. auf. Die Abonnentenzahl des Correspondenzblattes betrug 194 (gegen 186 im Jahre 1887). Dr. Grotefend-Schwerin lud dann den Gesammtverein für 1890 nach Schwerin ein, als Vorort wurde Berlin wiedergewählt. Es kam schliesslich zu einer Debatte über ein Gesetz betreffend den Schutz der Denkmäler. Es wurde mitgetheilt, dass die Regierung die Vorlage eines bezüglichen Gesetzent-

wurfes wünsche. Freiherr v. Minnigerode-Allerburg hatte in dieser Angelegenheit ein Schreiben an den Verwaltungsauschuss gerichtet. Er will den Schutz auf „die freie Natur" ausgedehnt wissen, auf merkwürdige Bäume, Sträucher, Felsen u. s. w. Es wurde betont, dass dies über die Kompetenz des Gesammtvereins hinausgehe. Die Kostenfrage sei dabei die heikle Sache. Es wurde schliesslich beschlossen eine Commission einzusetzen, die einen Entwurf ausarbeiten und auf der nächsten Generalversammlung vorlegen sollte. Der Berliner und der Mecklenburger Verein sollten die Sache in die Hand nehmen und je nach Bedürfniss auch andere Vereine zu den Berathungen hinzuziehen. — Nach einer Erfrischungspause begann die Besichtigung der Stadt, der Kathedrale u. s. w. Um 4 Uhr vereinigten sich die Theilnehmer zu dem Festessen im Militärkasino. Abends veranstaltete die Stadt ein Fest auf der Esplanade.

Am 10. September 8½ Uhr morgens begannen die Sektionssitzungen. Referent war nur im Stande sich über die Berathungen der archäologischen Sektion zu orientiren. Zunächst sprach Oberst v. Cohausen-Wiesbaden, der den Vorsitz führte, über Schlösser und Schlüssel bei den Germanen und gallo-keltischen Völkerschaften im Zusammenhange mit der römischen Kultur. Baumeister Jacobi-Homburg legte Modelle der verschiedenen Arten von Schlössern (Schiebe-, Zieh-, Dreh- und Federschlösser) und Originalschlüssel von der Saalburg vor. Es sind bis jetzt auf der Saalburg 160 Schlüssel gefunden worden, von denen keiner dem andern gleicht. Die Bärte sind meist abgebrochen. Die Konstruktion eines Schlüssels ist genau die des neuesten patentirten englischen (Federschloss). Als eine besondere Art wurden Ringschlüssel hervorgehoben. — Hauptmann a. D. Boetticher-München hatte sich mit seiner Hissarlik-Troja-Hypothese auch an die Generalversammlung gewendet. Die im Programm vorgesehene 12. These: „Die antiken und vorgeschichtlichen porösen Thongefässe sind als Vorraths- und Versandbehälter absolut unbrauchbar gewesen, soweit Flüssigkeiten in Betracht kommen. Sie dienten zum weitaus grössten Theil als Votivgaben für Todte oder für Götter", kam nicht zur Besprechung. Herr Boetticher hat somit wieder einen Grund mehr von „Todschweigen" und „Mundtodmachen" zu sprechen. Ich erwähne übrigens, dass das erste Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Alterthumskunde S. 238 ff. einen Aufsatz Boettichers enthält, der den Titel führt „Experimentaler Nachweis, dass die in unseren Sammlungen befindlichen porösen Thongefässe für das praktische Leben nicht brauchbar waren." — Nach einigen Bemerkungen v. Cohausens über Töpferwaaren und deren Glasur kam die Frage „Hufeisen und Steigbügel bei den Germanen und gallo-keltischen Völkerschaften im Zusammenhang mit der römischen Kultur" zur Besprechung. Die Frage wäre besser so gestellt worden: „Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde?" Denn darum drehte sich

die Debatte, die sich entspann. Von den Steigbügeln war nicht die Rede Jacobi-Homburg sprach von den auf der Saalburg gefundenen Hufeisen, 163 an der Zahl. Dass dieselben im Mittelalter dort verloren gegangen sein sollten, ist nach dem, was Jacobi ausführte, unmöglich. Durch die Saalburg ging im Mittelalter niemals ein Weg, kein Pferd passirte das Castell, es konnte also auch kein Hufeisen verloren gehen. Die Hufeisen, die dort gefunden wurden, müssen also römischen Ursprungs sein. In den Brunnen und den untersten Schichten wurden die vier ältesten gefunden; es sind dies nicht sowohl Hufeisen als vielmehr Pferdeschuhe. Daneben kommen die jüngeren Formen vor. 18 Stück weisen denselben Stempel auf, welche andere auf der Saalburg entdeckte römische Werkzeuge haben. 3 Stück wurden in Gräbern gefunden, 12 Stück dicht bei einander an einem Ort. Auch Pferdeknochen fanden sich, ferner drei Stempel der 22. Legion, die deutlich das Bild eines Hufeisens zeigen. Jacobi fand auch ein Werkzeug, das zum Hufbeschlag diente, ein Instrument um die Nägel auszuziehen, wie sie noch heute gebraucht werden. In Rom, im Palazzo Rospigliosi befindet sich ein römisches Bronzepferd aus konstantinischer Zeit, Jacobi entdeckte daran Hufeisen. Sie sind angegossen und überragen den Rand des Hufes. Dieselbe Art des Beschlags soll sich noch heute in einigen Gegenden Italiens finden. Jacobi schloss seine Mittheilungen mit der Bemerkung, dass seines Wissens bis jetzt auf der Saalburg nie etwas fränkisches oder nichtrömisches gefunden wurde und dass es erst im 15. Jahrhundert in Homburg Pferde gab, vorher nur Ochsen und Kühe. Dr. Florschütz-Wiesbaden spricht die Vermuthung aus, die Hufeisen der Saalburg möchten nicht rein römisch sein, sondern raetisch, einerseits weil eine raetische Cohorte dort stationirt war, andererseits weil der Eisenbau Raetiens berühmt war. Gegen diese Ansicht wendete sich Director Hettner-Trier. Die Thatsache steht fest, dass auf der Saalburg Hufeisen gefunden wurden und ebenso an vielen anderen Orten, wo die Römer hausten, so in der römischen Villa zu Wustweiler (Kreis Ottweiler) u. s. w. Der Einwand, den nur wenige noch gegen die Fundthatsachen erheben, dass die römischen Schriftsteller von den Hufeisen nichts berichten, ist nicht mehr stichhaltig, und Herr v. Cohausen wird seinen Widerspruch, mit dem er auf der Versammlung wohl ziemlich allein dastand, aufgeben müssen. Die ganze Erörterung hätte m. E. sehr abgekürzt werden können. Das Material, das bis zum Jahre 1887 vorlag, ist ausführlich und zur Genüge in dem Aufsatz von Schaaffhausen Bonner Jahrb. 84 p. 28—54 behandelt worden, von dem in der Sitzung nicht Notiz genommen wurde.

An die Sektionssitzung schloss sich die zweite allgemeine Sitzung, die durch zwei Vorträge ausgefüllt wurde. Pfarrer Paulus-Pusieux sprach über die Backsteinmauerungen im Seillethale (briquettage dans la vallée de la Seille). Es sind dies ungeheure Lager von Backsteinen,

welche mitten im Seillethale, rings um die Städtchen Marsal, Vic und Moyenvic sich ausdehnen. Die Steine, verschieden an Gestalt und Grösse, wurden frei mit der Hand geformt und weisen noch Fingereindrücke auf. Die meisten sind cylinderförmig mit einer Verdünnung in der Mitte, also einem Knochen vergleichbar. Andere haben die Gestalt eines Langecks mit abgerundeten Kanten. Ihre Grösse ist verschieden (zwischen 10—30 cm lang, und 3—7 cm dick), viele sind nicht grösser als Fingergelenke. Diese Steine wurden durcheinander in den Sumpf geworfen, daher der Ausdruck „Backsteinmauerung“ eigentlich nicht passend gewählt ist und es besser heissen würde „Backsteinlager“. Die Steine sind heute fest mit einander verbunden und bilden eine kompakte Masse, obgleich Mörtel nicht angewandt worden ist. Ursprünglich deckten die Lager wahrscheinlich die Oberfläche des Bodens, sie sind durch ihr Gewicht aber allmählich gesunken, so dass man sie heute oft in einer Tiefe von mehreren Metern suchen muss. Auch die Dicke der Schicht ist nicht überall die gleiche. In Burthecourt soll sie über 4 m betragen, in Marsal hat man sie auf 1—2 m abgeschätzt. in Vic auf etwa $^1/_2$ m. Zwischen Dieuze und Marsal fehlen die Backsteinlager. Das Lager von Marsal ist das wichtigste und am meisten durchforscht. Es erstreckt sich unter der ganzen Oberfläche des Städtchens und nach Westen noch darüber hinaus. Ein Gelehrter schätzt die Masse auf über eine Million Kubikmeter, die Masse des Lagers von Moyenvic auf etwa die Hälfte. Viel kleiner ist die Ausdehnung des Lagers von Burthecourt. Andere Lager sind noch nicht näher durchforscht worden. Die Ansichten der Gelehrten über den Ursprung und Zweck dieser grossen Anlagen gehen auseinander. Der Vortragende meint, den Anfang damit hätten die Ureinwohner des Seillethales gemacht, spätere Eroberer hätten die Arbeit fortgesetzt. Auch die Frage nach dem Zweck der Anlagen ist noch eine offene. Der Redner wagt kein bestimmtes Urtheil darüber, glaubt aber, dass Ausbeutungszwecke der Salinen dabei in erster Linie berücksichtigt wurden. Freiherr v. Hammerstein erörterte darauf kurz den Inhalt des interessanten Vortrags in deutscher Sprache. — Dr. Knod-Schlettstadt sprach sodann über die Acta nationis germanicae universitatis Bononiensis. Er gab eine Uebersicht über den reichen Inhalt derselben, besonders den wichtigsten Theil derselben, die Annales. Sie sind werthvoll für die deutsche Geschichte, besonders für die innere Verfassung.

In der zweiten Sektionssitzung am 11. September wurde zunächst über germanische, slavische etc. Töpferwaaren gesprochen. Es wurden Reste von Scherben mit Ornamenten vom Burgwall Drense (Kreis Prenzlau) vorgelegt. Die slavischen Töpferwaaren unterscheiden sich von den anderen dadurch, dass sie keine Henkel haben. Zu greifbaren Resultaten führte die Berathung nicht. Dr. Florschütz-Wiesbaden berichtete über prähistorische Glasfunde in Thüringen.

Die im Programm vorgesehene 5. Frage lautet: „Im lothringischen Hügelland finden sich zu vielen Hunderten napfförmige Gruben (Mare oder Pule genannt) von 10 bis 30 m Durchmesser, die geologisch nicht erklärbar sind. Kommen dieselben auch sonst in Deutschland in dieser Massenhaftigkeit vor? Wer hat sie angelegt? Welchen Zwecken dienten sie?" Die Ansicht, dass die Anlage von Cisternen damit bezweckt worden sei, wurde bald fallen gelassen. Man identifizirte sie mit den sog. Margellen, die zu Wohnzwecken dienten, und die massenhaft in Deutschland entdeckt worden sind. Die Herren Jacobi, Pfarrer Paulus, Kofler-Darmstadt, Friedel-Berlin, Ohlenschlager-Speyer berichteten über solche Gruben. Ohlenschlager bezweifelte aber, dass alle diese Margellen Wohnungen waren. Die in Bayern entdeckten hat er in die prähistorische Karte von Bayern eingezeichnet. Die Gestalten sind verschieden. Es finden sich ovale, runde, viereckige, rechteckige; es sind Eingänge mit Stufen nachweisbar, desgleichen Wege, welche benachbarte Gruben verbinden. Der Durchschnitt einer von Ohlenschlager beschriebenen Grube gleicht einer Schüssel mit erhabenem Rande. Friedel berichtet von solchen Gruben, die sich im südlichen Ungarn fanden und die z. Th. von beträchtlicher Grösse sind. Ob aber die lothringischen Mare ohne weiteres mit diesen Margellen zu identifiziren sind, muss vorderhand zweifelhaft bleiben, bis genauere Berichte über die Beschaffenheit derselben vorliegen. Es referirte schliesslich Dr. Hoffmann-Metz über das häufige Vorkommen von Uebergangsformen vom Merkur zum Vulkan und umgekehrt auf lothringisch-elsässischen Bildwerken.

In der allgemeinen Schlusssitzung vom 12. September berichtete v. Cohausen über die Arbeiten der archäologischen Sektion, Archivrath Dr. Jacobs über die der historischen Sektion. In der letzteren hatte Archivdirektor Wiegand-Strassburg über seine Arbeiten im vatikanischen Archive berichtet, Dr. Wichmann-Metz die beiden ältesten in Metz vorhandenen Gebäude, das Hôtel St. Livier (in der Trinitarierstrasse) und das Hôtel de Gargan (in der Bankstrasse) besprochen. Ferner war über die These 2 (Welche Tauf- oder Rufnamen von Personen beiderlei Geschlechts lassen sich aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in der Zeit vor und einige Jahrzehnte nach der Reformation aus dem Kreise der Kalenderheiligen und aus dem Schatze der einheimischen deutschen Rufnamen aus Urkunden, Druckschriften, Bürgerbüchern und Verzeichnissen als herrschende feststellen?), sowie über These 9 (die sog. Vivatbänder betreffend) in der historischen Sektion verhandelt worden. Betreffs weiterer Einzelheiten muss ich auf den Bericht, der im Correspondenzblatt des Gesammtvereins über die Verhandlungen erscheinen wird, verweisen. Freiherr v. Hammerstein machte darauf die Mittheilung, dass über die Frage betreffend den Schutz der Denkmäler zwischen den

Hauptinteressenten mehrfach vertrauliche Besprechungen stattgefunden hätten und dass beschlossen worden wäre, durch eine Commission einen entsprechenden Gesetzentwurf ausarbeiten zu lassen, welcher der Reichsregierung und der nächsten, in Schwerin abzuhaltenden Generalversammlung vorgelegt werden soll. Stadtrath Friedel schloss darauf die Versammlung mit dem Danke für die Gastfreundschaft der Stadt Metz.

Ausflüge wurden zwei unternommen: am 10. September Nachmittags nach Jouy (Besichtigung der Reste der römischen Wasserleitung) und weiter über Ars a. d. Mosel nach Gravelotte. Vorher hatte die Stadt Metz in liebenswürdigster Weise im Stadthause die Versammlung bewirthet. Die Fahrt nach Jouy und Gravelotte erfolgte in 32 Wagen auf Kosten der Stadt. Bei Gravelotte hielt Herr Major Marschall v. Bieberstein Vortrag über die damalige Gefechtslage. Nicht minder interessant gestaltete sich der Ausflug nach Luxemburg am Nachmittage des 11. September. Die Behörden Luxemburgs kamen der Versammlung auf das freundlichste entgegen. Die Sammlungen der Stadt und die Stadt selbst wurden eingehend besichtigt. Ein Festessen, bei welchem der Obertribunalspräsident Luxemburgs, Herr Vannerus, ein Hoch auf die versammelten deutschen Vereine ausbrachte, das von Freiherrn v. Hammerstein mit einem Hoch auf Luxemburg erwidert wurde, beschloss den genussreichen Tag.

Nicht unerwähnt bleiben darf die Ausstellung lothringischer Alterthümer im Metzer Museum, die von der jungen Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde veranstaltet worden ist. Das städtische Museum, die Bibliothek, das lothringische Bezirksarchiv lieferten dazu ihre besten Stücke; viele Privatleute, der lothringische Adel, die einheimische Geistlichkeit hatten die Ausstellung mit werthvollen Gegenständen und Sammlungen beschickt. In den beschränkten Räumen waren über 500 Nummern untergebracht. Auch der Domschatz war ausgestellt worden. Der Mangel eines eigenen Katalogs that der Vortrefflichkeit der Ausstellung keinen grossen Abbruch.

# V. Verzeichniss der Mitglieder [1])

## im Jahre 1889.

**Vorstand des Vereins von Pfingsten 1889 bis 1890.**

Geh. Rath Prof. Schaaffhausen, Präsident,
Prof. J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, Dr. A. Wiedemann, } Secretäre,
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

**Ehren-Mitglieder.**

*Bardeleben, Dr. von, Excellenz, Oberpräsident a. D. in Berlin.
*Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologisehen Instituts in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und Gen.-Director der Königl. Museen in Berlin.
*Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

**Ordentliche Mitglieder.**

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsmin. a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath u. Professor in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Professor in Berlin.
**Aldenkirchen**, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
*Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Dr. Hans, in Burgbrohl.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arendt, Dielingen.
Arnoldi, Dr., pract. Arzt in Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Rector in Prüm.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.
Baedeker, J., Buchh. in Essen.
Baron, Dr., Professor in Bonn.
**Bartels**, ausw. Secretär, Pfarrer in Alterkülz.
Beck, Dr., Seminardirect. in Linnich.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
Berlepsch, Frhr. von, Ober-Präsident in Coblenz.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes-i. Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Duisburg.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadtgemeinde Essen.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universität Freiburg i. B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Univers. Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek der Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach, Exaeten bei Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr. Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchard-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blank, Gust., Fabrikant in Elberfeld.
Blank, Willy, Rentner in Elberfeld.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
**Boch**, ausw. Secr., Geh. Commerzienrath u. Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. i. Düsseldorf.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymn.-Director a. D. in Darmstadt.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakademie in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Karlsruhe.
Brühl, Graf v., Landrath in Coblenz.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerzienrath in Dülken.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höh. in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cappell, Landger.-Dir. i. Paderborn.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Caron, Alb. Heinrich, Gutsbesitz. auf Haus Heisterberg bei Königswinter.
Carstanjen, Adolf v., in Godesberg.
Cetto, Carl, Gutsbes. in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.

Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard, von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Claer, Ernst von, Major a. D. in Bonn.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.
Conservatorium d. Alterthümer, Grossherzogl. Badisch. in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Prof. in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Cuny, Dr. von, Geh. Justizrath in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahm, Dr. Georg Carl, Rentn. i. Bonn.
Deiters, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Dieckhoff, Baurath in Bonn.
Diergardt, Frhr. von, Morsbruch.
Dilthey, Dr., Prof. in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeist. in Bonn.
Dognée, Dr. E. M. O. in Lüttich.
Dungern, Frhr. von, Präsid. d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, Toni, Rentner in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elten, Gust., Generall. z. D. in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentn. in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in Engl.
Eynern, Ernst von, Kaufmann in Barmen.
Finkelnburg, Prof., Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath und Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg i. Pr.
Frings, Frau, Commerzienr. Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Aug., Kaufm. in Elberfeld.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
*Fürth, Frhr. von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf von, Stammheim b. Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
*Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Georgi W., Univ.-Buchdruckereibesitzer in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Dir. in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier i. Bonn.
Gottgetreu, G., Reg. u. Baurath in Cöln.
Grand-Ry, von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Greef, F. W., Commercienr. in Viersen.
*Groote, von, Geh. Regier.-Rath, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbesitzer in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an St. Aposteln in Cöln.

Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Hersfeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Mastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident. in Münster i. W.
Hanstein, Peter, Buchh. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann u. Fabrikbesitzer in Lennep.
Haskarl, Dr. in Cleve.
**Haug**, Ferd., Professor u. Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Frhr. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Geh. Regierungsrath in Wevelinghoven.
Helmentag, Hauptmann u. Comp.-Chef in Düsseldorf.
Henry, Buch- u. Kunsthändl. in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Hermeling, Pfarrer in Nothberg, Reg.-Bez. Aachen.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Hettner, Professor, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens und Professor in Cöln.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
*Heydemann, Dr., Prof. in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Scheidtweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, von der, Freiherr August, Bankier in Elberfeld.
Heydt, von der, Carl, Bankier in Elberfeld.
Heyl, C. W., Freiherr von, Geh. Commerzienrath in Herrnsheim b. Worms.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, Commandirender General in Posen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund u. d. Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoeting, Bernhard, Dr., Bischof von Osnabrück.
Hohenzollern, Se. Hoheit Fürst von, in Sigmaringen.
Höpfner, Dr. Geh. Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hoiningen-Hüne, von, Dr. iur., Landrichter in Metz.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor u. Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humbroich, Justizrath u. Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, Gener.-Dir. in Mechernich.
*Huyssen, Militär-Oberpfarrer in Münster i. W.
Ihm, Max, Dr. phil. in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.

Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kahl, W., Dr., Professor in Bonn.
Karsch, Paul, Reg.-Baumeister, in Münster i. W.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Berlin.
Keller, Dr., Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kellner, Dr., Professor in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Geh. Regierungsrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koenig, Fritz, Rentner in Bonn.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kohtz, Hauptmann u. Comp.-Chef in Düsseldorf.
Kosbab, Jos., Rgs.-Bauinspector in Cöln.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Kreis-Ausschuss in Neuss.
Kreis-Ausschuss Mettmann in Vohwinkel.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Ladegast, Richard, Gymnasiallehrer in Colmar i. E.
Lamprecht, Dr., Professor in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. i. Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Daun.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Euskirchen.
Landrathsamt, Königl. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Kön. in Kempen.
Landrathsamt, Kön. in Rheinbach.
Landrathsamt, Königl. in Solingen.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, ausserordentl. Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Langenberg, Franz, Baumeister in Bonn.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Lautz, Notar in Elberfeld.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeld, Dr. Paul, Professor a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Leverkus-Leverkusen, Rentner zu Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, Geh. Rechn.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Liebieg, Theodor, Baron von, zu Reichenberg in Böhmen.
Linden, Anton, in Düren.
Lindenschmidt, Carl, Rechtsanwalt in Elberfeld.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Looschke, Dr., Professor in Bonn.
Loersch, Dr., Geh. Justizrath und Professor in Bonn.

Lohaus, Ober-Verwaltungsgerichts-Rath in Berlin.
* Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
**Lübke, von**, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Maassen, Pastor in Hemmerich.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
* Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
* Meester, de, de Ravestein, Ministre plenip. zu Schloss Ravestein b. Mecheln.
**Mehlis**, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Mendelssohn, Wilh., Rentner in Bonn.
Menzel, Professor Dr. in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Meyer, Dr., Regierungsrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, F., in Andernach.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Cöln.
Müller, Frau Wittwe Robert, Rentnerin in Bonn.
Münz- und Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbesitzer in Trier.
Nellessen, Theodor, in Aachen.
Neufville, W. von, Rentn. in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Neuhoff, Dr. Robert, Chemiker in Elberfeld.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. Rath in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
**Nordhoff**, Dr., ausw. Secr., Professor in Münster i. W.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr., Docent an der Universität in Heidelberg.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
* Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
**Overbeck**, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Overbeck, Oberförster zu Ensdorf, Rgsb. Trier.
Palm, F. N., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
**Paulus**, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster i. W.
**Pleyte**, Dr. W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.

Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial - Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Radziwill, Edmund, Durchl. Prinz, Kloster Beuron in Hohenzollern.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rauter, Oskar, in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnasium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Recklinghausen, von, Wilh., in Cöln.
*Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Remy, Jul. in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. u. Prof., in Berlin.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rhodius, Robert, in Linz a. Rhein.
Richter, Johannes, Kgl. Bau-Inspector a. D., in Bonn.
Ridder, Victor, Apothekenbes. in Goch.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
*Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roeber, Friedrich, Bankier in Elberfeld.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, General-Lieutenant z. D. in Wiesbaden.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Sandt, von, Geh. Regierungsrath in Bonn.
Sandt, von, Dr. juris, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schambach, Prof. Dr., in Altenburg.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Schickler, Ferd., in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Frankfurt a. M.
*Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schlumberger, Jean, Fabrikbes. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmidt, Oberbaurath u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
**Schneider**, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr., Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnock, Heinrich, Caplan in Aachen.
Schnütgen, Dr., Domherr in Cöln.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau, in Düren.
Schönaich - Carolath, Prinz, Berghauptmann a. D. in Potsdam.

Schönfeld, Frederick, Baumeister in Lippstadt.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster i. Westf.
Schroers J. H., Dr., Prof. in Bonn.
Schulz, Caplan in Aachen.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schurig, Paul, Maler und Realschullehrer zu Rheydt.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Seyffarth, Geh. Regier.-Rath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Ostrowo.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Oberst, Abtheilungs-Chef im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Aktienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrikant in Lüttich.
Stier, Hauptmann a. D. in Zossen.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General z. D. in Bonn.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verl.-Buchhändler in Bnn.
Stremme, Heinrich, Kaufmann in Crefeld.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Kaiserl. Baurath in Metz.
Townsend, Albert, in Wiesbaden.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Urlichs, Dr., H. L., Assistent an den Akad. Kunstsammlungen der Universität in Würzburg.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr, Geh. Ober-Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Viereck, Baurath in Bonn.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-Rath in Aachen.
Wal, Dr., de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Weerth, de, Dr., Guido, Regier.-Referendar in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Neuwied.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, Premier-Lieut. und Adjutant der 50. Infant.-Brigade in Darmstadt.
Wiecker, Pfarrer in Peine, Provinz Hannover.

Wied, W. zu, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, von, erster Staatsanwalt in Elberfeld.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wülfing, Frau, Gutsbesitzerin auf Burg Kriegshoven.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg, Rheinland.
Wulfert, Dr., Gymn.-Direct. a. D. in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.

## Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P., Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

---

# Verzeichniss

## sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Gymnasium. Müllenmeister. Nellessen. Landrathsamt. Palm. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schnock. Schulz. Stadtarchiv. Startz. Wagner. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: *von Groote. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenburg: Schambach.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Alterkülz bei Castelaun: Bartels.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. *von Bardeleben. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Mu-

seen. Greiff. Höpfner. Hübner. Jaehns. Kekulé. Lehfeldt. Liebenow. Lohaus. Pieper. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. v. Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Beuron, Kloster in Hohenzollern: Prinz Radziwill.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Binz. Bücheler. Bürgerschule. Caesar. Cahn. Alex. von Claer. Eberhard von Claer, Ernst von Claer. Dahm. *von Dechen. *Delius. Dieckhoff. Doetsch. Elten Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Frl. Eskens. Fricke. Follenius. *von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R.Goldschmidt. vonGrand-Ry. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. P. Hauptmann C. Hauptmann. F. Hauptmann. Heyn. Henry. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Ihm. Kahl. Kaufmann. Kaulen. Keller. Kellner. Klein. Klingholz. Koenig. Krafft. Lamprecht. Landsberg. Langenberg. Lautz. Leber. Leverkus-Leverkusen. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Loeschke. *Lübbert. Märtens. Marcus. Marx. Menzel. Mendelsohn. Frau Müller. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Prieger. von Proff-Irnich. *Reinkens. Richter. von Rigal. Roettgen. Rolffs. von Sandt. Dr. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schroers. Simrock. Sonnenburg. Stoll. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. Viereck. van Vleuten. Waldeyer. Wiedemann. Wolfers. Wuerst. Wulfert. Zartmann.
Boppard: Scheppe. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms,
Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.
Bruchsal: Gymnasium.
Brühl: *Alleker.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burgbrohl: Andreae.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Haskarl. Stadtbibliothek.
Coblenz: Becker. von Berlepsch. Binsfeld. Graf von Brühl. Civil-Casino. Deiters. v. Eltester. Gymnasium. Landau. von Loë. Stadtbibliothek.
Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnas. Arndts. Exc. Camphausen. Civil-Casino. Cüppers. Düntzer. Esser. Friedrich-Wilh.-Gymnasium. Forst. Fröhlich. Fuchs. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Ed. Herstatt. Heuser. Robert Heuser. Frau Aug. Joest. Ed. Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Kosbab. Kramer. Krementz. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnas. Mayer. Merkens. Merlo. von Mevissen. Meyer. Michels. Mitscher. Movius. Müller. Niessen. Albert, Frhr. v. Oppenheim. *Dagobert Oppenheim. Eduard, Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau vom Rath, Eugen. Emil Rautenstrauch. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schallenberg. Schenk. *Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Voigtel. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff.
Colmar im Elsass: Ladegast.
Crefeld: Gymnasium. Heimendahl. von Randow. Schauenburg. Stadtbibliothek. Stremme.
Darmstadt: Bossler. Werner.
Daun: Landrathsamt.
Deutz: Schultz. Schwoerbel. Wolf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl. Biblioth.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Hist. Verein. Wiskott.
Dernsteinfurt: Frhr. v. Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Hultsch.
Dülken: Bücklers.
Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schöller. E. Schoeller. Frau J. Schoeller. Voss.
Dürkheim: Mehlis.
Düsseldorf: Staats-Archiv. Boetzkes. Bone. Courth. Gymnasium.

Helmentag. Kohtz. Lieber. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rauter. Real-Gymnas. Schneider. Trinkaus. Frl. Weckbekker. de Weerth.
Duisburg: Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.
Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.
Elberfeld: Blank Gustav. Blank Willy. Boeddinghaus. von Carnap. Frowein. Gymnasium. von der Heydt, Freiherr August. von der Heydt, Carl. Lautz. Lindenschmidt. Neuhoff. Roeber. Springorum. Stadtkreis. von Winckler.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnas. Stadtbiblioth.
Ems (Bad): Kur-Commission.
Ensdorf Rgsb. Trier: Overbeck.
Erkelenz: Landrathsamt.
Essen: Baedeker. Bibliothek der Stadtgemeinde. Gymnas. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Landrathsamt.
Exaeten bei Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flamersheim: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Schierenberg. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fulda: G[illegible]
St. Gallen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Landrathsamt.
M.-Gladbach: Gymnasium. Kühlen. Quack.
Goch: Ridder.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.
Göttingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Hadamar: Gymnasium.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: von Stumm.
Halle: *Heydemann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek.
Hamm: Falk.
Hanau: Gymnasium.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Haus Heisterberg bei Königswinter: Caron.
Hemmerich: Maassen.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herrnsheim bei Worms: Freiherr von Heyl.
Hersfeld: Gymnasium.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen (Rheinl.): Landrathsamt.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Dr. Kohl.
Kriegshoven bei Weilerswist: Wülfing.
Langenberg (Rheinland): Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck Springer.
Lennep: Hardt.
Lexhy (Schloss): de Blanchard-Surlet.
Linnich: Beck.
Linz a. Rhein: Rhodius.
Lippstadt: Schoenfeld. Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Dognée. Steinbach. Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnasium.
Mannheim: Alterthums-Verein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels bei Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mechernich: Eick. Hupertz.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. von Hoiningen-Hüne. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.

Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: Frhr. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae.
Mülheim a. d. R.: Realgymnasium.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Heereman. *Huyssen, Karsch. Nordhoff. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mils: Evans.
Neuss: Gymnasium. Koenen. Kreis-Ausschuss. Sels.
Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Remy. Reusch. Wegehaupt.
Niedermendig: Müller.
Nothberg, Reg.-Bezirk Aachen: Hermeling.
Nymwegen: Museum.
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Osnabrück: Hoeting.
Ostrowo: Spee.
Paderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. *Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Peine, Prov. Hannover: Wiecker.
Plittersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Posen: von Hilgers.
Potsdam: von Achenbach. Prinz Schoenaich.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Prüm: Asbach.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: *de Meester de Ravestein.
Reichenberg in Böhmen: von Liebieg.
Remagen: von Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs.
Rheinbach: Landrathsamt.
Rheine: Gymnasium.
Reydt, Reg.-Bezirk Düsseldorf: Schurig. Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnasium.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Progymnasium.
Siegburg: Gymnasium.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.
Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar. von Viebahn.
Solingen: Landrathsamt. Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim b. Mülheim a. Rhein: Graf von Fürstenberg.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Straub.
Stromberger Neuhütte (bei Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnasium.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Cüppers, Gymnasium. Hettner. Lintz. Mosler. von Nell. Realgymnasium. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universit.-Bibliothek.
Turin: Promis.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann.
Vogelensang: Borret.
Vohwinkel: Kreis-Ausschuss Mettmann.
Wallerfangen: *von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium.
Wevelinghoven: von Heinsberg.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.

Wiesbaden: Bibliothek. Frhr. von Dungern. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck. von Rosen. Townsend.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein.
Würzburg: *von Urlichs. Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zossen: Stier.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

Die während des Jahres gestorbenen Mitglieder sind mit einem * bezeichnet.

---

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.



F. 1



F. 2

(1160 – 1250)

1. Roman: JU 160, WIE o, ⇐, ←, ⇐, X, ...

2. Elsass: Hohnack. O, 4, Fleckenstein. ⌓, Δ, ⊟, X, L.

Alte Strbg 1200: L, V, Δ, d, ⊢, S, ∠, N, I, ...

Münst. b, A, C, R, M, ⌓, ..., E, ..., ..., ↓.

3. Pfalz. Y, ⊓, ..., → Vaihingen: (Schwaben) →, Z, +, L, ⊣.

4. Schwab. V, D. Reichenberg: ..., →, Δ, ↔, +.

Blankenhornberg: ◡, ..., ▷, ..., Magenheim: ..., ..., ..., ◡.

(1250 – 1500.)

am Burgthor von Esslingen. 1531

5. Elsass. Hohen Geroldseck (Baden). ..., 1, E, ..., Helfenberg. ⌓, Δ, L, Z.

6. Strassburg (Pfeiler): ✳, ..., W, ...

dto Westfront (bis zur ...): A, Я, h, ..., ∞, ..., T, ...

dto Thurm. ..., ..., d, ..., ..., 0, C, ..., ..., X, M.

7. Spät-G. Thorthurm in Sennheim: D, Z, ..., K, ∅, ..., ...

Hohnack V. ..., V..., M+, L+. Schauenburg: ..., ..., N, +

Strassb. M. erb. v. ...

Frauenhaus in Strassburg.

8. Neuere

15 ...

9. Meister

Werkmeister

Steinhieroglyphen der Kelten nach Voulot (im Elsass)

Ascia sur un dolmen. Roues solaires. Croix. fer à cheval.

Runenschrift. ᚠ fe.f. ᚢ Ur.u. ᚦ Thurs, th. ᚬ Os.o.

ᚱ Reid, r. ᚴ Kaun k. ᚼ Hagl.h. ᚾ Naud.n. ᛁ Is.i. ᛅ Ar.a.

ᛋ Sol,s. ᛏ Tyr,t. ᛒ Biörk.b. ᛚ Langr.l. ᛘ Madr.m. ᛦ Yr y.

Aussenflächen der Quader. (vorroman:) Strassburg M. Crypta. Röteln.

Wetzmarken auf Quader an Kirchen.

(1160 – 1250)

1. Roman: Ju 1160, WIE0, ...

2. Elsass: Hohnack. O, 4, Fleckenstein. ...

Alte Rtrbg 1200: L, V, Δ, d, ...

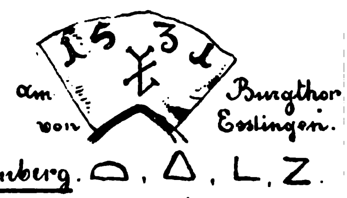
Münst. b, ...

3. Pfalz. ... Y, ... Vaihingen: (Schwaben) → , Z, +, L, ...

4. Schwab. ..., V, D. Reichenberg: ...

Blankenhpperg: ... Magenheim: ...

(1250 – 1500.)




5. Elsass. Hohen Geroldseck. ... Helfenberg. ... L. Z.
(Baden)

6. Strassbu... (Pfeiler) ... W ...

dto Westfront (bis zur ...) ...

dto Thurm. ...

7. Spät: G... Thorthurm in Sennheim: D, Z, ... K, ...

Hohnack V. ... M+, L+. Schauenburg: ... N +

Strassb. M... erb. v. ...

Frauenhaus in Strassburg

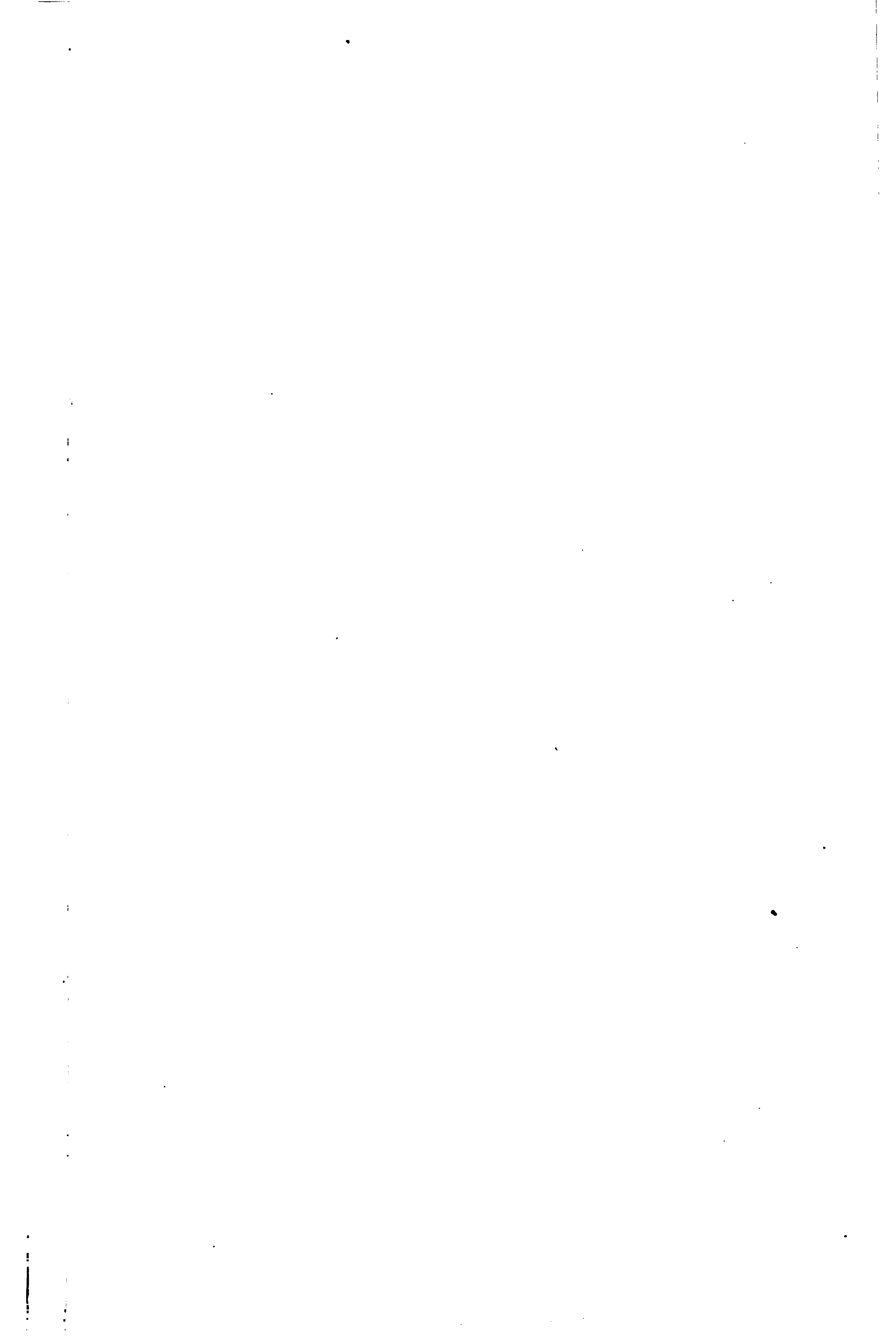
8. Neuere

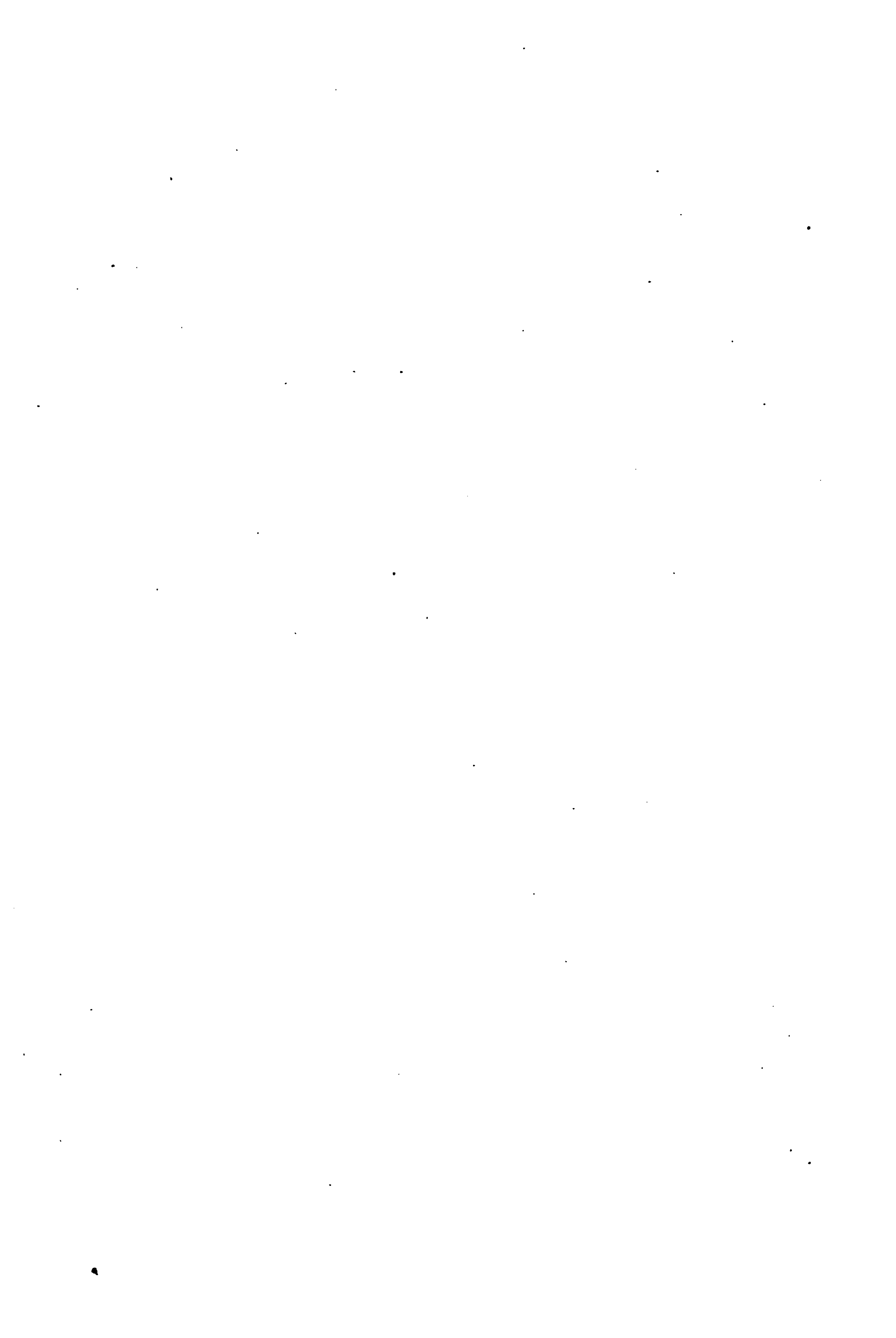
15 ...

9. Meister

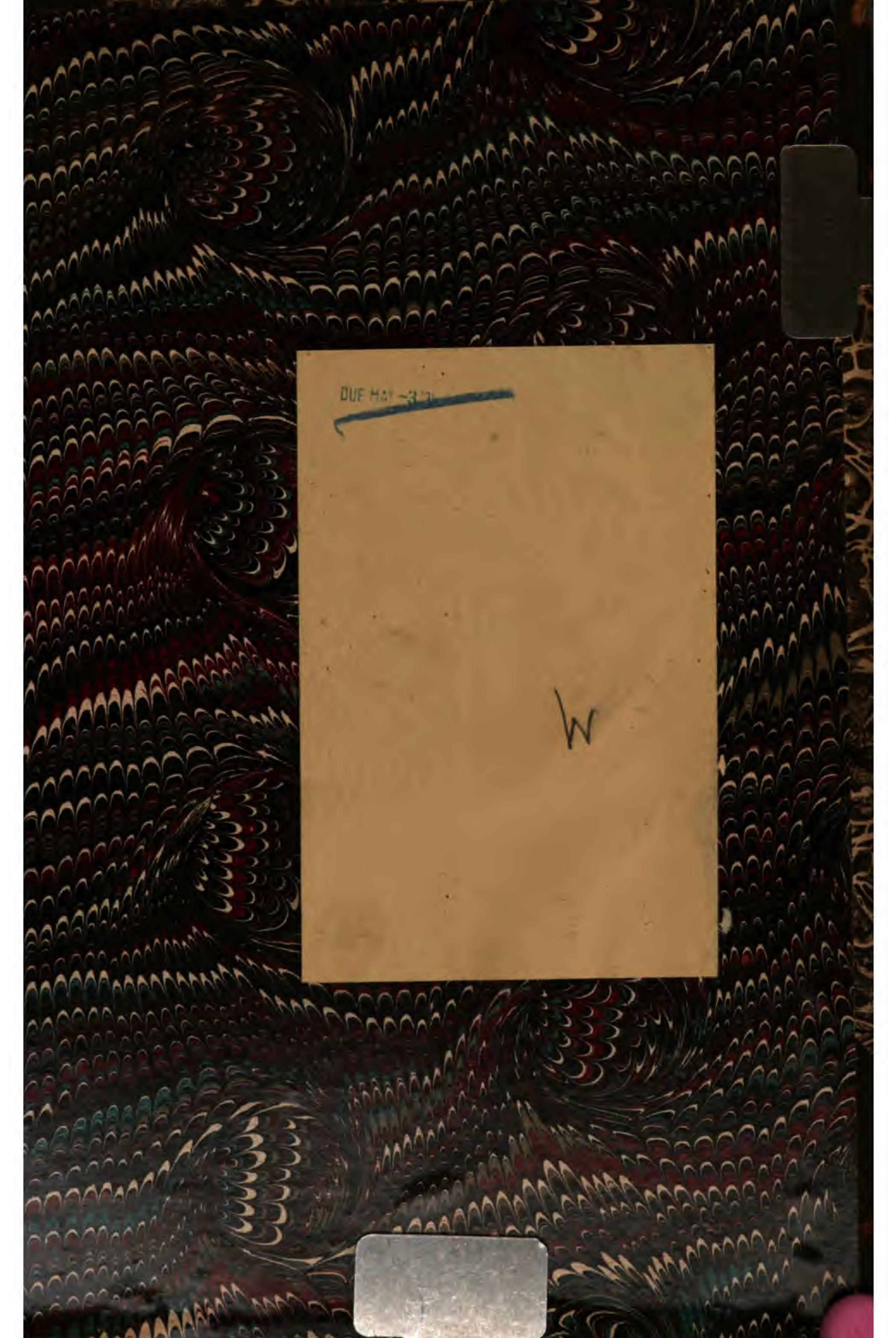
Werkmeister...










DUE MAY -3 '3


Widener Library
3 2044 098 657 729